This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Slav 3684.2

Harvard College Library

FROM THE

J. HUNTINGTON WOLCOTT FUND

Established by ROGER WOLCOTT (H. U. 1870), in memory of his father, for "the purchase of books of permanent value, the preference to be given to works of History, Political Economy, and Sociology." (Letter of Roger Wolcott, June 1, 1891.)

Received August 1, 1902.

Reiſe in Afghaniſtan und Buchara.

„Amicus Plato, sed magis amica veritas“.

SCHIR-ALI-CHAN.

Reiſe der Ruſſiſchen Geſandtſchaft

in

Afghaniſtan und Buchara

in den Jahren 1878—79.

Von

Dr. J. L. Jaworskij.

J. L. Jaworskij.

Autoriſirte Ausgabe.

Aus dem

Ruſſiſchen überſetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen verſehen

von

Dr. Ed. Petri,

Docent für Geographie und Anthropologie an der Univerſität Bern.

Erſter Band.

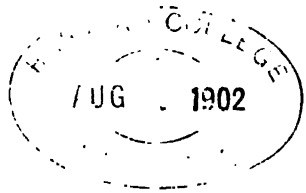
Mit zwei Vollbildern und einer Karte.

Jena,

Hermann Coſtenoble.

1885.

Slav. 3664.2



Wolcott fund.

Vorwort.

Es bedarf wohl keiner näheren Begründung, daß ein Werk über Central-Asien und speziell über Afghanistan etwas durchaus Zeitgemäßes sei.

Seit Jahrzehnten ist bereits das politische Interesse für Central-Asien erwacht. Drohender aber als je sammeln sich gegenwärtig hier die Wolken. Unaufhaltsam rücken die beiden europäischen Großmächte, Rußland und England, in Central-Asien vor; unabwendbar erscheint ihr Zusammenstoß; unabwendbar der Untergang der kleinen central-asiatischen Staaten. Einst aber wird Central-Asien, wie die Verhältnisse daselbst in nächster Zukunft sich auch gestalten mögen, doch aufhören, der ewige Kampf- und Ringplatz der Menschheit zu sein. Daß die central-asiatischen Gebiete unter glücklicheren Umständen zu einer großen Rolle in kultureller Hinsicht berufen sein werden, das steht wohl für jeden weitblickenden Geographen außer Zweifel.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes, ein mit vielseitigem Wissen und tüchtiger Beobachtungsgabe ausgestatteter junger Arzt, hat den beiden von uns angedeuteten Gesichtspunkten seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Er bietet uns eine wertvolle und genaue, für den Geographen, nicht minder aber auch für den

Politiker hochintereſſante Studie über die geographiſchen Verhältniſſe gerade derjenigen Partieen und Routen, die bei einem feindlichen Zuſammenſtoß ſtets in Betracht kamen und auch fernerhin noch kommen werden. Andererſeits aber ſchildert er in eingehender Weiſe auch die kulturellen Verhältniſſe der von ihm bereiſten Gegenden.

Ein beſonderes aktuelles Intereſſe erlangt das vorliegende Werk dadurch, daß der Verfaſſer als Arzt der ruſſiſchen Geſandtſchaft von 1878—79 und als Leibarzt Schir-Ali-Chans, des unglücklichen Emirs von Afghaniſtan, Gelegenheit hatte, Afghaniſtan in einer Epoche kennen zu lernen, die füglich als ein zweites „Trauerſpiel in Afghaniſtan“ bezeichnet werden dürfte. Der Darſtellung der für Afghaniſtan ſo überaus tragiſchen Ereigniſſe der Jahre 1878 bis 1879 ſchließt ſich eine von ſtark ausgeprägtem Patriotismus durchdrungene, dabei aber ſchonungslos offene Kritik der ruſſiſchen Beziehungen zu Afghaniſtan an. Aus privaten Mitteilungen erfahren wir, daß dieſe rückſichtsloſe Bloßſtellung der ruſſiſchen Politiker einen heftigen Sturm gegen unſer Werk in den hochgeſtellten militäriſchen Kreiſen Rußlands heraufbeſchworen und die Exiſtenz des Buches fraglich gemacht hat. Glücklicherweiſe aber fehlte es nicht an Männern, die den Wert eines offenen Wortes zu ſchätzen wußten und für das Werk eintraten.

Die ernſten und mitunter geradezu ergreifenden Partieen des Werkes ſind mit friſchen und lebensvollen Schilderungen von Land und Leute und den Erlebniſſen der Geſandtſchaft in dem ruſſiſchen Turkeſtan, in Buchara und Afghaniſtan verwoben. Von bedeutendem Intereſſe ſind die nach Originalquellen ausgearbeiteten kurzen Ueberſichten über die Geſchichte der von dem Verfaſſer bereiſten Gegenden. Die Ergebniſſe für die Naturkunde dieſer Länder ſind recht dürftig ausgefallen; wertvoll hingegen ſind die originellen Bemerkungen des Verfaſſers über den Stand der mediziniſchen Kenntniſſe der Afghanen.

Bei unserer Uebersetzung haben wir uns bemüht, dem Original möglichst treu zu bleiben. Im zweiten Bande mußten leider einige bedeutende Kürzungen, namentlich auf Kosten des diplomatischen Briefwechsels zwischen Rußland und Afghanistan, vorgenommen werden. Es geschah dies in der Absicht, den ohnehin nicht geringen Umfang des Werkes zu vermindern und somit auch den Preis für dasselbe dem Publikum zugänglicher zu machen. Den gleichen Rücksichten folgend, sahen wir uns genötigt, uns bloß auf einige wenige erläuternde und berichtigende Anmerkungen zu beschränken und von jeder eingehenden Erörterung der von dem Verfasser aufgestellten Ansichten vorläufig abzustehen.

In der Orthographie der geographischen Namen haben wir uns dem Verfasser angeschlossen. Wir glaubten einerseits der Individualität des Verfassers Rechnung tragen zu müssen und hegen andererseits die Ueberzeugung, daß die russische Orthographie der geographischen Namen, namentlich der aus dem Persischen entlehnten, jedenfalls eine genauere ist, als etwa die englische*). Dort wo die Bezeichnungen des Verfassers schwankend waren, haben wir uns einige kleine Abweichungen erlaubt, wobei wir hauptsächlich die vorzügliche, vom kartographischen Institut der

*) In bezug auf das Chinesische stimmen wir allerdings bis zu gewissem Grade der Anschauung des Herrn Prof. Freiherrn von Richthofen bei, welcher in seinem „China" Bd. I. S. XXII ironisch bemerkt, daß „die Schreibart der Russen von der Art, wie das Ohr aller andern Europäer das Chinesische auffaßt, am weitesten entfernt ist" und ferner: „so gut sie den Bedürfnissen der Russen entsprechen mag, um das wiederzugeben, was sie wirklich zu hören scheinen (sic!)," so entstehen doch durch ihre Umschreibungen in die Alphabete andrer Sprachen unkenntliche Entstellungen. Uebrigens macht sich die Sache für die mit der russischen Aussprache Vertrauten keineswegs so übel, zumal so arge Entstellungen wie „Begin" statt Peking gegenwärtig nicht passieren: der Russe schreibt Pekin. Da wir jedoch für das gesammte Werk die russische Orthographie gelten ließen, so konnten wir für das Chinesische und für gewisse in der Regel in andrer Schreibart gebräuchliche Ausdrücke nur die Ausnahme machen, daß wir neben der russischen Schreibart in ( ) die gebräuchlichere Bezeichnung setzten.

kriegs-topographiſchen Abteilung des ruſſiſchen Generalſtabs herausgegebene neue ruſſiſche Karte: „Ruſſiſch-Aſien und die angrenzenden Gebiete“ 1883—84 benutzten.

Die dem Original beigegebene kleine Ueberſichtskarte haben wir als gänzlich untauglich durch eine Karte aus der Anſtalt von Juſtus Perthes erſetzt. Die geographiſchen Namen auf der dem zweiten Band beigegebenen Routenkarte, die im Original eine vom Text abweichende Orthographie beſitzen, haben wir im Intereſſe der Einheitlichkeit mit den Bezeichnungen im Text in Uebereinſtimmung gebracht.

Der Ueberſetzer.

Inhalt des ersten Bandes.

1. Kapitel.

Taschkent. Sfamarkand.

Seite

Taschkent im Mai 1878. — Vorbereitungen zum Feldzug nach Indien. — Die Ausrüstung einer russischen Gesandtschaft nach Kabul. — Die Umstände, unter welchen die Ausrüstung getroffen wurde. — Mitglieder der Gesandtschaft. — Vorbereitungen zur Abreise von Taschkent. — Die Reise von Taschkent nach Sfamarkand. — Rüstungen der Gesandtschaft in Sfamarkand 1

2. Kapitel.

Sfamarkand. Karschi.

Von Sfamarkand bis Dscham. — Allgemeine Beschreibung der Gegend. — Von Dscham bis Tschiraktschi. — Bucharische Gastfreundschaft. — Ankunft in Karschi. — Das Leben der Gesandtschaft in Karschi. — Die Bäder. — Audienz der Gesandtschaft beim Emir von Buchara Sfeid-Mosafar-Ed-Din-Chan. — Bucharische Belustigungen. — Der Franzose Philipp 28

3. Kapitel.

Karschi. Amu-Darja.

Von Karschi bis Gjusar. — Charakter der Steppe. — Eine Episode mit dem Beg von Gjusar. — Der Jude in Gjusar. — Gebirgsreise von Gjusar bis Schirabad. — Das „Eiserne Thor". — Die Tagesrast in Ser-Ab. — Dschemadar-Tjurja. — Die Stadt Schirabad. — Meine ärztliche Praxis. — Ankunft eines afghanischen Boten mit einem Brief. — Von Schirabad bis Tschuschka-Gjusar. — Wie die Gesandtschaft über den Amu-Darja hinübersetzte 70

Seite

4. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Jenseits des Amu-Darja. — Der Empfang der Gesandtschaft von Seiten der Afghanen. — Ankunft der afghanischen Eskorte. — Die erste Nacht in Afghanistan. — Durch die turkmenische Wüste bis Masari-Scherif. — Aufnahme in Masari-Scherif. — Aufenthalt der Gesandtschaft in Masari-Scherif. — Die Krankheit und der Tod des Lojnabs des Tschaar-Bilajets. — Das lokale Malaria-Fieber. — Der Emir Schir-Ali-Chan ladet die Gesandtschaft nach Kabul ein. — Wir verlassen Masari-Scherif. 118

5. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Wir rücken aus. — Die afghanische Artillerie. — Huri-Mar. — Der Paß Ab-Dug. — Naib-Abad. — Unser Reisetag. — Der Germ-Sir. — Das alte Chulum. — Tasch-Kurgan. — Das Thor des Hindukusch. — Afghanische Disziplin. — Die Lage der Gesandtschaft. — Zündhölzchen der Firma Woronzow & Co. — Kurze historisch-geographische Beschreibung des Amuthales. — Die europäischen Reisenden in diesem Thal 170

6. Kapitel.

Von Tasch-Kurgan bis Bamjan.

Längs dem Chulumfluß. — Sfajad. — Der nächtliche Ritt. — Badeßjab. — Der Heibeker Kessel. — Die Schlucht Dere-i-Sendan. — Eine Hyperbel von Burnes. — Sfar-Bag. — Hurem. — Der erste Gebirgspaß auf dem Wege nach Bamjan, Tschembarack. — Das Thal Rui. — Der Oberlauf des Flusses Chulum und das Gebirgsthal von Duab. — Die zweite von Burnes vorgebrachte Hyperbel. — Die Pässe Kifil und Kara-Kotel. — Das Thal Mader. — Ein paar Zeilen aus der gegenwärtigen afghanischen Geschichte. — Die Schlucht Badschgach. — Der Gouverneur von Bamjan. — Das Thal von Kagmard. — Eine Unkorrektheit von Burslem. — Der Aufstieg Dendan-Schiken. — Das Thal Sfaigan. — Assa foetida. — Die Schlucht Sfuchte-Tschinar. — Der Ort Rigi-No'u. — Der Paß Al-Rabbat. — Die Aussicht auf die umliegenden Gebirge. — Der Niedergang von dem Paß in das Thal von Bamjan 218

7. Kapitel.

Im Bamjaner Thal.

Drei Tage in Bamjan. — Die Denkmäler des Altertums: die Höhlen, die Ruinen. — Die Kolosse von Bamjan. — Meine Wanderungen in den Höhlen. — Ich ersteige das Haupt eines der Kolosse. — Beschreibung der Kolosse. — Die lokalen Sagen über die Kolosse. —

Seite

Die Sochack-Burg. — Der kleine Irak-Paß. — Geographie des Thales von Bamjan; Flora und Fauna desſelben. — Kurze Geſchichte von Bamjan von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. — Ein paar Worte über die Lage der alten Stadt Bamjan 280

8. Kapitel.

Von Bamjan bis Kabul.

Das Thal Irak. — Der Aufſtieg zu dem großen Irak-Paß. — Der Bergknoten zwiſchen dem Hindu-Kuſch und dem Kuch-i-Baba. — Das Dorf Charſar. — Das Kaſtell Gerden-Divar. — Der Paß Unai. — Der Niedergang zum Thal des Kabul-Fluſſes. — Sſer Tſcheſchme. — Koti-Aſchru. — Die Ankunft des Sſerdars Abdullah-Chan. — Der letzte Paß auf dem Wege nach Kabul, Sſefid-Chak. — Der Kulturzuſtand in den oberen Partieen des Kabul-Darja-Thales. — Ankunft des Weſirs Schah-Mohamed-Chan. — Ein Tag in Kalja-i-Kaſy. — Die Elephanten. — Die letzte Poſt von Taſchkent; der telegraphiſche Bericht über den Schluß des Berliner Kongreſſes. — Die feierliche Prozeſſion der ruſſiſchen Geſandtſchaft auf Elephanten und der Einzug in Kabul. — Die Aufnahme der Geſandtſchaft von Seiten der Kabuler Bevölkerung 320

9. Kapitel.

In Kabul.

Die Wohnung der Geſandtſchaft in Bala-Hiſſar. — Die Audienz der Geſandtſchaft beim Emir Schir-Ali-Chan. — Volksfeſtlichkeiten. — Die dem Emir vom Turkeſtaner General-Gouverneur zugeſandten Geſchenke. — Der Emir ſchenkt der Geſandtſchaft 11000 Rupien. — Das Leben der Geſandtſchaft in Kabul. — Engliſche Zeitungen beim Emir. — Wir erhalten eine Poſt aus Taſchkent. — Krankheit und Tod des Kronprinzen Abdullah-Dſchan. — Die Unterhandlungen des Generals Stolettow mit der afghaniſchen Regierung. — Die Nachricht von der Ausrüſtung einer engliſchen Geſandtſchaft nach Kabul. — Die Geſandtſchaft wird von dem Emir abgewieſen. — Ein Bazar in unſerer Wohnung 353

10. Kapitel.

Die Rückkehr des Generals Stolettow aus Kabul.

Eine ſeltſame Ueberraſchung. — Der afghaniſche Kriegsminiſter. — Abreiſe von Kabul. — Grundriß der Geſchichte der Stadt Kabul. — In zwanzig Tagen von Kabul nach Sſamarkand. — Wiederum am Ufer des Amu. — Ohne Schuld und doch ſchuldig. — In Schachrisjabs. — Die letzte Nacht auf der Reiſe. — Das Eintreffen der erſten

Seite

afghanischen Gesandtschaft in Samarkand. — Die Aufnahme, die ihr in Samarkand und Taschkent erwiesen wurde. — Die Abreise des Generals Stolettow nach Livadija. — Der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft erhält den Befehl, auf unbestimmte Zeit in Kabul zu verbleiben. — Kurze Uebersicht des Bamjaner Weges. — Zahlenangaben für die Marschroute 385

1. Kapitel.

Taschkent. Ssamarkand.

Taschkent im Mai 1878. — Vorbereitungen zum Feldzug nach Indien. — Die Ausrüstung einer russischen Gesandtschaft nach Kabul. — Die Umstände, unter welchen die Ausrüstung getroffen wurde. — Mitglieder der Gesandtschaft. — Vorbereitungen zur Abreise von Taschkent. — Die Reise von Taschkent nach Ssamarkand. — Rüstungen der Gesandtschaft in Ssamarkand.

Im Mai des Jahres 1878 herrschte unter den Russen in Taschkent eine so bedeutende Erregung, wie nie zuvor.

Man machte sich zu einem Feldzug nach Indien bereit. Auf einen Befehl hin an den Turkestaner Militärbezirk wurden drei Detachements formiert, die in kürzester Zeit an die Südgrenze des Gebietes ausrücken sollten.

Das Turkestaner Militär schien erwacht zu sein von einem langen Schlummer; es war in Bewegung und Aufregung geraten. Man hatte sich eilig an die Ausrüstung des Trains, der Feldlazarette und der Sanitätskompagnieen gemacht, an den Einkauf der Pferde, des Packgeräts und sonstiger für den Feldzug erforderlicher Gegenstände. Die mit der Verpflegung des Militärs betrauten Personen hatten sich in allen Windrichtungen in der Steppe verstreut, um Pferde anzukaufen und Arben (zweiräderige Gefährte der Eingebornen) zu mieten. Die Offiziere hatten ein merklich fröhliches Aussehen gewonnen, gerade als ob sie beschenkt wären. Allerorts ließen sich in ihren Kreisen Aeußerungen der größten Freude über den bevorstehenden Feldzug vernehmen.

„Furchtbar langweilig, immer auf ein und demselben Fleck zu sitzen .... Unerträglich! Wohin man auch guckt — alles

bekannt und zwar schon seit langer Zeit bekannt. Wie schön dagegen der Feldzug! Da wird man doch wenigstens von dem freien Steppenwinde umweht, da kann man genügend frische Luft einatmen! Habt Dank, Ihr Engländer! Ihr habt uns erlöst, denn wahrhaftig, wohin man auch sonst blicken wollte — allerorts „Stille und Ruh' und Gottes Segen dazu". Man hatte nirgends wohin zu gehen und brauchte auch keinen Schritt zu thun; wir wären auf diese Weise in Taschkent vermodert. Aber nein! Nach Indien gehen wir jetzt — um die Engländer von dort hinaus zu treiben. Zwar hat man auch von einem Feldzug gegen die Chinesen gemunkelt, aber wo sollen die sich mit uns schlagen: die laufen ja fort und werden nicht einmal einzuholen sein!"

In dergleichen Redensarten ergingen sich die Offiziere allerorts, wo sie zusammentrafen. Manche suchten zu erraten, wer mit den ersten Echelons gehen werde. Ein jeder wollte unter den Ersten sein. Der Erste hat das erste Treffen, die erste Auszeichnung! An Mißerfolge dachte selbstverständlich niemand: die Turkestaner Offiziere kennen keine Mißerfolge; sie haben keine mißlungenen Treffen gehabt! Allerdings zeigten sich auch unter ihnen skeptische Gemüter, die die Möglichkeit eines Mißerfolges zuließen; aber es waren ihrer nur sehr wenige. Die Mehrzahl frohlockte und rieb sich schon im voraus die Hände in Erwartung der Reisegelder, der „Podjemnije", der Diäten und vermehrten Rationen. Uebrigens war dies Händereiben in der Hoffnung auf all' die kommenden schönen Sachen recht unbegründet; man wollte wissen, daß die Angelegenheit mit den „Podjemnije" ins Stocken geraten sei. Von einigen Seiten wurde sogar mit Bestimmtheit versichert, daß die „Podjemnije" kaum zu erhalten sein werden, da der Chef des Bezirksstabs trotz mehrfacher telegraphischer Anfragen beim Kriegsminister noch immer nicht den Konsens für die Austeilung der „Podjemnije" erlangt habe; aber — dergleichen Sachen blieben durchweg unbeachtet. Späterhin, allerdings schon etwas spät, mußte ihnen Achtung geschenkt und die Erfahrung gemacht werden, daß die „Podjemnije" sehr stark beschnitten, die Diäten recht „pauvre" ausfielen und schließlich noch zurückverlangt wurden.

Auch die Soldaten schienen lustiger geworden zu sein; häufiger konnte man ein braves Lied vernehmen; ihr Gang selber

war bewußter geworden. Indessen wäre letztere Erscheinung auch auf rein physiologische Ursachen zurückzuführen sein. Seit einigen Tagen war nämlich für die zum Feldzug bestimmten Truppen eine Erhöhung der täglichen Rationen angeordnet worden. Die Truppen in Turkestan, namentlich die Schützen, werden schon für gewöhnlich sehr anständig genährt; jetzt aber wurden sie gemästet, geradezu wie zum „Schlachten". Uebrigens könnte man nach Belieben diesen Ausdruck auch im buchstäblichen Sinne auffassen.

Die verheirateten Soldaten zwar, namentlich diejenigen, die Kinder hatten, waren scheinbar etwas nachdenklich geworden. Aber auch sie wollten nicht zu den Schlechtesten gehören, sie hielten sich tapfer und versuchten sogar sich über die jüngeren Soldaten lustig zu machen, die allerdings noch stark den Bauernlümmeln ähnlich sahen. Aber auch die Verheirateten hatten nicht gar zu sehr zu sorgen. Die turkestanischen Feldzüge haben sich nie durch besondere Verluste in den Reihen des Militärs ausgezeichnet. Der Schaden durch das feindliche Feuer war zumeist sehr gering. Zu bemerken ist es übrigens, daß es auch unter den Soldaten nicht an Skeptizismus mangelte. Die Mehrzahl machte sich natürlich nur ganz nebelhafte Vorstellungen von dem bevorstehenden Feldzuge. Die einen sagten, „man geht um den Chinesen zu schlagen," weil er, „der Schiefäugige," es gewagt habe, der russischen Regierung eine Herausforderung zu senden[1].) Andere wiederum erzählten, daß „der Turkmene" wieder aufrührerisch geworden sei, da gehe man denn, um den Turkmenen zu bändigen. Es gab aber auch solche, die ein paar Brocken von der Unterhaltung der Offiziere aufgeschnappt hatten, und nun erzählten, daß es sich um einen ganz anderen Feldzug handle — einen weiten und schweren.

Im Taschkenter Publikum waren die Gespräche ganz anderer Natur. Man verhielt sich hier ablehnend zu Feldzügen jeglicher

[1]) Im Monat März d. J. war ein Brief Zsian-Zsiuns, des Oberbefehlshabers des chinesischen Militärs in der Mongolei und Kaschgar, angelangt; ursprünglich falsch übersetzt schien dieser Brief Drohungen gegen Rußland auszusprechen für den Fall, daß dieses nicht gewillt sei, Kuldscha an China abzutreten. Späterhin stellte es sich heraus, daß der Brief keinerlei Drohungen enthalte.

Art, um so mehr aber zu einem weiten. Das Jahr 1875 stand noch in Aller Gedächtnis. Damals war die Stadt von Tag zu Tag eines Ueberfalls der Eingebornen, der Sfarten, auf die europäischen Quartiere von Taschkent gewärtig. In der Stadt befanden sich infolge der kriegerischen Aktionen im Chanat Kokan nur sehr wenige Truppen. Sämtliche friedfertige Einwohner waren darum mit Waffen versehen worden; der Belagerungszustand war proklamiert, spezifische Anordnungen hierfür getroffen, ja sogar ein Befehl erteilt, nach welchem sich sämtliche russische Einwohner der Stadt auf ein gegebenes Signal in der Citadelle einzufinden hatten. In der Stadt herrschte eine nahezu panische Furcht. Die Sfarten machten sich durch ungebührliches Betragen bemerkbar. Es waren einige Raubanfälle bekannt geworden.

Gegenwärtig nun bangte der russischen Einwohnerschaft vor der Rückkehr der wenn auch nicht gerade „alten", so doch keineswegs „guten Zeiten". Zwar blieben in Taschkent das Ortsbataillon und zwei neu formierte Reserverotten zurück, aber das Publikum meinte, daß diese Truppen für eventuellen Unglücksfall zur vollen Sicherheit der Stadt nicht genügen würden ... Viele Damen dachten an eine Reise nach Rußland, so nennt man hier das europäische Rußland. Andere wieder erklärten mit Mienen und Ton von Prophetinnen, wenngleich sie hiermit nur ihren persönlichen Wünschen Ausdruck gaben, daß es gar nicht zu einem Feldzug kommen werde, daß „das alles ja nur so sei ..." Wahrlich, sie haben sich späterhin als Prophetinnen erwiesen, wenigstens sind ihre Wünsche in Erfüllung gegangen, denn wenn der Feldzug auch zustande kam, so war „das alles wirklich doch nur so ..." Immerhin unterließen es unsere Prophetinnen nicht, „auf jeden Fall" für ihre Angehörigen Zwieback, Konserven und dergl. Feldnahrung vorzubereiten. Ich habe gesehen, wie manche von ihnen sogar spezielle Feldleibwäsche für ihre tapferen Ehegesponsten angefertigt haben.

Die Damen vom „Roten Kreuz" und solche, welche ihm nicht zugehörten, brachten in kürzester Zeit ganze Haufen von Hospital- und Verbandutensilien zusammen, bestimmt für die zukünftigen verwundeten Helden. In jedem ordentlichen Salon fast konnte man gewiß sein, ein oder mehrere Paar zarter Hände zu sehen, die flink mit Nadel und Scheere hantierten. Zwar

konnte man auch hie und da ein zweifelloses Gähnen auffangen oder eine Grimasse der lästigen Langeweile, erzeugt durch die Arbeit „zu wohltätigen Zwecken", aber das verräterische Gähnen durfte ja mit Erfolg auch durch die infernalische Hitze gerechtfertigt werden, die hier nach dem regnerischen Frühjahr aufgetreten und nun nahezu seit drei Wochen ununterbrochen anhielt.

Das Hospital von Taschkent blieb nicht hinter der allgemeinen Bewegung zurück. Es handelte sich um die Ausrüstung eines Feldlazarettes für den Hauptteil der Truppen. Wie üblich wurde ein Oberarzt und die Ordinatoren bestimmt. Ich geriet unter die Zahl der letzteren. Aufrichtig gesagt kam mir gerade sowie der Mehrzahl der Offiziere ein Feldzug sehr erwünscht. Als nun der Feldzug bekannt wurde, so trug ich mich stets nur mit dem einen Gedanken herum: „Wenn Du nur nicht in Taschkent bleibst." Das wäre mir ärger als der Tod gewesen.

„Wie! Alle ziehen ins Feld, nur ich nicht? Sie ziehen... ja wohin ziehen sie... nach Indien! Und ich soll in dem langweiligen widerwärtigen Taschkent bleiben? Ich zog ja in das Turkestaner Gebiet unmittelbar vor dem türkischen Kriege lediglich nur darum, weil ich einen Feldzug nach Indien erwartete, denn schon damals ließ es sich bemerken, daß England uns allerorts schaden werde und daß es darum, warum nicht gar, auch zu einem Zusammenstoß kommen könnte. Jetzt aber „sitz' da an der Meeresküste, warte auf günstigen Wind"[1]) — besonders wenn das Meer ein Ozean — die Steppe ist."

Bald genug, da ich mich unter der Zahl der Aerzte fand, die dem Feldlazarett beigegeben waren, hatte ich mich beruhigt. Immerhin muß ich gestehen, daß der Posten eines Hospitalordinators mir nicht ganz zusagte. Verlockender schien mir der Posten eines Bataillonsarztes zu sein — wegen der größeren Selbständigkeit der Stellung des Arztes, wegen der Praxis, schließlich aber auch wegen der größeren Beweglichkeit der Truppe; da konnte man denn auch in die Avantgarde geraten und dann... Natürlich sprach sich hierin eine jugendliche Hitze aus, das Bedürfnis nach freier Bewegung und starken Aufregungen. Sollte mir aber damals durch irgend welch' ein Wunder dasjenige

[1]) Russisches Sprichwort. Anm. des Uebers.

offenbart werden, was ich späterhin während meiner centralasiatischen Reisen durchzumachen gehabt habe, so wäre, das glaube ich, mein jugendliches Feuer momentan erkaltet und ich würde es vorgezogen haben, in dem mir plötzlich so widerwärtig gewordenen Taschkent zurück zu bleiben. Aber „die Zukunft ist uns stets verhüllt", vermutlich auch stets zu unserem eigenen Glück.

Ich hatte mich mit Eifer an meine Vorbereitungen zum Feldzug gemacht. Vor allem galt es, den Junggesellen-Haushalt zu liquidieren; das eine mußte verkauft, das andere gekauft werden. Ich hatte mich selber, ein Pferd und den Burschen (Denschtschik) in einen der Sache entsprechenden Zustand zu bringen. Ganz besonders interessierte mich die Frage, worauf der Bursche zu befördern wäre? Einige Offiziere hatten die Frage höchst einfach entschieden: „Er wird mit dem Train folgen, oder noch besser: man kauft ihm einen Esel und die Sache ist fertig." Das erste erschien mir unbequem, das zweite etwas komisch. Stellen Sie sich nur vor, was dabei herauskommen kann: es reiten einige Offiziere auf schönen feurigen Rossen und neben ihnen galoppieren auf ihren schlappöhrigen Rennern, den Eseln, ihre getreuen Sancho-Pansas. Die Esel schreien aus vollem Halse — es ist das ein Bild, wie es selbst ein heutiger Cervantes nicht verschmähen würde. — Auf dem Höhepunkte so zu sagen unserer Vorbereitungen wurde ich aber durch eine neue Anordnung überrascht.

Zu dieser Zeit nämlich ging bereits in der Stadt das dunkle Gerücht um, daß General Stolettow, der berühmte Verteidiger der Schipka, in unseren Militärbezirk berufen worden sei. Man erzählte sich, daß General Stolettow lange Zeit unter den Mohamedanern gelebt habe, mehrere Jahre im Kaukasus war, in Persien, daß er einige Zeit in Krasnowodsk sich aufgehalten und Nivellierungsarbeiten am Unterlaufe des Amu-Darja ausgeführt habe, daß er in den asiatischen Dialekten bewandert sei — und überhaupt eine Menge von Eigenschaften besitze, die für den bevorstehenden Feldzug schätzbar wären. Man meinte, er sei gerade des „Indischen Feldzuges" wegen nach Taschkent berufen worden. Davon aber, daß man eine Gesandtschaft nach Afghanistan zu entsenden beabsichtigte, hatte man keine Ahnung; niemand sprach darüber auch nur ein Wort.

An einem schönen Tage, es war das am 24. Mai 1878, erhalte ich ein Billet von dem Sekretär der Bezirk-Medizinalverwaltung. Es wurde mir mitgeteilt, „daß ich mich sofort bei Seiner Excellenz, dem Medizinal-Inspektor des Militärbezirks, einzufinden habe." Seitlich am Billet war die Aufschrift beigefügt: „Sehr pressant."

Ich erscheine und vernehme, was niemand vorausgesehen hat — es sei eine Gesandtschaft nach Afghanistan bestimmt. Als Chef derselben wurde General Stolettow bezeichnet. Mir trug der Bezirksinspektor den Posten eines Arztes bei der Gesandtschaft an. Die Sache wurde sehr schleunig betrieben. Ich beeilte mich, bei meinem neuen und so unerwarteten Vorgesetzten vorzusprechen.

Indem ich das Hotel Iljin auf dem großen Prospekte passierte, fielen mir am Eingang desselben zwei Ordonnanzen auf, die stramm wie zwei Bildsäulen an beiden Seiten der Thüre standen. Ich näherte mich und fragte, ob hier der General Stolettow abgestiegen sei. „Ganz recht." Eine der Bildsäulen verschwindet hinter der Thüre, um mich anzumelden. Ich trete ein. Die Frische und Kühle, die in den Zimmern herrschten, bildeten einen angenehmen Gegensatz zu der glühenden Luft der Straßen.

Ich hatte den General Stolettow noch nie vorher gesehen. Nach den Vorstellungen, die ich mir über ihn aus den Zeitungsnachrichten gemacht hatte, glaubte ich, einem wackeren, abgehärteten Krieger, einer nahezu titanischen Gestalt zu begegnen. Ich war darum sehr überrascht, als ich einen kleinen Mann vor mir sah, von schwächlicher Konstitution, mit weichen Manieren und leiser Stimme. Namentlich die Stimme war es, die einen merkwürdigen Eindruck auf mich machte: die Intonation war mir schon gar zu sehr vertuscht.

Ich stellte mich vor. Der General wandte sich sofort der uns bevorstehenden Reise nach Afghanistan zu; er bemerkte, daß die größte Eile erforderlich sei, er habe sich infolge einer Erkrankung in Moskau gar zu lange aufhalten müssen; daraufhin erging er sich über seine kranke Hand, die noch Spuren einer Hautentzündung trug. Der General schloß seine Rede mit dem Rat, daß ich mich bereits am nächsten Tage von Taschkent aus

nach Sſamarkand, dem Sammelpunkt für alle Mitglieder der Geſandtſchaft, begeben möge.

Den ganzen Tag über arbeitete ich ſo zu ſagen wie im Fieber. Ich mußte meine perſönlichen Angelegenheiten in Ordnung bringen, eine Feldapotheke arrangieren und ſchließlich Geld erlangen, wenngleich ich gegenwärtig der Meinung bin, daß ich gerade hiermit hatte beginnen ſollen. Was alles ich aber auch leiſtete, es wurde mir doch unmöglich, am nächſten Tage auszurücken; zudem waren die für das Gehalt der Geſandtſchaftsmitglieder aſſignierten Summen noch nicht von der Bezirks-Schatzkammer (der „Kasnatſcheiſtwo") ausgeliefert worden.

Das betreffende Gehalt war übrigens nichts weniger als üppig ausgefallen: die fünf Oberoffiziere, die zur Geſandtſchaft gehörten, erhielten je 200 Rubel „Podjemnije" und 3 Rubel Diäten täglich, für zwei Monate vorausbezahlt. Das war alles. Ein jeder wird mir zugeben müſſen, daß das Gehalt ein ungenügendes war, wenn ich einige Poſten der Ausgaben anführen werde.

Infolge der Mobiliſation der Truppen waren die Preiſe für Feldgeräte ſtark geſtiegen: ſo konnte man beiſpielsweiſe ein paar Packkoffer vor dem Feldzuge für 10 bis 12 Rubel kaufen, jetzt war ihr Preis auf 20 bis 25 Rubel geſtiegen, ihre Qualität aber eine ſchlechtere geworden. Vor dem Feldzuge konnte man ein recht ordentliches Reitpferd für 40 bis 50 Rubel kaufen, jetzt aber mußten für relativ ſchlechte Pferde 80, 90 bis 100 Rubel gezahlt werden. Nun möge man annehmen, daß ich zwei Pferde kaufe, ein Reitpferd und ein Laſtpferd, ein paar Packkoffer — da ſind denn die „Podjemnije" alle. Für den Burſchen aber, da hilft nichts anderes, wie ſehr man die Sache auch hin und her kehrt, es muß ihm ein langöhriger Renner (ein Eſel) gekauft werden. Nun aber — wo das Geld hernehmen, um die übrigen Reiſeutenſilien zu kaufen und die Vorräte an unentbehrlichen Nahrungsmitteln? Wir zogen ja in ein Land, von welchem wir nur ſo gut wie eine Phraſe wußten, aus der Geographie von Obodowskij nämlich, die wir vor Jahren ſtudiert hatten: „Afghaniſtan iſt von einem räuberiſchen Stamme bevölkert. Hauptſtädte: Kabul und Herat." Es iſt mir bekannt, daß einige Mitglieder der Geſandtſchaft infolge ihrer Unkenntnis des Landes

sich für die Reise mit einem Pud Zwieback und mehr oder weniger bedeutenden Vorräten an Zucker, Thee und anderen Nahrungsmitteln versorgt hatten. Das Schlimmste lag darin, daß keiner von uns auch nur eine Idee davon hatte, was mitzunehmen und was zu lassen sei. Oft kamen Curiosa zu Tage, wie zum Beispiel die Behauptung, daß in Kabul „zweifellos" englische Magazine existieren, und daß wir dort nahezu einer ganzen Armee von „roten Röcken" zu begegnen haben werden. Bei dieser Unkenntnis des Landes, in welches wir uns begaben, haben wir mancherlei unnütze Sachen einkaufen und mitschleppen müssen, andererseits aber einen Mangel an einigen wesentlich notwendigen Gegenständen zu erleiden gehabt.

Meine Ausrüstungen waren zwar dürftig getroffen, aber ich hatte in meiner Tasche, als ich Samarkand verließ und nach Kabul zog, doch nur einige Dutzend „Tengi" [1]) von den für zwei Monate vorausbezahlten Diätengeldern zurück behalten. Wovon ich meinen Unterhalt auf der Reise bestritten hätte, wenn nicht die Gastfreundschaft des Emirs von Buchara während unserer Reise im bucharischen Gebiete und des Emirs der Afghanen während der Reise in Afghanistan uns zur Hülfe gekommen wäre — das mochte Allah allein wissen.

Die Neuigkeit, daß eine Gesandtschaft nach Kabul abgesandt werde, verbreitete sich im Fluge durch ganz Taschkent. Die befreundeten Offiziere überschütteten mich mit Aus- und Anfragen, mit Scherzen, Witzen, Glückwünschen und verschiedentlichen Vermutungen in Bezug auf die bevorstehende Reise. Seltsamerweise war man allerorts davon überzeugt, daß die Gesandtschaft in Kabul auf eine ganze englische Armee stoßen werde. Viele sprachen die Vermutung aus, daß die Gesandtschaft Kabul gerade so wenig „wie die eigenen Ohren" zu sehen bekommen werde, denn der Emir von Afghanistan stehe im besten Verhältnis zu den Engländern und werde die Gesandtschaft selbstverständlich nicht empfangen. Manche prophezeiten uns die erdenklichsten Uebel von dem räuberischen Volke der Afghanen, bemerkten aber dabei, daß die Gesandtschaft nur nicht den Mut verlieren solle:

---

[1]) „Tengi" — bucharische Silbermünze, im nominellen Werte von 20 Kopeken.

es wird ihr ja auf den Fuß das tapfere Turkestaner Militär folgen. Wenn dann ihr etwas Schlimmes passieren sollte, so wird die Hülfe ja gleich bei der Hand sein ....

In dem Strudel der Vorbereitungen zur Abreise kehrte ich mich übrigens nicht an das Gerede. Mehr oder weniger wichtige Ratschläge und Winke habe ich von Oberst N. J. Korolskow erlangt und, ich gestehe es, sie haben mir gut genützt. J. P. Ssuworow hat mir ebenfalls sehr wertvolle Mitteilungen gemacht.

Am 26. Mai wurden sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft von dem General-Gouverneur von Turkestan empfangen. Die Gesandtschaft war folgendermaßen zusammengesetzt: Der Chef derselben — Generalmajor N. G. Stolettow; sein Adlatus Oberst (gegenwärtig Generalmajor) N. O. Rasgonow; der Topograph N. A. Benderskij; dann der Dolmetscher für persische Sprache — Secondelieutenant Nasirow; als Dolmetscher für Türksprachen — Samaan-Beg-Schichalibegow; der Beamte Malinowskij befand sich in der Gesandtschaft als Kenner der westeuropäischen Sprachen, speziell des Englischen. Ich, wie das dem Leser bekannt ist, figurierte als Arzt.

In Ssamarkand bereits wurden der Gesandtschaft 22 Kosaken aus den uralischen und orenburgischen Kosakenheeren zum „Convoi" — zum Geleit gegeben. Nur 22 Kosaken! Da sah es anders aus mit dem Geleit der englischen Gesandtschaft, die, dem Beispiel der russischen Gesandtschaft folgend, sich ebenfalls in Kabul einfinden zu müssen glaubte: da zählte man 2000 Mann in dem Gefolge und der Eskorte, ja in der Eskorte befand sich sogar Artillerie!

Am selbigen Tage, d. h. am 26. Mai, ging ich von Taschkent nach Ssamarkand, am anderen Tage erstieg ich bereits die Tschapan-atinischen Höhen [1]), die die Stadt und die angrenzenden Gebiete beherrschen.

Die Strecke von Taschkent bis Ssamarkand ist so vielfach und in so verschiedenen Farben beschrieben worden, daß ich wohl kaum etwas Neues dabei hinzuzufügen haben werde. Immerhin

---

[1]) Das „Tschapan-ata" der russischen Geographen, bei Bámbéry: „Tschobanata" — „Reisen in Mittelasien". Leipzig 1865. S. 164.
Anm. des Uebers.

möchte ich hierüber ein paar Worte vorbringen. Von Taschkent bis Tschinas, einem Städtchen, das zu jeglicher Jahreszeit schmutzig und vom „Burjan" (Steppengras)[1]) vollständig überwuchert ist, bietet der Weg nichts Besonderes.

Von Tschinas bis Dschisak — ebenfalls ein Städtchen, von der Geisel Central-Asiens, der „Rischta"[2]) ganz besonders auserlesen, — bietet der Steppenweg ebenfalls nichts Besonderes. Nichtsdestoweniger schaute ich unermüdet auf beide Seiten hin: ich machte ja diesen Weg zum ersten Mal. Uebrigens führt die unabsehbare, gleich einem Tischtuch ausgebreitete flache Steppe den Reisenden auf einige Gedanken: Der fette Boden wäre imstande, eine Menge verschiedenartiger, in dem Gebiete kultivierter Cerealien und Bäume zu ernähren. Eine vielzählige Bevölkerung könnte in glücklicher Weise hier auf diesem großartigen Territorium ihre Existenz finden (circa 10000 Quadrat-Werst). Man findet aber auf diesem Wege absolut keine Niederlassung, keinen „Kischlak"[3]). Hie und da sind bloß einige elende Kibitken der Nomaden zu bemerken, weit vom Wege verstreut. Ein Geringes fehlt, um dieses Territorium aufblühen zu machen wie einen Garten: das Wasser! Die Sache ist die, daß auf der ganzen Strecke von Tschinas bis Dschisak — über 100 Werst — sich nur vier bis fünf Brunnen befinden, aus denen mit Mühe ein Wasser, halb versetzt mit Schmutz und von widerlichem Geschmack, zu erlangen ist. Auf der ganzen Strecke giebt es nicht einen einzigen Bach, nicht einen einzigen Fluß, und eben darum wird dieses reiche schwarzerdige Territorium nur von Amphibien verschiedener Art bevölkert, von der Schildkröte an bis zur Phalange[4]); darum wird dieses Gebiet die „Hunger-Steppe" genannt. Indeß muß es doch eine Zeit gegeben haben, wo dies Gebiet ein Garten war, reich an Naturschätzen, reich an Bevölkerung? Auf eine

[1]) „Burjan" — ein undurchdringliches Gestrüpp, gewöhnlich aus Cirsium arvense mit vielen Compositen und hohen hartstieligen Kräutern gebildet. Anm. des Uebers.

[2]) „Rischta" (persisch = der Faden) — Fadenwurm, Guineawurm, Filaria medinensis, zu den Anneliden, Ordnung Filarides gehörend, gefährlicher Parasit, in heißen Gegenden im Unterhautbindegewebe des Menschen, verursacht durch das Austreten der Brut bedeutende Entzündungen. Anm. des Uebers.

[3]) „Kischlak" — Niederlassung des Eingebornen.

[4]) „Phalange" — Salpugo. Anm. des Uebers.

derartige Vermutung wird der Reisende durch die kaum bemerkbaren Spuren von Bewässerungskanälen geführt, die die Steppe in verschiedenen Richtungen durchkreuzen.

Zweifellos hat in diesen Kanälen Wasser geflossen — das Lebenselement der central-asiatischen Steppen. Unwillkürlich tritt da der Gedanke auf: wann war denn das? Seit wann steht der reiche Boden so wüst? Wohl kaum aber wird Jemand imstande sein, Antwort auf diese Frage zu geben. Schon die Historiker zu Alexanders des Großen Zeiten beschrieben dies Gebiet als eine wasserlose Wüste. Der chinesische Reisende Sian-Tsjan[1]) (im 7. Jahrh. n. Chr.) beschreibt diese Strecke ebenfalls als Wüste. Auch die arabischen Geographen und Reisenden sprechen hier von einer völlig wasserlosen Wüste. Das Gedächtnis des Volkes hat keinerlei Traditionen über die Blütezeit dieser Gegend aufbewahrt.

Heutzutage aber beginnt für dies Gebiet die Morgenröte eines neuen Lebens. Die turkestanische Administration hat es für möglich erachtet, den reichen Boden zu bewässern. Seit mehreren Jahren bereits wird von tausenden von Eingebornen an einem grandiösen Kanal gearbeitet, der das todte Gebiet zum Leben erwecken wird. Wenn nun dieser Plan verwirklicht, wenn die Steppe von Bewässerungskanälen durchschnitten sein wird, so wird sich auch das gesamte Gebiet rasch bevölkern und eine wahre Getreidekammer nicht nur für Russisch-Turkestan, sondern für das ganze Central-Asien werden. Bewässerung und Bevölkerung dieser Steppe, sowie eine Eisenbahn im Turkestaner Gebiet werden einen bedeutenden ökonomischen Umschwung in Central-Asien zustande bringen. Selbstverständlich aber wird dies Resultat nur dann zu erzielen sein, wenn, sei es auch nicht die ganze Steppe, so doch der größte Teil derselben mit Wasser versorgt sein wird. Der Ableitungskanal, den man vom Syr-Darja herzuleiten gedenkt, wird natürlich eine enorme Masse von Wasser zur Bewässerung eines so umfangreichen Territoriums erfordern. Aber der Syr-Darja vermag auch eine solche Menge von Wasser zu geben, wenngleich seine Schiffahrt durch die hierdurch möglicherweise noch gesteigerte Verflachung des Stromes geschädigt

[1]) Nach der Lesart von Richthofen's: „Hsüen-Tsang." Anm. des Uebers.

werden könnte. Aber man darf sich darüber eben keine großen Sorgen machen. Die Schiffahrt auf dem Syr-Darja, wie sie gegenwärtig ausgeübt wird, bringt nahezu keinen Nutzen dem Lande, wohl aber wird das Budget desselben belastet durch den Unterhalt der durchwegs untauglichen Dampfer und Schiffe der hiesigen Flotte. Es ist im höchsten Grade zu erwünschen, daß der Hauptbewässerungskanal möglichst bald vollständig ausgeführt werde, indem — ich wiederhole es — die Bewässerung der Hunger-Steppe von größter Bedeutung ist nicht nur für das Gebiet Turkestan, sondern für das ganze central-asiatische Rußland.

Aber auch in der Gegenwart liegt die Steppe nicht stets so trostlos nackt da, wie gerade zu Ende Mai, als ich sie passierte. Im Vorfrühling, im März-Monat, da ist diese Steppe eine unabsehbare prachtvolle Wiese, bedeckt von einem dichten grünen Teppich. Eine Menge verschiedentlicher Blumen verstreut in der Steppe flimmern vor den Augen. Die Luft ist erfüllt von dem wundervollen Wohlgeruche der aromatischen Steppengräser und Blumen — man vermag sich nicht satt zu atmen. Jetzt allerdings sind selbst die geringsten Ueberreste von Grün versengt worden von der brennenden Südsonne. Jetzt ist die ganze weite Steppe geradezu nichts anderes als ein mächtiger glühender Ofen. Die Einförmigkeit der gelbbraunen Oberfläche des Bodens wird nur selten unterbrochen durch die kleinen Schildkröten, die wir auf dem Wege finden; der Horizont belebt sich nur durch die wundersamen Bilder der Fata morgana der Steppe: Wälder und Ströme verlocken das von unerträglicher Hitze entzündete Auge; aber die launenhaften Gebilde verändern sich von Moment zu Moment und überzeugen den Reisenden hierdurch davon, daß sie lediglich nur Schein sind.

Langsam, im schlechten Trott und schwer atmend schleppen sich die Postpferde hin unter dem traurigen Gebimmel der dem Krummholz des Mittelpferdes untergehängten traditionellen Glocke. Die Hitze, das langsame Fahren, das ununterbrochene monotone Gebimmel der Glocke — alles das versetzt den Insassen des Gefährts in einen Zustand von Erstarrung. Wenn man ihn anschaut, so kann man allerdings nicht sagen, daß er schläft, aber man wird auch nicht behaupten wollen, daß er wache. — Da

beginnen die Pferde im Schritt zu gehen, langsam, immer langsamer ... jetzt bleiben sie vollends stehen. Mit Mühe suchen Sie sich von Ihrer Erstarrung zu befreien, Sie öffnen die Augen, Sie bemerken, daß der Kutscher, der „Jamschtschik" — gewöhnlich ein Kirgisenbube — das dampfende Seitenpferd, das alle Kräfte verloren hat, ausspannt. Er überläßt das Pferd, nachdem er es vom Geschirre befreit, seinem eigenen Geschick in der Steppe, ohne jegliche Aufsicht, ja sogar ohne ihm die Vorderfüße in die Schlinge zu thun — denn fortlaufen wird es ja nicht. Wo soll es fortlaufen: es vermag ja kaum seine Beine zu bewegen ... Ohne sich sonderlich zu beeilen, kriecht der „Jamschtschik" wieder auf seinen Sitz; jetzt schwingt er die eingetheerte Knute; den beiden übriggebliebenen Pferden gelingt es nach ein paar vergeblichen Versuchen den schwerfälligen Wagen, die „Traschpanka", in Bewegung zu bringen, sie trotten langsam weiter; Ihrer aber hat sich wiederum die frühere Erstarrung bemächtigt ...

Schließlich habe ich Dschisak hinter mir. Ein Gebirgsbach trägt mit Geräusch sein trübes, schwaches Gewässer vorüber. Vor mir habe ich den berühmten Engpaß, das Thor des „Tamerlans". Die grandiösen Thürpfosten dieses Thores werden von Felsen gebildet, die in einer Höhe von mehreren hundert Fuß senkrecht herabsteigen zum Bach. Auf dem senkrechten hohen Felsen rechter Hand vom Thor sind in einer Höhe von 5 Ssaschenj vom Boden folgende persische Inschriften eingehauen: „Die Wanderer in der Wüste und diejenigen, die die Ortschaften auf dem Lande und an den Gewässern besuchen, mögen es vernehmen, daß hier im Jahre 979 eine Schlacht stattgefunden habe zwischen dem Heere des Inhabers des Khalifats, des Schattens des Allerhöchsten, des großen Chakans Abdullah-Chan [1]), Sohn Iskender-Chans, das eine Stärke von 30 000 Mann Krieger besaß, und dem Heere Derwisch-Chans, Baba-Chans und anderer Söhne. Ihrer waren aber: aus dem Geschlechte der Sultanen an 50 000 Mann und der im Dienste stehenden an 400 000 aus Turkestan,

[1]) Abdullah-Chan, eines der hervorragendsten Glieder der Dynastie der Scheibeniden, regierte in der Bucharei in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., geb. 1538, gest. 1597. Anm des Verf. (Als Geburtsjahr gilt gewöhnlich das Jahr 1533. Siehe Bámbéry „Geschichte Bocharas" ꝛc. Stuttgart 1872. Bd. II. S. 76. Auch Ermans Archiv Bd. XXIII. S. 514. Anm. des Ueberſ.)

Taschkent, Ferghana und Deschta-Kiptschak. Das Heer des Besitzers der glücklichen Constellation der Sterne hat den Sieg davon getragen. Nachdem er aber die erwähnten Sultane besiegt, hat er aus ihrem Heere so vielen Männern den Tod geben lassen, daß von den in der Schlacht und in der Gefangenschaft Getöteten einen Monat lang auf dem Wasser des Flusses Dschisak (Dschelan-uta) das Blut geflossen ist. Das möge kund gethan sein!"

Ueber dieser Inschrift befindet sich eine andere, ebenfalls in persischer Sprache: „Mit der Hülfe des Herrn hat der große Sultan, der Besieger der Könige und der Völker, der Schatten des Gottes auf Erden, die Stütze der Verordnungen der Sunna und des göttlichen Gesetzes, der Herrscher, der den Glauben unterstützt, Ulug-Beg-Schahruch-Chan (es möge Gott ihm die Jahre seines Königtums und seiner Regierung mehren) einen Feldzug unternommen in das Land Dscheta und der Mongolen und ist von diesem Volke glücklich zurückgekehrt in diese Länder im 828. Mondjahre [1])."

Wenn Sie sich Samarkand nähern, so beginnen im Süd-Ost mit immer größerer und größerer Klarheit die Schneegipfel der Turkestaner und Serawschaner Bergketten hervorzutreten.

Die Riesen wachsen von Stunde zu Stunde. Das was sich im unklaren Nebel der Luftperspektive noch vor wenigen Stunden verloren hatte, das gewinnt jetzt ein sicheres Relief. Die scharfen Contouren des Bergrückens beginnen mit Bestimmtheit hervorzutreten.

Sie sind jetzt zwei Stationen entfernt von der Residenz des asiatischen Eroberers, des Tamerlans. Diese Station wird die Steinbrücke benannt. — Einige Werst von hier und es beginnt das kultivierte Thal des Serawschans, des „Goldspenders" von Centralasien [2]). — Sie sind überrascht durch das üppige Wachstum dieses grünenden endlosen Gartens, denn als ein solcher erscheint Ihnen das Thal aus der Ferne. Aber Sie nähern sich, Sie betreten das Thal — Sie befinden sich in einem

---

[1]) Die Uebersetzung der Inschriften ist dem Werke von Lerch entnommen: „Archäologische Reise in Turkestan." St. Petersburg 1870.

[2]) Persisch: Ser = Gold.

Sumpf: rundherum im bunten Wechsel Gärten und überschwemmte Felder; allerorts Wasser, ja selbst, wo das Wasser fehlt, ist's doch furchtbar schmutzig und feucht. Dafür aber haben Sie jetzt einen vorzüglich chaussierten Weg. Eine solche Chaussee finden Sie bis Samarkand, auf einer Strecke von 30 Werst. Nach und nach, je weiter Sie vorschreiten, macht sich ein Geräusch bemerkbar, gleich dem Rauschen eines Wasserfalles. Nach kurzer Zeit befinden Sie sich bereits am Ufer des „goldspendenden" Stromes, dessen Geräusch Sie völlig betäubt.

Nun aber steht Ihnen ein kleiner Spaziergang in Ihrem Wagen durch das Wasser bevor; dieses Wasser aber bewegt sich mit der Schnelligkeit eines vom Bogen abgeschossenen Pfeiles dahin; Brücken existieren auf diesem Strome nicht. Der Wasserspiegel steht so hoch, daß die Passage in einem gewöhnlichen Postwagen, wenn Sie nicht bereit sind, in demselben zu schwimmen, zur Unmöglichkeit wird. Sie müssen Ihr Gepäck aus dem Postwagen in eine „Arba"[1]) umladen. Der ungeheuere Durchmesser ihrer Räder kommt hier aufs beste zu statten. Sie vollziehen Ihre Uebersiedelung und versenken sich nun in die Wellen des Flusses, die wild unter der Arba hervorschäumen. Sie machen sich jeden Moment darauf bereit, daß die Arba unter dem Anprall der Wogen umgeworfen werden wird, dann — ist's um das Gepäck geschehen, vielleicht auch um Euch selber. Das Wasser ist hie und da so tief, daß die vor der Arba vorgespannten Pferde sich in dasselbe mit ganzem Körper hineinsenken. Aber der Fährmann, ein Eingeborner, hat ja sein lebelang bei dieser Arbeit verharrt, er ist seiner Sache so sicher, daß Sie ihm getrost das Ruder dieser originellen Fähre anvertrauen dürfen. Immerhin reitet ein Mann als Wegweiser vor uns. In dieser Weise hat man mehrere Arme des Flusses auf einer Strecke von 2 Werst zu passieren.

Auf dem entgegengesetzten Ufer des Flusses überraschen Sie die Ueberreste einer früheren Steinbrücke. Zwei noch erhaltene Bogen streben hoch empor, ein Zeichen der Dauerhaftigkeit des

---

[1]) Arba, das erwähnte Gefährt der Eingebornen, siehe Abbildungen bei A. Petzholdt „Umschau im Russ. Turkestan". Leipz. 1877. S. 40—41.
Anm. des Uebers.

Gemäuers und der Kunst der Menschen, die hier vor unbekannten Zeiten diese Brücke errichtet hatten. Das heutige Ssamarkand wird wohl kaum bald durch eine Brücke erfreut werden und die freiwilligen und unfreiwilligen Touristen und die Einheimischen werden sich wohl noch lange des bequemen Durchmessers der Arbaräder beim Uebersetzen über den Strom zu bedienen haben.

Jetzt gilt es, einen Berg zu besteigen. Es sind das die Höhen von Tschapan-ata, woselbst am 1. Mai 1868 der Emir von Buchara, Mosaphar-Chan, von den ihn bedrängenden Turkestaner Truppen aufs Haupt geschlagen wurde. Wir befinden uns auf dem Berge: vor uns eröffnet sich eine der schönsten Aussichten Central-Asiens. Mit Recht war dieser Ort ein beliebter Lagerplatz des großen Asiaten — Tamerlan. Ssamarkand mit seinen imposanten Denkmälern eines vergangenen Ruhmes liegt vor Ihnen, wie auf einem Teller. Die Stadt liegt in dem unabsehbaren prachtvoll grünendem Serawschaner Thal. Weiterhin wird die Fläche wie von einem Gürtel von den Bergen umspannt, die teilweise, namentlich im Osten, sich zu hohen und stolzen Schneegipfeln erheben. Ein anderer, wenn auch nicht so berühmter Herrscher wie Timur, aber vermutlich nicht minder als dieser ein Aesthetiker, der Sultan Baber, vergleicht Ssamarkand mit anderen Ortschaften der dazumal bekannten Welt und glaubt es allen anderen vorziehen zu dürfen. Kabul allein, diese ihm besonders teure Stadt, konnte in seinen Augen mit Erfolg einen Vergleich mit Ssamarkand bestehen.

Sie geraten nun in einen wahren Wald von Gärten, steigen dann Berge hinauf und hinab, wobei der Wagen zu bremsen ist und stehen schließlich, nachdem Sie das letzte Mal bergab gezogen sind, unmittelbar vor den berühmten Bauten der Timuriden: den Medresse und Moscheeen. Eine vielköpfige, vielgestaltige Menge lärmt zu Ihren Füßen. Sie befinden sich auf dem Centralbazar von Ssamarkand. Der Kirgise, Ihr „Jamschtschik", treibt jetzt die Pferde besonders energisch an, indem er mit seiner Fertigkeit vor den Eingebornen brillieren möchte, — die Pferde gelangen in vollem Galopp bis zu den Mauern und

der Bastei der Citadelle. Jetzt wird die Glocke abgebunden, die Pferde gehen im Schritt. Sie ziehen in den russischen Stadtteil ein.

Bei der Einfahrt in die russische Stadt fällt Ihnen eine außerordentlich breite Straße auf, das sogenannte „Abramowsche" Boulevard. Die Breite dieser Straße mit dem mit Bäumen bepflanzten Boulevard in der Mitte beträgt 50 Ssaschenj. Das russische Ssamarkand überrascht durch die Regelmäßigkeit und Breite seiner Straßen, leider auch durch ihre Leere und durch den Ueberfluß an Staub, der in dichten Schichten auf den Straßen, den Trottoirs und Bäumen liegt. Die Straßen werden hier im Gegensatz zu denjenigen in Taschkent sehr selten begossen. Endlich sind Sie auch bei dem langersehnten kleinen Stationsgebäude angelangt. Treten wir ein:

Von einem Stationsgebäude in der Stadt wäre es dem Reisenden gestattet, ein wenig mehr Bequemlichkeiten zu erwarten, als von den in der weiten Steppe verlorenen Lehmhütten, den gewöhnlichen Stationen. — Vergebliches Hoffen: Sie werden sich auch hier ohne jegliche Bequemlichkeiten behelfen müssen. Aber was! Dergleichen Sachen verstehen wir zu entbehren. Der Reisende in Central-Asien wird während seiner Reisen gegen Entbehrungen erdenklichster Art in dem Maße abgehärtet, daß er späterhin mit ruhigem Mut das Ausbleiben von Bequemlichkeiten selbst dort hinnimmt, wo er sie zu erwarten vollkommen berechtigt war. Zwar mußte ich die Nacht auf den zusammengerückten Packkoffern schlafen, aber ich schlief vorzüglich, ohne mich auch nur einmal auf die andere Seite zu wenden, wenngleich das harte Lager sich meinem Körper zu spüren geben mußte.

Am folgenden Tage hatte ich meine endgültigen Ausrüstungen zu treffen. Auf der Station konnte ich allerdings nicht weiter bleiben. In der Stadt existierte nur ein Hotel; es war überfüllt. Ich mußte mich nach einem Privatlogis umsehen. Für 60 Kopeken täglich konnte ich ein ganzes Haus mieten, natürlich unmöbliert. Auch hier mußte ich auf den zusammengerückten Packkoffern schlafen. Gelegentlich möchte ich ein paar Worte über diese Packkoffer und das Gepäck überhaupt einschalten.

Die Packkoffer sind ein unvergleichliches Transportmittel für die Reisen in den gebirgigen Teilen Central-Asiens. In den hiesigen Bergen sind keine regelrecht angelegten Wege zu finden; es existieren nur Fußpfade. Natürlich läßt sich bei solchen Wegen auf Rädergefährten so gut wie gar nichts transportieren. Es gibt nur einen Transportmodus — durch Lasttiere. Pferd, Esel, Ochs, in den Bergen des Hindukusch das Kamel, werden mit besonderen Packsätteln gesattelt, den sogenannten „Palanen" der Eingebornen. Derartige „Palanen" bestehen aus einem hölzernen, durch Nägel und Riemen zusammengehaltenen „Sattelgestell", dem Skelett des Sattels; das Sattelgestell wird mehrfach durch einen dünnen Filz „Koschma" umwunden. Auf diese Weise bildet sich nun ein recht weiches und elastisches konkaves Kissen von 1½ bis 2 Fuß Länge. An dieses Kissen werden die gewöhnlichen Sattelgurten, Brust- und Schwanzriemen geheftet — das „Palan" ist damit fertig. Das ist der Packsattel der Eingebornen. Bei den Truppen des Turkestaner Bezirks ist ein Sattel anderer Art im Gebrauch, vermutlich ein solcher, wie er für unsere gesamte Armee eingeführt ist. Er besteht aus einem kurzen, circa 1 Fuß langen Sattelgestell, das nicht mit Filz umwunden, sondern einfach mit fertigen Filzdecken unterlagert wird. Meiner Meinung nach sollten derartige Sättel in gebirgiger Gegend vermieden werden, namentlich auf Wegen, wo es viele steile Hebungen und Senkungen giebt. Wenn es bergauf oder bergab geht, so neigt sich ein solcher Sattel, vermöge seiner kurzen Längsachse, stets nach vorn oder aber zurück. Nicht nur, daß die Bewegungen des Lasttieres erschwert werden durch die beständige Veränderung des Schwerpunktes der auf ihm ruhenden Last und die Last selber schwerer erscheint, sondern was die Hauptsache ist, der Rücken des Tieres wird hierdurch sehr bald aufgerieben und das Tier somit vollkommen unfähig zu jeder weiteren Arbeit gemacht. Auf glattem Wege mögen derartige Folgen der Benutzung dieses Sattels noch zu vermeiden sein. Für glatte Wege aber kann ja kaum je das Bedürfnis nach einem Lasttrain aufkommen; ein solcher wird ja fast ausschließlich nur für unzugängliche gebirgige Gegenden in Betracht gezogen.

Das Tier ist aufgesattelt; es muß bepackt werden. Jetzt

rücken die Packkoffer vor, die sogenannten „Jachtans". Ein „Jachtan" ist nichts anderes, als ein lederner Koffer. Er wird folgendermaßen konstruiert: ein Holzrahmen von kubischer Form wird mit dauerhaftem dicken Leder bezogen; dies Leder ist hie und da mit verschiedentlichen aus Leder oder Seide genähten Figuren geschmückt. Oft werden die „Jachtans" auch mit verschiedenen Farben bemalt und mit Eisen beschlagen, der Dauerhaftigkeit wegen. Die Afghanen brauchen mit Eisen beschlagene „Jachtans" [1]). Das Innere des Koffers wird mit billigem Baumwollenzeug ausgeschlagen. Der Deckel, der den Koffer von oben zudeckt, besitzt eine Oeffnung, durch welche eine Kette gezogen ist, die von dem unteren Teile des Koffers hergeleitet wird; auf diese Weise kann der Koffer vermittelst eines Schlosses geschlossen werden. Der Deckel bewegt sich auf Angeln. Auf der der Deckelöffnung entgegengesetzten Seite des Koffers, also der hinteren, werden zwei starke, aus mehreren Lederschichten zusammengenähte Riemen befestigt; an den Enden dieser Riemen befinden sich Schnallen, durch welche die Riemen desjenigen Packkoffers durchgezogen werden, der zum Kofferpaar gehört. Somit wird denn jedes Kofferpaar durch zwei Paar mit Schnallen zusammengezogener Riemen zusammengehalten. Jetzt brauchen wir nur die in angegebener Weise verbundenen Koffer auf den Sattel zu befördern, wobei der eine rechts, der andere links zu hängen kommen wird; daraufhin werden diese Koffer noch kreuzweise durch eine Schnur, die unter dem Bauche des Pferdes durchgeht, an den Sattel befestigt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Schnur, gewöhnlich eine aus Haar geflochtene Wurfleine, der „Arkan", gerade unter dem Sattelgurt zu liegen kommt; im entgegengesetzten Fall könnte sich das Pferd den Bauch bereits nach einigen Werst beschädigt haben. Um das Pferd gegen die Beschädigung durch die Packschnur zu sichern, ist es ratsam, die Schnur mit „Koschma", dem dünnen Filz, zu umwickeln. Nach allem diesem ist das Pferd bepackt, oder wie man zu sagen pflegt, „das Gepäck ist parat."

Die Packkoffer können von verschiedener Größe sein, je nach dem Tiere, für welches sie bestimmt werden. Selbstverständlich

[1]) Bei den Afghanen wird der „Jachtan" — „Barchan" genannt.

werden die Koffer für ein Kamel viel größer sein als für ein Pferd oder einen Esel (Ischak). Zumeist werden sie jedoch für Pferde gemacht; ich gebe hier darum das Maß der Packkoffer für Pferde an: die Länge des Koffers beträgt 2 bis $2^1/_2$ Fuß, die Breite $1^1/_2$ bis $1^3/_4$ Fuß und die Höhe $1^1/_2$ Fuß. Gut verfertigte Koffer können lange Zeit dienen. Oft zeichnen sie sich durch geschmackvolle Arbeit aus; hie und da sind sie mit reliefartigen, aus Leder genähten Figuren geschmückt, die Menschen, Tiere, verschiedene Gefäße 2c. darstellen. In ein solches Kofferpaar vermag man 5 bis 6 Pud hineinzubringen, wenn man dabei ein Pferd mittlerer Kraft im Auge hat. Ein größeres Gepäck wäre unpraktisch. Nicht gerade daß die Pferde rascher ermüden, aber sie beschädigen sich durch den Packsattel den Rücken. Für ein stark gebirgiges Terrain wäre selbst ein solches Gepäck zu schwer.

Selbstverständlich kann man statt der Packkoffer auch Säcke verschiedener Art gebrauchen. Indessen sind die Säcke, abgesehen schon von ihrer geringen Haltbarkeit und der nachteiligen Porosität, auch aus anderen Gründen nicht so bequem: sie lassen sich schwerer ins Gleichgewicht bringen und am Sattel befestigen. Viel bequemer sind die sogenannten „Chorschums". Es sind das Reiterquersäcke aus dickem Wollenzeug. Zwei solcher Quersäcke mit ihren oberen Enden fest aneinander genäht und ein jeder 3 bis 4 Maß fassend, werden an den Seiten des Sattels placiert und mit Schnüren befestigt. Ich habe sämtliche Arten der Bepackung erprobt und gebe natürlich der ersteren den Vorzug, d. h. der Bepackung durch „Jachtans".

Aus „Jachtans" bestand nun aber auch das Lager, auf welchem ich in meiner neuen umfangreichen — ich besaß fünf Zimmer — aber durchaus leeren Wohnung zu ruhen hatte.

Vor allem galt es, Pferde einzukaufen. Zum ersten Mal im Leben hatte ich mich zu einer derartigen Reise auszurüsten. Das Reiten hatte ich in Taschkent selber, etwa vor einem Jahre erst erlernt. Von Pferden verstand ich gerade so viel, wie von chinesischen Lettern. Eine Auswahl der Pferde war für mich darum eine recht schwierige Sache. Als Neuling gab ich selbstverständlich den Vorzug denjenigen äußeren Eigenschaften des Pferdes, die am meisten ins Auge fielen. Ich ließ mich durch

den Wuchs, die Farbe, die Lebhaftigkeit des Pferdes bestechen, hatte aber dabei keine Idee davon, was feste Beine bei einem Pferde zu bedeuten haben. Es fiel mir z. B. außerordentlich schwer, aus Rücksichten auf meine beschränkten Mittel von dem Einkauf eines hochgewachsenen, effektvollen und feurigen Rosses abstehen zu müssen, da der Verkäufer, ein Sarte, für dasselbe 160 Rubel forderte.

Späterhin konnte ich damit zufrieden sein, daß ich ein solches Pferd nicht besaß: Für längere und schwierige Reisen, namentlich in gebirgigen Gegenden, sind die sogenannten Steppenpferde, die „Argamaken", durchaus untauglich; ihre Beine sind nicht für dergleichen Routen geschaffen. Allzu viel Feuer schließlich von Seiten des Pferdes während der Reise kann den Reiter dazu bringen, daß er sein Roß auf die erste beste Schindmähre umzutauschen bereit sein wird. Und sollte der Reiter auch aus Eisen geschmiedet sein, so wird er sich doch höchst fatal fühlen, wenn er heute eine Strecke von 40 Werst zu Pferde abtanzt, morgen wieder tanzen muß und so Tag aus Tag ein. Oft hatten wir ja Strecken von 60 Werst am Tage zurückzulegen; Tagesrasten waren nicht üblich.

Lange durfte ich übrigens in meiner Wahl nicht schwanken. General Stolettow eilte sehr mit den Ausrüstungen. Uebrigens war auch wenig Anlaß zum vielen Wählen vorhanden. Vor der Ankunft der Gesandtschaft in Samarkand hatte hier bereits die Mobilisation der hiesigen Garnison stattgefunden, die aus einigen Bataillonen Fußvolk, einigen Kosakenregimentern und dazu gehöriger Artillerie bestand. Für alle diese Truppenteile war selbstverständlich der Kriegszeit gemäß eine Kompletierung an Train- und Reservepferden getroffen worden. Der Gesandtschaft stand darum nur der Ausschuß von der Mobilisation her zur Verfügung. Allerdings waren auch einige der von uns eingekauften Pferde derart, daß wir sie nach mehreren Tagereisen aufgeben mußten.

Ich hatte übrigens, ohne jegliches Zuthun von meiner Seite, lediglich durch Zufall, meine Pferde recht glücklich gekauft. Zwei von ihnen (ich hatte deren drei gekauft, so daß mein Bursche von dem Vergnügen, auf einem Esel zu reiten, dispensiert war), haben den ganzen Weg nach Kabul hin und zurück, so zu sagen

ohne jeglichen Anstoß gemacht. Eins der Pferde namentlich — es war ein kleiner Bergkirgise, ein Trabläufer — besaß Kapitaleigenschaften: Ausdauer, kräftige Beine und einen außerordentlich raschen Gang.

Ich stak mitten in all' den Sorgen um die Ausrüstung, den Sorgen, deren zeitraubende Kleinlichkeit sich der Europäer gar nicht einmal vergegenwärtigen vermag: es mußten ja die geringsten Sachen in Betracht genommen und eingekauft werden: von Socken, Zündhölzchen, Papier, Kohlblätterkonserven an bis zu Reservehufeisen, Nägeln, Zwirn, Pfriemen und dergleichen mehr. Immerhin suchte ich auch mit der Stadt bekannt zu werden. Mein erster Gang galt natürlich dem Gouverneur von Ssamarkand, der, gelegentlich bemerkt, den schönen Brauch pflegt, die Reisenden, die bei ihm mit einer Visite vorsprechen, zum Mittagstisch zu laden. Es besitzt dieser Brauch seine besonderen Vorzüge, namentlich für Ssamarkand, woselbst bloß ein Restaurant existiert, in dem übrigens nicht einmal täglich Speisen verabreicht werden. Dieser lobenswerte Brauch hat ferner einen doppelten Nutzen für den Wirt und für die Gäste: General Iwanow, der sich die Liebe der Ortsbevölkerung durch seine administrative Thätigkeit erworben hat, gewinnt auf diese Weise die Möglichkeit, mit einer Menge von Leuten in Berührung zu kommen, was ja zweifellos nicht nur von großer Bedeutung für seine Lebenskenntnisse überhaupt, sondern auch für das von ihm verwaltete Gebiet im speziellen ist. Für einen Reisenden aber steht der Wert eines nahrhaften und geschmackvollen Mahles nach der ermüdenden Reise in der Steppe außer jedem Zweifel.

Daraufhin stattete ich dem hiesigen Militärhospital einen Besuch ab. Ich hatte hier einen bekannten Ordinator, der vor kurzem von Taschkent aus nach Ssamarkand hinübergekommen war. Ich hatte ihn zu sprechen und interessierte mich ferner für einen Vergleich zwischen den Hospitälern von Ssamarkand und Taschkent. In diesem Fall regte sich bei mir natürlich das jedem jungen Arzte eigene Gefühl eines wissenschaftlich-praktischen Wetteifers.

Um das Hospital zu besuchen, hatte ich die Stadt zu verlassen, wohlverstanden nur das russische Ssamarkand, denn der russische Stadtteil ist von allen Seiten auf viele Werst hin von

der Stadt der Eingebornen umgeben. Circa 5 Werst von der russischen Stadt, auf dem Wege Katta-Kurgan oder, besser gesagt, auf dem Wege nach Buchara, befindet sich die Sommerabteilung des Ssamarkander Hospitals, in einem recht wüsten und nicht gerade schattigen Garten. Einige Baracken und Zelte liegen im Centrum des großen freien Platzes zusammengedrängt. Vor der Apotheke befindet sich ein kleiner Teich, umgeben von dem ewigen Schatten der ihn umrahmenden mächtigen „Karagatschen“ [1]). Hie und da sind in dem Garten recht luftige Nebengebäude verstreut. In ihnen haben die Administration des Hospitals, einige Aerzte und die Hospitaldienerschaft Unterkunft gefunden. Die Kranken waren in großen Zelten placiert. Ich erfuhr, daß manche von den Aerzten hier nicht nur den doppelten Dienst zu tragen haben — denn das ist für Turkestan eine gewöhnliche Sache, sondern oft die dreifache und vierfache Pflicht von Lasten. So hatte hier z. B. ein Arzt dem Sanitätsdienst in einem Bataillon vorzustehen, gleichzeitig aber auch, trotzdem, daß er der einzige Arzt im Bataillon war, einige Krankensäle im Hospital zu besorgen und das Amt des einzigen Lehrers in der Feldscheerschule, sowie dasjenige des Sekretärs des Medizinalrates zu versehen. Ich füge noch hinzu, daß der Abstand zwischen dem Hospital und dem Standort des Bataillons ein recht bedeutender war. Der Mangel an Aerzten ist in Turkestan ein recht fühlbarer. Es ist ferner zu bemerken, namentlich für diejenigen, denen die Sorge für derartige Sachen obliegen sollte, daß die Aerzte, trotzdem daß sie den Dienst gewöhnlich für zwei bis drei Aemter versehen, dennoch aller der Vorteile entbehren, die für den Beamten sonst mit der Besorgung mehrerer Aemter verknüpft sind. In jedem anderen Ressort fällt den Personen, die mehrere Aemter versehen, das diesen Aemtern gebührende Gehalt entweder vollinhaltlich zu oder wenigstens zur Hälfte. Den Aerzten ist leider ein solches Privilegium nicht zugesprochen. Ein Arzt mag sich in Stücke zerreißen, indem er seinen direkten und den erdenklichsten indirekten Pflichten nachzukommen sucht, er wird stets bloß das seinem obligaten Posten zukommende Gehalt beziehen. Allerdings wurde

[1]) „Karagatsch“ heißt Schwarzer Baum (Kara = schwarz, Agatsch = Baum; türkisch), Ulme, Rüster, Ulmus campestris. Anm. des Uebers.

in entsprechenden regierenden Kreisen die Notwendigkeit der Erhöhung der geradezu bettelhaften Besoldung der Aerzte mehrfach zur Sprache gebracht, die Frage aber ist bis auf den heutigen Tag noch immer ungelöst geblieben. Ueberhaupt kommen den Aerzten des Militärressorts, trotzdem daß ihnen für ihre Thätigkeit die größte Anerkennung von Seiten der Armee, des Publikums und der Obrigkeit gebührt, noch lange nicht diejenigen Rechte und diejenige Stellung zu, die sie ja wohl verdient haben[1]). Ich bin übrigens hierbei an eine Frage geraten, die einer speziellen umfangreichen Besprechung würdig wäre; ich schweige lieber, wenigstens vorläufig, bis auf eine passendere Gelegenheit.

Der Chefarzt des Hospitals, schon von früher mir bekannt, kam mir wie einem alten Freund entgegen und weihte mich zuvorkommend in die Sanitätsverhältnisse des Hospitals und der Stadt Samarkand überhaupt ein. Ich meinerseits durchkreuzte den ganzen Garten, guckte in die Apotheke und in die Küche hinein und interessierte mich sogar dafür, wie der Hospitalverwalter in einer Rohrbaracke, welche die Kanzlei des Hospitals repräsentierte, Gericht abhielt. Ja ich war neugierig genug darnach zu schauen, was sich hinter den hohen Lehmwänden des Gartens befinden mochte: es waren das übrigens wiederum nur Gärten — die Kopieen von denjenigen, die ich bereits inspiziert hatte, nur daß ihnen die Hospitalgebäude fehlten. Ueberhaupt eignet sich der Ort für ein Sommerhospital in vorzüglichster Weise. Der genannte Stadtteil, hoch über dem Serawschanerthal ragend, ist von Gärten besetzt. Die Luft ist außerordentlich rein und frisch, was für Sommerhospitäler eine Seltenheit ist. Sollte hier, d. h. im Garten des Hospitals, etwas mehr Schatten sein, so wäre das geradezu ein reizender Ort. Mit befriedigtem Gefühl verließ ich das Hospital.

Bei meiner Rückkehr fand ich zu Hause bereits den aus Taschkent eingetroffenen Feldscheer, der mir als Gehülfe beigegeben war. Er hatte die Apotheke, die die Gesandtschaft begleiten sollte, mitgebracht. Ich hatte mich nun wiederum an's Packen zu machen: es galt, die Medikamente in den Packkoffern unter-

[1]) Ich bitte diese Aeußerung nicht gerade als eine „oratio pro domo sua“ auffassen zu wollen.

zubringen. Es waren hierbei viel Umsicht und Vorsicht erforderlich: viele der Medikamente waren in flüssigem Zustande und in gewöhnlichen dünnen Glasbehältern verabfolgt; es waren starke Säuren vorhanden, ebenfalls in Glasgefäßen, schließlich ein Vorrat an Glaßgefäßen. Die geringste Nachlässigkeit bei der Verpackung konnte zu völligem oder jedenfalls bedeutendem Verlust an Medikamenten führen; diese aber hatten uns, wie wir das später sehen werden, einen recht wesentlichen Dienst zu leisten. Mit der Apotheke hatte ich zwei Tage zu schaffen gehabt.

Zu dieser Zeit wurde mir vom General Stolettow ein Queckſilberbarometer und ein Thermometer Celsius eingehändigt. Auch diese Instrumente waren ordentlich zu verpacken. Ich hatte die Instrumente zu mir genommen, um die Anstellung meteorologischer Beobachtungen zu erleichtern. Der Chef unserer Gesandtschaft zweifelte nämlich daran, daß es uns gelingen könne, während unserer Reise ungehindert die topographischen Aufnahmen und meteorologischen Beobachtungen zu besorgen. Uns allen stand der Fall des Herrn Prschewalskij und Kuropatkin im Gedächtnis, die während ihrer Reise im Gebiete von Kaschgar ihre Beobachtungen nur in geheimer Weise anstellen konnten, da sich die lokale Administration mit Entschiedenheit derartigen Beobachtungen widersetzte. Auf ähnlichen Widerstand glaubten auch wir bei der afghanischen Obrigkeit stoßen zu müssen und eben darum hatte ich dem General meine entsprechenden Dienste angetragen. Was hier in Central-Asien dem gewöhnlichen Europäer untersagt ist, das ist dem Arzt wohl erlaubt, da er den Eingebornen nahezu in dem Heiligenscheine einer Allmächtigkeit erscheint. Ich glaubte darum, ohne besonderen Anstoß zu erregen, eine Möglichkeit zu finden, unter dem Deckmantel der für meine Wissenschaft erforderlichen Hantierungen die Beobachtungen anstellen zu können. Die folgenden Ereignisse bestätigten meine Vermutungen bis zu einem gewissen Grade.

Währenddem nun alle diese Vorbereitungen vor sich gingen, waren auch nahezu sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft in Ssamarkand eingetroffen. Es fehlte bloß der Oberst Rasgonow. Seit zwei Tagen war die Gesandtschaft bereits reisefertig, aber der Oberst fehlte noch immer. Er traf erst zum 1. Juni ein. — Während meines Aufenthaltes hier fand ich Gelegenheit, das

improvisierte hiesige Theater zu besuchen. Die Taschkenter dramatische Truppe war hierher vor kurzem auf die Sommerzeit übergesiedelt. Es wurde nichts Geringeres als die „Hochzeit von Kretschinskij“ gegeben. Die Darstellung war selbstverständlich schlecht. Immerhin aber, wie weit bringt doch schon die russische Kunst vor! Nichts Unmögliches, wenn man an einem schönen Abend in Buchara eine russische Oper zu hören bekommen wird.

Samarkand — der russische Teil der Stadt natürlich — existiert bloß zehn Jahre und ist doch im Grunde genommen eine europäische Stadt: Sie finden hier ein Casino, ein Progymnasium für Mädchen, ja sogar eine Apotheke der Stadtgemeinde mit unentgeltlicher Verabreichung von Medikamenten an unbemittelte Eingeborne. Nur wenige Kreisstädte im Europäischen Rußland haben sich derartiger Anstalten zu rühmen!

2. Kapitel.

Ssamarkand. Karschi.

Von Ssamarkand bis Dscham. — Allgemeine Beschreibung der Gegend. — Von Dscham bis Tschiraktschi. — Bucharische Gastfreundschaft. — Ankunft in Karschi. — Das Leben der Gesandtschaft in Karschi. — Die Bäder. — Audienz der Gesandtschaft beim Emir von Buchara Sseid-Mosaphar-Ed-Din-Chan. — Bucharische Belustigungen. — Der Franzose Philipp.

Am 2. Juni, gegen 12 Uhr Mittags, hatten sich sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft im Hause des Generals Iwanow versammelt.

Der umfangreiche Hof vor dem Hause war von Last- und Reitpferden eingenommen. Das Gepäck, zum Aufladen bereit, lag haufenweise an verschiedenen Orten. Mehrere Eingeborne mühten sich, aus vollem Halse schreiend, mit einem trotzigen und scheuen Pferde ab, das sich nicht bepacken lassen wollte; es schlug mit den Hinterbeinen aus, es zitterte am ganzen Körper vor einem mächtigen Zelte, das ihm auf den Rücken geladen werden mußte. Schließlich als man ihm eine Pferdedecke über den Kopf geworfen hatte, ging die Sache von statten. Die Offiziersburschen waren um die „Herrschaftspferde“ und das Gepäck besorgt und ergingen sich in tiefsinnigen Spekulationen darüber, wessen Pferd am besten den Feldzug bestehen werde, welches jünger sei, schneller und dergleichen mehr. Selbstverständlich wollte ein jeder das seinige hervorheben und die armen Pferde hatten darum recht viel von den strengen Kritikern zu erleiden.

Am Thore ſtanden zuſammengedrängt die zwei Dutzend Koſaken mit ihren Gäulen. Ein Wachtmeiſter, mit ſehr ſtark entwickeltem Haarwuchs im Geſicht, machte ſich ſehr bemerkbar durch ſeine rauhe abgehärtete Erſcheinung. Auf ſeiner Bruſt baumelten eine ganze Reihe von „Georgien“ [1]) und etliche Medaillen. Alle Koſaken waren wie auserleſen: hochgewachſen, wacker, in ihrem Aeußeren ſo abgehärtet, wie es eben nur Menſchen ſein können, die ein langjähriges Steppenleben, reich an jedwelchen Abenteuern, hinter ſich haben.

Am meiſten eiferte und lärmte beim Bepacken der Pferde der Karawanen-Baſchi des Laſttrains, Radſchab-Ali. Er ſtach unter den Eingebornen — Dſchigiten und Lautſchen [2]) — durch ſeine Figur ſtark hervor. Der hohe Wuchs, der dicke ſehnige Hals, die ſtark entwickelte Muskulatur — ließen in ihm eine derartige Kraft und Energie vermuten, wie ſie ſelten bei den eingebornen Tadſchiken zu finden iſt. Sein ſtark gebräuntes ausdrucksvolles Geſicht, die ſchwarzen glänzenden Augen und die Adlernaſe ſtellten auch ſeine Zugehörigkeit zu irgend einem der in Turkeſtan wohnenden Türkenſtämme in Frage. Er iſt wirklich ein Eingewanderter auf dieſem Territorium — er iſt ein Afghane. Späterhin, während der Reiſe der Geſandtſchaft nach Kabul, hatten wir Gelegenheit, manche wertvolle Eigenſchaften dieſes Afghanen kennen zu lernen. Seine Anſtellung bei der Geſandtſchaft als Karawanen-Baſchi des Laſttrains war ſehr am Platze. Er hatte ſchon zu mehreren Malen nach verſchiedenen Richtungen hin Central-Aſien durchkreuzt. Einige mal war er ſogar in Indien geweſen. Er beſaß Verwandtſchaft in Kabul, wohin er noch im vorigen Jahre, 1877, als Bote einen Brief von dem Turkeſtaner General-Gouverneur an den Emir Schir-Ali zu befördern hatte.

Jetzt ſtand er als Dſchigit im Dienſt des Chefs des Sſamar-

---

[1]) Das Ordenskreuz des heil. Georg, für Tapferkeit verliehen. Anm. des Ueberſ.

[2]) Dſchigit — ein Eingeborner, Reiter, der von der ruſſiſchen Adminiſtration zu verſchiedenen Aufträgen verwendet wird; Lautſchi — Eingeborner, Laſttiertreiber eines Kamels, eines Pferdes ꝛc. Karawanen-Baſchi — Eingeborner, der die Aufſicht über einen Laſttrain hat; er repräſentiert ſomit den unmittelbaren Chef der eingebornen Karawanendienerſchaft.

kander Militärbezirks. Er konnte sich geläufig in drei Sprachen verständigen: im Afghanischen, Türkischen, Persischen. Es war zu bedauern, daß er nicht auch russisch sprechen und schreiben konnte.

Im Cabinet des Generals Iwanow hatten sich sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft versammelt und plauderten über die bevorstehende Reise. Schließlich, nachdem General Iwanow einige liebe herzliche Geleitworte gesprochen hatte, begaben wir uns zu den Pferden. Einige Minuten später und die Reiter zogen sich bereits in langer Reihe durch die Straße hin, begleitet von einem großen Gefolge von Lasttieren. Der Hof blieb leer. Die Gesandtschaft wurde von einigen Vertretern der Lokal-Administration auf mehrere Werst hin begleitet.

Die brennend-heiße Mittagssonne und die staubige Luft der krummen engen Straßen des Stadtteiles der Eingebornen hüllt die Reisenden in eine glühende Atmosphäre. Es herrscht eine völlige Windstille. Die schlanken Wipfel der Pyramidalpappeln stehen unbeweglich und nur die zitternden Blätter rauschen leise und schimmern in der Sonne mit ihren glatten blanken Oberflächen. Ueber die Lehmzäune der engen Straße neigen sich hülflos Zweige der Aprikosenbäume hinüber, belastet von einem Goldregen der geschmackvollen Früchte. Hie und da blickt scheu und verstohlen zwischen den Zweigen das junge lächelnde Gesicht einer Sartin mit klaren lebhaften Augen hervor. Bei den Eingangspförtchen sind häufig Gruppen von Sarten zu treffen; sie erheben sich, indem die Gesandtschaft vorbeireitet, drücken ihre Hände an den Bauch und flüstern: „Aman, Aman![1]) Tjurja!“ (Herrschaft).

Die Fahrt durch die krummen staubigen Straßen dauerte lange; wir mußten beständig links und rechts abbiegen. Allmählich aber wurden die Straßen leerer, die Bäume spärlicher — endlich waren wir außerhalb der Stadt. Die Stadt blieb hinter uns und auch die Gärten, von denen die Stadt umgeben war — es schaute uns die nackte Steppe entgegen in ihrem armseligen Gewande aus sonnverbrannter „Koljutschka“[2]).

---

[1]) Gruß der Eingebornen — „Sei gesund!“

[2]) „Koljutschka“ — „stachliches Kraut.“ Volksname für Xanthium spi-

Zwar hatten wir keinen Staub mehr, es umfing uns aber dafür mit ſeiner Glut der Steppenwind und plagte uns den ganzen Tag über durch ſeinen feurigen Hauch.

Wir hatten den Weg nach Dſcham genommen. Unſere Marſchroute war folgende: Bis zur bucharischen Grenze hatten wir die Richtung nach Dſcham einzuhalten, daraufhin mußten wir nach Karſchi ziehen, von wo wir Gjuſar und Schirabad paſſierend eine der Fähren am Amu-Darja zu erreichen hatten. Dieſer Weg war viel länger als der anfänglich projektierte durch Schachriſebs. Wir mußten uns jedoch für dieſen Umweg entſcheiden, da der Emir von Buchara, mit dem wohl unſer Chef zu verhandeln hatte, ſich gegenwärtig in Karſchi aufhielt.

Wir zogen ſomit nach Dſcham. Die Reiſe ging anfänglich langſam von ſtatten: wegen der Laſttiere gab es beſtändigen Aufenthalt: es erwies ſich, daß ſie kaum je unter Laſt gegangen waren; die Leute, die als Begleiter des Gepäcks gemietet waren, zeigten nur geringe Bekanntſchaft mit dem Packen. Die Pferde waren ſchlecht bepackt; das Gepäck ging oft auseinander und fiel zu Boden. Die Sache mußte ſtets von neuem angefangen werden. Nachdem wir mehrmals in dieſer Weiſe unfreiwillig Raſt gehalten hatten, wurde das Gepäck vom General aufgegeben. Er ließ beim Gepäck einen Teil der Koſaken zurück und eilte mit den anderen und den Mitgliedern der Geſandtſchaft voraus.

Der Weg führte durch die weite Steppe, die ſich gegen Süden hin bis zu dem Fuße des ſteilanſteigenden, ſcharfgezackten Sſamarkander Bergrückens erſtreckt. Dieſe Berge ſind eine Fortſetzung der maſſigen Serawſchaner Bergkette, die mit dem Bergknoten Matſcha beginnt. In der Sſamarkander Kette giebt es keinen Gipfel, der die Linie des ewigen Schneees erreicht. Sie bietet einen ſehr reinen Typus einer Bergkette dar. Bei einer Länge der Hauptkette von 200 bis 300 Werſt übertrifft ſie in ihrer Breite nirgends 30 Werſt. Ihr nördlicher Abhang iſt nicht ſo ſteil, wie der ſüdliche, welcher bald in ſcharfen Abſätzen die höchſte Kammlinie erreicht.

Die Höhe der Gipfel geht nirgends über 7 bis 8 tauſend

---

nosum. Wird im Gouv. Cherſſon „Barinja“ genannt = gnädige Frau; im Gouv. Ekaterinoslaw „Ljubka“ = Geliebte. Anm. des Ueberſ.

Fuß hinaus. Infolge des Mangels an Schneegipfeln ist die Kette sehr wasserarm. Nur wenige Bäche entspringen an den nördlichen Abhängen. Der südliche Abhang liefert nur einige unbedeutende Nebenflüsse für den Kaschka-Darja-Strom. Die Berge wie die angrenzende Steppe sind recht öde. An Wald fehlt es fast gänzlich, wenn man von dem hie und da spärlich auftretenden anspruchslosen baumartigen Wachholder, „Artscha" genannt, absieht[1]). Nördlich und westlich von dieser Bergkette breitet sich in unendlicher Fläche die Steppe aus, auf welcher spärlich, sehr spärlich die „Jurten"[2]) der Nomaden-Kirgisen zerstreut sind.

Der Weg, den wir jetzt passierten, lief der Bergkette nahezu parallel; doch näherte er sich ihr allmählich. Erratische Blöcke kamen uns immer zahlreicher in den Weg; besonders viele sind ihrer in dem Bette der kleinen halbversiegten Flüsse.

Die Abenddämmerung hatte bereits die Berge in einen dichten Nebel gehüllt und verdunkelte die Steppe, als wir uns den vordersten Ausläufern der steinernen Giganten näherten. In einer Schlucht schmiegte sich an die Wand eines nahezu senkrechten Felsens ein Sfartischer Kischlak; vor ihm schäumte der Gebirgsbach.

Dieses Dörfchen wurde zum Nachtlager auserlesen. Es war hohe Zeit dazu. Die Nacht hatte bereits vollständig die Erde in ihr Dunkel gehüllt, als wir in den von einem grünen Grasteppich bedeckten Hof des örtlichen „Aksakals"[3]) einlenkten. Wir befürchteten, daß das Gepäck in der Dunkelheit den Weg verlieren oder die Pferde sich die Beine beim Passieren des steinigten Bettes des Baches beschädigen könnten. Es wurden darum ein paar Kosaken auf den Weg ausgesandt, um das Gepäck zu erwarten.

Der Tagesmarsch von 30 Werst machte sich fühlbar: ich empfand einen dumpfen Schmerz in meinen Knieen, auch der Rücken that weh. Zwar ist ein Marsch von 30 Werst noch

---

[1]) Juniperus sp. (arborea?) Anm. des Uebers.

[2]) Filzzelte der Eingebornen. Siehe: Beschreibung und Abbildung bei Petzholdt „Umschau im Russischen Turkestan". Leipz. 1877. S. 21—24. Anm. des Uebers.

[3]) „Aksakal" — in wörtlicher Uebersetzung „Weißer Bart". Diesen Namen tragen die örtlichen Dorfältesten.

nicht was Großes; ich war jedoch vor dieser Reise mit dem Reiten nur von kleinen Stadtexkursionen her bekannt gewesen; kein Wunder darum, daß dieser Marsch mich sehr ermüdet hatte. Unser Gepäck blieb noch immer aus; es war uns das sehr fatal, da wir großen Hunger und Durst hatten. Der Aksakal rannte in hellem Eifer hin und her, um etwas zur Bewirtung seines Besuches, der „Tjuri", aufzutreiben — es gelang ihm Thee und Milch herbeizuschaffen, was von uns auch sofort vertilgt wurde. Inzwischen langte auch das Gepäck an. Sofort wurde ein Feuer angemacht und schon nach wenigen Minuten schlugen die hellen Flammen an den rauchgeschwärzten Seiten des Kessels und der Pfannen empor, in welchen in aller Eile ein Abendessen zubereitet wurde. Aber nur wenige von den Reisenden vermochten das Abendessen zu erwarten: Einige von uns, darunter auch ich, streckten die müden Glieder auf den Filzdecken aus, die wir unmittelbar auf den Boden ausgebreitet hatten, und verfielen sofort in den festen Schlaf, wie ihn die Müdigkeit mit sich bringt. Als das Abendessen bereit war, versuchte man allerdings die Schlafenden zu wecken, das war jedoch vergebliche Mühe. Am folgenden Morgen, lange noch vor Sonnenaufgang, hatten wir uns schon wieder auf den Weg zu machen. Dscham, wo wir Rast halten wollten, war von hier etwas über 30 Werst entfernt — es gab also einen Ritt von mindestens 5 Stunden. Wir wollten die brennende Tageshitze vermeiden und den Rastpunkt noch vor Mittag erreichen; wir mußten darum uns womöglich früh von dem Nachtlager aufmachen.

Am nächsten Tage, gegen 5 Uhr, waren wir alle schon zu Pferde. Und nun hatten wir wieder die einförmige Fläche der Steppe vor unseren Augen mit der wilden „Koljutschka" und mit den erratischen Blöcken; es ziehen sich die gleichen nackten, von Wind und Sonne verwitterten Berge links vom Wege; es sind die gleichen staub- und rauchbedeckten armseligen dunklen Jurten der Nomaden, die man hie und da rechter Hand zu sehen bekommt. Die Einförmigkeit wird nur dann unterbrochen, wenn vor uns, unmittelbar unter den Hufen der Pferde, ein paar Feldhühner mit Geräusch auffliegen.

Da sind wir endlich in Dscham[1]). Auf unseren Karten

[1]) Absolute Höhe von Dscham 2050 Fuß, nach Larionow.

war Dscham als Festung bezeichnet. Ich war darauf gefaßt, drohende Wälle mit Schießscharten und dunklen Massen des aus ihnen hervorschauenden Geschützes zu sehen zu bekommen. Keine Spur davon! Dscham ist lediglich ein kleiner, von Usbegen bewohnter Kischlak. Es liegt fast in der Mitte eines kleinen Thalkessels, von niedrigen Hügeln umgeben. Ein seichter, trüber Fluß durchquert den Thalkessel in der Richtung von Ost nach West. Unweit vom Dorfe, im Süd-Ost, schimmerten die weißen Zelte der Soldaten. Hier hatte nämlich seit einigen Tagen das 9. Linienbataillon seinen Standort, als Avantgarde des Hauptkorps des Turkestaner Heeres. Noch mehr links den Bergen näher, auf dem Gipfel eines niedrigen Hügels, zeigten sich die Ruinen einer vormaligen kleinen bucharischen Festung. Diese kleine Festung war eben die frühere Feste Dscham. Diese Gegend war zum Sammelplatze des ganzen Hauptkorps bestimmt, das zu den Grenzen Indiens vorzurücken hatte. Wir gelangten zu der einzigen hier vorhandenen dünnen Gruppe von Bäumen, die einen kleinen schlammigen Teich umstanden. Hier waren für uns schon Zelte und Jurten von dem gastfreundlichen Kommandeur des 9. Bataillons, N. Plotnikow, vorbereitet worden. Mit Genuß streckten wir unsere müden Glieder im Schatten der Zelte aus; mit noch größerem Genuß nahmen wir von der herzlichen Bewirtung unseres Gastgebers Gebrauch. Ein Becher vom „Echten", vom „Russischen" und einige dampfende Cotelettes kamen uns wie erwünscht. Nach dem reichlichen Mahle und einer dem bekannten griechischen Gotte dargebrachten mäßigen Opferspende blieb von der Müdigkeit keine Spur mehr zurück.

Ich begann hier meine Temperaturmessungen und setzte sie während der ganzen Reise nach Möglichkeit sorgsam fort. Die Temperatur wurde gewöhnlich drei mal des Tages beobachtet: morgens, vor der Abreise von der Station zwischen 5 bis 7 Uhr, mittags zwischen 12 bis 2 Uhr und abends zwischen 7 bis 8 Uhr. Die barometrischen Beobachtungen verschob ich bis zu unserer Ankunft in Afghanistan. Auf der gesamten Route unserer Gesandschaft im bucharischen Gebiete waren barometrische Bestimmungen schon von den früheren Reisenden (Schwarz, Larionow) gemacht worden; das Barometer wurde darum noch nicht ausgepackt.

Der Chef der Geſandtſchaft hatte die Anordnung getroffen, daß wir früh morgens am folgenden Tage nach Karſchi aufbrechen ſollten, von welchem uns eine völlig wüſte Strecke von 90 Werſt trennte. Ich ſage eine völlig wüſte Strecke, denn hier macht ſich ſelbſt ein Mangel an Waſſer fühlbar. Dasjenige Waſſer aber, das auf dieſer Strecke zu finden iſt, beſitzt alle charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Salzſteppengewäſſer: es iſt ſalzig und bitter. Hier iſt die Steppe eine Wüſte, ganz unbewohnt; ſie iſt einer der vielen Ausläufer der endloſen Turaner Wüſte, ſo zu ſagen eine der Untiefen des unabſehbaren Sandozeans, der ſich von hier aus bis zum Kaſpiſee und zum Ural erſtreckt.

Das Vergnügen der Reiſe in ſolch' anziehender Gegend wurde uns jedoch erſpart. Am Abend desſelbigen Tages langten die Geſandten des Begs der Stadt Tſchiraktſchi an. Dieſer Beg war der jüngſte Sohn des Emirs von Buchara [1]). Die Geſandten eröffneten unſerem Chef, daß der Beg den lebhaften Wunſch hege, uns in ſeiner Stadt als Gäſte zu begrüßen. Um der Bitte des jungen Begs zu gewähren, hatten wir jedoch einen Umweg von 30 bis 40 Werſt zu machen, da wir hierbei von der vorgenommenen Richtung nach Karſchi ſtark gen Süden abſchwenken mußten. Dieſer Umſtand konnte einigermaßen als Hindernis für die Erfüllung des Wunſches des Begs gelten. Daraufhin aber hoben die Geſandten des Begs all' die Schwierigkeiten der Reiſe durch die wüſte Gegend zwiſchen Dſcham und Karſchi eifrigſt hervor. Ihren Worten nach war es unmöglich, auf dieſem Wege Futter für Pferde aufzutreiben, auch wäre daſelbſt ſehr wenig Waſſer vorhanden. Sie ergingen ſich ferner darüber, wie ſehr der Beg durch den Beſuch der ruſſiſchen Gäſte geſchmeichelt und erfreut ſein werde, und bemerkten, daß auf dem Wege nach Tſchiraktſchi ſchon alles Notwendige für die Geſandtſchaft vorbereitet ſei. Vor ſolchen gewichtigen Argumenten war es ſchwer Stand zu halten: die Einladung wurde angenommen.

Den folgenden Tag ſtand uns ein Marſch von 60 Werſt bevor, von Dſcham bis Tſchiraktſchi. Wir brachen darum noch

[1]) Namens Sſamat-Chan.

vor Sonnenaufgang auf. Das Gepäck war vorausgesandt worden, damit es nicht wiederum den ganzen Zug aufhalte.

Etwa 2 Werst von Dscham, südöstlich, befindet sich die Grenzmarke zwischen dem russischen und dem bucharischen Gebiete. Ein niedriger Steinpfahl auf einem kleinen Hügel am Wege aufgestellt, repräsentiert die Grenze. Auf der dem russischen Gebiete zugewandten Seite ist das russische Reichswappen abgebildet, auf der bucharischen Seite eine persische Aufschrift.

Ein seltsames Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich hier das erste Mal die Grenze meines Vaterlandes überschritt. Mir wurde es so bange zu Mute, als hätte ich etwas verloren. Und wirklich verliert ja der Reisende sehr vieles, indem er hier in Central-Asien die Grenze überschreitet: den Schutz des Gesetzes, das Gefühl der persönlichen Sicherheit. Traurige Gedanken stiegen in mir auf: die Grenze ist überschritten, wann werde ich wieder die Heimat schauen, und werde ich je dazu kommen? Die Mehrzahl der europäischen Reisenden in Central-Asien ist in diesen unwirtlichen Gebieten zu Grunde gegangen. Geben wir selbst zu, daß wir keine gewöhnlichen Reisenden waren, sondern Vertreter eines fremden Reiches, deren Persönlichkeit für unantastbar gelten sollte, so hatten wir doch das Beispiel unserer Gesandtschaft von 1865 und 1866 vor uns, die einige Monate Gefangenschaft in Buchara erleiden mußte. Und das nur vor 10 Jahren! Im Jahre 1863 haben ja auch drei Italiener, die nach Buchara zum Einkauf von Seidenraupeneiern kamen, nahezu ihre Köpfe auf dem Richtplatze verloren und wurden nur durch die energische Fürsprache der russischen Regierung gerettet. Allerdings dürften die Russen im bucharischen Gebiete wohl kaum etwas anderem als der größten Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft begegnen, aber wir zogen ja nach Afghanistan, in eine terra incognita für uns im vollen Sinne des Wortes. Meine Gefährten gaben sich vermutlich ähnlichen Gedanken hin, denn sie waren schweigsam und in sich gekehrt. Sogar Herr M., ein prinzipieller Feind des Schweigens und der Grübeleien, der bisher den ganzen Weg über unablässig geschwatzt, der eine spezielle Zeichensprache erfunden hatte, mit deren Hülfe er (wenigstens seiner Versicherung gemäß) sich sehr gut mit den Eingebornen verständigen konnte, ohne auch nur ein Wort von ihrer Sprache zu verstehen, — sogar er war

in ein Schweigen verfallen. Uebrigens ſchwieg er momentan möglicherweiſe auch lediglich aus dem Grunde, weil er ſein Anteil Schlaf noch auf dem Rücken ſeines falben Roſſes nachholte ....

Einige Zeit hielten wir uns noch auf der ziemlich ausgefahrenen Straße von Karſchi. Die Gegend wurde immer hügeliger. Der Sſamarkander Bergrücken, den wir die ganze Zeit über linker Hand von uns hatten, machte jetzt eine ſcharfe Wendung gen Süden; er bricht ſchroff ab und entſendet gen Weſten nur noch ſchwache hügelige Ausläufer, welche übrigens noch weiter nach Weſten hin in einiger Entfernung ſich wiederum recht kühn in zackigen Gipfeln emporheben. Auf dieſe Weiſe bildet ſich in dem Zwiſchenraum, den wir jetzt paſſierten, ſozuſagen ein natürliches Thor, das aus dem Serawſchaner Thal in die Oaſe von Karſchi führt. Aus dieſem Grunde exiſtierte hier vor Zeiten die erwähnte kleine bucharische Feſtung, die gleichzeitig auch als Gefängnis für die eingebornen Verbrecher diente. Vielleicht läßt ſich von dieſem Umſtand her der Name der Feſtung ableiten: „Dſcham“ heißt, wenn ich nicht irre, in der Sprache der Eingebornen — die Hölle.

Die Gegend gewann allmählich einen ausgeſprochenen welligen Charakter. Bald lenkten wir in ſüdöſtlicher Richtung auf den Weg nach Tſchiraktſchi ab. Wir hatten ein paarmal auf thonſchieferigem Boden recht hoch zu ſteigen. Hier gab es keinen Weg mehr, nur einen Berpfad, der die Abhänge der Hügel begleitet; auf letzteren waren ſtellenweiſe Kornfelder zu ſehen. Uebrigens dürfte hier auch ein Transport auf Rädern nicht gerade auf bedeutende Hinderniſſe ſtoßen.

Plötzlich nähert ſich ein bucharischer Reiter unſerem Chef; ſie beſprechen etwas und pfeilſchnell jagt er zurück, indem er ſich links an dem ſteilen Rand einer tiefen Schlucht („Balka“) hält. Unſere Cavalkade macht kehrt und folgt ihm nach. Der Topograph vermag ſich zwar nicht Rechenſchaft darüber zu geben, warum wir plötzlich umkehren, d. h. nach Nord-Oſt ziehen, verzeichnet aber doch in ſeinem Schieferbüchlein mit einem Doppelzeichen die Veränderung der Richtung und daneben den Winkel der Ablenkung. Die Sache klärte ſich jedoch bald auf: Die uns vom Beg beigegebenen Begleiter hatten nämlich die Idee gehabt, daß es nicht gerade übel wäre, ſich an dieſem Ort für den

bevorstehenden langen Tagesmarsch mit einem Frühstück zu stärken. Sie hatten darum schon im voraus in einer Entfernung von etwa 2 Werst von dort, wo wir den Weg veränderten, Zelte aufgeschlagen und ein Frühstück vorbereitet. Nach einigen 15 Minuten langten wir zu einem recht abschüssigen Niedergang zu einer Schlucht an. Auf der entgegengesetzten, weniger steilen Seite bemerkten wir bunte bucharische Zelte im Schatten eines Aprikosenhains aufgeschlagen. Wir sahen das Gepäck in Haufen liegen; die Kosaken spazierten in Gruppen zwischen ihren Gäulen hin und her. Die bucharische Dienerschaft befaßte sich mit den Theemaschinen, den „Ssamowaren" und mit der Zubereitung des Gastmahles. Das Laub und der Schatten des Aprikosenhaines versprachen uns eine angenehme Erholung und die dampfenden Schüsseln — ein reichliches Frühstück. Von nun an befand sich unsere Gesandtschaft in der Kost des Emirs von Buchara. Die Bucharen würden es als eine außerordentliche Beleidigung aufgefaßt haben, wenn wir ihre gastfreundschaftliche Bewirtung nicht angenommen und uns auf eigene Rechnung beköstigt hätten. Die Bewirtung war eine sehr reichliche, die Zubereitung der Speisen ließ jedoch noch manches zu wünschen übrig. Fette Speisen, wie z. B. der für Central-Asien unentbehrliche „Pilaw" sind für einen europäischen Magen nicht gerade gut geeignet. Uebrigens haben wir uns bald in die bucharische Küche hineingefunden.

Die Sonne stand bereits recht hoch und überflutete reichlich mit ihren heißen goldenen Strahlen die abgerundeten Hügel, als unsere Karawane von neuem ausrückte. Die Ortschaft veränderte sich wiederum bald. Die Hügel und Bodenerhebungen verschwanden allmählich. Die Steppe, die uns umgab, war flach, einförmig, man hätte geradezu sagen dürfen — leblos, wenn sich nicht abseits von dem Wege dann und wann Jurten gezeigt hätten, diese primitiven Wohnungen einer nicht minder primitiven Bevölkerung, der hier nomadisierenden Kirgisen; stellenweise stießen wir auch auf Getreidefelder: gleichsam kleine neue Flicke auf dem alten Gewande der Steppe. Mehrere Stunden eines Rittes in brennender Sonnenhitze und bei todter Windstille versetzen den Reiter in eine gewisse Erstarrung, er versenkt sich, man dürfte sich wohl so ausdrücken, in eine unbewußte Beobachtung des ermüdenden Prozesses der Weiterbewegung. Gegenwärtig

übrigens hielten wir uns noch ein wenig dank der Neuheit der Eindrücke, die die Reise uns darbot, wenngleich diese Eindrücke auch nicht gerade besonders sinnreicher Natur waren. Die bucharische Dienerschaft, die uns begleitete, bemühte sich die ganze Zeit über mit bewunderungswürdigem Eifer und mit Zuvorkommenheit, den schwierigen Pflichten der Gastfreundschaft nachzukommen. Auf viele Werst rund herum gab es keinen Tropfen Wasser; nun brauchte aber nur einer von den Reisenden irgendwie zu merken zu geben, daß er Durst verspüre, so wurde ihm die belebende Flüssigkeit sofort in Menge gespendet. Außer dem Wasser führten die Bucharen auch einen Vorrat von saurer Milch mit, in Form von „Ayran" und „Katick"; mit einem Wort, sie waren zuvorkommend in glänzendster Weise. Etwa um 1 Uhr wurden wir wieder von dem gastfreundlichen Schatten der Zelte aufgenommen, die uns nach der glühenden vierziggrädigen Sonnenhitze erwünschte Ruhe gewährten. Wir machten hierbei die Bemerkung, daß wir uns genau in den gleichen Zelten und Jurten befanden, die uns schon bei der Morgenrast ihren Dienst geleistet hatten; man hatte sie nämlich, sobald sie nur von den Morgengästen frei wurden, sofort durch reitende Bucharen auf ihren gegenwärtigen Platz befördern lassen.

4 Uhr nachmittags! Bald haben wir auch diesen ermüdenden Tagesmarsch hinter uns. Am südlichen Horizonte tritt bereits eine Masse dunklen Laubes hervor; wir nähern uns: die Masse wächst immer mehr und mehr; es ist als ob sie die Steppe in ihre weit geöffneten Arme empfange. Die schlanken Gipfel von zwei bis drei Pyramidalpappeln ragen aus dieser Masse hoch empor. Da erglänzt auch der Strom — wie ein dunkelblaues Band windet er sich hin zwischen den Gärten, um dann, je weiter er sich in der Steppe verliert, gleichsam absterbend, immer mehr und mehr an Farbe abzunehmen.

Wir haben die Stadt Tschiraktschi[1]) vor uns. Bald ziehen sich rechts und links von uns die von der Sonne erhitzten Lehmmauern hin. Ein Haufen berittener Bucharen hat sich auf dem nächsten freien Platz in Erwartung der Gesandtschaft zusammengeschart. Es war das das Ehrengeleit, das der Beg

[1]) Nach Schwarz 1340 Fuß über dem Meeresspiegel.

uns von der Stadt aus entgegengesandt hatte. Es erfolgte ein Wechsel der üblichen Begrüßungen und Glückwünsche. Wir passierten darauf hin die Furt des Flusses Kaschka-Darja; eine Brücke gab es nicht, ja nicht einmal eine Fähre. Die Tiefe des Stromes beträgt an 5 Fuß, die Breite 20 bis 30 Ssaschenj. Die Passage ging glücklich von statten; das Gepäck indessen mußte von den Pferden abgeladen und in gleichen „Arbas" untergebracht werden, wie die, die am Serawschan, bei Ssamarkand von uns benutzt wurden, sonst würde das Gepäck durch das Wasser gelitten haben. Gegenwärtig, d. h. Anfangs Juni, war der Strom relativ wasserarm, denn das Schmelzen des Schneees in den Bergen war noch nicht recht im Gange. Die bedeutendsten Wassermassen führt der Strom im Juli und August, denn dann verlieren die Höhen des Hasret-Sultan, woselbst die Quellen des Stromes entspringen, ihre größten Schneemengen.

Auf dem jenseitigen steilen Ufer fiel mir zunächst ein Gebäude auf, welches einer von hohen gezackten Lehmmauern umgebenen viereckigen Citadelle nicht unähnlich sah. Es war das der Palast des Begs, momentan der Gesandtschaft zum Aufenthalt angewiesen. Das große Lehmquadrat erwies sich, als wir in dasselbe eintraten, als ein umfangreicher Hof, eingeteilt in mehrere kleine konzentrisch zu einander gelegene Höfe. In dem innersten der kleinen Höfe befinden sich einige Wohngemächer, die wir als Wohnung zu beziehen hatten. Der Eindruck, den das Aeußere des Beg-Palastes auf uns gemacht hatte, war gerade kein vorteilhafter. Die innere Ausstattung der Gemächer war eine noch schlimmere: Die nackten, nicht einmal übertünchten Wände der kleinen Wohnräume, die in die Mauern des Hofes so zu sagen eingezwängt waren, berührten das Auge unangenehm durch ihre Armseligkeit. Ein paar Holzpfähle eingeschlagen in den Wänden hatten den Dienst von Ständern für Kleider und sonstige Utensilien zu vertreten. An den Wänden standen der Reihe nach mehrere einheimische breite Betten mit Matratzen und wattierten Decken versehen. Inmitten eines Zimmers fanden wir einen roh zusammengefügten Tisch, um ihn herum ein paar grob gearbeiteter und mit rotem Baumwollenstoff („Kumatsch") überzogener Stühle. Das war denn aber auch die ganze Ausstattung der Residenz des Begs. Es wäre noch beizufügen, daß auf

keinem der Höfe des umfangreichen Gebäudes auch nur ein Fensterglas zu finden war; statt der Fenster existierten eigentlich nur Fensterläden; gleichzeitig dienten die Fensteröffnungen, wenn sie geöffnet waren, auch als Thüren. In einer Ecke des Hofes befand sich ein Zeltdach aus persischen Shawls; der Lehmboden war hier mit den billigen einheimischen Teppichen, von den Eingebornen „Pallassen" genannt, überdeckt.

Kaum daß wir auf den Hof angelangt waren, so wurden wir schon von den Höflingen des Begs mit dem „Mirachur" an der Spitze begrüßt; letzterer spielt die Rolle eines Haushofmeisters an den Höfen der Begs und des Emirs von Buchara selber.

Ein jeder der Begs in Buchara und es sind ihrer nahezu so viele, wie der Städte im bucharischen Reiche, — repräsentiert so zu sagen einen selbständigen Lehnsfürsten. Er verwaltet sein Gebiet nahezu unabhängig von dem Emir; in seinem Gebiete ist sein Wille — Gesetz. Ein jeder von ihnen besitzt seinen Hof, und wenn derselbe auch recht mikroskopisch ausfällt, so gehen ihm doch nicht die gleichen Würden und Aemter ab, wie sie am „hohen Hofe" des Emirs zu finden sind. Das Amt des Begs besteht darin, daß er das ihm anvertraute Gebiet verwaltet, ihre Verwaltung aber läßt sich darauf reduzieren, daß sie die Abgaben für den Schatz des Emirs und für ihre eigene Kasse eintreiben. Die Abgaben laufen gewöhnlich in natura ein und auch der Beg zahlt sie dem Emir in natura aus: so und so viel „Chalats" [1]), Pferde, „Batmanen" Getreide (Getreidesäcke von 8 bis 16 Pud im Gewicht) und dergl. mehr. Nur die Handelsleute entrichten ihre Abgaben in klingender Münze. Das Amt des Begs ist nicht erblich. Es steht in der Macht des Emirs, einen Beg in beliebigem Moment seiner Würde verlustig zu erklären und sie auf einen anderen zu übertragen; die mißtrauischen Regenten Bucharas verfahren auch nicht selten in dieser Weise. Nach dem Tode des Begs fällt sein gesamtes Gut dem Emir zu; die Erben des Begs erhalten nach seinem Tode so gut wie gar nichts. Indessen fällt ihnen der Verlust an dem väterlichen Erbe noch nicht so schwer, da es für sie obligatorisch ist,

[1]) „Chalat" — das weite schlafrockartige Oberkleid des Orientalen. Anm. des Uebers.

in den Dienſt des Emirs zu treten, woſelbſt ſie nun raſch avancieren und ſelber oft zu Begs gemacht werden. Ein jeder, der im Dienſte des Emirs ſteht und „ſein großes Gehalt“ bezieht, oder als Beg eines Gebietes fungiert, hat ſtets genügend Mittel, um nach bucharischen Begriffen recht anſtändig leben zu können. Der Staatsdienſt iſt in Buchara gewöhnlich von lebenslänglicher Dauer. Der Dienſt iſt nicht an ein gewiſſes Alter gebunden. Wenn nun dem Beg eine Stadt angewieſen wird, ſo bleibt er in derſelben hocken, ohne ſie je zu verlaſſen, indem er ſich mit ſeinem Harem in den vier Wänden ſeines Lehmpalaſtes, der einer Redoute nicht unähnlich ſieht, einzuſchließen pflegt. Dies Hocken in der einen Stadt iſt durch die Dauer der Zeit und das Beiſpiel der Vorgänger geradezu geheiligt und traditionell geworden. Ein oder zweimal im Jahre verläßt der Beg ſein warmes Heckneſtchen, um dem Befehle des Emirs folgend dieſen ſeinen hohen Gebieter zu begrüßen; gleichzeitig liefert er auch der Schatzkammer des Emirs die Abgaben ein, die ſich auf ſein Gebiet bezogen. Aber bloß ein paar Tage ſind es oder gerade ſo viel Zeit, wie das dem Emir beliebt, die der Beg in Buchara oder in einer anderen Stadt, in welcher ſich der Emir momentan aufhält, zu verbringen pflegt. In üblicher Weiſe erhält der Beg, wenn er, die Rückreiſe antritt, verſchiedene Geſchenke, wie z. B. „Chalats“ zum Zeichen der Zufriedenheit des Emirs mit ſeinen Dienſten. Allerdings paſſiert es auch, daß ein Beg ohne weiteres Gericht in den unterirdiſchen Gefängniſſen des „Arks“, des Emirpalaſtes verſchwindet oder aber, es wird ſchneller Prozeß gemacht und ihm wie einem Hammel der Hals abgeſchnitten. Der Vater des gegenwärtigen Emirs, Nasrullah-Chan, hat häufig zu dieſem Mittel gegriffen, um unter den Begs den Verrat zu erſticken, den ſeine krankhafte Einbildung überall witterte. Ungeachtet dieſer Mittel aber gab es unter ſeiner Regierung mehrere Begs, deren Selbſtändigkeit ſo weit ging, daß ſie den Emir lediglich nur nominell als ihr Oberhaupt anerkannten. Sie führten Kriege mit den Nachbarn, ſchloſſen Frieden, prägten eigene Münzen und gaben ihrer Abhängigkeit von dem Emir nur inſofern Ausdruck, als ſie ihm von Zeit zu Zeit unbedeutende Geſchenke zukommen ließen. Einer derartigen Unabhängigkeit erfreuten ſich die Begs von: Schachriſebs (bis 1870), Hiſſar (bis 1875), Karategin und Kulab (bis 1877).

Schon aus dieser recht kurzen Beschreibung der bucharischen Machthaber ergeben sich einige Analogieen mit den russischen Bojaren aus der Epoche vor Peter I. Der Beg ist, eben so gut wie das der Fall beim russischen Bojaren war, vor seinem Emir ein schutzloser Sklave, in seinem eigenen Gebiete aber ein allmächtiger Halbgott; wir finden auch hier die gleiche Eingeschlossenheit, das gleiche Leben im Kreise der Hofdienerschaft; es ist das der gleiche Hochmut, die gleiche Faulheit, die sich in jedem Gesichtszug des Begs ausprägt; die gleiche Erhabenheit und Gemessenheit in der äußeren Erscheinung und die blinde Bevorzugung alles Einheimischen vor dem Fremden. Sehr natürlich ist darum die Frage, die die Bucharen an den quasi-Derwisch Bámbéry (1863) stellten: „Hadschi, Du hast doch schon viele Länder gesehen; sag einmal, giebt es noch eine Stadt in der Welt, wo es sich so angenehm leben läßt wie in Bochara?“ [1]) Selbst in der Gegenwart wäre es nicht ratsam vor einem Bewohner Bucharas sich in Vergleiche dieser Stadt mit europäischen Städten einzulassen, namentlich wenn solche Vergleiche nicht zu Gunsten der Residenz des Emirs ausfallen sollten; man dürfte leicht dafür in die schmutzigen und düsteren Gefängnisse geraten, ja die ganze Angelegenheit könnte mit einer abgeschnittenen Gurgel ihren Abschluß finden.

Die Aehnlichkeit zwischen dem russischen Bojaren und dem Beg ist selbst im Kostüm auffallend. Sehen wir von dem Turban ab [2]), so dürfte man sicher mit den sämtlichen übrigen Bestandteilen des Kostüms einen russischen „Knjas“ aus dem 16. Jahrhundert bekleiden. Die gelben Stiefel aus Saffianleder mit den heraufgebogenen Spitzen und die weiten „Opaschni“ (Sommermäntel) und Pelze, der Form nach Stoff- oder Pelzchalats, die durch breite mit Goldplatten und Türkisen geschmückte Gürtel zusammengefaßt werden, sind dieselben, wie sie in Rußland getragen wurden. Bei den Kleidern kommen die gleichen Stoffe in Verwendung: Brocat, Shawls, Seidenzeug und anderes mehr. Hier überzeugt man sich augenscheinlich davon, daß das Rußland

[1]) „Skizzen aus Mittel-Asien.“ H. Bámbéry. Leipz. 1868. S. 131.

[2]) Der Turban ist übrigens bei dem in Buchara herrschenden Volksstamm, den Usbegen, keineswegs immer zu finden.

der Epoche vor Peter doch recht vieles von der tatarischen Lebensweise acceptiert hatte. Ich rede hier nicht einmal von der wichtigsten Entlehnung aus dem tatarischen Leben — der Einschließung der Frauen, die bei unseren Bojaren der Epoche vor Peter viel Anklang gefunden hatte[1]).

Ich habe bereits erwähnt, daß uns der Mirachur des Begs in der uns angewiesenen Wohnung entgegengetreten war. Es war das ein recht schöner alter Mann mit ehrwürdigem weißem Haar; sein längliches Gesicht mit den mäßig hervortretenden Backenknochen, den starken Lippen, der großen und geraden Nase und den abstehenden Ohren ließ es nicht bezweifeln, daß wir es mit einem Usbegen zu thun hatten, einem Vertreter des in Buchara herrschenden Volksstammes. Sein Haupt bedeckte ein endloser Turban, der in seiner Weiße mit dem Alpenschnee wetteifern konnte. Sein Brocatchalat war durch einen breiten Shawlgürtel zusammengehalten, der seinerseits in eine ungeheuere Schlinge auf dem respektablen Bauche des ehrwürdigen Alten zusammengeschlungen war. In seinem Gürtel staken ein paar der unvermeidlichen Messer in Gold und Türkisen eingefaßt. Er war auf einem Fuß lahm, hinkte uns jedoch rasch entgegen und lief hastig von einem zum andern und drückte uns im Vorübergehen die Hände. Daraufhin machte er sich um die Bewirtung zu schaffen.

Der bei jeder Bewirtung unvermeidliche „Tschai-Talch" war bereits aufgetischt. Der hiesige Thee („Tschai") ist der grüne aus Indien exportierte Thee; „Talch" wird er dann benannt, wenn man ihn ohne Zucker trinkt, mit Zucker getrunken heißt er „Tschai-Schirin". Auch der sogenannte „Schir-Tschai" ist bei den Central-Asiaten sehr beliebt; er wird aus Ziegelthee bereitet mit gekochter Milch, mit Fett, Salz und anderen Ingredienzien; oft werden ihm auch Gewürze beigegeben: Zimmet, Gewürznelke, Ingwer und dergleichen mehr. Wenn die Schmackhaftigkeit dieses Getränkes auch sehr in Frage zu ziehen ist, so gilt das keineswegs von seinem Nährwert, der außer jedem Zweifel steht.

Außer dem Thee waren uns noch eine Uebermenge von

---

[1]) Es findet sich die Sitte aber eben nur bei den Bojaren und bis zu gewissem Grade auch bei den reichen Städtern, das Volk wußte nichts von einer Einschließung der Frauen.

anderen Getränken, ein reichlicher Imbiß und die verschiedentlichsten Süßigkeiten aufgetragen: da fanden wir „Airan" und „Katick" (auf verschiedene Art zubereitete saure Milch); Wasser mit Eis; verschiedene Sorten von Saft; Eiweiß mit Zucker und Sahne geschlagen; Mandeln, einfach und verzuckert; Pistaziennüsse in gleicher Zubereitung; verschiedene Sorten getrockneter Weintrauben („Kischmisch") [1]; gereinigte Aprikosenkerne; Aprikosen frisch; Kirschen; russisches Konfekt; Pfefferkuchen aus verschiedenen Frucht- und Nußteigen bereitet und dergl. mehr. Russische Zuckerkand-Raffinade und Zucker in Hüten standen hier nicht auf dem letzten Plan. Es müßte aber noch die ganze Reihe von Fleischspeisen aufgezählt werden, um den rechten Begriff von dem sogenannten „Dostarchan" der Bucharen zu geben. „Dostarchan" wird eigentlich die Tischdecke genannt, auf welcher das Gastmahl steht, dieser Name wird aber auch auf das ganze Mahl bezogen. Oft vermag der Tisch den „Dostarchan" nicht zu fassen; es wird dann ein bedeutender Teil des Fußbodens mit einigen Dutzend Speisen und Präsentiertellern besetzt [2].

In den Zimmern herrschte eine Schwüle und eine Hitze, von den durch die Sonne erglühten Wänden herrührend, wie in einem Dampfbad. Der Schweiß floß uns in Strömen herab und ein jeder griff unwillkürlich nach dem Schnupftuch. Sobald aber die uns bedienenden Bucharen diese Bewegung bemerkt hatten, so ergriffen einige von ihnen Fächer und begannen mit ihnen dermaßen zu arbeiten, daß sie eine recht bemerkbare Luftbewegung zustande brachten. Wir konnten uns anfänglich beim Anblick der Fächerschwinger nicht vor Lachen halten, fanden uns aber bald in den ruhigen Genuß der uns zugefächelten Kühle hinein.

Wir trafen bereits Anstalten, um unseren Gliedern, die von der langen Reise ermüdet waren, Ruhe zu gewähren und die uns angewiesenen Betten zu benutzen, als plötzlich der Mirachur die Mitteilung machte, daß unser Gastherr, der Beg von Tschiraktschi, uns sogleich mit seinem Besuch zu beehren

---

[1] Genau genommen gilt die Bezeichnung „Kischmisch" nur für kernlose Rosinen. Anm. des Uebers.

[2] Selbstverständlich gab es keinen Wein bei dem Dostarchan, er konnte ja nicht aufgetischt werden, da unsere Gastgeber strikte Mohamedaner waren.

gedenke. Nun mußten wir wiederum in die staubigen Röcke kriechen und die Füße in die von der Sonne glühend gemachten Stiefel zwängen. Nach einigen Minuten erschien auf dem Hofe der Beg auf einem feurigen Vollblutroß, das mit einer Brokatdecke und einem mit Türkisen übersäeten Halfter geschmückt war. Er wurde, indem er sich vom Pferde herabließ, von den kräftigen Armen seiner Begleiter aufgefangen. Der Beg ist einer der vielen Söhne des Emirs von Buchara. Er ist noch sehr jung, höchstens 18 Jahre alt. Sein von Gesundheit strotzendes Gesicht ist sehr schön, trägt jedoch den Stempel der Beschränktheit. Die großen dunklen Augen schauen geistlos und ein wenig furchtsam unter den schmalen schön geschwungenen dunklen Brauen hervor. Die an und für sich regelmäßigen Züge tragen noch den Charakter einer gewissermaßen kindlichen Unvollendung; von Barthaar zeigt sich noch keine Spur.

Er nahm am Tische Platz, nachdem er die Gesandtschaft begrüßt hatte, schien sich aber recht unbehaglich zu fühlen. Der General, der mit Leichtigkeit im Persischen und Türkischen conversierte, suchte ihn zu unterhalten, aber die Antworten und Fragen des jungen Begs waren zumeist sehr einsilbig und klangen nahezu wie Befehle. Bei jedem Worte schaute er zu seinem Machram-Baschi [1]) hinüber — er schien ihn befragen zu wollen, ob er auch recht geantwortet habe. Ich hatte den Eindruck, daß der Machram-Baschi hierbei leicht mit dem Kopfe nickte, somit die stumme Anfrage bejahte. Der Prinz sprach den Wunsch aus, das Berdansche Gewehr, mit welchem unsere Kosaken bewaffnet waren, zu betrachten. Die Kosaken mußten die Handhabung der Schießwaffe und der „Schaschka" (Kosakensäbel) zeigen.

Es dunkelte bereits stark, als der Beg sich entfernte, nachdem er vom General einen Ehrenchalat und eine silberne Uhr zum Geschenk erhalten und anscheinend von alledem, was er gesehen, sehr befriedigt war. Bei der Ankunft und bei der Entfernung des Begs wurde von einigen Personen aus seinem Geleit ein wildes Geschrei erhoben, ein Wehklagen und Geheul. Auf mein

[1]) Der Machram-Baschi vertritt das Amt eines Hofmeisters und eines älteren Kameraden in den Belustigungen und Spielen der bucharischen und der central-asiatischen Prinzen überhaupt.

Befragen, was dies Geschrei zu bedeuten habe, erhielt ich die Auskunft, daß hiermit das Erscheinen von Mitgliedern des regierenden Hauses angezeigt werde.

Einige Minuten später traf das Gegengeschenk des Begs ein, 7 Pferde mit Brokat- und Sammetdecken ausgestattet. Einige unter ihnen trugen Halfter mit Türkisen geschmückt. Fernerhin waren 7 Bündel Chalats eingetroffen, unter denen solche von Brokat, Shawls und verschiedenen Seidenstoffen waren. Die Zahl 7 war selbst bei den Kleinigkeiten eingehalten: so waren uns 7 Zuckerhüte, 7 Schachteln Zuckerkandis und dergl. mehr zugesandt worden. Offenbar hatte man die Zahl der Mitglieder der Gesandtschaft hierbei ins Auge gefaßt. Zwar haben derartige Geschenke kaum einen Sinn für den Russen, — wozu brauchten wir z. B. die Chalats, die wir doch nicht tragen konnten? — immerhin wäre es durchaus unzulässig gewesen, die Geschenke zurückzuweisen. Eine ärgere Schmach dürfte es wohl kaum für einen Central-Asiaten geben, als wenn seine Geschenke zurückgewiesen würden. Nun würden uns die Pferde ja sehr zu Nutzen gekommen sein, wenn sie nur gut gewesen wären, aber schöne Pferde pflegt der Buchare, gerade so gut wie jeder Central-Asiate, nicht zu verschenken. Nur der Emir von Buchara verschenkt hie und da wirklich prachtvolle Rosse. Die Beschenkung der Gäste mit Chalats führen die Bucharen auf eine Vorschrift des Korans zurück, nach welcher es Pflicht ist, einem Gaste gegenüber das Möglichste zu leisten; das Gebot, dem Wanderer zu essen und zu trinken zu geben, ihn zu kleiden und für die weitere Reise auszurüsten, ist ja auch zweifellos ein schönes, wenn es nur eben allerorts in ordentlicher Weise befolgt würde.

Nach einiger Zeit zeigte sich auf dem Hofe eine lange Prozession von Bucharen. Geheimnisvollen Schatten gleich schritten sie im milden Mondscheine lautlos mit bloßen Füßen über den Lehmboden des Hofes einher: — sie trugen Schüsseln, von denen ein leichter Dampf emporwirbelte. Es wurde das Abendessen für die Gesandtschaft aufgetragen. Man servierte einfach auf dem Fußboden, der mit Teppichen und einem Tischtuch bedeckt war. Als nun alles aufgetischt war, konnten wir uns einiger Bedenken vor der Unmenge der Schüsseln nicht erwehren: es waren ihrer wohl kaum weniger als dreißig. Die bloßen Namen dieser

Speisen zu behalten, geschweige denn sie zu vertilgen, wäre rein unmöglich gewesen. Inmitten der Speisen türmten sich gebirgartig einige Schüsseln mit dem unvermeidlichen „Pilaw" auf.

Am andern Tage waren wir bereits in den Sätteln, bevor die Sonne noch Zeit gefunden hatte, die während der Dauer der Nacht erkaltete Erde mit ihren schrägen Strahlen zu erwärmen. Bis Karschi hatten wir in zwei Tagen circa 70 Werst zurückzulegen. Der Weg führte uns jetzt bereits durch kultiviertes Land, rund herum gab es Weizen- oder Sorgo- (Dschugara) Felder; stellenweise zeigte sich auch Gerste oder Hirse. Der Weg wurde hie und da von den Bewässerungskanälen („Aricks") gekreuzt, die in dichtem Netze die Felder umspannen. In der Ferne schimmerten zwischen dem grünen Laub Kischlaks und vereinzelte „Sjakli" [1]) und Jurten hervor. Hin und wieder stießen wir auf vereinzelte „Kurgans" [2]), über welche leider keinerlei Auskunft zu erlangen war. Da zeigt sich eine „Bakschа" [3]) mit den „Arbusen" (Wassermelonen) und Melonen, deren sich Buchara und das übrige Central-Asien rühmen dürfen. Die Steppe bietet hier überhaupt ein lebhaftes Bild dar. Der Weg, den wir eingeschlagen hatten, trug alle Spuren einer häufigen Frequentierung; es existiert hier offenbar ein lebhafter Verkehr, was auch recht begreiflich ist, da wir hier die große Handelsroute von Schachrisebs und den Städten Karschi und Buchara vor uns hatten. Jetzt stießen wir schon häufig auf große Karawanen von Kamelen, deren Höcker mit Waarenballen von sehr verschiedener Größe und Gewicht bepackt waren. Da sind Baumwollenballen, so groß, daß sie nahezu den Boden streifen, da wiederum kleine, aber schwere Ballen mit russischen gußeisernen Kesseln. Hin und wieder kreuzt uns den Weg auf seinem „Renner" ein Usbeg, hoch auf einem Batman Weizen thronend, den er auf das Roß geladen hat; das wackere Pferdchen aber trabt in rüstigster Weise fort trotz der doppelten Last.

---

[1]) Uebliche Bezeichnung für die Hütten der Eingebornen im Kaukasus. Anm. des Uebers.

[2]) „Kurgans" — künstliche Erdhügel, zumeist Grabhügel. Häufig in den Steppen des europäischen Rußlands, noch häufiger in Central-Asien. Anm. des Uebers.

[3]) Bezeichnung für Melonen- und Gurkenfelder.

Von diesem Tag an begannen die Leiden unseres Topographen. An „Zeichen" für die Marschroute fehlte es nicht: hier gab es ein Dörfchen, dort einen „Kurgan", dort wiederum irgend welche Ruinen. Es mußte darum in Erfahrung gebracht werden, wie das Dörfchen heißt, welches Bewandtnis es mit den Ruinen hat und dergl. mehr. Der Topograph, der mit der Sprache der Eingebornen unvertraut war, sah sich immerfort genötigt, die Dienste Nasirows und Samaan-Begs in Anspruch zu nehmen; unsere „gelehrten" Dolmetscher aber kamen seinen Bitten und Anfragen nur sehr ungern entgegen. Hieraus ergaben sich nun die erwähnten Leiden und im Laufe der Zeit auch offene Zwistigkeiten.

In einer Entfernung von ungefähr 35 Werst von Karschi stießen wir auf die umfangreichen Ruinen der Stadt Tschim, die hier vor Zeiten gestanden hat. Riesenhafte Bewässerungskanäle, gegenwärtig halbverschüttet mit Sand und Schlamm, spannen ihre Adern netzartig auf viele Werst aus; große Wälle, vermutlich die Ueberreste der früheren Stadtwälle, umfassen ein mächtiges Terrain; viele Quadrat-Werst sind von Häuserruinen eingenommen und an manchen Stellen ragen aus dem Gewirr der Ruinen die Gipfel der „Kurgans" hervor. Alles spricht dafür, daß hier vor Jahren eine zahlreiche Bevölkerung ein reges Leben geführt hat. Gegenwärtig aber ist von der ganzen großen Stadt nur ein elender Kischlak zurückgeblieben. Es wurde mir von Bucharen, die darüber unterrichtet sein wollten, mitgeteilt, daß die Stadt vor einigen dreihundert Jahren während der inneren Kämpfe in Buchara zerstört worden sei; indessen dürfte meiner Anschauung nach eine andere Erklärung für die Verwüstung der Stadt in Betracht kommen. Die Verwüstung konnte leicht durch die infolge irgend welcher Ursachen hervorgerufene Wasserarmut des hier vorbeiströmenden Kaschka-Darja bedingt worden sein. In den Umgegenden von Karschi gibt es nämlich ebenfalls viele Ruinen verwüsteter Städte, ich habe aber keinerlei Traditionen über ihre Zerstörung durch Feindeshand auffinden können; ich glaube, daß auch hier die eingetretene Wasserarmut des Kaschka-Darja eine der Haupturſachen der Verwüstung der Städte sein dürfte. Sehr wahrscheinlich ist die Wasserarmut des Kaschka-Darja durch Vermehrung der Bevölkerung in Schachrisebs erzeugt

worden, das sich am Oberlaufe des Stromes befindet. Die Vermehrung der Bevölkerung bedingte einen gesteigerten Konsum des Wassers für die lokalen Bewässerungsvorrichtungen, was selbstverständlich auf die Wasserversorgung der Ortschaften am Unterlaufe des Stromes von Nachteil sein mußte.

In einigen Werst von Tschim schlugen wir unser Nachtlager auf. Bevor wir aber den Rastpunkt erreicht hatten, rasteten wir noch zwei mal während des Tagesmarsches auf Punkten, die schon von vornherein von den Bucharen dafür bezeichnet waren; nach bucharischer Auffassung gebührt es nämlich keineswegs für Persönlichkeiten von Rang zu eilen; ungebührlich ist es, rasch zu gehen, zu fahren, zu reden. Als Maßstab für die Wichtigkeit eines Mannes gilt hier seine relative Schwerfälligkeit, Langsamkeit und sein gemessenes Wesen. Je höher der Eingeborne in Rang und Würde steht, desto langsamer und gemessener sind seine Bewegungen. Gott bewahre ihn davor, daß er eine rasche Bewegung macht, ein lautes lebhaftes Wort spricht! Sofort würde er bei seiner Umgebung einen guten Teil seiner Achtung einbüßen.

Unsere Gesandtschaft bewegte sich jetzt nur langsam vorwärts und hielt häufig Rast, eingedenk des weisen russischen Spruches: „Mit Deinem eigenen Reglement halt nur zurück in einem fremden Kloster!"

Uns voraus ritten drei Bucharen — die „Essaul-Baschis"[1]) mit vergoldeten Stäben in den Händen als Anzeichen der Würde der ihnen folgenden Personen. Ein derartiger Vortrab bekundet nämlich, daß den nachfolgenden Personen mit den höchsten Ehrenbezeugungen entgegenzukommen sei.

Auf dem Nachtlager wurden wir von einer neuen bucharischen Deputation aufgesucht, bei welcher sich zwei Jünglinge, Söhne des Begs von Karschi, befanden. Sie näherten sich sehr bald den jungen Leuten in unserer Gesandtschaft und suchten mit größtem Eifer nach Möglichkeit viel russische Worte einzulernen. Auf diese unter den Bucharen sehr bemerkenswerten Jünglinge werde ich späterhin noch zurückkommen.

---

[1]) Die Essaul-Baschis vertreten die Rolle der Zeremonienmeister und versehen gleichzeitig auch Polizeidienste.

Es war ein schöner und stiller Abend. Der feurige Sonnenball streifte noch mit seinen letzten rötlichen Strahlen die von der Tageshitze versengte und erglühte Erde. Die nahezu einzigen Bäume des elenden Kischlaks, die, einen kleinen Teich umrahmend, an unserem Zelte standen, erstreckten ihre langen Schatten weit in die Steppe hinaus. Wenige Minuten später: — die Sonne ist verschwunden und schon flammt einem Feuer gleich die schöne Abendröte auf und umfaßt mit ihren glühenden Umarmungen den halben Horizont. Die Luft wird frisch. Mit Genuß atmen wir die kühle reine Steppenluft ein. Wie groß auch die Ermattung des Wanderers sein möchte, in diesem Augenblick vergißt sich alles. In jedem Körperteil regt sich eine neu erwachende Energie. Fort mit der Müdigkeit! Fort mit dem Schlaf! Jetzt lebt es sich erst recht! Jetzt gilt es, die belebende Frische der Luft zu genießen.

Die Mitglieder der Gesandtschaft hatten sich unmittelbar am Ufer des Teiches auf einem Teppich gelagert und führten ein lebhaftes Gespräch. Unsere Unterhaltung drehte sich um unsere gegenwärtige Reise nach Afghanistan. General Stolettow, der ja zweifellos mit besseren Vorkenntnissen über das Land ausgestattet war, als sonst ein Mitglied der Gesandtschaft, teilte uns dieses und jenes aus der Geschichte Afghanistans mit, erzählte uns von den Gebräuchen der Afghanen und sprach seine Vermutungen aus über den Empfang, den wir in Afghanistan erwarten könnten. Er sprach fernerhin auch über sein Leben im Kaukasus und in Krasnowodsk. Die Zuhörer fingen gierig ein jedes Wort auf und ergingen sich mitunter in recht kuriosen Vermutungen; so glaubte z. B. M., indem er voraussetzte, daß sich viele Engländer in Kabul befänden, daselbst Magazine mit englischen fertigen Anzügen vorzufinden. Wir werden uns späterhin überzeugen können, daß Afghanistan keineswegs so sehr von englischen Waaren überfüllt ist, wie wir das von unserer Tagespresse zu hören gewöhnt sind. Im gegebenen Falle bedient sich unsere Presse ausschließlich der englischen Berichte, inwiefern aber diese für glaubwürdig gelten können, darüber wird gegenwärtig wohl niemand im Zweifel stehen.

Am nächsten Morgen, als wir kaum aufgewacht waren und noch nicht einmal Zeit hatten uns anzukleiden, wurde uns schon

mitgeteilt, daß der Emir uns seinen Mirachur[1]) und eine Kutsche entgegengesandt habe. Bald darauf erschien der Mirachur selber. Nach vielfachen beiderseitigen Begrüßungen und Glückwünschen erklärte der Mirachur, daß er vom Emir den teuren Gästen entgegengesandt sei, um diese mit allen möglichen Bequemlichkeiten bis Karschi zu geleiten und daß zu diesem Zwecke auch die Kutsche herbeibefördert worden wäre. Die Kutsche stand bloß in einigen Schritten von unseren Zelten. Es war das eine große gedeckte Equipage in der Art eines Landauer auf guten Achsen und dauerhaften Federn. Es waren 6 Pferde paarweise vorgespannt. Auf den Pferden saßen als Vorreiter Bucharen, die gleichzeitig auch die Kutscher waren, da der Kutscherſitz der Kutsche leer stand. Die orientalischen Anstandsbegriffe lassen es nicht zu, daß vor einer bedeutenden Persönlichkeit ein gewöhnlicher Mann zu sitzen komme, selbst wenn es sich um eine Equipage, den Kutscher und die Leitung der Pferde handeln sollte[2]). Das Innere der Kutsche war mit einer dicken, elastischen seidenen Matratze ausgelegt. Der Sitz fehlte. In der Equipage nahmen General Stolettow und der Oberst Rasgonow Platz. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft blieben zu Roß. Hinter der Gesandtschaft und an den Seiten derselben ritten zalreiche Bucharen in „Chalats" in allen Farben des Regenbogens und mit blendend weißen Turbans; sie ritten auf feurigen Rossen, die zumeist mit reichen Sammet- oder Brokatdecken bedeckt waren; unter den Pferden bemerkten wir zwei bis drei edle turkmenische Rosse. Im Laufe des Tagesmarsches nach Karschi mußten wir wieder mehrfach an bestimmten Punkten im angenehmen Schatten der buntfarbigen bucharischen Zelte Rast halten. Auf einem dieser Rastpunkte wurden wir von den angesehensten und mit weißem Haar geschmückten Würdenträgern Bucharas empfangen. Unter ihnen befand sich auch der Beg von Karschi.

Circa 10 Werst von Karschi sind die beiden Ufer des sich launenhaft windenden Stromes durchweg mit Niederlassungen

[1]) Der Mirachur hieß Rachmet-Ullah, was soviel wie Gottes Gnade bedeutet.

[2]) Vielleicht ist ja auch von dem Orient her die Mode zu uns hinüber in unsere Kulturzentren gelangt, daß man Equipagen benutzt, in denen der Sitz des Kutschers hinten angebracht ist.

besetzt. Die Ufer sind von endlosen Gärten eingefaßt. Schließlich zeigt sich in der Ferne eine dichtere Laubmasse; über ihr hängt eine Staubwolke. Es ist das die Stadt Karschi[1]).

Je näher wir der Stadt kamen, desto größer wurde der Haufe der uns umgebenden Bucharen. Die große offene Fläche, die von Süd-Ost unmittelbar bis an die Stadt greift und auf der die ganze Zeit über unser Weg gelegen hatte, war buchstäblich übersäet von einer bunten Menge von Reitern und Fußgängern. Die Arbeiter auf dem Felde ließen von ihrer Arbeit ab und rannten uns nach. Andere blieben mit der Hacke auf der Schulter und mit aufgesperrtem Munde stehen und schauten mit großen Augen die „Urussen" an. Da steht ein schiefäugiger Kirgise mit einem Gesicht, das geradezu schief zu sein scheint, neben einem hochgewachsenen und muskulösen Usbegen, dessen ausgeprägte Gesichtszüge übrigens eine nicht geringere Neugier zutage legen, als diejenigen seines Nachbars. Da sehen wir einen Tadschiken mit einer recht eleganten Physiognomie; er steht, seinen bepackten Esel an den Ohren festhaltend, hart an der Mauer der nächsten „Batscha" gedrängt und kann seine ausdrucksvollen kleinen Augen nicht von der an ihm vorüberziehenden Cavalcade der „Urussen-Tjuris" abwenden.

Jetzt sind wir schon in der Vorstadt. Wir befinden uns in einer staubigen, engen und langen Straße; sie scheint unbewohnt zu sein: keine Fenster sind an diesen endlosen einförmigen Lehmmauern zu sehen; nur die kleinen Pförtchen, den Schlupflöchern der Tiere ähnlich, erinnern den Reisenden daran, daß hinter den Mauern doch noch Menschen vorhanden sind. In den folgenden Straßen treten an Stelle der Mauern in ununterbrochenen Reihen geringe Kaufläden auf. Wir sind mit einemmal in eine dumpfe stinkende Luft geraten, die uns erkennen läßt, daß wir uns in einer asiatischen Stadt befinden.

Auch bei den Kaufläden und den Häusern haben sich große Menschenmengen angesammelt. Ein paar fanatische düstere Physiognomieen schauten starr zu Boden hin, indem sie den

[1]) Absolute Höhe der Stadt Karschi, nach Schwarz 820 Fuß; astronomische Lage, ebenfalls nach Schwarz: Nördliche Breite 38° 52' 13"; östliche Länge von Pulkowo 35° 27' 22".

Anblick der Ungläubigen („Kaffiren“) [1]) vermeiden wollten. Andere mit drohend zusammengezogenen Brauen sandten uns aus ihren feurigen Augen Blitze zu. Es waren ihrer aber nur wenige. Die große Masse zeigte eine stumpfe Neugier. An der Ecke bei einer Moschee machte irgend ein Divanà [2]) einen Skandal. Er überhäufte die Gesandtschaft mit Schmähreden, drohte mit den Fäusten und kam schließlich auf den keineswegs lobenswerten Gedanken, uns mit Steinen zu bewerfen. Die „Essaul-Baschis“, die voran ritten, brachten den Tumultanten zur Ruhe, indem sie ihn mit denselben Stäben fortjagten, die sie mit so viel Pomp in ihren Händen trugen. Dieser Zwischenfall kam mir sehr sonderbar vor und ich beeilte mich, nach seiner Ursache nachzuforschen: es erwies sich, daß der Divanà ursprünglich um Almosen gebeten hatte, als ihm aber solches aus irgend welchen Gründen verweigert wurde, griff er zu einem überzeugenden Mittel, das auf der Landstraße praktiziert wird.

Daraufhin hatten wir einen kleinen überdachten Bazar zu passieren. Hier waren die Straßen gepflastert, aber, gerechter Gott! was war das für ein Straßenpflaster!? Kiesel und sonstiges Gestein waren in sinnlosester Weise auf die Straße geworfen, ohne festgestampft zu werden; vermutlich also mit der speziellen Absicht, den Pferden die Beine und den Reitern den Hals zu brechen. Die Kutsche, in welcher der General und der Oberst saßen, erhielt manch' harten Ruck, indem sie über die Steinhaufen fuhr. Die Insassen wurden hin und her geworfen; sie verzogen zwar das Gesicht, fuhren aber weiter. Hier erlangten der Schmutz, der Gestank und der üble Geruch von den Bazar-Küchen, die unter freiem Himmel Position gefaßt und ihre einheimischen Beefsteaks — „Kjabab“ — brieten, so zu sagen den Höhepunkt. Die Bevölkerung des Bazars jedoch, bleich und abgemergelt, schien einen Genuß an diesen Gerüchen zu finden; man saß, man stand und machte sich um die Stände und Schränke zu schaffen. Manche erhoben sich, als die Gesandtschaft

---

[1]) Unter dem Sammelnamen „Kaffiren“ werden in Central-Asien gewöhnlich die Hindus und die central-asiatischen Zigeuner, die Masan, Ljuli und Dschutschi begriffen, die keine Mohamedaner sind. Anm. des Uebers.

[2]) Ein bucharischer Derwisch aus dem Orden der „Nakischbendi“.

vorbeizog, und grüßten, viele aber verblieben in der dem Asiaten so lieben Stellung, sitzend, die Beine untergeschlagen, wie ein „Kalatsch“ [1]) dürfte man sagen. Die Läden sind hier ohne jegliche Ordnung verteilt: neben dem Fruchtladen findet sich ein Sattler; Zucker liegt auf einem Brett mit rostigen Nägeln u. s. w. Ein jedes Haus ist ein Laden. Ob aber auch viele Läden dieses Namens würdig sind? Dieser einäugige Händler da mit der Nase einer Eule hat Waaren nur für 3 Kokans [2]); dieser Fruchthändler hat im ganzen nur ein paar Pfund „Urjuk“ (Aprikosen) und eine Handvoll von schlechtem „Kischmisch“. Was kann es da bei diesem Handel für einen Erwerb geben? Wie kann der Mann nur existieren? — Schauen Sie sich aber nun die Physiognomieen dieser Krämer an: sie sehen wie echte Kaufleute aus!

Wir verließen den Bazar, lenkten links ein, machten ein paar Dutzend Schritte längs dem Ufer eines mit dichten Maulbeerbäumen bepflanzten Aricks und gerieten schließlich an das breite Thor desjenigen Hauses, das für die Gesandtschaft bestimmt war.

Das Gebäude war nach demselben Plane wie dasjenige in Tschiraktschi errichtet, nur daß es umfangreicher und reinlicher war. Der innere Hof, ebenfalls von hohen Mauern umringt, war von zwei kleinen Gebäuden besetzt. Das eine, vor welchem sich eine steinerne Terrasse befand, bestand bloß aus zwei Zimmern; diese waren jedoch recht umfangreich. Die Decke stand von dem Fußboden wenigstens auf 9 Arschin ab. Das Gebäude verfügte neben den üblichen „Fensterthüren“ noch über eine obere Reihe von Fenstern, die mit einem aus Stein gehauenen Gitter versehen waren; die Oeffnungen in diesem Gitter waren mit Blase verklebt, welche hier das Glas vertritt. Die Wände des Gebäudes waren gut getüncht und an mehreren Stellen mit fein geschriebenen Strophen aus persischen Dichtern und Chronogrammen bedeckt. Die Decke bestand aus einer Menge dünner Stäbe, von kaum 1 Zoll Dicke, die, fest aneinandergepreßt, eine dauerhafte Fläche

---

[1]) „Kalatsch“ — eine in Rußland beliebte Brotart, bei welcher der Henkel die eine Seite des Brotkörpers umspannt. Anm. des Uebers.

[2]) Silbermünze von gleichem Wert wie die „Tengi“.

in der Art eines Schildes bildeten und auf zahlreichen Balken ruhten. Auf den Schild pflegen die Eingebornen, um das Dach zu vollenden, die sogenannten „Bardanen" zu legen, d. h. Matten, die in dauerhafter Weise aus Schilfrohr geflochten sind; die Matten werden in mehreren Schichten gelagert und mit Erde überschüttet; die obere Schicht der Erde wird mit „Sfamanteig" [1]) überstrichen. Auf diese Weise kommt nun ein Dach zustande, das selbst den heftigen Regengüssen des Frühjahrs mit Erfolg zu widerstehen vermag. Im gegebenen Falle zeigten die Balken der Decke ein hübsches Geflecht, das sorgfältig übertüncht war und an den Rändern vergoldete Streifen trug. Die Balken und das Gesims waren zudem noch mit Malereien bedeckt, welche Blumen und Blumensträuße darstellten. Die Farben waren sehr lebhaft und aus der großen Menge der Blumensträuße war auch kein einziger dem andern gleich. Der Fußboden der Gemächer war mit Teppichen und Decken belegt. Die Hälfte des Zimmers war von einem mächtigen, roh zusammengefügten Tisch eingenommen, auf welchem sich der übliche „Dostarchan" befand. Uebrigens hatte der Dostarchan auf dem Tisch noch lange nicht Platz gefunden, das Tischtuch hing weit vom Tisch hinunter und zog sich auf dem Fußboden bis zu der Wand hin. Natürlich war das Tischtuch überdeckt von Schüsseln und Serviertellern mit den einheimischen Süßigkeiten und Delikatessen.

Auf der entgegengesetzten Seite des Hofes befand sich das andere Haus, welches zweistöckig war. Es unterschied sich auffallend von dem allgemeinen Typus der einheimischen Häuser dadurch, daß die Fenster des oberen Stockes auf die Straße hinaussahen. Unter den Fenstern strömte ein breiter schlammiger Arick vorbei; jenseits des Aricks aber hatte sich ein großer gaffender Haufe der Eingebornen angesammelt, die leise mit einander flüsterten und ihre Bemerkungen anstellten, indem sie mit seltener Ausdauer die ihnen schon keineswegs mehr unbekannten Gäste, die „Urussen", anstarrten. Die Wände des zweistöckigen Gebäudes waren ebenfalls bunt übersäet mit Inschriften, indessen gab es hier nur Prosa und Autographen. Da findet sich z. B. verzeichnet: „der Zweiten Uralischen Sotnja (Hundert) des

[1]) Die Sfamanmasse besteht aus Lehm mit Spreu untermischt.

kombinierten Regiments der Kosaken Jegor Palkin". Es folgt die Unterschrift des Wachtmeisters der 1. Orenburger Sotnja des kombinierten Regiments der Kosaken. Alle diese Inschriften sind genau datiert. Ja es war sogar der Ursprung dieser Inschriften angegeben: das Kosakengeleit, das mehrere Tage vor unserer Ankunft mit Herrn Weinberg in Karschi gewesen war, hatte den glücklichen Gedanken gehabt, von seiner Anwesenheit hier den Landsleuten, die das Geschick an den gleichen Ort verschlagen würde, Notiz zu geben. Wie der Leser sieht, konnten die Inschriften sehr bald ihrem Zwecke entsprechen.

Der Mensch bleibt sich allerorts gleich. Die gleichen Gefühle sind es, die die Menschheit beseelen, wie sehr verschieden sie auch sein möchte. Ein und dasselbe Gefühl ist es ja zweifellos, das die Hand des berühmten Reisenden führt, der seinen Namen in die unzugänglichen Felsen der Schweiz eingräbt, des stolzen Engländers, der seinen Namen auf den tausendjährigen Tempeln Indiens verzeichnet und des der Schrift nur halbwegs kundigen Kosaken vom Jaik und dem Orj ...

Unter den üblichen Ceremonien wurde die Gesandtschaft in die Gemächer geleitet: der Mirachur trat in die Rechte eines maître d'hôtel.

Bald jedoch kamen unsere gastfreundlichen Wirte auf den Gedanken, daß ihre Gäste absoluter Ruhe bedürftig wären. Der Mirachur erkundigte sich beim General nach der Stunde, die ihm zur Audienz beim Emir geeignet erscheinen würde. Er erhielt darauf die Antwort, daß der General sich durchaus dem Ermessen des Emirs zu fügen bereit sei; allerdings bemerkte der General hierbei, daß die Gesandtschaft sich sehr beeile und darum nicht lange in Karschi zu verweilen vermöge. Der Mirachur begab sich zum Emir, um über die Antwort zu referieren, und erschien von neuem um 7 Uhr abends mit der Mitteilung, daß der Emir die Audienz für den nächsten Morgen zugesagt habe.

Nun galt es, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, sich zu putzen, zu waschen und dergl. mehr. Wir waren von der Reise, die eine ganze Woche angedauert hatte, mit einer dicken Schicht von Staub überdeckt. Der Körper juckte, brannte und sehnte sich nach einer russischen Badestube. Sehr gelegen kam uns darum der Vorschlag des Mirachurs, die hiesigen Stadtbäder zu

besuchen. Der Vorschlag wurde mit Vergnügen acceptiert; mir persönlich namentlich war es höchst interessant, die bucharischen Bäder kennen zu lernen. — Der Mirachur erteilte entsprechende Befehle an einen der uns zubeorderten Karaul-Begs[1]). Die notwendigen Anstalten waren getroffen und wir rückten in corpore aus.

Die Sonne war bereits untergegangen. Die Abenddämmerung hatte die engen und krummen Straßen der Stadt in ein unsicheres Zwielicht gehüllt; sie schienen momentan ganz leer zu sein, kein Mensch ließ sich auf unserem Wege blicken. Ein paar herrenlose Hunde fielen mit wütendem, heiserem Gebell und Geknurr unsere Pferde an, stürzten aber zurück, nachdem sie eine nähere und zwar sehr unangenehme Bekanntschaft mit den Hufen derselben gemacht hatten, und heulten uns nur von der Ferne in ihrer jetzt wenigstens nicht mehr unmotivierten Wut nach. Wir kreuzten lange Zeit in verschiedenen Querstraßen herum, bis wir schließlich zu den Bädern gelangten. Stellenweise war die Luft unerträglich stinkend und widerlich, es verging uns nahezu der Atem in unseren an dergleichen nicht gewöhnten Lungen. Endlich sahen wir aus dem dichten Dunkel, das inzwischen schon eingetreten war, ein schwaches rötliches Licht hervorblitzen; es rührte von den zwei Fettlampen her, die den außerordentlich einfachen Eingang zu dem Bade erleuchteten. Wir traten ein. Das Bad befand sich in einem kleinen kuppelförmigen Gebäude und bestand bloß aus zwei nicht gerade umfangreichen Zimmern, deren einfache, ja selbst ärmliche Ausstattung unangenehm ins Auge fiel. Der Fußboden in dem Vorzimmer war mit schmutzigen „Palassen" bedeckt, ein paar Fußschemel standen im Zimmer umher. Die Wände waren ungetüncht. Die Decke bestand lediglich aus „Bardanen". Auf gewisser Höhe im Zimmer waren Schnüre ausgespannt, auf welchen buntfarbige Tücher, abgelegt von den Personen, die sich eben gebadet, zum Trocknen hingen. In einer Ecke befand sich ein einfacher Herd, in der anderen ein großer, zweifellos nie geputzter russischer Ssamowar (Theemaschine). An der Thür, die in das Badezimmer führte, standen unbeweglich, Bildsäulen gleich

[1]) Karaul-Beg ist ein bucharischer Beamter, der den Polizeidienst versieht.

drei oder vier Badediener. Sie waren nackt und hatten nur das unvermeidliche Tuch um die Lenden geschlungen; es fiel ihnen bis zu den Knieen herab.

Der Besitzer des Bades trat seinen unerwarteten Gästen mit tiefen Bücklingen entgegen und begrüßte jeden einzelnen von uns mit Händedruck und einem mehrfachen abgebrochenen „Aman!" Nach einigen Minuten erhallte schon das düstere Gewölbe des Badezimmers von den fremden Lauten der russischen Sprache, die hier vielleicht noch nie früher vernommen war. Das Waschzimmer hatte ein nicht minder unappetitliches Aussehen als das Vorzimmer. Das eiförmige Gewölbe mit dem einzigen Fenster in der Mitte war in ein unsicheres Halbdunkel gehüllt. Die Beleuchtung bestand aus einem einzigen Lämpchen, das auf einer Schnur vom Gewölbe herabhing. Das Licht erreichte kaum die Tiefe der Nischen, die in den Seitenwänden eingehauen waren; es herrschte dort ein völliges Dunkel. Unsere ungewohnten Augen orientierten sich schwer in der Dunkelheit; nach und nach erst lernten wir uns zurechtzufinden.

Die Badediener machten sich nun an ihr Geschäft. Ich hatte schon früher mancherlei über orientalische Bäder gehört und war darum selbstverständlich auf eine ganz andere Ausstattung gefaßt gewesen; die Armseligkeit, die uns gegenwärtig entgegentrat, stand im schlimmen Kontrast mit dem, was mir früher erzählt worden war. Eben so sehr hatte ich allzugroße Hoffnungen auf die Kunst der Badediener gesetzt; aber schon ihre ersten Angriffe berechtigten mich dazu, ihre Kunstfertigkeit stark in Zweifel zu ziehen. An Geschirr mangelte es in dem Badezimmer nahezu gänzlich. Die Stelle der Waschschüsseln vertraten hier einige hölzerne und steinerne Schüsseln von etwa 1 Fuß im Durchmesser eine jede, die hier auf dem Fußboden umherlagen. Letzterer wurde von unten geheizt und war noch — um den Erbauern des Bades Gerechtigkeit widerfahren zu lassen — die einzige ordentlich gebaute Sache im Bade. Der Badediener eröffnete seine Manipulationen damit, daß er aus einem in der Seitennische befindlichen Wasserbehälter warmes Wasser schöpfte und es dann seinem Klienten über den Kopf goß. Daraufhin begann er mit seinen uneingeseiften Händen den ebenfalls uneingeseiften Kopf seines Klienten zu reiben. Für die Bucharen mit ihren rasierten Köpfen

mag dieſe Waſchmethode recht gut am Platze ſein, für einen Mann aber mit dichtem Haupthaar iſt eine derartige Methode geradezu nichts anderes, als eine höchſt unerwünſchte Erinnerung an entſprechende „Kopfwäſche", wie ſie an ihm in der ſchönen Schulzeit von ſeinen Mitſchülern vorgenommen wurde. Ich beeilte mich darum, meinen Patron von dieſem Teil ſeiner Pflichten zu dispenſieren. Er ließ ſich hierdurch nicht beirren, ſchleppte zehn Eier herbei, zerſchlug ſie, rührte ſie zuſammen und goß dann die ganze Maſſe über meinen Kopf aus. Solch ein Stück hatte ich nun von ihm nicht erwartet: ich hatte bisher keine Ahnung davon gehabt, daß Eier eine derartige Rolle in dem Haushalt der Natur ſpielen könnten. Ich war außer mir geraten und kam in eine unbändige Wut, als mir die klebrige Maſſe die Augen verklebte und Naſe und Mund zuzuheften drohte. Samaan-Beg, der auf meinen Streit mit dem Badediener aufmerkſam geworden war, informierte mich eilig darüber, daß dieſe Waſchmethode in Central-Aſien ſehr verbreitet ſei und der Kopf hierdurch „auf's beſte gereinigt werde". Ich mußte mich meinem Geſchick ergeben, wenngleich ich keineswegs von dem Nutzen dieſer Methode überzeugt war. Bald darauf begann der Badediener meinen Rücken ſcheinbar mit einer Striegel zu kratzen. Es erwies ſich, daß zur „Waſchmethode" auch das Abreiben des Körpers vermittelſt eines kaum benetzten rauhen Wollhandſchuhs gehörte. Auch auf dem Handſchuh befand ſich kein Gran Seife. Aber hiermit waren wir noch lange nicht am Schluß. Ich mußte den Becher der Luſt bis zur Neige leeren. M. hatte mich dazu bewegt, mit der orientaliſchen Maſſage eine Probe zu machen. Der Badediener beſchäftigte ſich eine lange Zeit damit, daß er mir die Muskeln und Knochen durcharbeitete und -knetete. Daraufhin reckte er mir die Beine, Arme und den ganzen Körper aus. Die Gelenke krachten und knackten mir, aber all' dieſe Manipulationen waren mit ſo viel Geſchick ausgeführt, daß ich ſelbſt bei den heftigſten Ausrenkungen keinerlei Schmerz verſpürte. Der Schlußakt der Maſſage ſollte aus einem Spaziergang beſtehen, den der Badepatron auf meinem Körper, auf dem Rücken und dem Bauche auszuführen hatte, und aus dem darauffolgenden „Zerhacken". Der Leſer dürfte wohl ein wenig durch das letzte Wort frappiert ſein. „Zerhacken!? was iſt denn das?" Nun, es hat damit folgendes

Bewandtnis: der Badediener schlägt in raschem Takt mit den Seiten seiner Handflächen auf den Körper des Klienten los, wobei seine Schläge quer über den Muskel gehen; er zerhackt so zu sagen die Muskeln durch seine Handflächen. Von dem Spaziergang stand ich ab; das Zerhacken machte ich aber mit Genuß durch. Hieraus besteht nun die central-asiatische Massage.

Im Vorzimmer fanden wir, als wir das Waschzimmer verlassen hatten, den Thee bereit. Der umfangreiche Samowar brodelte in imponierender Weise und sandte große Dampfwolken zur Decke des Zimmers empor. Die Badediener und der Besitzer des Bades wurden mit Chalats beschenkt, woraufhin sie uns ihre Dankbarkeit durch tiefe Bücklinge zu erkennen gaben.

Die letzte Note im Rufe des Muezzins ertönte in nächtlicher Stille; sie war plötzlich verklungen. Die Rechtgläubigen waren daran gemahnt worden, ihren Namaz vor dem Schlaf abzuhalten. Wir zogen durch die völlig leblosen Straßen nach Hause. Die Nacht war dermaßen dunkel, daß unser Begleiter, der „Karaul-Beg", es für nötig hielt, vom Pferde zu steigen und vor uns dahinschreitend den Weg mit einer trüben Laterne aus durchöltem Papier zu beleuchten. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber die Sterne glänzten bereits hell auf dem wolkenlosen Himmel. Die Schläge der Hufen unserer Pferde an den auf der Straße unordentlich zusammengeworfenen Steinen erschallten laut. Einer der Kosaken summte ein leises Liedchen. Aus der Ferne ließ sich das lebhafte, wenn auch undeutliche Gespräch der übrigen Kosaken vernehmen, die zurückgeblieben waren. Rund herum aber herrschte eine Stille, als ob die Stadt ausgestorben wäre.

Am nächsten Morgen, den 7. Juni, machten wir uns um 8 Uhr zur Audienz bereit, die uns der Emir gewähren wollte. Bald traf auch der Mirachur ein mit der Bemerkung, daß es Zeit sei für die Gesandtschaft, sich zum Emir zu begeben. In voller Paradeuniform und zu Pferde rückten wir aus; nur der General hatte statt des Helms eine gewöhnliche weiße Mütze auf dem Kopfe. Die Straßen, die wir zu passieren hatten, waren von dichten Volksmengen eingenommen. Ein großer Volkshaufe folgte uns unmittelbar nach. Als wir zur Festung einbogen, wandte sich ein Derwisch mit einer Ansprache an uns. Er

wünschte uns, wie ich später erfuhr, glückliche Reise und bediente sich dabei so recht bucharischer Redensarten, was sich in russischer Uebersetzung allerdings etwas energisch machte: er sprach nämlich den Wunsch aus, daß wir alle mit heiler Haut und in guter Gesundheit vom Emir zurückkehren möchten. Offenbar vermutete dieser ehrenwerte Kandidat für einen muselmännischen Heiligen, daß wir des gleichen Gnadenmaßes von Seiten des Emirs teilhaftig werden könnten, wie seine sämtlichen Landsleute. Allerdings war es nicht gerade auffallend, namentlich in früheren Zeiten, wenn jemand, der sich zum Emir begeben hatte, nicht wieder zurückkehrte. Aber die Zeiten, wo die Fremden sich auf derartige Gnadenbezeugungen des Emirs gefaßt machen mußten, waren unwiderruflich vorbei, um so mehr, da die Gäste im vorliegenden Falle als Vertreter eines Staates auftraten, dessen Gewalt und Großmut der Emir und das gesamte bucharische Volk schon vielfach zu erproben und zu würdigen Gelegenheit gefunden hatten.

Wir befanden uns vor der Festung Karschi. Ein recht bedeutendes Terrain war von einer circa 5 Ssaschenj hohen, stellenweise bereits schadhaften Lehmmauer umgeben. An beiden Seiten des Thores, das wir zu passieren hatten, standen dicke zackige, mit Schießscharten versehene Türme. Die Dicke der Mauer beträgt am Boden 5 Ssaschenj. Das Innere der Festung ist von Häusern eingenommen, die eine bedeutendere Größe besitzen, als die üblichen Wohngebäude in der Stadt. Einige Häuser waren aus gebrannten Ziegeln erbaut. Ein paar Häuser waren mit schlechter Mosaik aus bunten Kacheln geschmückt. Es sind das die Medresse — die muselmännischen Universitäten. Einige ovale abgeblichene Kuppeln erhoben sich über den Nachbargebäuden — die Moscheeen. Ueberhaupt war vorläufig noch nichts Bemerkenswertes zu sehen. Wir hatten noch zwei Thore zu passiren, bis wir endlich in die eigentliche Citadelle gelangten, in welcher sich gegenwärtig der Emir aufhielt. Vor dem zweiten Thore war ein Trupp bucharischer Infanteristen postiert, die das Gewehr präsentierten, als die Gesandtschaft vorbeizog. Ich konnte ganz genau das Kommando in russischer Sprache vernehmen: „Achtung, präsentiert das Gewehr!“ Die Soldaten, zumeist Kirgisen und Usbegen, waren in kurze rote Chalats gekleidet, die hier die

Uniform zu vertreten hatten. Sie trugen große Pelzmützen und hohe Lederstiefel. Die Bewaffnung bestand aus Gewehren älterer Konstruktion.

Vor diesem Thor wurden wir von dem Mirachur aufgefordert, von den Pferden zu steigen, um das Thor zu Fuß zu passieren. Unser Dolmetscher aber für das Persische, gleichzeitig auch der Dolmetscher für central-asiatische Sitten und Bräuche, Nasirow, glaubte hierin nur eine maßlose Forderung der Hofetiquette zu sehen, nach welcher niemand das Recht habe, zu Pferde in die Festung einzuziehen, in welcher der Emir sich aufhält. Er lehnte darum dessen Aufforderung ab. Wir passierten das Thor zu Pferde und der Mirachur machte ein saueres Gesicht dazu. Ein Thor noch, und zwar das letzte, trennte uns von der Wohnung des Emirs. Hier stiegen wir nun von den Pferden, übergaben sie den bucharischen Dschigiten und traten in den Hof ein. Es war das ein umfangreicher und sorgfältig mit Fließen aus gebranntem Lehm gepflasterter Hof, in dessen Mitte sich ein kleines kaum mit Wasser angefülltes Bassin befand. Die ganze Nordseite des viereckigen Hofes war von einem langen einstöckigen Hause eingenommen, dessen Frontseite durch viele „Fensterthüren" durchbrochen war. Das Gebäude besaß eine einfache „Samandecke" (siehe S. 56). In die inneren Gemächer führten zwei Thüren, an welchen recht unbeholfene Treppen von drei bis vier Stufen angebaut waren. Auf dem Hof war kein Bäumchen, kein lebendes Wesen zu bemerken.

Der Mirachur ging voraus, er schaute dabei ängstlich hin und her, als ob er sich fürchtete, etwas Schreckliches zu erblicken. Nun hieß er uns mit leiser Stimme still stehen, erstieg mit hastigen Schritten eine der Treppen und schaute ängstlich in das Innere des Gemaches hinein. Plötzlich aber prallte er rasch von der Thüre ab und ging mit dem Rücken zurück und grüßte tief bei jedem Schritt. Daraufhin gab er uns ein Zeichen — wir betraten, einer nach dem andern, die Treppe. Mein Herz klopfte mir unruhig in der Brust. Ein Gefühl der Beklommenheit hatte sich meiner bemächtigt: zum ersten Mal im Leben sollte ich einem gekrönten Haupt gegenübertreten, wenngleich das nur der Emir von Buchara war. Unwillkürlich stiegen in mir Erinnerungen an lang vergangene Zeiten auf, wo eine Handbewegung des

furchtbaren Herrschers genügt hätte, um dem Leben eines Menschen, zu welcher Nationalität er auch gehören mochte, ein Ende zu machen.

Wir traten ein. Inmitten eines geräumigen Saales saß der Emir von Buchara, Seid-Mosaphar-Ed-Din-Chan.

Es war das ein etwas korpulenter ältlicher Mann, in den Sechzigen etwa. Seine Gesichtszüge waren sehr regelmäßig und trugen die Spuren einer früheren außerordentlichen Schönheit. Seine dunklen Augen schauten durchdringend unter den ergrauten Brauen hervor. Eine leicht gekrümmte Nase und ein ergrauter Bart vervollständigten die äußere Charakteristik des Gebieters der Rechtgläubigen Central-Asiens. Er saß in einem sehr einfachen Sessel und war höchst anspruchslos gekleidet. Ein einfacher weißer Turban, ein halbseidener gestreifter Chalat mit dunklen Blumen auf grünem Grund, Pantoffel aus gelbem Saffianleder — das war das ganze Kostüm des Emirs. Als die Gesandtschaft sich ihm genähert hatte, erhob er sich ein wenig von seinem Sitz, machte uns aber keinen einzigen Schritt entgegen. Der General wandte sich sofort durch den Dolmetscher mit einer Begrüßung an ihn und stellte ihm daraufhin einen nach dem andern die sämtlichen Mitglieder der Gesandtschaft vor, wobei er die Spezialität jedes einzelnen bezeichnete. Als die Reihe an mich gekommen war und ich vorgestellt wurde, lächelte der Emir und sagte seine nahezu einzige längere Phrase während der ganzen Audienz. Er drückte nämlich seine Verwunderung darüber aus, daß ich so jung und doch schon ein Arzt sei.

„Bei uns," sagte er, „sind die Aerzte gewöhnlich schon recht bejahrte Leute, oft schon Graubärte."

Er hatte einem jeden von uns die Hand gereicht und uns daraufhin aufgefordert, Platz zu nehmen: an der Wand, dem Sessel des Emirs gegenüber, standen sieben mit rotem Tuch überzogene Stühle, offenbar häuslicher Fabrikation. Der General unterhielt sich mit dem Emir eine Viertelstunde lang. Der Emir beschränkte sich zumeist auf einsilbige „Ja" und „Nein" und dergleichen mehr. Seine Stimme vibrierte dabei leicht und hatte einen weichen Klang; die durchdringenden Augen musterten nervös die Mitglieder der Gesandtschaft.

Ich fand inzwischen Gelegenheit mich umzuschauen. Der

Audienzſaal des Emirs brillierte weder durch ſeine Pracht, noch durch ſeine Schönheit oder Ausſtattung. Es war das ein einfaches großes Zimmer, 10 Sſaſchenj lang, 5 Sſaſchenj breit. Außer dem Seſſel des Emirs und der ſieben Stühle, welche von der Geſandtſchaft eingenommen waren, befanden ſich keine Möbel mehr im Zimmer. Die nackten getünchten Wände entbehrten jeglichen Schmuckes. Der Fußboden war mit einfachen, wenn auch außerordentlich großen Palaſſen bedeckt; zwei dieſer Palaſſen genügten für den ganzen Raum. Die Decke war ſelbſt von dem beſcheidenen Schmuck entblößt, den wir in unſerem Gemach beſaßen. Wie der Leſer zugeben wird, war die Ausſtattung des Gemaches des Emirs eine recht armſelige und ſtand im Widerſpruch zu der orientaliſchen Pracht der Potentaten Central-Aſiens, der Pracht, die einigen wenigen Europäern und einem ganzen Schwarm von perſiſchen Schriftſtellern Anlaß zu entzückten Schilderungen geben konnte. Wir erfuhren übrigens ſpäterhin, daß der Emir uns in einer Moſchee empfangen hatte, da es in Karſchi keinen ſpeziell für ihn errichteten Palaſt gibt.

Wir empfahlen uns bald darauf dem Emir und mußten bis zur Thüre rücklings gehen, d. h. mit dem Geſichte dem Emir zugewandt, der uns mit ſeinem Blick verfolgte.

Als wir den Emir verlaſſen hatten, wurden wir von dem Beg von Karſchi eingeladen. Er befand ſich in dem benachbarten Gebäude, das noch weniger anſprechend war, als dasjenige, in welchem uns der Emir empfangen hatte.

Der Beg erging ſich in Liebenswürdigkeiten und bewirtete uns eifrigſt mit alledem, was ihm zu Gebote ſtand. Nach einigen Minuten begab ſich der General wiederum zum Emir. Er wurde dieſes Mal nur von dem Dolmetſcher begleitet und blieb etwa 20 Minuten fort. Inzwiſchen hatten wir höchſt lebhaft mit unſerem Wirte geplaudert. Er erkundigte ſich darnach, wie es in Taſchkent und Sſamarkand ſtehe, und warum und wohin unſere Truppen ausrücken; er erzählte von Herrn Weinberg, der ſich hier vor kurzem aufgehalten hatte und von mancherlei Anderem. Indeſſen kehrte der General zurück. Ihm folgte auf dem Fuße der uns gleich einem Schatten überall begleitende Mirachur. Nach dem Mirachur trat eine lange Reihe von Dienern ein, die auf Präſentiertellern und in Bündeln verſchiedene

Geschenke trugen; mit diesen Geschenken geruhte der Emir die Gesandtschaft zu beschenken. Es waren das hauptsächlich verschiedene Chalats; Sammet und Seide in Stücken; Gürtel mit goldenen und silbernen Platten, auf denen Türkisen verstreut waren; Chalats aus dem feinsten Lämmervließ („karakulsche Merluschka"), so zart wie das Vließ von Kolchis der Alten. Daraufhin wurden von anderen Dienern vor den Fenstern sieben Pferde vorbeigeführt, die mit brokat- und goldgestickten Pferdedecken geschmückt waren; die Zäume der Pferde waren in Silber eingefaßt und mit Türkisen geschmückt. Der Beg von Karschi beschenkte seinerseits die Gesandtschaft mit vielen ähnlichen Sachen.

Indem wir nun in unsere Wohnung zurückkehrten, bestiegen wir die uns geschenkten Rosse und ritten so durch die ganze Stadt bis nach unserer Wohnung, wobei wir uns nur mit Mühe den Weg durch die dichten Mengen bahnen konnten, die sich in den von uns zu passierenden Straßen zusammengedrängt hatten. Es war eine furchtbar schwüle Luft; wir vergossen Ströme von Schweiß. Sobald wir zu Hause angelangt waren, beeilten wir uns, die nicht gerade „saisonmäßigen" Uniformen abzuthun und uns in die leichteren weißen Leinwandkittel zu kleiden, ohne welche es hier in Central-Asien um die Krieger recht schlimm stehen würde.

Ich glaube, der Mirachur mußte ein paar Beine im Vorrat haben. Wir hatten kaum Zeit zum Auskleiden gehabt, so war er schon wiederum bei uns. Er übermittelte an den General die Glückwünsche des Emirs, sowie die Aeußerung des großen Wohlgefallens des Gebieters von Buchara über die Audienz. Er bemerkte ferner, daß der Emir zum Ergötzen seiner lieben Gäste seine Hofgaukler, Sänger, Tänzer und „sonstige Künstler" herbeigesandt habe, und ersuchte darum den General, den Leuten den Eintritt zu gestatten, damit sie ihre Künste producieren könnten. Der General verweigerte dies Gesuch.

„Wozu das?" sagte er, „wir sind hierher nicht zur Belustigung, sondern in ernsten Geschäften gekommen."

Auf diese Weise kam ich um die Gelegenheit, die einheimischen Gaukler und „sonstige Künstler" zu sehen. Ich hatte aber große Lust, gerade eine Sache näher kennen zu lernen, über welche zwei einander entgegengesetzte Meinungen kursieren. Es ist das

der Tanz der „Batſchi“. Ich kenne Leute, die von dieſem Tanz entzückt waren, andere wieder, die ihn als etwas Scheußliches bezeichneten. Die Sänger und Muſiker intereſſierten mich ebenfalls lebhaft, aber auch hierin mußte ich von meinen Wünſchen abſehen. Dafür aber konnte ich aus dem Fenſter des Gebäudes, in welchem ich mich befand, einen Taſchenſpieler beobachten, der von einer bunten Volksmaſſe umgeben, ſeine Künſte zum beſten gab. Ein paar Silbermünzen, die ich ihm aus dem Fenſter zugeworfen hatte, lockten einen Bärenführer mit einer Ziege herbei; ihm ſchloß ſich bald ein Indier mit einem Affen an. Nach einigen Minuten hatte ſich auch der „Divana“ von geſtern herbeigeſchleppt und nun ſuchten alle in edlem Wetteifer die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer und Gäſte auf ſich zu ziehen, die aus den Fenſtern des oberen Stockes herabſahen. Der Bär zeigte allerdings nicht wie bei uns in Rußland, „wie die kleinen Kinder Erbſen ſtehlen“, verſtand aber recht geſchickt, wie das aus dem herzlichen Gelächter der Menſchenmenge zu erſehen war, einen betrunkenen herumtorkelnden Eingebornen darzuſtellen, ebenſo eine Sſartin, die ſich im Spiegel beſchaut; er zeigte auch, wie man die Laſttiere beladet und entlaſtet; er tanzte mit der Ziege umher und balgte ſich mit ſeinem Führer und Herrn. Der Affe ſprang über einen Stecken und blieb ſchließlich an den nächſten Zweigen eines Maulbeerbaumes hängen, deſſen ſchwankende Zweige über dem breiten Arick und faſt bis zu unſeren Fenſtern hinüberragten. Er erkletterte die Wipfel des Baumes und wollte nun auf keinen Fall mehr hinunter. Sein Herr mußte ſelbſt auf den Baum hinauf, purzelte dabei, um die Komik der Geſchichte zu erhöhen, in den Arick und gab überhaupt einige Stücke zum beſten, die nicht gerade viel geſchickter und geiſtreicher waren, als diejenigen ſeines Nachbarn, des Meiſters Petz, aber vollſtändig genügten, um die lebhafteſte Freude des genügſamen einheimiſchen Publikums zu erwecken. Der Divana ließ ſich, nach mancherlei Unſinn in eine Balgerei mit einem zerlumpten Bettler ein und fiel ſchließlich mit der Naſe auf den Boden. Nun rief er, daß man ihn mit Erde zuſchütten möge. Die Maulaffen, die ihn umgaben, zumeiſt Straßenbuben, machten ſich hurtig an's Werk und unſer Divana verſchwand ſehr bald unter dem weichen Arickſand und Schlamm. Die Umriſſe ſeines Körpers ließen ſich

schon nicht mehr unter dem Sandhaufen erkennen, aber die Knaben setzten ihre Arbeit fort. Seit mehreren Minuten lag nun der Divana unter dem Sande. Die Kinder hatten ihre Arbeit eingestellt und erwarteten gleichmütig, was aus der Sache werden könnte. Der Sandhaufen bewegte sich nicht. Wer weiß, womit das geendet hätte, wenn sich nicht einige der Eingebornen in den Spaß hineingemischt hätten. Sie schoben den Divana mit dem Sandhaufen in den Arick. Er kroch nun, nachdem er mehrere Sschaschenj im Wasser geschwommen war, unter allgemeinem Gelächter der Menge an's Ufer. Ein paar Münzen, die ihm von uns aus dem Fenster zugeworfen wurden, waren der Lohn für den Spaß, den er geleistet hatte.

Inzwischen war schon die Mittagszeit vorüber. Die Hitze war so unerträglich, wie noch nie zuvor. Im Schatten des Zeltes auf dem Hofe, woselbst Oberst Rasgonow sich einlogiert hatte, betrug die Temperatur um 1 Uhr Mittags 42,6° C. Man konnte hier eine Schwitzkur durchmachen, wie in einem Dampfbad; der Oberst befand sich übrigens recht wohl und klagte nicht einmal.

Am folgenden Tage sollten wir aus Karschi ausrücken, wobei die Route über Gjusar, Schirabad und Tschuschka-Gjusar am Amu-Darja eingeschlagen wurde. Wir hatten dabei zumeist Gebirgswege vor uns. Infolge dessen mußten entsprechende Vorbereitungen zu dieser Reise getroffen werden; wir mußten einen Vorrat von Hufeisen, Stricken, „Koschma" (dünner Filz) und dergl. mehr mitnehmen. Wir sandten unsere Dschigiten auf den Bazar des Ortes, um die erwähnten Sachen einzukaufen und hatten ihnen zu diesem Zwecke russische Silbermunze eingehändigt. Nun aber erwies es sich, daß unsere 20 Kopekenstücke hier blos für 15 Kopeken galten: „Uruss Tenga — jaman Tenga" (die russische Tenga ist eine schlechte Tenga), meinten die Eingebornen. Wahrhaftig, sie hatten Recht. Die bucharische silberne Scheidemünze besitzt nur eine geringe Legierung, unsere silberne Scheidemünze aber 52 Grad Legierung. Die Bucharen hatten diesen Umstand sehr bald in Erfahrung gebracht und schätzten nun unsere Münze nach Gebühr. Der Papierrubel aber fand hier gar keinen Absatz.

Es war schon gegen 5 Uhr Nachmittags, als wir durch die

Erſcheinung einer ſeltſamen Figur in europäiſchem Koſtüm auf unſerem Hofe überraſcht wurden. Es war das ein bejahrter Mann von 50 Jahren oder noch darüber, deſſen magerer Körper in einem ſehr abgeriebenen ſchwarzen Tuchfrack ſteckte; auf dem Kopfe hatte er einen ſchwarzen, arg verknillten Filzhut. Er ging unmittelbar auf den General los und begann mit ihm ein langes Geſpräch. Sie unterhielten ſich in franzöſiſcher Sprache, was unſer Erſtaunen noch mehr erhöhte. Als er den General verlaſſen hatte, erfuhren wir, daß das ein Abenteuerer ſei, ein gewiſſer Philipp, ein Franzoſe. Vor mehreren Jahren war er nach Taſchkent gekommen, von dort nach Sſamarkand und producierte ſich in verſchiedenen equilibriſtiſchen Kunſtſtücken. Daraufhin war er nach Buchara gelangt und bekleidete gegenwärtig die Rolle des erſten Künſtlers in der Hoftruppe Seiner Hoheit, des Emirs von Buchara. Der arme Alte wäre vermutlich gern zurückgekehrt in ſein Vaterland, aber ihm fehlten die Mittel dazu. Armer, unglücklicher Alter! wie ſchwer muß Dir das Leben fallen unter dieſen Wilden, indem Du an Dein ſchönes Frankreich gedenkſt! In ſolchen Jahren!... Am Rande des Grabes!... Unſer Chef erzählte ſpäter, daß Philipp ſogar ein wenig ſeine Mutterſprache vergeſſen habe. Ich weiß leider nicht, ob der General irgendwie dieſem wahrhaft bedauernswerten Manne zu Hülfe gekommen war. Wir haben ihn nicht mehr geſehen.

Den Abend dieſes Tages widmeten wir den Briefen ins Turkeſtaner Gebiet und ins Europäiſche Rußland. Der General ſchrieb ſeinen Bericht an den General-Gouverneur von Turkeſtan.

3. Kapitel.

Karschi. Amu-Darja.

Von Karschi bis Gjusar. — Charakter der Steppe. — Eine Episode mit dem Beg von Gjusar. — Der Jude in Gjusar. — Gebirgsreise von Gjusar bis Schirabad. — Das „Eiserne Thor". — Die Tagesrast in Ser-Ab. — Dschemadar-Tjurja. — Die Stadt Schirabad. — Meine ärztliche Praxis. — Ankunft eines afghanischen Boten mit einem Brief. — Von Schirabad bis Tschuschka-Gjusar. — Wie die Gesandtschaft über den Amu-Darja hinübersetzte.

Am folgenden Tage, es war das der 8. Juni, verließen wir gegen 5 Uhr nachmittags Karschi. Die direkte Entfernung dieser Stadt von Gjusar wird auf circa 50 Werst geschätzt. Der General beschloß, diese Strecke in einem Tage zurückzulegen; wir hatten somit die Hälfte des Weges noch am selben Tage zu machen, die andere Hälfte am folgenden Morgen. Eine kurze Rast sollte auf dem Wege in dem kleinen Kischlak Jangi-Kent gehalten werden.

Bei der Abreise von Karschi bestieg ich das Roß, das mir der Emir geschenkt hatte. Es war das ein großer Argamak, ein Fuchs von recht gefährlichem Aussehen. Mich hatte sein Riesenwuchs bethört und ich war der Meinung, daß er einen enormen Schritt zeigen werde. Aber schon nach einem Ritt von wenigen Minuten war ich enttäuscht in Bezug auf mein Geschenk: das Roß verfügte keineswegs über einen bemerkenswerten Schritt und hatte dazu noch die nicht gerade lobenswerte Angewohnheit, gegen die Pferde der Mitreisenden auszuschlagen

oder sie ins Genick zu beißen. Ich hatte viel Mühe und Aufmerksamkeit zu verwenden, um das Roß zeitig von seinen schlimmen Späßen abzuhalten. Schließlich war es nicht mehr zu ertragen. Ich entschloß mich, ein anderes Pferd zu nehmen, mußte aber deswegen anhalten, um die zurückgebliebenen Last- und Reservepferde zu erwarten.

Dicht am Wege fließt hier der breite „Bisch-Arick", ein vom Kaschka-Darja auf viele Werst von dem Punkte, wo ich mich befand, hergeleiteter Bewässerungskanal. Ich ließ mich an dem brustwehrartig über dem Wasserspiegel sich erhebenden Ufer des Kanals nieder und schickte mich an's Warten. Gelegentlich möchte ich bemerken, daß hier sämtliche Bewässerungskanäle sich durch sehr hohe Ufer auszeichnen. Von weitem macht sich bloß ein sehr hoher Wall bemerkbar; es läßt sich nicht vermuten, daß dieser Wall einen Arick vorstelle. Wenn man nun in die unmittelbare Nähe des Walls gelangt, so ist auch dann nur ein schmaler Wasserstreifen in der Tiefe des Bettes zu bemerken. Dies Aussehen besitzen die hiesigen Bewässerungskanäle infolge des sehr niedrigen Wasserstandes. Die größeren und kleineren Flüsse Central-Asiens führen bedeutende Mengen von im Wasser mechanisch suspendierten festen Bestandteilen. Infolge dessen verflacht das Bett der Aricks sehr bald; sie verlieren mit der Zeit bei der Erhöhung des Kanalbodens die Möglichkeit, das Wasser in erwünschter Richtung fortzuleiten. Bei einer derartigen Versandung erfordern die Kanäle eine öftere Reinigung, d. h. eine jährliche oder zeitweilige Fortschaffung der Schicht der im Bette des Aricks angeschwemmten Erdmassen. Diese Erdmassen werden nun an beiden Seiten des Kanals aufgeworfen und bilden auf diese Weise im Laufe der Zeit hohe Wälle, durch welche, wie leicht zu ersehen, die Bewässerung der angrenzenden Felder nicht wenig behindert wird. Nach den Ufern eines Bewässerungskanals kann somit, mit gewisser Wahrscheinlichkeit, sein Alter abgeschätzt werden: je höher und je umfangreicher die das Bett des Aricks umgebenden Wälle sind, desto älter ist derselbe.

Die untergehende Sonne hatte bereits mit ihrem Purpur die unendliche Steppe gefärbt, die hier flach wie eine Tafel war, als ich, nachdem ich ein anderes Pferd bestiegen, der Gesandtschaft nacheilte. Sie war mir unterdessen schon weit voraus-

gekommen. Die Lasttiere, die langsam eines hinter dem anderen auf dem Wege dahinschritten, blieben bald hinter mir zurück. Noch lange konnte ich aber das abgebrochene Gespräch der Lautschen vernehmen und den näselnden Gesang eines uralischen Kosaken, was mich daran erinnerte, daß ich nicht allein in der Steppe war. Ich holte die Gesandtschaft ein, als die Sonne, eine letzte Strahlengarbe entsendend, in den abendlichen Nebel versank, der nach und nach den ganzen Horizont überzogen hatte.

Bald wurde es so dunkel, daß wir uns nahezu tastend weiter fortbewegten. Der Weg war arg zerfahren, die Pferde stolperten häufig. Die Nacht hatte jene unangenehme Frische mit sich gebracht, welche gewöhnlich die Tageshitze in offenen Steppengegenden abzulösen pflegt. Im bloßen Leinwandkittel wurde es uns recht unbehaglich. Wir alle sehnten uns selbstverständlich nach einem baldigen Nachtlager. Aber manche Stunde hatten wir noch im Sattel mit dem Schlafe zu kämpfen, bis wir endlich das in der Steppe weit vernehmliche helle Hundegebell zu hören bekamen — das erste und das sicherste Anzeichen einer nahen Dorfschaft. Als wir bald darauf einen kleinen Kurgan umbogen, schimmerte uns schon ein flackerndes Licht entgegen und wies unseren bereits recht müden Rossen die Richtung, die sie einzuschlagen hatten. Wir hatten vor uns den Kischlak Jangi-Kent[1]). Unweit vom Kischlak kam uns der dortige Aksakal entgegen; er sprang bei unserer Annäherung rasch aus dem Sattel und drückte uns allen die Hände, indem er in die Höhe zum Sattel eines jeden Reiters aufzuspringen und dessen Hände in dem Dunkel zu ergreifen suchte.

Wir fanden Aufnahme in einem kleinen staubigen Karawan-Serai, auf dessen Hofe einige abgenutzte Jurten aufgestellt waren. Sehr schmackhaft schienen mir jetzt nach dem langen Marsch die anspruchslosen Speisen der Eingebornen. Beim Abendessen entspann sich eine Unterhaltung zwischen dem Topographen und dem General über das Thema der Unbequemlichkeiten der Führung einer Marschroute in der Nacht. Das Gespräch nahm bald einen recht scharfen Charakter an, ich hörte es jedoch nicht zu Ende —

---

[1]) Seine Höhe über dem Meeresspiegel 1150 Fuß, nach Schwarz.

der Schlaf, der mächtige Schlaf der Müdigkeit übermannte mich bald.

Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, — plötzlich aber verspürte ich, daß ich aufgerüttelt wurde. Ich öffnete die Augen und bemerkte, daß in der „Kibitka" außer mir und meinem Burschen niemand mehr vorhanden war: der Bursche suchte meine Sachen zusammen und erzählte mir dabei, daß Alle schon im Sattel wären und daß auch mein Pferd schon gesattelt meiner warte. Die Sonne hatte noch nicht den fernen Osten vergoldet, aber die rosenfingrige Eos, die Botin des Morgens, sandte der Erde bereits ihren Morgengruß zu. Gern hätte ich, wenn auch nur für wenige Stunden Schlaf auf den luftigen Kuß der holden griechischen Göttin Verzicht geleistet, aber ... das Thor knarrte schon in seinen Angeln, die mit dem Oelen unbekannt waren, es öffnete sich und ließ eine lange Reihe von Reitern passieren, unter denen auch ich mich befand. Von neuem die Wanderung! Von neuem ermüdet das Auge die nackte Steppe.

Nun aber treten vor uns mit jedem Schritt vorwärts immer deutlicher die Berge hervor, die bisher nur in unklaren, schwachen Umrissen im Osten zu sehen waren. Links kam ein kleines Steppenflüßchen zum Vorschein, mit sehr steilen Ufern, mit einem breiten Bette und einer mageren Wassermenge darin. Rechts und links ziehen sich jetzt wiederum hohe Kurgans und Ruinen altertümlicher Gebäude dahin. Hinter ihnen waren zwei bis drei armselige Dörfchen zu bemerken mit elenden kleinen Bäumen in den Gärten. Ein paar Bewässerungskanäle kreuzten uns den Weg und schließlich zeigte sich in der Ferne, unmittelbar bei den Bergen eine Stadt, von reichem Laub umgeben, wie überhaupt die hiesigen Städte, die ja im vollen Sinne des Wortes grünende, in der Wüste zerstreute Oasen sind. Aber auch die Wüste birgt hier unerschöpfliche Keime eines Lebens in sich, welches, wenn nur genügend Wasser vorhanden wäre, sich in mächtiger Mannigfaltigkeit entwickeln könnte. Der Boden an und für sich läßt nichts zu wünschen übrig; es ist das der sogenannte „Löß", wohl die ergiebigste unter den fruchtbaren Bodenarten. Aber wo kein Wasser vorhanden — ist auch kein Leben; ohne Wasser ist sogar dieser reiche Boden ein toter.

Bald nachdem wir die Furt eines seichten Flüßchens passiert

hatten, traten wir in die Stadt Gjusar[1]) ein. In einem der Gärten, im Schatten von Karagatschen, waren bereits bunte bucharische Zelte aufgeschlagen, von denen wir sofort Gebrauch nahmen.

Ich wollte hier die wenigen Eindrücke in mein Tagebuch eintragen, die der letzte nächtliche Ritt von einer Steppenstadt zur andern hinterlassen haben konnte, aber die dem Nachtschlafe entzogenen Stunden, die Müdigkeit und der angenehme kühle Wind, der so sanft in dem Laube der Karagatschen flüsterte, leisteten das ihrige: nach wenigen Minuten konnte ich bereits dem Heere der Gerechten beigezählt werden, wenn eben, nach dem Volksspruch, der schlafende Mensch sich im Zustande der Unfehlbarkeit und Gerechtigkeit befindet.

Der Mirachur (nicht Rachmet-Ullah, der uns in Karschi bewirtet hatte, sondern ein anderer — der Mirachur des Begs von Gjusar) übernahm sofort die Pflichten eines Wirtes. Der General aber stellte die Forderung an ihn, daß der Beg Akrem-Chan[2]), einer der Söhne des Emirs von Buchara, die Rolle des Wirtes auf sich nehmen und zu diesem Zweck sich bei uns einstellen möge. Der Mirachur war augenscheinlich durch eine solche Forderung in Verlegenheit gebracht und behauptete auf Geratewohl, da er keine passendere Antwort finden konnte, daß der Beg krank und darum außer stande sei, der Gesandtschaft einen Besuch abzustatten. Der General schenkte jedoch dem offenbar erfundenen Vorwand keinen Glauben und bestand auf seinem Wunsche. Der Mirachur mußte sich zum Beg begeben.

Nach etwa zwei Stunden kehrte er zurück und wiederholte die gleichen Behauptungen, die er uns vorher vorgebracht hatte. Der General geriet darüber in Zorn und drohte, daß er dem Emir über die ungebührliche Aufnahme, die wir in Gjusar gefunden, schreiben werde. Er wollte der vorgeschützten Krankheit keinen Glauben schenken, schickte darum Nasirow ab, damit dieser

---

[1]) Stadt Gjusar: absolute Höhe 1810 Fuß, astronomische Lage 38° 36′ 18″ n. Br. und 35° 53′ 15″ östl. Länge von Pulkowo (nach Schwarz).

[2]) Der älteste nach dem Katti-Tjura, welcher infolge einer Auflehnung gegen seinen Vater, aus Buchara im Jahre 1868 fliehen mußte und sich gegenwärtig in Afghanistan aufhielt.

sich persönlich über den Gesundheitszustand des Begs informieren möge. Nach wenigen Minuten kehrte Nasirow zurück mit dem Bericht, daß der Beg augenscheinlich gesund sei und zu kommen versprochen habe. Der Mirachur beeilte sich hierauf zu bemerken, daß der Beg an „Rischta" leide und daß man darum seinem Aeußeren nach nicht über seinen Gesundheitszustand zu urteilen vermöge.

Bald darauf vernahmen wir das uns schon bekannte Jammergeschrei, welches hier stets das Erscheinen der Mitglieder der regierenden Familie begleitet. Der Beg zeigte sich zu Pferde im Garten. Er wurde sorgsam aus dem Sattel gehoben und trat hinkend und unterstützt von den ihn begleitenden Würdenträgern in unser Zelt hinein. Der General, der sich inzwischen in ein extra aufgeschlagenes Zelt zurückgezogen hatte, wurde sofort von dem Besuch des Begs benachrichtigt. Er trat mit einem strengen Gesicht hervor, begrüßte den Beg und ersuchte ihn in trockenem Tone Platz zu nehmen. Der Beg — ein schwächlicher Mann von etwa 30 Jahren, bartlos, mit einem idiotenhaften Blick in den braunen Augen — ließ sich schweigend auf den ihm zugeschobenen Schemel nieder. Hierauf wandte sich der General mit folgender Rede an ihn, — er sprach, wie erwähnt, türkisch fast ohne Beihülfe des Dolmetschers:

„So geht man mit guten Nachbarn nicht um. Ihr Vater Dschonab-i-Ali [1]) hat die gebührenden Ehren der russischen Gesandtschaft bezeugt, die auf seinem Gebiete zu sehen, Buchara gegenwärtig das Glück hat. Sie aber wollten uns nicht besuchen!... Sie hätten das als gastfreundlicher Wirt thun müssen... Ich war schon bereit gewesen, den Emir, Ihren Vater, über Ihr Betragen zu benachrichtigen; der aber hätte wohl nicht versäumt, Ihnen die verdiente Strafe dafür zukommen zu lassen;" der General bediente sich dabei des Wortes „Tschubuk" — Stock.

Bei den letzten Worten loderte in den Augen des Begs ein

[1]) Dschonab-i-Ali heißt in der Uebersetzung: hoher Herr; als Titulierung entspricht dieser Ausdruck dem unsrigen: Ew. Hoheit; die Administration des russischen Turkestan hat aber immer, so viel es mir bekannt ist, dieser Titulierung eine geringere Bedeutung beigemessen.

wildes Feuer auf; er starrte jedoch hartnäckig auf einen Punkt hin. Die ihn umgebenden Höflinge standen schweigend, gedankenvoll, mit drohend zusammengezogenen Brauen. Der Mirachur saß wie auf Nadeln: er wagte nicht, seine Blicke zu erheben oder irgend ein Glied zu bewegen. Es war das eine peinliche und gefährliche Situation. Eines einzigen Wortes hätte es nur von Seiten des Begs bedurft, irgend eines Zeichens — und ... die Dolche seines Gefolges, deren Griffe mehr als eine Hand in diesem Momente krampfhaft faßte, hätten sich im russischen Blute gebadet. Es war dies eine harte Probe für den Beg, eine Probe, die ihm schwer zu stehen kam ...

Nun aber begann der Mirachur eine Entschuldigung für den Beg vorzubringen mit zaghafter, weinerlicher Stimme, wie ein Bettler, der am Kreuzwege des Bazars sitzend, um eine Spende fleht: „Tjurja-Dschan ist krank ... er habe nie daran gedacht, die russische Gesandtschaft beleidigen zu wollen ... der General geruht ohne Grund zu zürnen. Wozu soll dem Hazret (d. h. Emir) darüber geschrieben werden?“ u. dergl. mehr. — Der General sprach noch einige Zeit im gleichen Tone weiter fort, nach und nach aber milderte sich seine Rede und er schloß mit den Worten, daß er jetzt, wo der Beg sich eingefunden habe, alles vergessen wolle, daß jetzt nur von Freundschaft zwischen ihm und dem Beg die Rede sein wird.

Der Beg saß da wie begossen. Der Mirachur aber schien etwas fröhlicher geworden zu sein.

Auf die Entschuldigungen des Mirachurs hin ließ der General, nachdem er gesagt hatte, daß er nicht mehr zürne, einige Ehrenchalats bringen; mit dem besten davon sollte der Dolmetscher Nasirow den Beg bekleiden. Der Beg wollte den Chalat jedoch nicht anlegen, nahm ihn bloß entgegen und übergab ihn sogleich dem Machram-Baschi. Nun schien es doch, als ob der Beg seinem Besuch jetzt ein Ende machen könnte; das Schicksal wollte aber, daß er den Kelch der Leiden bis zur Neige leere: der General offerierte ihm eine Tasse Thee. Nach asiatischem Brauch der Gastfreundschaft durfte ein derartiges Anerbieten nicht abgelehnt werden. Darum forderte denn der Machram-Baschi sofort von einem der Diener die Tasse des Prinzen und überreichte sie, nachdem sie mit Thee gefüllt war, seinem Herrn, wobei

er auf das Knie fiel. In der Ausführung dieses Brauches wollte er scheinbar seine Ergebenheit und Verehrung dem Beg gegenüber ganz besonders hervorheben; er blieb auf den Knieen die ganze Zeit über, bis der Beg seinen Thee trank. Wohl kaum konnte der arme Beg den „Tschai-Schirin" süß gefunden haben. Uebrigens könnte ich wetten, daß der Beg nicht einmal imstande gewesen wäre zu sagen, ob der Thee mit oder ohne Zucker war, — so wenig dachte er wohl in jenem Momente an den Thee. Zu Ende der Visite machte der General sogar den Versuch zu spaßen; die Gäste aber, mit Ausnahme des Mirachurs, bewahrten den unbeweglichen hölzernen Ausdruck ihrer Physiognomieen. Bald darauf erhob sich der Beg von seinem Platze, drückte dem General die Hand und begab sich, unterstützt von den ihn umgebenden Personen zu seinem Pferde; die zuvorkommenden Arme seines Gefolges hoben ihn in den Sattel.

Nach wenigen Minuten sandte der Beg der Gesandtschaft die üblichen Gegengeschenke.

„Ich war schon darauf gefaßt," sprach später der Topograph, den wir, ich weiß gerade nicht warum, den Photograph nannten, „die Messer und die krummen Säbel jeden Augenblick aufblitzen zu sehen, als der General dem Tjurja-Dschan den Verweis erteilte . . ."

„Und ich war bereits daran, aus dem Zelte davon zu laufen," spaßte Malewinskij.

„Ach was, es sind ja Memmen!" — bemerkte der General.

„Ja, die Sache wäre dann schlimm abgelaufen," fügte der Oberst philosophisch hinzu.

Damit war nun aber auch die ganze Angelegenheit abgethan.

Der General beschloß, die Stadt um 4 Uhr nachmittags zu verlassen und die Nachtrast in Kusch-Lusch zu halten, einem Kischlak, der von Gjusar etwa 20 Werst entfernt war. Bis zum Amu-Fluß selber hatten wir jetzt Gebirgswege vor uns.

Unter der bucharischen Dienerschaft, die uns hier bediente, fiel uns ein Individuum ganz besonders auf: die langen Seitenlocken, die ihm an den Schläfen baumelten, bezeichneten sofort

seine Nationalität; mit den Seitenlocken harmonierte vorzüglich seine typische, dem Schnabel eines Raubvogels ähnliche Nase, eine Nase, die gerade so gut, wie man von römischen und griechischen Nasen spricht, eine typisch-jüdische Nase genannt werden konnte. Seine Kleidung war diejenige eines Eingebornen; nur daß er, statt des üblichen Turbans des Muselmannes, eine niedrige unförmliche Schafspelzmütze trug. Der Turban ist dem „Ungläubigen" untersagt. Nur die „Söhne des Islams" dürfen ihr Haupt mit einem Turban umwinden.

Der Jude war gerade so beweglich, wie all' seine über das Antlitz der Erde verstreuten Brüder. Die verschmutzten Schöße seines Chalats flatterten in der Luft, wenn er in irgend einem Auftrage hastig herumrannte. Kurz nach der Ankunft der Gesandtschaft erlaubte er sich, in unser Zelt hereinzukommen, indem er der bucharischen Dienerschaft bei der Verrichtung verschiedener Dienste behülflich war. Nach einigen Minuten brachte er irgend eine Speise herein, wobei er in recht gutem Russisch „Sdrawstwuj" sagte („Sei gesund" — üblicher Gruß). Es stellte sich heraus, daß er im Dienste des Begs gewissermaßen als Verwalter oder Beschließer stand und aus seiner Stellung in kluger Weise mancherlei Vorteile zu ziehen wußte. Die Eingebornen erzählten, daß er sich hierbei ein ordentliches Vermögen erworben habe.

In Gjusar gibt es einige Dutzend jüdischer Familien. Sie bewohnen ein besonderes Stadtviertel und haben ihre besondere Straße auf dem Markte. Hier sind sie nicht nur Handelsleute, sondern auch Handwerker. Sie verstehen die Stoffe schöner als sonst jemand zu färben; sie backen das beste Brot in der Stadt und sind hier allem Anschein nach ein nützlicher Teil der Bevölkerung.

Der General ließ sich in ein Gespräch mit dem Juden ein. Er befrug dies originelle Factotum des Begs über verschiedene Dinge, unter anderem auch über die Afghanen und stellte schließlich an ihn die außerordentlich wichtige Frage, ob wohl die Afghanen die russische Gesandtschaft empfangen werden oder nicht. Der Jude ging ungeniert auf diese Frage ein: „Gewiß," sagte er, „werden Sie von den Afghanen aufgenommen werden, denn diese Afghanen sind ja ein Lumpenvolk; sie werden sehr erfreut sein, wenn sie erfahren, daß das mächtige russische Reich ihnen seine

Gesandten zusendet." Daraufhin erging er sich ausführlich darüber, was für „Hunde" und „Räuber", wie habsüchtig, wie faul und grob diese Afghanen wären; er sparte überhaupt nicht mit den verschiedentlichen nichts weniger als schmeichelhaften Bezeichnungen für unsere Nachbarn und zukünftigen Verbündeten. Ohne Zweifel hatte er Ursache, sich in dieser Weise über seine „angeblichen Brüder" [1]) auszulassen. Bekanntlich sind die Afghanen Todfeinde der Juden und verachten niemanden so tief, wie die Juden.

Nachdem der General das Gespräch beendet hatte, ließ er dem Juden einen Chalat schenken. Die Augen des Juden erglänzten vor Freude; er machte dem General einige tiefe Bücklinge, wobei seine Seitenlocken sich schüttelten und er die Hände an die Magengegend drückte.

Nun aber wieder in den Sattel und marsch hinaus auf den staubigen Weg! Die Stadt mit ihren Gärten blieb bald hinter uns zurück. Wir stiegen allmählich bergauf. Nach einiger Zeit erreichte der Weg den Gipfel des Berges und stieg dann über die Einsattelung desselben wiederum hinab. Die Stadt war jetzt vollständig hinter dem Berge verschwunden. Vor uns erheben sich Felsen ohne jedwelche Spur von Leben, von Vegetation. Rechts vom Wege erschallt das laute Getöse eines Flusses, der hier die Berge durchbrochen hat und zur Freiheit gelangt. Auf dem jenseitigen Ufer des Flusses irrt eine zerstreute Schafherde umher. Mehr bot sich unseren Augen nicht dar. Die Ansichten fesselten kaum meine Aufmerksamkeit. Es blieb mir wenig mehr übrig, als, einer angeblich klassischen Vorschrift für Kavalleristen folgend, „zwischen den Ohren des Pferdes vor sich hinzusehen" und den Gedanken ihren freien, rein mechanischen Lauf zu lassen. Welchen unwesentlichen Dingen hängt man aber doch nach, wenn man so monoton in dem Sattel gewiegt wird und das Auge unbeschäftigt bleibt! Der Prozeß des Denkens geht recht automatisch vor sich hin, gleich wie in einer aufgezogenen Maschine und kümmert sich zu solcher Zeit nicht gerade viel um die Gesetze der Ideeen-Associationen. Wenn man nun hin und wieder sich

[1]) Die Afghanen leiten ihre Abstammung von den durch Salmanassar in Gefangenschaft geführten Israeliten ab.

aus diesem, man darf wohl sagen, unbewußten Denken aufrüttelt, so sucht man wohl lange nach dem Zusammenhang zwischen jenen abgerissenen Vorstellungen, die noch im Gedächtnis, nur mechanisch natürlich, haften geblieben sind; oft aber ist man außer stande, die Brücke aufzufinden, über welche die mitunter so widerspruchsvollen Vorstellungen ihren Weg genommen haben. Denjenigen, die nicht einen endlosen Ritt, der sich auf lange Tage hinausgezogen hat, durchgemacht haben, wird ein Gedankengang, wie der eben beschriebene, vielleicht recht unbegreiflich erscheinen. Es kennt ihn aber ein jeder, der sich einer rein mechanischen Beschäftigung hingibt, sei es das Strümpfestricken, das Abhobeln der Bretter oder die Arbeit mit der Elle in dem Kaufladen. Diese Leute wissen es, wie man sich mitunter bei einem Gedanken ertappt, bei dem man sich fragen muß: „Was ist denn das? Ja, woran denk' ich denn jetzt? Ich war doch eben bei einer ganz anderen Frage; das, worüber ich jetzt denke, hat doch scheinbar absolut nichts mit dem Vorhergehenden zu thun?" Ein Mensch, der bis zu einem gewissen Grade gewohnt ist, sich Rechenschaft über seine Gedanken zu geben, wird dabei durchaus den Zusammenhang der Vorstellungen ergründen wollen; er wird auf seltsame Sprünge in dem Gebiete der Ideeen-Association stoßen. Ich konnte mich manchmal geradezu über mich selber von Herzen lustig machen, indem ich solchen Sprüngen nachging. Wenn man nun in diesen Fällen nach dem Ergebnis der Gedanken forscht, so hat man Schwierigkeit, etwas Positives vorzubringen. Wohlberechtigt ist es darum, wenn Leute, die bei solchem mechanischen Denken ertappt und über das Objekt ihrer Gedanken befragt werden, ihr „wir denken an gar nichts" zur Antwort geben. Allerdings! eine rein mechanische Reflexion kann doch nicht als Gedanke bezeichnet werden. Wenn aber der Fragende bei seiner Frage beharrt, so wird der Befragte erst nach einer gewissen Anstrengung, nachdem er sein Erinnerungsvermögen anspannt, das Objekt seiner Gedanken angeben können. Aber jetzt denkt er wirklich, d. h. er verhält sich durchaus bewußt zu seinem Gedankenprozeß.

In solch einem Zustand befand ich mich momentan. Hie und da nur kam ich aus demselben heraus; wenn nämlich das Pferd stolperte oder wenn wir unmittelbar am steilen Ufer des

Flusses zu reiten hatten. Ein paar Felsen, die sich kühn erhoben, vermochten nur für wenige Minuten meine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Die Sonne war schon lange fern hinter den Bergen untergegangen, die nächtlichen Schatten hatten sich immer mehr verdichtet und das schmale Thal des Flusses bereits in Dunkelheit gehüllt, als wir unser Nachtlager erreichten. Da ist auch Kusch-Lusch [1]). Einige rauchgeschwärzte Jurten waren auf einer Wiese am Ufer des Flusses aufgeschlagen. Unweit von ihnen glimmten noch einige halberloschene Holzscheite. Das Gepäck traf bald nach uns ein.

Am nächsten Morgen brachen wir in der Frühe auf, unsere Lasttiere klommen indessen schon eine lange Zeit den steilen Bergpfad hinauf. Wir hatten wieder die Furt eines Flusses zu passieren, der an dieser Stelle so tief war, daß wir eine Durchnässung der Gepäckkoffer befürchten konnten. An einigen Stellen konnten die Pferde nur schwimmend über den Fluß hinübergelangen. Wir stiegen langsam bergauf und mußten öfters anhalten. Auf dem Scheitelpunkte des nicht gerade hohen Bergpasses erhob sich ein scharfer Granitgrat, ein Bergkamm im buchstäblichen Sinne. Von hieraus eröffnete sich eine recht weite Aussicht auf die umliegenden Gebiete. Im fernen Osten und Norden waren die blauen Berge mit schimmerndem ewigen Schnee gekrönt, der die Bergmassen mit breiter Decke umhüllte. Im Westen erstreckte sich einem Ozean gleich die unendliche, unabsehbare Steppe. Zu unseren Füßen aber breitete sich ein Hügelmeer aus mit felsigen Wogen, die hier weich abgerundet waren, dort wiederum schroff und scharfkantig sich emporhoben ... Zum ersten Mal im Leben betrachtete ich eine echte Gebirgslandschaft. Es ist begreiflich, daß dieses Bild auf mich einen großen Eindruck machte ... Ich atmete begierig mit voller Brust die frische, reine, kräftige Bergluft ein.

Einige Minuten später zog unsere Cavalcade ebenso langsam bergab, in ein flaches, stellenweise mit grünenden Kornfeldern bedecktes Thal. Eine ganze Herde von Eseln kam uns in den

[1]) Kusch-Lusch heißt in der Uebersetzung: ein Zusammenfluß, eine Vereinigung. Es vereinigen sich hier zwei Bergflüsse.

der Wand abgelöst, die Schlucht verlegt haben. Dennoch aber haben die Bucharen im Jahre 1875 ihre schwere Artillerie auf diesem Wege nach Hissar hinüberzuführen gewußt. Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, wird die Schlucht von einem wilden Gebirgsbach durchströmt; dann existiert hier kein Verkehr mehr. Die Schlucht wird dann rechts über einen niedrigen Rücken umgangen.

Von Interesse ist die von dem berühmten chinesischen Reisenden Sian-Tsjan herrührende Beschreibung dieser Schlucht; so weit bekannt, der Zeit nach die erste Beschreibung. Nach einem dreitägigen Marsch in diesen Bergen in süd-östlicher Richtung — Sian-Tsjan reiste nämlich von Kesch (Schachrisebs?) zum Amuthal in das Reich Tochara — betrat der Reisende die Passage, die das „Eiserne Thor" benannt wird: „So nennt man eine Schlucht zwischen zwei parallelen Bergen, die sich rechts und links zu erstaunlicher Höhe erheben. Sie sind von einem schmalen und von Abstürzen besetzten Pfad getrennt. Die Berge bilden zu beiden Seiten hohe Felsmauern von der Farbe des Eisens. Man hat dort ein eisenbeschlagenes Thor mit zwei Flügeln angebracht und an diese eine Menge eiserner Glöckchen gehängt. Da die Passage schwierig und stark verteidigt ist, so hat man ihr den genannten Namen gegeben [1])."

600 Jahre später passierte anscheinlich dieselbe Schlucht ein anderer Chinese Tschang-Tschun, ebenfalls von Kesch nach Tochara zum Zwecke einer Zusammenkunft mit Tschingis-Chan

---

[1]) Wir entnehmen das Citat dem v. Richthofen'schen „China" 1877 Bd. I. S. 544. Der Verfasser benutzt die russische Uebersetzung von Yule durch Frau Fedtschenko und sieht sich infolge des unkorrekten Wortlauts, — es heißt nämlich „steiler Pfad" statt „von Abstürzen besetzter Pfad" — zu einer längeren Auseinandersetzung veranlaßt über die mutmaßliche Umwandlung des steilen Pfades in einen relativ ebenen. Wir glauben von diesem Passus abstehen zu dürfen und bemerken nur kurz, daß Verfasser hierbei die nivellierende geologische Arbeit des Wassers in Betracht zieht und beim Eingang in das Felsdefilée „in einer beckenförmigen Thalerweiterung Spuren eines einstigen Sees" zu erkennen glaubt. In gleicher Weise läßt sich Verfasser einige Zeilen später auf Grund eben desselben unkorrekten russischen Textes in einen Ausgleich eines scheinbaren Widerspruchs in der Routenangabe des Sian-Tsjan aus. In beiden Fällen weist er übrigens direkt auf die Willkürlichkeit der russischen Uebersetzung hin, zumal da ihm der Text von Julien vorlag. Anm. des Uebers.

wandernd. Jedoch ist seine Schilderung so unbestimmt, daß man nahezu daran zweifeln könnte, ob er auch den gleichen Ort besucht habe. Er erzählt[1]): „In süd-östlicher Richtung von Kesch passierten wir einen Berg; der Berg ist hoch und groß; Steinblöcke waren haufenweise in Unordnung verstreut; die Soldaten mußten selber die Fuhren schleppen; schon nach zwei Tagen erreichten wir die vordere Seite des Berges. Wir folgten nun dem Laufe des Baches gen Süden; die Eskorte drang indessen zum Norden hin, um gegen Räuber zu kämpfen. Nach fünf Tagen gelangten wir zu einem kleinen Fluß, über welchen wir in einem Fahrzeug hinübersetzten; die beiden Ufer des Flusses waren dicht bewaldet; am siebenten Tage setzten wir in einem Fahrzeug über einen großen Fluß hinüber, der eben der „Amu-Muljan“ ist.“

800 Jahre später (1404, 24. August, Montag) passierte das „Eiserne Thor“ vermutlich der erste Europäer, — ein Gesandter Heinrichs III., Königs von Kastilien, an Tamerlan, Ruy Gonzalez de Clavijo. Er beschreibt die Passage folgendermaßen[2]): „Dieser Berg ist sehr hoch und hat an dieser Stelle einen Paß, so daß man den Berg durch eine Spalte passieren kann. Es scheint, als ob er durch Menschenhände gemacht wäre, da von beiden Seiten sich sehr hohe Berge erheben, der Paß aber selber eben und sehr tief ist. In der Mitte des Bergpasses befindet sich ein Dorf, über welches sich hoch der Berg emporhebt. Der Bergpaß heißt „Eisernes Thor“ und ist der einzige in der ganzen Bergkette. Es ist das ein Schutz für das ganze Ssamarkander Reich, da es von Seiten Klein-Indiens[3]) keinen anderen Paß gibt außer diesem, um ins Ssamarkander Reich zu gelangen, so wie auch die Bewohner des Ssamarkander Reiches nur durch diesen Paß nach Indien gelangen können.

---

[1]) Archimandrit Palladius, Arbeiten der russischen geistlichen Mission in Peking Bd. IV. S. 319 (russisch.)

[2]) Nach der russischen Uebersetzung der „Reise nach Ssamarkand im Jahre 1402—1406“ des Ruy Gonzalez de Clavijo, von J. J. Sresnewskij.

[3]) Man unterschied im Mittelalter ein Klein-Indien (Vorderindien), ein Groß-Indien (Hinterindien) und, indem man Abessinien hinzurechnete, ein „Drittes Indien“. Siehe Karten in S. Ruge: „Zeitalter der Entdeckungen“ 1881. Anm. des Uebers.

Der Timur-Beg ist der Besitzer des „Eisernen Thores", was ihm ein großes Einkommen einbringt, da durch dieses Thor Kaufleute aus Indien nach Ssamarkand passieren. Die Berge, in welchen sich das „Eiserne Thor" befindet, sind waldlos. Man erzählt, daß der Paß durch ein ganz mit Eisen beschlagenes Thor, das die Berge vereinigte, geschlossen wurde und niemand ohne Erlaubnis durch das Thor gehen durfte."

Kurz vor diesem Reisenden (1398) hatte der schreckliche Timur, vom Feldzuge nach Indien zurückkehrend, mit seinem Heere das „Eiserne Thor" passiert.

Bis zum Jahre 1875 hat anscheinlich kein Europäer mehr diese Schlucht besucht. Im gegebenen Jahre waren es Majew, Petrow und Schwarz, die hier durchzogen [1]).

Die wundersamen Felsenumrisse der Schlucht gewannen noch mehr durch das Grün der Pistacien- und Mandelbäume, das an vielen Stellen hervortrat. Manche Bäume hatten sich mit ihren kräftigen Wurzeln in den Spalten der Felsen festgesetzt und streckten sich nun horizontal über die Köpfe der Reisenden hinweg; dazwischen schwangen sich Guirlanden von Epheu.

Aus der Schlucht kamen wir zum Flüßchen Schur-Ab, das in einer Thalsenkung läuft und dessen Eigenschaften schon sein Name kund geben sollte: „Schur-ab" — Salzwasser. Das Wasser war übrigens gar nicht salzig. Nachdem wir hier uns und unseren Pferden eine kleine Rast gegönnt hatten, zogen wir weiter und passierten am selben Tage noch eine andere Schlucht, die nicht minder grandios als das „Eiserne Thor" war und den Namen des Flüßchens Schur-Ab führte. Nachdem wir noch zwei Bergpässe passirt hatten und sieben bis acht Werst einer Thalenge entlang marschiert waren, trafen wir in dem Kischlak Ser-Ab oder Sejr-Ab ein, woselbst wir unser Nachtlager aufschlagen wollten.

Als wir den letzten Hügel umgangen hatten und zum Kischlak hinabstiegen, lenkten zwei riesige Tschinaren (orientalische Platanen) ganz besonders unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie wuchsen an

---

[1]) Majew und Schwarz, die bekannte Hissar-Expedition von 1875; von größter Wichtigkeit für die Kunde der Gebirgsgegenden zwischen dem Oxus und Yaxartes. Anm. des Ueberf.

beiden Seiten eines klaren munteren Baches und lieferten einen bedeutenden Schatten, unter welchem unsere Jurten, die armselige Moschee des Dörfchens und zwei kleine, an Fischen (Marinki) reiche Reservoirs Platz gefunden hatten. Einer von diesen Tschinaren stand gegenwärtig dem Ende seines Lebenslaufes nahe: der Gipfel war bereits trocken, die Zweige abgebrochen und der Stamm enthielt eine so große Höhlung, daß in ihr der Wärter der Moschee mit seiner Familie seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Der andere Tschinar ist noch riesiger und befindet sich in voller Lebenskraft. Er erhebt sich auf mindestens 15 Ssaschenj über dem Bache; seine Zweige bilden einen kleinen Hain; in einer Höhe von $2^1/_2$ Arschin hat der Stamm einen Umfang von 45 Werschock, was im Durchmesser bedeutend mehr als eine Ssaschenj macht; seine sammetartige Rinde von hellgrüner, matter Farbe spricht für den Reichtum an Säften. Auf der nördlichen Seite des Stammes war folgende persische Aufschrift zu finden: „Majew und Petrow. 1875." Das Alter dieses Riesen muß ein sehr ehrwürdiges sein. Von den Eingebornen wird erzählt, daß noch der vierte Chalif Ali nach einem schwierigen Zug in den benachbarten Gebirgen unter seinem Schatten geruht habe. Die Volkssage verleiht dem Baume somit ein Alter von ungefähr 1200 Jahren, jedoch wird diese Ziffer wohl sehr übertrieben sein. Nicht zu vergessen ist es zudem, daß die Central-Asiaten mit Ali fast jeden wichtigen Gegenstand oder jede irgendwie bemerkenswerte Gegend in Verbindung zu bringen wissen. So wird auch die Stadt Schirabad als eine von Ali erbauete bezeichnet, zu dessen Ehren sie ihren Namen tragen soll: „Schir" — Löwe, einer der Namen des Ali, und „Abad" — Niederlassung, Dorfschaft. Die Berechnungen, die man an den jährlichen Zuwachs des Baumes und seines Durchmessers knüpfen könnte, sprechen für etwa 800 bis 900 Jahre. — Der Strömung des Flusses entlang standen noch andere Riesen, Nußbäume, jedoch von geringerem Wuchs. Auf beiden Seiten des Baches zogen sich Gärten über Hügel und Thäler hin; zwischen dem Laub zeigten sich Lehmgebäude, die Wohnungen der Eingebornen. Der Kischlak enthält 200 Höfe und liegt in einer Höhe von 2790 Fuß über dem Meeresspiegel (nach Schwarz). Die ganze Bevölkerung bilden Tadschiken. Dieser wunderbar reizende Flecken

ist vom West und Ost durch steile Berge geschützt. Der westliche Bergrücken erhebt sich in einigen hundert Schritt vom Dorfe senkrecht zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuß; hell blitzen in der Sonne die auf ihm gegenwärtig noch hie und da übriggebliebenen Schneemengen; auf den Abhängen und in den Spalten der Felsen zeigen sich einige spärliche Artschas, die aus der Ferne wie grünliches Moos erscheinen.

Hier wollte der General die Tagesrast halten. Wir verbrachten den Tag in ausgezeichneter Weise. In dem Bache konnten wir baden und uns von dem Staube befreien, der unsere Haut während der Reise bedeckt hatte und sich durch heftiges Jucken recht fühlbar machte.

Der General erzählte uns an diesem Tage wiederum manches über die Afghanen. Selbstverständlich hörten wir mit großer Aufmerksamkeit zu und suchten uns ein jedes seiner Worte einzuprägen. Es war dies gegenwärtig die einzige Möglichkeit, die afghanischen Verhältnisse kennen zu lernen. Späterhin fanden sich übrigens beim General einige Quellen über die Geographie und Geschichte von Afghanistan und Central-Asien überhaupt. Da waren unter anderen: Grigorjew „Kabulistan und Kaffiristan" und „Ost-Turkestan"; Burnes „Bucharische Reise"; die Feldzüge Alexanders des Großen" von Curtius R. Quintus u. a. m.

In seinen Erzählungen über die geographischen Verhältnisse Afghanistans hob der General ganz besonders den Pflanzenreichtum des Landes hervor. „Dort," so erzählte er, „werden wir etwas ganz anderes finden, als das, was wir hier während unseren Reisen durch diese leblosen Steinmassen gesehen haben; nach den Schilderungen der Reisenden sind die Berge dort mit Wäldern bedeckt; klare Bäche und Flüsse beleben die Schluchten und das ganze Gebiet ist im vollen Sinne des Wortes ein schönes. Nicht umsonst lieben die Afghanen ihr Land so sehr und stehen so fest für ihre Unabhängigkeit ein. Ja, schon die Afghanen selbst", fuhr der General fort, „sind ein ganz anderer Volksschlag als die Bucharen: diese sind echte Schlafrock(Chalats)-träger und nichts weiter mehr. Anders die Afghanen: sie haben in ihrem Charakter etwas Mittelalterliches, Ritterliches!..." Der General erteilte mir hierbei den Rat, das Persische zu erlernen, worauf ich einging. Ich notierte mir noch am selben

Tage nach seinen Angaben ein paar Dutzend Worte und Phrasen und studierte sie dann ein.

An diesem Tage vergrößerte sich die Anzahl der Mitglieder der Gesandtschaft noch um einige Personen. Es war gegen Mittag, am 12. Juni; wir genossen unsere Tagesrast im Schatten des Riesentschinaren, als bei unseren Zelten ein hochgewachsener Greis mit einem langen weißen Bart vorbeiritt. Er war nach asiatischen Begriffen höchst anständig gekleidet und hielt sich mit vieler Würde; mehrere Diener folgten ihm mit Lasttieren. Er war bereits hinter dem nächsten Hügel verschwunden, als Samaan-Beg sich seiner Persönlichkeit erinnerte und dem Oberst Rasgonow seinen Namen mitteilte. Dieser machte den General sofort auf den Mann aufmerksam und der General beschloß ihn einholen und zurückbitten zu lassen. Ein Reiter wurde sofort entsandt und schon nach einigen Minuten sahen wir den würdigen Mann zurückkehren. Er näherte sich unseren Jurten und trat, der Einladung des Generals folgend, in eine derselben ein. Der Reisende erkannte sogleich Samaan-Beg und begrüßte ihn freundschaftlich wie einen alten Bekannten. Diese Persönlichkeit verdient volle Aufmerksamkeit von unserer Seite. Ich will darum einige Worte über ihn mitteilen, die, wie ich hoffen darf, nicht überflüssig sein werden.

Dieser Greis ist in Central-Asien unter dem Namen Dschemadar-Tjurja bekannt. Er war in Pendschab, unweit von Lahore geboren. Seine kriegerische Laufbahn hatte er noch in dem Heere des Rundschit Singh begonnen; nachdem aber dieser gestorben und das Reich der Sikhs in die Hände der gewandten Engländer gefallen war, trug er seine kriegerische Thätigkeit auf Central-Asien über. Dschemadar-Tjurja befand sich in Taschkent in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1865, als General Tschernjajew die Stadt stürmte, in der Reihe der Verteidiger derselben und wurde verwundet. Nach dem Falle von Taschkent begab er sich in das Chanat Kokan und zog von dort bald nach Kaschgar, wo er als rechte Hand Jakub-Begs im Laufe einiger Jahre gelten konnte. Er gelangte bald zu dem hohen Rang eines „Perwanatschi" und wurde zum Chef der Kaschgarischen Artillerie gemacht [1]). Nach dem Tode Jakub-Begs, im Jahre 1877, als

[1]) Ueber ihn berichtet auch Kuropatkin in seinem „Kaschgar" S. 186—187.

das Chanat Kaschgar zu Grunde ging und von den Chinesen erobert wurde, entfernte sich Dschemadar mit vielen anderen Kaschgaren nach Taschkent und verblieb dort bis zum Frühjahr 1878. Gegenwärtig, kurz vor der Reise der Gesandtschaft nach Afghanistan, machte sich Dschemadar zu einer Pilgerfahrt nach Mekka auf; er hatte den Weg über Kabul nach Bombay genommen, von wo er über die See weiter reisen wollte. Der Turkestaner General-Gouverneur benutzte die Gelegenheit, um mit ihm einen Brief an den Emir von Afghanistan Schir-Ali-Chan zu übersenden. Dschemadar hatte jedoch aus irgend welchen Gründen lange mit seiner Abreise gesäumt, so daß er sich noch gleichzeitig mit uns auf der Reise befand.

Es war das zur Zeit, wo wir ihn sahen, ein Greis von sehr hohem Wuchse — etwa 2 Arschin 14 Werschock groß — nahe an die achtzig Jahre; etwas gebeugt in der Haltung, aber anscheinlich noch recht kraftvoll und rüstig. Sein magerer sehniger Körper sprach dafür, daß er früher über eine außerordentliche Kraft und eine eiserne Gesundheit verfügt haben mußte. Sein Gesicht war regelmäßig und nicht ohne gewisse Anmut; die feurigen Augen schauten durchdringend unter den grauen buschigen Brauen hervor. Er spricht langsam, im tiefen Baß. Der General, der mit ihm persisch sprach, erzählte uns später, daß es etwas schwer halte, sich mit Dschemadar zu verständigen, indem seine Aussprache undeutlich sei und er dazu noch sich einer universellen Sprache bediene, eines Gemisches aus vier Sprachen und mehreren asiatischen Dialekten: in ein und demselben Satz bringe er persische Worte mit türkischen zusammen und schließe mit indischen. Mit Samaan-Beg hatte er Bekanntschaft gemacht, als er im Dienste Jakub-Begs stand, woselbst sie beisammen einige Jahre verbracht hatten. Samaan-Beg sprach sich sehr schmeichelhaft über die Persönlichkeit Dschemadars aus. Seinen Worten nach war das ein wahrhaft rechtlicher und biederer Mann von außergewöhnlicher Tapferkeit. — Der General glaubte, daß er für die Gesandtschaft von großem Nutzen sein konnte und machte ihm darum den Vorschlag, mit uns zusammen zu reisen, worauf Dschemadar sehr gern einging. Von diesem Tage an betrachteten wir ihn als Mitglied der Gesandtschaft, als welcher er sich auch späterhin bestens bewährt hat.

Am folgenden Tage, d. h. den 13. Juni, früh morgens, noch lange bevor der alte Muezzin der hiesigen Moschee seinen Ruf zum Namaz Jewel erschallen ließ — hatten wir schon den gemütlichen Flecken im Rücken. Bald ging es wieder bergauf, auf einem mit scharfen Steinen und großen Kieseln übersäeten Wege.

Bis Leilechan, der nächsten Station von Ser-Ab, sind es 30 Werst. Leilechan ist ein recht großes Dorf mit umfangreichen Gärten am Ufer des Flusses Schirabad-Darja gelegen.

Von hier aus bis zur Stadt Schirabad blieben uns noch etwa 20 Werst zurück. Die Strecke war bald zurückgelegt und schon gegen 5 Uhr zogen wir in die großen Gärten der Stadt ein. Wir hielten uns von Ser-Ab an die ganze Strecke durchweg an dem Flusse Schirabad-Darja, dem Lebensspender dieses Thales. An den Ufern des Flusses trafen wir auf recht bedeutende Felder, hauptsächlich mit Weizen bepflanzt.

Etwa 5 Werst von der Stadt Schirabad hatten wir noch die letzte Schlucht in diesem Gebirgsrücken zu passieren. Die Schlucht trägt den Namen Nan-Dagan[1]) („Nan" — Brot, Fladen). Wie sonderbar auch der Name „Fladen-Paß" erscheinen mag, so ist er doch recht bezeichnend und entspricht der Art der Central-Asiaten, wie überhaupt der kulturlosen Völker, sich handgreiflicher Vergleiche bei der Bezeichnung verschiedener Gegenstände zu bedienen. Die genannte Schlucht besteht eigentlich aus zwei Pässen, die so zu sagen zwei Thore bilden: ein Eingangs- und ein Ausgangsthor. Die beiden Thore sind durch die Arbeit des Flusses Schirabad-Darja entstanden. Die Wände der Eingangsschlucht gehen allmählich auseinander, eine jede beschreibt einen Halbkreis, der durch den Ausgang der Schlucht durchbrochen ist. Auf diese Weise bilden die bogenförmigen Wände annähernd einen Kreis oder, richtiger gesagt, ein Oval mit einer Längenachse von 3 und einer Querachse von 2 Werst. Die Fläche des Ovals nun gleicht vollständig einem hiesigen Fladen, dem „Nan" der Eingebornen. Der Oberst Rasgonow machte einen gelungenen Vergleich, indem er die Schlucht mit einer steinernen „Bombe"

[1]) Die Schlucht wurde im gleichen Jahre von Majew besucht. Siehe dessen wertvollen Bericht über die „Routen im südlichen Theil von Buchara". „Iswestija russk. geogr. Obschtschestwa" 1878 S. 361. Anm. des Uebers.

verglich, deren oberer und mittlerer Teil eingesunken waren; einen solchen Eindruck eben macht die Schlucht „Nan-Dagan" auf den Beobachter.

Der Fluß war gegenwärtig infolge des Schneeschmelzens in seinem Oberlaufe sehr wasserreich. Der Weg in der Eingangsschlucht läuft an einem simsartigen Vorsprung, der sich der steilen Wand entlang zieht, und stand zur Zeit teilweise unter Wasser. Noch mehr unter Wasser fanden wir die südlich gelegene Mündungsschlucht; sie war außerdem noch durch riesige Steine in dem Strombett verlegt. Das Wasser drang in furchtbarer Macht gegen die Steine und Felsen an und bahnte sich mit Ungestüm den Weg durch die verengte Mündung der Schlucht. Selbstverständlich war die Passage in einem solchen Thore nicht gerade eine bequeme. In der Nacht wäre es hier ganz unmöglich, durchzukommen. Während des höchsten Wasserstandes im Flusse ist die Schlucht gänzlich unpassierbar; der Weg führt dann bergauf und bergab über die Felsen.

Diese Schlucht ist bei Tschang-Tschun mit mehr Deutlichkeit beschrieben, als das „Eiserne Thor". Er schreibt: „Wir passierten einen großen Berg (auf dem Rückwege von Tochara nach Ssamarkand), in diesem Berge befindet sich ein steinernes Thor, das von der Ferne abgeschliffen wie Kerzen erscheint; ein kolossaler Stein liegt quer vor, eine Art Brücke bildend; unten braust ein reißender Strom. Die Vorreiter, welche die Esel antrieben, ertränkten sie in dem Strom; an seinen Ufern lagen schon viele Leichen (von Thieren). Dieser Punkt ist ein Grenzposten, den unlängst das Heer eingenommen hatte." [1])

Dieser Schilderung nach kann mit vieler Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß der chinesische Reisende die Schlucht beschreibe, die gegenwärtig den Namen „Nan-Dagan" führt.

Beim Ausgang der Schlucht empfing die Gesandtschaft die Administration der Stadt Schirabad [2]), an deren Spitze der Sohn des Begs. Durch die krummen, engen und staubigen Straßen der Stadt gelangten wir daraufhin zu dem für uns

[1]) Palladius a. a. O. S. 323.

[2]) Absolute Höhe 920 Fuß; astron. Lage: 30° 40′ 36″ nördl. Br. und 36° 43′ 0″ östl. Länge (nach Schwarz).

bestimmten Garten. Im Schatten laubreicher Karagatschen, die einen kleinen Teich umstanden, waren die Zelte und Jurten aufgeschlagen. Der Garten war reich an Obstbäumen: goldene Aprikosen und Pfirsiche, noch nicht ganz reif, aber schon sich rötend, schimmerten zwischen dem zarten Laub der Bäume hervor. Etwas weiter zeigten sich ebenfalls noch nicht ganz reife, saftige Trauben. Der Garten hatte schönen Rasen und wohlriechenden Klee. Unter den Speisen des Dostarchans befanden sich reife Melonen und Arbusen (Wassermelonen). Die Melonen waren ausgezeichnet, die Arbusen jedoch wässerig.

Kaum hatte ich mich mit außerordentlichem Genuß auf dem weichen Rasen unter einem mit Aprikosen beladenen Baume ausgestreckt, als man mich zum General rief. Der General machte mir die Eröffnung, daß der hiesige Beg krank sei und gebeten habe, daß man ihm den Arzt der Gesandtschaft zusenden möge. Ich machte mich sofort auf den Weg mit Samaan-Beg, als Dolmetscher, zum Kranken.

Unser Weg führte uns über den Bazar. Die gesamte Einwohnerschaft des Bazars war aus den Lehmbuden hervorgekrochen, um die bis dahin in der Stadt fast unbekannten „Urussen" anzuschauen. Die Nachricht, daß der Beg nach dem russischen „Hakim" (Arzt) gesandt habe, hatte sich schon über den ganzen Bazar verbreitet und jetzt wurde ich von allen Seiten neugierig angestarrt. Da hat ein Keßler seinen „Kumgan" (Theekanne der Eingebornen) verlassen und steht mit seinem Werkzeug in der Hand und macht mit dem benachbarten Schmied zusammen Bemerkungen über meine Person. Der Schmied hat jetzt ganz den Pferdefuß vergessen, an welchem er ein Hufeisen anzubringen hatte. Das Pferd aber benutzte diesen Augenblick, um mit seinem Gebiß den schläfrigen „Ischak" (Esel) nebenbei anzugreifen, dieser nun schreit darüber aus vollem Eselshalse und in der verzweifeltsten Weise. Unweit davon steht ein alter Schuster; soeben war er noch mit allem Eifer bei dem Anpassen eines neuen Schuhpaares von Saffian für einen Mullah; nun aber ist der Mullah vergessen; der Schuster hat seine Hände über den Bauch gekreuzt und flüstert mit seinem zahnlosen Munde: „Aman, Aman!" und blinzelt mich mit seinen geröteten, halbblinden Augen an, in der Hoffnung vielleicht, daß auch ihm, dem armen Alten, der „Uruß

Hakim" die scharfen Augen, wie er sie vor langen Zeiten gehabt hat, wiedergeben werde. An einer Ecke sprangen von ihren Ladentischen, die gleichzeitig auch als Sitze dienten, ein paar Leute mit langen Seitenlocken empor und riefen: „Sdrawstwuj." Die typischen Physiognomieen ließen es leicht erkennen, mit wem ich es zu thun hatte. Die Juden liefen mir eine Strecke nach mit lebhafter Aeußerung einer Freude, deren Ursachen mir übrigens unklar blieben.

Bald ging der Weg bergauf und wir gelangten nach einigen Minuten an das Thor der Citadelle, in welcher der Beg sich aufhielt. Jenseits des Thores mußten wir immer weiter bergauf steigen. Schließlich wurde der Weg außerordentlich steil, es fanden sich hier aber Stufen aus Stein und Holz. Vor uns erhob sich noch eine neue Mauer und in dieser war ein neues Thor. Auf der kleinen Terrasse vor dem Thore blieb ich einen Augenblick stehen: es eröffnete sich von hier aus eine weite und schöne Aussicht einerseits auf die ganze Stadt, die mit ihren reichen Gärten zu Füßen des Schlosses lag; andererseits auf die Berge, zwischen deren zackigen Gipfeln noch einzelne Strahlen der untergehenden Sonne hervorbrachen; dann aber irrte das Auge frei über den unabsehbaren Ozean der Steppe, die, einige Werst von der Stadt beginnend, sich gegen Süden bis zum Paropamisus erstreckt und im Süd-West in die große turkmenische Wüste übergeht; unmittelbar unter uns, am Fuße des Hügels, braust ein rascher Strom dahin und bespritzt mit seinem Schaum die massiven Grundfesten des Felsens, auf welchem sich die Citadelle befindet. In der That ist der Hügel, auf dem der festungsartige Palast des Begs erbaut ist, in seiner Art eine sehr bemerkenswerte Erscheinung. Es ist das ein Felsen, der sich auf etwa 20 Ssaschenj über dem Wasserspiegel des Flusses erhebt; drei Seiten, die westliche, nördliche und östliche sind senkrechte Mauern, die einzige weniger steile Seite des Hügels ist die südliche; dafür aber verteidigen sie zwei dicke Mauern. Jeder mittelalterliche Raubritter hätte zu diesem sicheren Plätzchen gegriffen, das sich vorzüglich für ein Räubernest eignet.

Ich wurde durch die Dienerschaft aus dem Sattel gehoben und trat in den Hof des Schlosses ein. Am Thore bereits wurde ich durch den Sohn des Begs und eine zahlreiche Dienerschaft

empfangen und dann in die inneren Gemächer des Hauses geführt [1]).

Die innere Ausstattung des „Palastes" war gerade so wenig ansprechend, wie bei allen übrigen „Palästen" der Begs, die ich bis jetzt gesehen hatte. Der einzige Luxus, der sich hier aufweisen ließ, waren einige wirklich vorzügliche Teppiche, die den Lehmboden des Zimmers bedeckten.

In dem größten Zimmer, dessen Fenster gegen Süden gerichtet waren und einen wunderbaren Ausblick auf die Stadt gewährten, saß auf Matratzen, die über den Teppich gelegt waren, der Beg. Es war das ein Mann von etwa 45 Jahren. Seine Augen hatten einen matten Glanz, die bleichen Wangen einen gelblichen Anflug, die trockenen Lippen waren blutlos, die Nase ein bloßes Knochengerüst mit Nasenflügeln, die sich bei den Atemzügen weit ausdehnten. Nur mit merklicher Anstrengung konnte er sein Haupt aufrecht halten; die Arme hingen kraftlos herab. Einen solchen Anblick gewährte der Beg Abdullah-Rachman-Chodscha.

Mit schwacher Stimme und unter häufigen Unterbrechungen von Seiten seiner Umgebung und seiner Anverwandten begann er mir von seiner Krankheit zu erzählen. Er klagte über starke Diarrhöe und Erbrechen, über bedeutende Kraftlosigkeit, Appetitlosigkeit und den Verlust des Gefühls an den unteren Extremitäten. Ich wünschte eine regelrechte medicinische Untersuchung anzustellen, was mir auch gewährt wurde. Als ich nun aber das Stethoskop, das Plessimeter und den Hammer in Anwendung brachte und dem Kranken ein Thermometer in die Achselhöhle steckte, da schauten mich die Verwandten und Angehörigen des Begs mit eben solchen Augen an, wie wohl die Burjaten und Samojeden die Kunststücke ihrer Schamanen anschauen. Sie wechselten hie und da leise Bemerkungen im Flüstertone, suchten

[1]) Die Citadelle Schirabad wäre vielleicht mit der Festung Sam (Sena) zu identificieren, in welcher sich Al-Mokanna (der Verschleierte"), der muselmännische Pseudoprophet verschanzt hatte. Indessen bleibt es fraglich, ob Schirabad zur gegebenen Zeit (also 779 n. Chr.) existiert habe. Ich habe bei den älteren muselmännischen Geographen die Stadt Schirabad nicht finden können.

jedoch dabei keine meiner Bewegungen außer Acht zu lassen. Wenn ich sprach, so schauten sie mir alle gerade in den Mund hinein, als ob sie erwarteten, daß meine Worte sich in ein Heer beflügelter Geister verwandeln würden. Der Thermometer zeigte indessen 38,3° C. Die Untersuchung der Beine ergab eine stark herabgesetzte Sensibilität. Die Füße und die unteren Partieen der Kniee waren in bedeutendem Grade ödematös. Die Untersuchung der Brust ergab nichts Besonderes. Ich versorgte den Beg mit Arzneimitteln, die glücklicherweise in einer dem Fall entsprechenden Dosierung in meinem Reisesack vorhanden waren und begab mich in die Stadt zurück, nachdem ich dem Beg einen Besuch für morgen zugesagt hatte.

Am 14. Juni hielten wir in Schirabad einen Rasttag in ganz unerwarteter Weise, so zu sagen gegen alle Regel; der General geizte nämlich sehr mit den Rasttagen, gegenwärtig aber stimmte er selber mehr oder weniger für einen Aufenthalt.

Früh morgens besuchte ich wiederum meinen Patienten — den Beg; in seinem Zustande war, wie vorauszusehen, keine besondere Veränderung eingetreten. Seine subjektive Stimmung war jedoch in augenscheinlicher Weise gehoben. Er erzählte, daß er Nachts gut geschlafen habe und sich jetzt recht ordentlich fühle. Er wünschte sogar etwas zu essen, da er Appetit zu verspüren glaubte. Ich empfahl Hühnerbouillon, mußte aber auch die Zubereitung derselben angeben, ja selbst das Gewicht von Salz und Graupen dazu, indem der Beg viel darauf gab, daß meine Vorschriften bis aufs Genaueste befolgt würden. Er sprach mit Zuversicht von seiner Genesung und hielt sich hierbei an eine göttliche Offenbarung: „Da haben mich," sagte er, „die hiesigen Aerzte monatelang behandelt und ich bin dabei nahezu zu Grunde gegangen. Nun aber, wo ich bereits von niemand mehr Hülfe erwarten konnte, kommst urplötzlich Du, ein russischer Hakim, ein ganz fremder Mann und willst mich kurieren. Dich hat doch Gott selber gesandt? Der Wille Allahs entscheidet überall und, wenn er Dich zu mir gesandt hat, so bedeutet das, daß ich genesen werde."

Ich versuchte ihn natürlich nicht zu enttäuschen und ihm die Bedeutung seiner Krankheit klarzulegen. Ich versuchte blos nach Möglichkeit das durchzusetzen, worauf ein jeder Arzt an meiner

Stelle bestanden hätte. Der Palast nämlich, in welchem der Beg wohnte, hatte keine Spur von Baumschatten und wurde von der Tagessonne in furchtbarer Weise erhitzt. Die Luft war hier infolge dessen nichts weniger als erquickend. Nun riet ich dem Beg, an einen anderen Ort überzusiedeln, wo mehr Schatten wäre, etwa in einem schönen Garten. Hierauf erwiderte er jedoch: „Bis jetzt hat es noch niemand gesehen und es ist auch unerhört, daß der Beg einer Stadt nicht in der Festung wohne. So wohnten und wohnen alle Begs; so muß auch ich in der Festung wohnen." Ich fragte ihn, ob er denn keinen Garten außerhalb der Stadt besitze, in welchem er, wenn auch nur für kurze Zeit, krankheitshalber sich aufhalten könnte. Er antwortete, daß er allerdings über Gärten außerhalb der Stadt verfüge, er werde aber und dürfe in ihnen nicht wohnen, denn „ein jeder Beg muß dem Gesetze nach in der Festung wohnen".

„Sie werden aber doch den Palast verlassen müssen, wenn Sie von Ihrer Krankheit genesen wollen," argumentierte ich weiter, „im entgegengesetzten Fall können Sie ja hier — Allah möge Sie davor wahren — sterben. In diesem Backofen kann keinerlei Kur helfen!"

„Was ist dabei zu machen," entgegnete der Beg, „wenn es an's Sterben geht, so werde ich auch hier sterben können. Aber nein, ich weiß es, daß ich durch Deine Arzeneien und die Güte Allahs zur Genesung gelangen werde."

Ich merkte wohl, daß der Beg den eigentlichen Grund, warum es ihm unmöglich war, die Festung zu verlassen, nicht angeben wollte. Ich befragte ihn auch nicht mehr darüber.

Am folgenden Tage fand ich noch Gelegenheit, beim Beg vorzusprechen und konnte nun selber eine Besserung konstatieren. Ich ließ ihm einige Arzeneien zurück und ersuchte ihn, mir über seinen Zustand zu berichten und zu schreiben, wenn die Arzeneien ihm ausgegangen sein würden. Er horchte mit größter Andacht auf meine Vorschriften inbezug auf die Arzeneien und nahm mit Thränen in den Augen Abschied von mir. Vor der Abreise der Gesandtschaft sandte er mir ein Honorar von 400 Tengi (160 Rubel im Kurs), das ich jedoch ablehnte. Späterhin kam mir der Gedanke, das Geld zu nehmen und es dem „Roten

Kreuz" zu übermitteln. Der General, den ich hierüber befragte, gab mir jedoch nicht seine Zustimmung dazu.

„Sie glauben," sagte er, „daß sie eine derartige Verwendung des Geldes verstehen werden, sie werden sich einfach sagen, der Doktor hat anfänglich so stolz gethan, weil er mehr erwartete."

Ich halte mich jedoch zur Vermutung berechtigt, daß den Begs von Buchara die Existenz des „Roten Kreuzes" nicht unbekannt sein möge. Der Emir von Buchara spendet nahezu jährlich einige Tausend Tengi an das „Rote Kreuz". Der General war jedoch nicht in bester Laune; ich beharrte darum nicht länger auf meinem Vorschlag.

Am 15. Juni schließlich rückten wir aus Schirabad aus und schlugen die Richtung zum Amu-Darja, dem Oxus der Alten, ein. Von Schirabad zum Amu führen zwei Wege in der Richtung der zwei Fähren. Die obere Fähre, Patta-Gjusar, liegt fast unter dem gleichen Längengrad wie Schirabad. Die untere Fähre, näher zum Unterlaufe des Stromes hin, Tschuschka-Gjusar, steht von der ersterwähnten auf 30 bis 40 Werst ab. Wir entschlossen uns für die untere Fähre, für Tschuschka-Gjusar.

Mittags um 12 Uhr waren die staubigen Straßen der Stadt von einer Volksmenge angefüllt, die dem Abzug der Gesandtschaft zuschauete. Der Sohn des Begs geleitete uns, indem er an der Spitze seiner Angehörigen und der städtischen Aksakals voranritt. Unweit von unserer Wohnung stießen wir aber auf etwas durchaus Neues. Durch die Volksmenge hatten sich nämlich drei Reiter durchgedrängt, seltsam in ihrem Aeußeren, seltsam in ihrer Kleidung. Der eine von ihnen ritt auf den General Stolettow zu und überreichte ihm einen versiegelten Brief. Der General nahm den Brief entgegen, übergab ihn aber uneröffnet einem der Dolmetscher und setzte daraufhin seinen Weg fort. Nun aber ersuchte ihn der Mann, der den Brief überreicht hatte, in persischer Sprache, daß er den Brief lesen möge. Der General erwiderte, daß er jetzt keine Zeit dazu habe; auf dem Nachtlager angelangt, werde er es nicht unterlassen, selbigen durchzulesen. Der unbekannte Reiter bestand nicht weiter darauf, wendete sein Pferd um und schloß sich uns

dann mit dem gleichmütigsten Ausdruck im Gesichte an. Es wurde uns mitgeteilt, daß das Afghanen wären.

Diese drei Reiter, namentlich aber derjenige unter ihnen, der den Brief überreicht hatte und allem Anschein nach der Chef war, hatten auf uns einen großen Eindruck gemacht. Sie hatten ein von dem bucharischen so verschiedenes Aeußere und eine derartige Kleidung, daß sie von der gesamten Volksmenge, die uns nachzog, stark abstachen. Der Aelteste unter ihnen repräsentierte mehr einen europäischen Typus, als einen asiatischen. Es war das ein Mann von mittleren Jahren, mittlerem Wuchs, von kräftigem, untersetzten Körperbau und einem energischen Gesichtsausdruck. Er hatte eine allzuhelle Gesichtsfarbe für einen Asiaten. Dazu eine gerade Nase, braune Augen und ein nahezu helles Haupt- und Barthaar. Auch seine Kleidung konnte dem Material und dem Zuschnitt nach fast für eine europäische gelten. Er trug eine breite Jacke und lange Beinkleider, beides aus hellgrauem feinen Tuch. Die Jacke war durch einen breiten Ledergürtel zusammengefaßt, an welchem sich Ledertäschchen für Zündhütchen, Kugeln und Briefe befanden. Der Gürtel hatte eine silberne Schnalle mit Golddamascierung. An der linken Seite hingen ihm am Gürtel eine schwach gekrümmte „Schaschka" (Kosakensäbel) von $1\frac{1}{2}$ Arschin Länge, an der rechten Seite eine Pistole von bedeutendem Kaliber. Auf dem Haupte trug er einen jener Filzhelme, wie sie von Engländern in Indien getragen werden. Die Füße staken in ungeschwärzten dauerhaften Lederstiefeln. — Der Leser wird mir zugeben, daß die äußere Erscheinung dieses Reiters einige Zweifel in Bezug auf seine afghanische Abstammung erwecken durfte. Fügen wir aber noch hinzu, daß der Mann auf einem englischen Sattel saß und sein Roß einen englischen Zaum trug, so wird es klar, warum die Gesandtschaft ihn für einen im afghanischen Dienste stehenden Engländer hielt. Eine derartige Vermutung lag uns um so mehr nahe, da der General bereits mehrfach bemerkt hatte, daß die Gesandtschaft in Afghanistan auf manche Engländer stoßen werde, die im Dienste des Emirs Schir-Ali-Chan ständen [1]).

[1]) Es ist zu bemerken, daß zur Zeit in Turkmenien auch der bekannte Engländer Kapitän Buttler herumstrich.

In entschiedenem Gegensatz zu dem rätselhaften Manne standen seine Begleiter. Es waren das echte „Gorzen“ (Bergbewohner; der Russe nennt den Bergbewohner des Kaukasus „Gorez“; „Gora“ = Berg) mit feinen, aber scharfen Gesichtszügen, mit Adlernasen und glühenden dunklen Augen, die unter den dichten Augenbrauen hervorblitzten. Um ihre Häupter waren Turbans gewunden, die sich in ihrer Farbe wenig von ihrem pechschwarzen und borstenartigen Haar unterschieden. Sie waren vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnet. Abgesehen von den Waffen, die auch ihr Chef trug, hatten sie gezogene Büchsen von anscheinend kleinem Kaliber in Ueberziehern über die Schulter hängend und im Gürtel zwei bis drei Dolche von verschiedener Größe. Sie ritten kleine, kräftige Pferde, ausgezeichnete Paßgänger. — Die Paßgänger, Trabgänger, werden überhaupt in Central-Asien sehr geschätzt wegen der Schnelligkeit des Laufes und der Bequemlichkeit für den Reiter. — Die beiden Afghanen schienen die Schnelligkeit ihrer Pferde und ihre eigene Kühnheit glänzen lassen zu wollen, sie sprengten mehrmals mit wildem Geschrei, ihren Pferden freien Lauf lassend, davon und verschwanden dann bald aus dem Bereiche unserer Blicke. Ihr Chef, der bei uns schon entschieden für einen Engländer galt, hielt sich die ganze Zeit über mit vieler Würde und schien von demjenigen, was ihn umgab, keinerlei Notiz zu nehmen. Dieser von uns entlarvte „Engländer“ wollte sich übrigens nicht als ein Sohn Albions zu erkennen geben. Malewinskij wandte sich mehrmals im Laufe des Tagemarsches an ihn mit englischen Anreden, erhielt aber zur Antwort nur ein hartnäckiges Schweigen; allerdings ließ sich hierbei in dem Blick des Engländers ein Anflug von Ironie bemerken. Seine Rätselhaftigkeit wuchs darum in unseren Augen nur um so mehr.

Nach einer Wanderung von mehreren Werst verließen wir wiederum das Kulturgebiet, welches Schirabad von drei Seiten mit seinen Feldern und Kischlaks umfängt. Der Weg ging durch den reichen Löß, der aber infolge des Wassermangels frucht- und leblos war. Wenn man von hier gegen Süden blickt, so wird die Steppe rechts von den Schirabader Gebirgszügen begrenzt, die ihre nebelumhüllten Gipfel zu einer Höhe von sechs bis sieben Tausend Fuß erheben. Im Süd und

Süd-Ost breitet sich die Steppe frei aus und scheint mit dem Horizont zusammen zu fließen.

In einer Entfernung von 20 Werst von Schirabad auf dem Wege nach Tschuschka-Gjusar wurde ein unglücklicher Kischlak zum Nachtlager bestimmt. Unweit von ihm erhoben sich Ruinen einer Festung, verfallene Stadtmauern und traurige Ueberreste von früheren Wohngebäuden. Ich habe den Kischlak nicht ohne Grund einen unglücklichen genannt. Wenn man den Erzählungen der Eingebornen Glauben schenken wollte, — und warum sollte man das nicht, — so erhält dies Dörfchen, das mit dem vom Schirabad-Darja abgeleiteten Wasser versorgt wird, sein Wasser nur jedes dritte Jahr. Von je drei Jahren hat das Dörfchen zwei Jahre durch keinen Tropfen Wasser von dem Schirabad-Darja zu erwarten, der in einer Entfernung von 15 Werst von ihm vorbeifließt. Es soll eine Anordnung in diesem Sinne von Seiten der bucharischen Administration getroffen sein wegen eines Vergehens, das sich die Bewohner dieses und zweier nächstliegender Kischlaks zu Schulden kommen ließen. Eine seltsame und grausame Strafe! Ich glaubte übrigens, die Motive dieser Anordnung in Zweifel ziehen zu können. Wenn eine derartige Wasserversorgung das Ergebnis einer Strafe ist, so ist diese jedenfalls eine himmlische und bezieht sich auf die Wasserarmut Central-Asiens überhaupt. Es ist ja z. B. bekannt, daß die Stadt Buchara nur an bestimmten Tagen des Jahres Wasser aus dem Serawschan erhält. Die Mehrzahl der Jahrestage über sind die Kanäle Bucharas trocken, sie enthalten keinen Tropfen Wasser. Nun ist das aber doch keineswegs die Folge einer Strafe von Seiten der russischen Administration von Ssamarkand, sondern wird lediglich dadurch bedingt, daß der Serawschan zu bestimmten Jahreszeiten relativ wenig Wasser enthält, welches von den Feldern am Ober- und Mittellaufe des Flusses völlig konsumiert wird. Offenbar ist hier die Strafe so zu sagen kosmischer Natur. Vielleicht haben nun auch die erwähnten Dörfer unter einer gleichartigen Strafe zu leiden.

Sobald wir auf unserem Nachtlager eingetroffen, schloß sich der General mit dem Dolmetscher N. in seiner Jurta ein und las den Brief. Der Inhalt des Briefes war ein derartiger, daß der General auch dem Oberst darüber Mitteilung zu machen für

nötig hielt. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft blieben uneingeweiht in das Geheimnis des Briefes. Indessen merkten auch wir, die Uneingeweihten, sehr bald, daß der Brief einen schlimmen Eindruck hervorgebracht haben mußte. Der General unterhielt sich in einem verdrießlichen Flüsterton mit N. und dem Oberst und gab seine Verstimmung deutlich genug durch den scharfen Ton seiner Fragen und Antworten zu erkennen. Bald darauf verließ N. die Jurta und begab sich in das Zelt, in welchem sich die Afghanen befanden. Es entspann sich dort ein Gespräch in einer unbekannten Sprache, wobei die fragende Stimme des N. eine gewisse Unsicherheit verriet, die Stimme des Afghanen hingegen ruhig und selbstbewußt klang. Da ich nun unbeteiligt bei der Sache war und momentan nichts vorzunehmen hatte, so streckte ich mich auf dem Teppich aus, der inmitten der Jurta ausgebreitet lag, und beobachtete dasjenige, was um mich vorging. Endlich aber, als mir die Sache zu lang wurde und ich immerhin nicht ergründen konnte, was dem General zugestoßen sei, begab ich mich zu meinem Lieblingsroß, einem schlappöhrigen Paßgänger, der von den Reisegefährten einstimmig mit dem Namen „schlappöhriger Philosoph" getauft worden war. Unweit von ihm befanden sich auch die Pferde der Afghanen. Sie waren an den Pflöcken mit Ketten angebunden, die auch für einen Elefanten gut genug gewesen wären. Die Halfter, die Pferdedecken und alles übrige in ihrem Geschirr war aus dauerhaftem Material verfertigt und zwar mit einer Sachverständnis, wie sie eben nur Leute erwerben können, die ihr lebelang im Sattel sitzen. Ich hatte jedoch noch nicht einmal Zeit gehabt, mit meiner Betrachtung der Pferde, die mich so sehr interessiert hatten, zu Ende zu kommen, als ich zum Abendessen gerufen wurde.

Während des Abendessens wurden wir alle mit dem Inhalt des Briefes bekannt gemacht. Der Brief rührte her von dem „Lojnab" des Vilajets Tschaar, Schir-Dil-Chan[1]),

[1]) „Lojnab" — ein typisch afghanischer Titel: „Loj" — groß, „Naib" — Statthalter, also „großer Statthalter". Tschaar-Vilajet — für Afghanisch-Turkestan. Schir-Dil-Chan — „Löwenherz, tapferes Herz"; — „Schir" — Löwe, „Dil" — Herz.

dessen Residenz gegenwärtig in Masari-Scherif lag. In seinem an den Chef der russischen Gesandtschaft gerichteten Briefe und in Beantwortung eines Schreibens des Generals Iwanow, machte der Lojnab die Mitteilung, daß er, der Lojnab, von dem Emir keinerlei Instruktionen in Bezug auf eine Durchreise der russischen Gesandtschaft durch Afghanistan nach Kabul erhalten habe; auf eigene Verantwortung vermöge er nicht eine solche der Gesandtschaft zu gestatten und ersuche sie darum, den afghanischen Boden nicht zu betreten und in Schirabad, oder wo es ihr sonst belieben sollte, so lange zu verweilen, bis die Bewilligung des Emirs eintreffen werde. Der Lojnab sprach ferner die Vermutung aus, daß er im Laufe von zehn Tagen im Besitze der erforderlichen Instruktionen sich befinden werde.

Der General glaubte indessen, daß wir uns durch einen derartigen Brief nicht gerade irre machen lassen dürften; wir sollten seiner Anschauung nach die Reise durchaus fortsetzen, so lange wenigstens, bis die Afghanen nicht einen offenen und entschiedenen Widerstand einer jeden Weiterbewegung der Gesandtschaft entgegensetzen würden.

„Es sind das die gewöhnlichen Stückchen der Afghanen," sagte er. „Sie lassen die Europäer überhaupt nicht gern in ihr Gebiet hinein, indem sie stets Anschläge auf ihre Unabhängigkeit befürchten zu müssen glauben. Als zum Beispiel im Jahre 1873 T. Douglas-Forsyth[1]) aus Kaschgar nach Indien zurückkehrte und die Absicht aussprach, seinen Weg über Badachschan (Badakhshan) und Kabul zu nehmen, so wurde ihm das von Seiten der afghanischen Regierung mit Entschiedenheit verweigert. Jetzt versuchen sie das gleiche mit uns. Aber wir wollen nicht auf den Leim gehen, sondern energisch vorschreiten."

So beschlossen wir denn, die Reise morgen wieder aufzunehmen und, wenn möglich, auch über den Amu-Darja hinüberzusetzen.

„Es wäre ja lächerlich," meinte der General, wenn wir jetzt wieder nach Schirabad zurückkehren und dort zehn Tage warten

[1]) T. Douglas-Forsyth — ein durch mehrfache Reisen in Central-Asien bekannter englischer Beamter, hochverdient um die Verbreitung des engl. Handels in Ost-Turkestan. Anm. des Uebers.

wollten. Sehr wahrscheinlich, daß man uns nach dem zehnten Tage einen neuen Termin von zehn Tagen vorschlagen wird, und so könnte sich denn die Sache Gott weiß wie lange hinziehen."

Hiermit waren alle einverstanden. Immerhin beschloß der General, dem Lojnab einen Brief zu schreiben, um ihm auseinanderzusetzen, warum die Gesandtschaft nicht länger im bucharischen Gebiete verweilen könne und ihre Reise unausgesetzt weiterführen müsse. Ich fand späterhin Gelegenheit, den Originaltext des Briefes einzusehen, welcher folgendermaßen lautet:

Nach den üblichen Begrüßungsformeln schrieb der General: „Die Gesandtschaft dürfe nicht am Ufer des Amu den Beschluß des Emirs abwarten, denn das wäre eine Schmach für den russischen Namen. Er, der General, wäre bereit, seine Eskorte und sein Geleit aufzugeben und allein vorwärts zu ziehen; er sähe nichts Schmachvolles darin, daß er auf der Reise ermordet, beraubt oder gefangen genommen werden könnte, aber länger zu warten vermöge er nicht. Er versprach übrigens im Fall, daß der Emir der Gesandtschaft keine Aufnahme gewähren sollte, sofort von dem Punkt zurückzukehren, wo ihm der eigenhändige Erlaß des Emirs hierüber eingehändigt werden würde."

Der Brief wurde noch in derselben Nacht dem afghanischen Boten zur unmittelbaren Beförderung an den Lojnab überwiesen.

Unterdessen war Mahmet-Chan, so nannte sich nämlich der afghanische Bote, für uns ein noch größeres Rätsel geworden. Als er über sein Amt und den ihm zukommenden Rang befragt wurde, gab er folgendes zur Antwort: „Das ist gleichgültig, welchen Rang ich besitze, momentan bin ich hier so gut wie ohne Rang." Es war klar, daß er nicht aus der Rolle eines einfachen Boten treten wollte und sich absichtlich so unnahbar hielt.

Am folgenden Tage setzte sich unsere Karawane in der Frühe in Bewegung. Die Steppe gewann allmählich den Charakter einer Sandwüste. Rund herum herrschte in unbeschränkter Weise der Tod: kein Strauch, kein Gras! Zu Ende des Uebergangs, näher zum Flusse traten die sandigen „Barchans"[1])

[1]) Barchan (Barkhan) — Flugsandhügel, 20 bis 35 Fuß hoch. Anm. des Ueberf.

(Hügel) auf, deren graue Gipfel mit knorrigem „Saxaul“ [1]) bewachsen waren. Um so tiefer war aber hier der Sand geworden, die Pferde sanken fast bis zu den Knieen ein. Die Hitze bei voller Windstille drohte Menschen und Tiere zu ersticken. Wohl motiviert war darum die Freude, die sich unserer bemächtigte, als wir plötzlich bei einer Wendung des Weges in der Ferne in südlicher Richtung den blauen Amu glänzen sahen. Bald darauf verschwand er wiederum hinter den Hügeln und erst nach 1½ Stunden, als wir aus der Reihe der „Barchans“ hervortraten, konnten wir den mächtigen Strom ungehindert betrachten. Der Strom zeigt sich im Osten als hellblauer Streif, macht einige Krümmungen und verliert sich im Westen. Beide Ufer sind von einem breiten, grünen Saum eingefaßt und auf mehrere Werst in das Land hinein mit Schilfrohr, kleinen Hainen und mitunter auch mit angebaueten Feldern bedeckt.

Das Nachtlager war nicht am Flusse selber, sondern etwa 2 Werst von demselben auf einer Erhöhung aufgeschlagen. Wir suchten dadurch der Bekanntschaft mit den berühmten Mücken von Amu-Darja zu entgehen, die an Gefährlichkeit von einigen Reisenden den Moskiten gleichgestellt werden. Ratsam war es auch, sich möglichst fern von den noch mehr berüchtigten Fiebermiasmen des Amu-Darja zu halten, die sich an den Ufern des Stromes, in den Schilfgründen eingenistet haben. Die Dorfschaft Tschuschka-Gjusar [2]) blieb rechter Hand von unserem Nachtlager und einige Werst weiter stromabwärts.

Das war nun also der geheimnisvolle Strom, der der civilisierten Welt lange Zeit hindurch ein Rätsel gewesen war, gleich dem Nil! Auch dieser Strom hat seine Mungo Parks und Livingstones in Moorcroft, Burnes und Wood gefunden. Seine Erforschung hat ebenfalls schwere Opfer gekostet und auch

---

[1]) Saxaul — Haloxylon Ammodendron, gehört zu den Chenopodiaceen. Scheinbar blattlose, zumeist verkrüppelte zwanzig und mehr Fuß hohe, ein Fuß im Stammdurchmesser besitzende Bäume, oft auch Sträucher; benutzt als Brennmaterial. Der Saxaul bildet mitunter lichte, schattenlose Wälder.

Anm. des Ueberf.

[2]) Absolute Höhe 800 Fuß; astr. Breite 37° 21′ 51″, Länge von Pulkowo 36° 27′ 52″, nach Schwarz.

er hat seine Märtyrer gehabt, die, im Dienste der Wissenschaft stehend, nicht vor dem Tode zurückscheueten.

Ich hielt es nicht recht in der Jurte aus und begab mich darum in Begleitung des Topographen ans Ufer des Amu. Der Flußpfad zum Ufer hin führte durch Schilf und hohes Gras. Eine spezifisch scharfe Verdunstung, geradezu ein Schwefelgeruch, belästigte uns in unangenehmster Weise. Wir traten unmittelbar ans Ufer. Der Amu, der uns von der Ferne als blauer Streif erschienen war, erwies sich jetzt als ein breiter Strom, der seine großen, trüben Wassermassen mit Schnelligkeit uns vorbeiführte. Der Strom ist hier an zwei Werst breit. Inmitten der Strömung bemerkt man einige flache Inseln mit Schilfrohr bedeckt. Die Ufer sind sehr flach, stellenweise fällt es sogar schwer, die Uferlinie zu bestimmen, indem das Wasser weit ausgetreten ist und sich in den Schilfgründen verliert. Das Ufer war von einer Masse verschiedener Pflanzen bedeckt, die von den Wellen hinausgeworfen waren; sie faulten hier und lieferten somit ein reiches Material für die Entwickelung der Miasmen. Einige Pflanzen waren noch frisch, die meisten bereits in verschiedenen Stadien der Fäulnis begriffen. Statt des Schilfrohrs traten hie und da auch magere Büsche von „Koljutschka" und dichtes gigantisches Riedgras auf. Einige verkrüppelte, niedrige Pappeln fanden sich ebenfalls ein. Das Wasser war außerordentlich trüb und enthielt eine Menge suspendierter fester Bestandteile. Schöpfte man eine Handvoll von diesem Wasser, so blieb stets ein tüchtiger Bodensatz zurück. Als ich mich zum Fluß begab, hatte ich die Absicht, ein Bad zu nehmen, jetzt aber war mir beim Anblick des schmutzigen Wassers jede Lust dazu vergangen. Der Thermometer zeigte im Wasser um 1 Uhr mittags 23,4° C.; nachdem ich den benetzten Thermometer aus dem Wasser gezogen hatte, 18,6° C.; er stieg daraufhin selbst im Schatten auf 39° C.

Das entgegengesetzte afghanische Ufer war ebenfalls flach und unbelebt, wie das bucharische. Ein paar Sandhügel erhoben ihre stumpfen Kegel über die Fläche, in der Ferne waren Gruppen von recht hohen Bäumen zu unterscheiden. Im Süden ließen sich bei einiger Anstrengung des Auges in der nebeligen Ferne die schwachen Umrisse des Paropamisus erkennen, die von hier in einer Entfernung von 100 Werst stehen.

Indessen hatte der General die Anordnung getroffen, N. mit einem Briefe an den Lojnab vorauszusenden. Der Brief war eine Kopie von dem Schreiben, das dem afghanischen Boten gestern zur Uebermittelung an den Lojnab überliefert war. N. ließ sich sofort auf das jenseitige Ufer hinübersetzen. Die Bucharen waren auch thätig gewesen. Sie hatten drei Fahrboote herbeischaffen lassen, die hier den imponierenden Namen „Schiffe" führen; zwei von diesen Schiffen gehörten den Afghanen, eins den Bucharen.

Am anderen Morgen, den 17. Juni, wurden die Vorbereitungen zum Hinübersetzen getroffen. Mahmet-Chan bemerkte angesichts dieser Vorbereitungen sehr zuvorkommend, daß die Gesandtschaft besser thun würde, eine Antwort abzuwarten, da ja auf dem Ufer jenseits die Grenzposten sich jedenfalls einer Weiterbewegung der Gesandtschaft widersetzen werden. Aber seinen Mahnungen wurde kein Gehör geschenkt.

Bald darauf standen wir nun alle mit dem Gepäck beisammen am Ufer in Erwartung der „Einschiffung". Aber, großer Gott! was waren das nur für Schiffe! Beim Anblick derselben fühlte ich mich sofort in das prähistorische Zeitalter versetzt. Das „Schiff" war ein unbehülfliches, roh zusammengesetztes Fahrzeug von geringem Tiefgang. Es hatte keinerlei Verdeck, ja nicht einmal eine einfache Diele. Zwei Querbalken waren über dies schwerfällige Fahrzeug hinübergeschlagen. Ruder und Steuerruder fehlten. Am Boden stand Wasser. Der Bootsrand erhob sich auf etwa ein Arschin über den Wasserspiegel. Die Länge des Fahrzeuges betrug fünf, die Breite zwei Ssaschenj.

Drei dieser Schiffe erwarteten uns nun an dem flachen Ufer. Ein jedes mochte etwa ein paar hundert Pud fassen können.

Wir machten uns an die „Einschiffung". Der General ließ das Gepäck, die Pferde und einen Teil der Kosaken vorerst hinübersetzen, da die Gesandtschaft in ihrem vollen Complexe, mit Pferden und Gepäck, nicht mit einem Mal hinüber zu bringen war. Das Laden selber ging in einer Weise vor sich, die unter jeder Kritik stand. Vom Ufer zum Schiff führte kein Steg, kein Brett. Die Fahrzeuge standen zwar dem Ufer sehr nahe, aber es blieb doch noch ein Zwischenraum von ein bis zwei Arschin

zurück. Dieser Raum war für die Menschen leicht zu überspringen, aber mit den Pferden gab es hier eine Not. Sie wollten keineswegs in das Fahrzeug springen. Die Lautschen trieben sie mit Knuten und Stockschlägen an, während Männer, die schon im Boote waren, sie mit Arkanen (Wurfleinen), die an die Halfter angebunden waren, hinüberzuziehen suchten. Alles das half aber wenig. Die Pferde zerrissen die aus Haar geflochtenen Arkanen, sie feuerten mit den Hinterbeinen auf die Lautschen aus, warfen sich wild hin und her ... Es war ein furchtbarer Lärm am Ufer, ein Gemisch von Pferdegewieher, von dem Zurufen und dem Geschrei der Treiber, dem Gebrüll und den Pfiffen der Lautschen, von dem Schall der Schläge schließlich, die reichlich auf die Pferde nieder regneten. Man mußte sich geradezu die Ohren zuhalten! Selbst der Oberst beteiligte sich an dem Lärm und sein verzweifeltes: „Tratur!“ (halt!) hatte die Pferde vor manchen Stock- und Knutenschlägen gerettet. Schließlich griffen die Treiber auf Rat unseres Karawanen-Baschi zu einem neuen Mittel, um die Pferde in die Schiffe zu bringen: Sie banden an einem Vorderfuß des Pferdes einen Arkan, an diesem Arkan sowie an dem Halfter wurde das Pferd nun wacker von mehreren Männern gezogen, die im Boote standen und es zu einem unfreiwilligen Sprunge zu bringen suchten; gleichzeitig aber wurde das Pferd auch vermittelst eines anderen Arkans, der ihm um die Hinterfüße geschlungen war, von mehreren anderen Männern vom Ufer gestoßen. Alles das wurde natürlich auch mit dem üblichen Geschrei und Lärm und mit reichlichen Knutenschlägen begleitet. Das Pferd mußte notgedrungen den Sprung machen. Oft aber geriet es, wenn es den Sprung nicht richtig abgemessen hatte, mit den Vorder- oder Hinterfüßen in den Zwischenraum zwischen Ufer und Schiff. Dann mußten es die Männer hervorziehen und in das Boot schleppen. Bei dieser Manier des Einschiffens konnten die Pferde leicht ihre Beine brechen; bei uns lief übrigens die Sache bis auf einige unerhebliche Verletzungen glücklich ab. Bemerkbar war es, daß uns diese Schwierigkeiten hauptsächlich von denjenigen Pferden gemacht wurden, die nie vorher eine derartige Fähre gesehen hatten. Die Pferde der Afghanen hingegen und der Uferbewohner sprangen kühn und geschickt in die Boote hinüber.

Jetzt aber mußten die Schiffe zum anderen Ufer befördert werden. Aber wie? Der „Kajuk“ (Lokalbenennung für Fähre) hatte weder Ruder, noch Steuerruder. Am Boden des Fährbootes sah ich zwar eine Stange liegen, aber an den tiefen Stellen konnte sie bei ihrer geringen Länge doch kaum Verwendung finden. Die Frage wurde bald entschieden, wenngleich in einer Weise, die mich wiederum stark an die Prähistorik erinnerte. Ich sah nämlich, daß ein Pferd, an dessen Zaum ein Tau gebunden war, von dem Boot ins Wasser gelassen wurde. Zwei Leute, die am Vorderteil des Bootes standen, hielten das freie Tauende in den Händen. Das Pferd sollte also das Boot ziehen. Bei einem seichten Fluß konnte ich ein Pferd in einer derartigen Rolle noch gelten lassen; nun aber war es doch sehr klar, daß ein schwimmendes Pferd, denn das Pferd mußte schwimmen, da die Tiefe des Stromes nirgends unter 1 Ssaschenj war, nicht im stande sein konnte, das Fährboot mit einer Last von einigen hundert Pud nach sich zu ziehen; es vermochte das nicht gegen den Strom, aber auch nicht einmal quer über den Fluß hinüber. Es konnte nur gewissermaßen als Steuerruder dienen und dem Fährboot die erforderliche Richtung geben; die bewegende Kraft mußte das Wasser selber sein. Bei der geringen Kraft, mit welcher das Pferd dem Fährboot eine Seitenbewegung zu geben vermochte, hatte dasselbe eine mindere Bedeutung, als ein einfaches Steuerruder, das ja auch nur eine seitliche Bewegung, welche sich aus der Zerlegung der Stromkraft in ihre Komponenten ergiebt, für das Boot bezweckt. Ein Pferd aber hierfür zu verwenden, nicht auf die Idee eines Steuerruders zu kommen, das ja selbst den wilden Stämmen Central-Afrikas bekannt ist, das ist nun aber doch ein rechtes Beispiel für die primitiven Kulturzustände, die hier an den Ufern des einst in den Annalen der Geschichte so berühmten Stromes herrschen. Bedürfte es vielleicht noch eines Beweises dafür, daß die Menschheit hier seit der griechisch-baktrischen Herrschaft nicht nur um keinen Schritt vorwärts gekommen, sondern zurückgegangen sei!? und doch liegen nur in einigen Tagereisen von hier die Ruinen von Balch (Balkh) — „der Mutter der Städte“ [1]), wie es die arabischen Geographen

[1]) Arabisch: „Um-el-Bilâd“. Die arabischen Schriftsteller nannten ferner diese Stadt: „die Kuppel des Islams“, „das irdische Paradies“, „das schönste

nannten. Dasselbe Balch, das sich im Altertum einer weitberühmten Kultur erfreute, zur Zeit der griechisch-baktrischen Monarchie und auch später, als die Araber hier herrschten, wovon die arabischen Reisenden solche Wunder zu erzählen wissen. Nach diesen Berichten muß hier ein üppiges und reges Leben geblüht haben. Man lebte hier, man vegetierte nicht: die Wissenschaften und Künste standen in hoher Entwicklung, die Bevölkerung vermochte solche Bauten auszuführen, wie die zur Zeit so berühmte große Moschee, deren mächtige Kuppel sich kühn auf einige Dutzend Sjaschenj erhoben haben soll. Aber viel früher noch konnte der Amu-Darja bereits für einen Vermittler gelten zwischen Ost und West, Süd und Nord. Es war das die einzige belebte Route für den indo-europäischen Handel [1]). Das Leben hingegen, das gegenwärtig hier geführt wird, ist ein rein vegetatives. Die Menschheit ist hier wie von einem tiefen, lethargischen Schlaf befangen. Aber es naht ein Ende diesem unwürdigen Leben in Dunkelheit und Eingeschlossenheit! Vom Westen her kommt die Morgenröte eines neuen Lebens! Heller und heller wird von ihren Strahlen das dunkle Gefängnis, Central-Asien genannt, beleuchtet; dies Gefängnis, in welchem der menschliche Geist Jahrhunderte durch geschmachtet hat, in den Fesseln des grausamen Despotismus und der schrankenlosen Willkür, die ja stets und allerorts die Unwissenheit, die geistige Erstarrung, den moralischen Tod nicht nur des einzelnen Individuums, sondern ganzer Völker bedingt haben. Auf den stillen Gewässern des mächtigen Stromes, die jetzt nur das Gebrüll des Tigers und die monotonen Improvisationen der Nomaden vernehmen, werden nun bald die schrillen Pfiffe der russischen Dampfer ertönen und der kühne Gesang der russischen Matrosen. Die humanen, menschenwürdigen Gesetze, die Rußland mit jedem seiner Schritte in das Innere Central-Asiens weiter verbreitet, werden auch diesem Gebiete eine friedliche Entwickelung zusichern. Dann

---

Land auf Erden"; siehe Aboul Ghazi-khan, Histoire des Mogols et des Tatares, publiée, traduite et annotée par Baron Desmaisons, Anm. auf S. 20.

[1]) Siehe Wilson, Ariana antiqua, London 1841, S. 162—163 und Strabo, Geographie, Bd. II. Kap. 1.

wird dies Land von seinen von Bildern einer früheren Größe erfüllten schweren Träumen erwachen . . .

Die Fährböte, erfaßt von der starken Strömung, rückten nur langsam zur Mitte des Stromes vor und wurden anderseits rasch stromabwärts getragen. Bald verloren wir sie vollständig aus den Augen, indem sie hinter dem Schilfrohr einer flachen Insel verschwanden, welche in einigen Werst stromabwärts von unserem Standpunkt den Fluß in zwei ungleiche Hälften teilte. Die Hauptstömung befand sich jenseits der Insel.

Wir hatten lange an unserem Ufer zu warten, bis sich schließlich die Kajuks am jenseitigen Ufer zeigten. Um nun wiederum auf das diesseitige Ufer hinüberzusetzen und an unserem Standorte zu landen, mußten die Fährböte einige Werst stromaufwärts geführt werden; auch hierbei waren die Pferde behülflich. Die Fährböte hatten somit ein Dreieck beschrieben, dessen Seiten etwa 5 Werst eine jede betrug; hin und zurück hatte das Fährboot etwa 15 Werst zu machen. Nun möge man aber bedenken, wie viel Zeit bei einem derartigen Uebersetzen verloren geht; genug, daß im Laufe des Tages die Böte nur zweimal hin und zurück gehen konnten. Bei alledem sind ja die Centralasiaten noch nichts weniger als rasch; sie machen alles sehr langsam. Es dauert unendlich lange, bis der Centralasiate sich umkehrt und umschaut, bis er bedächtig an die Arbeit Hand legt und unzählige mal sein „Allah, Allah!" in allen Redensarten und Sprüchen hinmurmelt — erst dann macht er sich ordentlich an die Sache. Einem Europäer gewährt das anfänglich einen geradezu unerträglichen, nervenerregenden Anblick, aber selbst die empfindlichsten Nerven stumpfen sich ab und schließlich verhält man sich nach einiger Zeit zu solchen Erlebnissen viel gleichmütiger.

Man mag sich leicht vorstellen, wie angenehm es für uns war, am öden Ufer und unter den brennenden Sonnenstrahlen zu warten. Der berühmte englische Reisende Burnes darf sich anderer Eindrücke in Bezug auf diese Fähre rühmen. Wir lesen bei ihm[1]): „Wir wurden von einem paar Pferde hinübergezogen,

[1]) Verfasser citirt Burnes in der russischen Uebersetzung von Golubkow, 1848. Wir beziehen uns auf die deutsche Uebersetzung: „Neue Bibliothek der Reisebeschreibungen Bd. LXIV 1835, Burnes u. s. w. Bd. I. S. 254—255. Anm. des Uebers.

welche mittelst eines an ihren Mähnen befestigten Taues vor die beiden Buge des Bootes gespannt waren. Der Zaum wird angelegt, als wenn das Pferd bestiegen werden sollte; das Boot wird in den Strom gestoßen und ohne eine andere Hülfe (?), als die der Pferde, in gerader Richtung quer über den reißenden Fluß gezogen." Und weiter: „Auf diese sinnreiche Weise gelangten wir binnen 15 Minuten (?!) wirklicher Fahrt über einen fast eine halbe Meile breiten Fluß, dessen Strömung die Schnelligkeit von 3½ Meilen in der Stunde hatte."

Burnes ist so sehr für diese Art Fähre eingenommen, daß er entsprechenden Personen folgenden Rat zukommen läßt: „ich sehe nichts, was die allgemeine Einführung dieses schnell fördernden Verfahrens, welches eine unschätzbare Verbesserung unterhalb der Ghats (Ghauts) in Indien sein würde, verhindern könnte." Für Indien? vielleicht. Aber hier für den Amu steht eine solche Fähre unter jeder Kritik.

Je näher die Böte kamen, desto genauer ließen sie sich erkennen. Jetzt sind sie bereits in der Mitte des Stromes, jetzt stehen sie uns gegenüber. Aber sie wurden noch mehrere Werst stromabwärts geführt von unserem Haltepunkt; sie vermochten nicht daselbst zu landen, trotzdem daß sie ursprünglich ihre Richtung weit oberhalb dieses Punktes genommen hatten. Die Kajuks wurden nun wiederum langsam stromaufwärts längs dem Ufer gezogen von denselben Pferden, die sie aufs gegenseitige Ufer hinüber gebracht hatten. Die Bootsleute waren aber nicht mehr allein. Mit ihnen war auch Radschab-Ali gekommen. Er sprang rasch aus dem Boot und erzählte eine Geschichte, die uns auf mancherlei schwere Gedanken brachte.

„Die Afghanen wollen uns nicht weiter lassen," rief er, „sie haben unsere Leute beleidigt und beschimpft ... Sie erzählen, daß Nasirow-Tjurja, der den Brief für den Schir-Dil-Chan führte, aufgehalten worden sei, er befinde sich am afghanischen Ufer. Ich habe ihn nicht gesehen und befürchte, daß er im Gefängnis ist!"

Auf diese Mitteilung des erregten Radschab-Ali hin, ließ der General den afghanischen Boten rufen, um von ihm Erklärung über das Vernommene zu fordern.

„Ich habe Ihnen ja bereits mitgeteilt," meinte Mahmet-

Chan ganz kaltblütig, „daß niemand ohne Bewilligung des Emirs auf afghanischem Boden auch nur einen Schritt machen könne; der General-Saib hatte mich nicht hören wollen; jetzt allerdings kann er sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen. Was nun die Gefangenschaft des Boten betrifft, so weiß ich darüber gerade so viel, wie der General-Saib selber. Sehr wahrscheinlich ists, daß die Grenzadministration ihn nicht nach Masari-Scherif gelassen hat, weil sie sich nicht einer Verantwortlichkeit unterziehen wollte den Russen und auch dem Emir gegenüber, für den Fall, daß dem Boten auf der Reise etwas Schlimmes zustoßen sollte. Der Weg nach Masari-Scherif ist nicht gerade sicher. Die Turkmenen haben noch unlängst einen Ueberfall in diesen Gebieten gemacht."

Das war nun die Antwort des Mahmet-Chan. Offenbar war die Sache dadurch um nichts klarer, die Situation der Gesandtschaft um nichts bestimmter geworden. Hier am Ufer länger zu warten, das hatte einfach keinen Sinn. Der General rief uns zu einem Kriegsrat zusammen. Was war zu thun? Sollten wir hinübersetzen und ohne Bewilligung weiter vordringen? Aber wozu sollte das führen? Und was thun, wenn die Gesandtschaft, nachdem sie aufs jenseitige Ufer gelangt, plötzlich, wie das der General befürchtete, in Gefangenschaft der Afghanen geraten würde? Wer konnte wissen, welche Absichten die Afghanen in Bezug auf die Gesandtschaft hegten. Die Gefangennahme konnte unter dem Einflusse der Engländer bewerkstelligt werden, denn daß der Einfluß der Engländer solches bei den Afghanen durchzusetzen vermöge, das bezweifelten wir nicht. Die Aussicht auf eine Gefangenschaft in Masari-Scherif oder in Kabul oder sonst wo, hatte nichts Verlockendes an sich. Es wurde darum beschlossen, nicht auf das jenseitige Ufer hinüberzusetzen, die Pferde und das Gepäck aber sollten von dort zurückkommen. Es wurde übrigens die Befürchtung ausgesprochen, daß die Afghanen bereits unser Gepäck ausgeplündert und die Leute in Gefangenschaft abgeführt haben könnten.

Der General schrieb nun einen Brief an den Chef des afghanischen Grenzpostens, in welchem er Aufklärung in Bezug auf die Gefangennahme Nasirows forderte. Mit der Beförderung des Briefes wurden Samaan-Beg betraut und Malewinskij, der nie

den guten Humor verlor und sich „freiwillig in die Unfreiwilligkeit“ zu begeben bereit erklärte. Sie hatten auch das Gepäck und die Leute zurückzubringen. Nach den Instruktionen des Generals sollten sie den Chef des Grenzpostens über die Verantwortlichkeit aufklären, der er sich unterziehe, wenn er die Gesandtschaft aufhalten und sie im Hinübersetzen aufs jenseitige Ufer behindern wollte. Für den äußersten Fall sollte die Drohung dienen, daß der General Stolettow, wenn er endgültigen Bescheid über den Widerstand der afghanischen Administration erhalten, sofort den General-Gouverneur von Turkestan durch einen speziellen Boten darüber benachrichtigen werde, was natürlich nur schlimme Folgen für den Chef des Postens und für Afghanistan überhaupt haben könnte. S. und M. bestiegen das Boot und setzten sofort auf das afghanische Ufer hinüber.

Am Ufer blieben nur vier Mitglieder aus der ganzen Gesandtschaft zurück. Die Sonne brannte erbarmungslos. Von den Bucharen war ein Zeltdach aufgeschlagen worden, um die „Urussen-Tjurja“ vor der Sonnenhitze zu schützen, aber im Schatten dieses Zeltdaches erreichte die Temperatur doch 41,5° C. Unter freiem Himmel war die Hitze so arg, daß ein im Reisesack des Oberst befindliches Pfund Stearinkerzen ausschmolz und die daselbst verpackten Kleidungsstücke verdarb. Der General suchte sich selber und seine Gefährten mit verschiedenen Sprüchlein aus persischen Dichtern, die zum gegebenen Fall passen konnten, zu trösten. So citierte er, indem er auf dem nackten Ufersand saß, den Sadi, wie er sich bildlich über die Beherrschung seiner Wünsche ausspricht: „auf den Teppich der Erwartung lege das Kissen der Geduld“ — was blieb uns in unserer Lage noch mehr übrig, als zu warten! Der General ließ bald darauf den Mahmet-Chan von neuem rufen und begann mit ihm eine Unterhaltung in persischer Sprache. Ich ließ mich mit dem Oberst in eine gelehrte Debatte über Refraktion und Accommodation des Auges ein. Der Topograph schließlich, den wir in Afghanistan, um die Augen, oder besser gesagt die Ohren der Afghanen über seinen eigentlichen Beruf zu täuschen, den „Naturforscher“ titulierten, widmete sich lediglich dem Warten.

Kurz vor Sonnenuntergang erschienen die Kajuks wiederum an unserem Ufer. Bald stand auch M. vor uns und behauptete

mit Bestimmtheit, daß „er der Erste unter den Russen das afghanische Land entdeckt habe“. Mit ihm war aber auch Nasirow angelangt, der angebliche Gefangene, das Opfer des afghanischen Fanatismus, nahezu als Märtyrer von uns proklamiert. Er erzählte ganz gemächlich, daß er keineswegs das Vergnügen gehabt habe, in Gefangenschaft zu sitzen; indessen habe man ihn auch nicht nach Masari-Scherif ziehen lassen wollen. Als er dem Verbote trotzend weiterreiten wollte, wurde sein Roß von einem liebenswürdigen Afghanen am Zügel erfaßt und mit dem Schwanz dorthin gestellt, wohin soeben noch der Kopf desselben gerichtet gewesen war. Die Soldaten kreuzten die Gabeln, die an ihren Gewehren statt der Bajonette befestigt waren, und machten somit jedes weitere Vordringen unmöglich. N. mußte zurückweichen. Gleichzeitig erklärte er, daß er das Gepäck nicht gesehen habe, und auch nicht wüßte, wer die Geschichte von seiner Gefangennahme aufgebracht haben könnte. Die Afghanen waren seinen Schilderungen nach höchst zuvorkommend; die russische Gesandtschaft wird wie ein lieber Gast erwartet, man lade sie ein, aufs jenseitige Ufer hinüberzusetzen und habe für ihren Unterhalt eine Menge erforderlicher Sachen herbeigeschafft; trotzalledem aber werde die Gesandtschaft ohne Bewilligung des Emirs ihre Reise nicht fortsetzen dürfen. Samaan-Beg war mit den Leuten und dem Gepäck auf dem jenseitigen Ufer geblieben.

Die Gesandtschaft stand nun vor einem neuen Dilemma. Es war klar, daß die Befürchtungen, auf dem jenseitigen Ufer in Gefangenschaft zu geraten, nicht viel mehr als das Erzeugnis einer allzu lebhaften Phantasie gewesen waren. Die Afghanen zeigten sich gastfreundlich, sie wollten der russischen Gesandtschaft mit Vergnügen Aufnahme gewähren, aber sie hielten sich streng an den Wortlaut des Gesetzes und wollten uns nicht ohne Bewilligung des Emirs oder der höheren Administration überhaupt weiterziehen lassen.

„Alles das ist sehr schön,“ sagte der General, „wenn wir nun aber auf dem jenseitigen Ufer sind, was fangen wir dann an? Wir werden dann doch nicht mehr weiter können. Wäre es nicht vielleicht praktischer, sich bei den Afghanen für ihre Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft zu bedanken und den erwünschten Bescheid hier auf bucharischem Ufer abzuwarten? Nun

aber ist es doch fatal, wenn wir den Bucharen noch weiter mit unserer Anwesenheit hier zur Last fallen wollen, was ja für sie mit verschiedentlichen Unkosten verknüpft ist. Und was werden diese Bucharen, die den russischen Namen so hoch verehren, was werden sie schließlich denken, wenn sie sehen, daß die „lumpigen Afghanen" — denn so nennen sie ihre Nachbarn — der russischen Gesandtschaft ein entschiedenes Veto entgegenzustellen sich erkühnt haben, und daß die Gesandtschaft sich diesem Veto unterworfen hat?"

Eine schlimme Lage! wie man die Sache auch kehren und wenden wollte, so oder so — es kam dabei nichts Vernünftiges zu stande.

Inzwischen war die Nacht angebrochen. An eine Ueberfahrt konnte jetzt nicht mehr gedacht werden. Der Chef beschloß, daß Nasirow von neuem hinübersetzen sollte, er möge es nochmals versuchen, nach Masari-Scherif zu gelangen; sollte ihm das trotz aller Anstrengungen nicht gelingen, so müßte er den Brief mit einem afghanischen Sendboten dem Schir-Dil-Chan zusenden. Unseren Berechnungen nach konnte der Brief in Masari-Scherif, von dem wir auf 90 Werst entfernt waren, mit der afghanischen Eilpost, dem „Tschebbar", am nächsten Morgen um 10 Uhr anlangen, die Antwort aber noch am selbigen Tage am Abend erhalten werden. In diesem Falle hatten wir also am nächsten Abend, nach 24 Stunden, einen bestimmten, für unsere weiteren Handlungen maßgebenden Bescheid zur Verfügung. Das Gepäck wurde bis auf den nächsten Tag auf dem jenseitigen Ufer gelassen. Wir aber begaben uns nun alle unmittelbar zu unserem früheren Aufenthaltsort, zur gestrigen Station zurück und boten somit den Bucharen nochmals die Gelegenheit, ihre Gastfreundschaft in glänzendster Weise zu entfalten. Ein weißes Nebeltuch hatte den Strom und das benachbarte Thal überdeckt. Die eingetretene Nacht beschloß die vielfachen Abenteuer dieses Tages.

Vor Sonnenaufgang traf Samaan-Beg vom afghanischen Ufer ein mit der Mitteilung, daß Nasirow seine Reise nach Masari-Scherif durchgesetzt habe. Die Leute und die Pferde auf dem afghanischen Ufer waren mit allem Notwendigen reichlich versorgt gewesen und er, S. habe die Afghanen im höchsten Grade liebenswürdig und zuvorkommend gefunden.

Am Morgen meldete sich Mahmet-Chan beim General und eröffnete ihm, daß er Instruktionen erhalten habe, nach welchen der Gesandtschaft ein Vorrücken bis Masari-Scherif gestattet wäre. Er ersuchte uns darum, aufs andere Ufer hinüberzukommen. Sein Vorschlag wurde acceptiert und wir setzten langsam in den erwähnten vorhistorischen „Behältern“ auf das afghanische Ufer hinüber. Leb wohl, du gastfreundliches Buchara! Auf Wiedersehen, teures Rußland! Jetzt betraten wir ein Land, das wir von unserem Standpunkte aus kühn eine „terra incognita“ betiteln konnten.

4. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Jenseits des Amu-Darja. — Der Empfang der Gesandtschaft von Seiten der Afghanen. — Ankunft der afghanischen Eskorte. — Die erste Nacht in Afghanistan. — Durch die turkmenische Wüste bis Masari-Scherif. — Aufnahme in Masari-Scherif. — Aufenthalt der Gesandtschaft in Masari-Scherif. — Die Krankheit und der Tod des Lojnab des Tschaar-Bilajets. — Das lokale Malaria-Fieber. — Der Emir Schir-Ali-Chan ladet die Gesandtschaft nach Kabul ein. — Wir verlassen Masari-Scherif.

Am jenseitgen Ufer des Amu erwarteten uns ein Dutzend Afghanen. Sie waren zumeist mit Steinschloßgewehren bewaffnet, die mit gegabelten, vermutlich auch als Bajonette verwendbaren Ständern versehen waren; die Flintenschäfte zeigten dabei Formen, wie ich sie früher noch nie gesehen hatte: einige sahen so aus, wie ein einfacher runder Stock, andere waren cylinderförmig und stark gekrümmt; ordentliche Flintenschäfte, wie wir sie bei den russischen und überhaupt bei den europäischen Flinten zu sehen gewöhnt waren, konnte ich nicht bemerken. Das Material, aus welchem die Flinten verfertigt waren, konnte zweifellos für gut gelten. Es ließ sich das schon aus der kunstvollen Damascierung schließen, mit welcher einige Flintenläufe verziert waren; von diesen waren einige gezogen, andere glatt. Die Soldaten waren in Jacken von grauem Tuch, die unseren „Kosakenröcken“ ähnlich waren, oder in ein Mittelding von englischer Uniform und bucharischem Militär-Chalat gekleidet. Die meisten hatten zottige konische Mützen auf dem Kopfe. Es war das der afghanische Grenzposten, gleichzeitig auch das Ehrengeleit für die Gesandtschaft. Als wir aus den Booten stiegen, präsentierten sie das

Gewehr. Ich musterte die Physiognomieen der Soldaten und bemerkte, daß sie nahezu alle unverkennbare Merkmale der mongolisch-tatarischen Rasse aufzuweisen hatten: die Backenknochen breit, die Augen schiefgeschlitzt, ja selbst die Ohren abstehend, wie bei jedem Vollblutstataren von Kasan. Späterhin brachte ich in Erfahrung, daß das Hesares waren, was mir ihre Aehnlichkeit mit den Tataren allerdings erklärte.

Inzwischen hatte das Ausladen der Schiffe begonnen. Das Ufer, noch flacher als dasjenige von Buchara, schien völlig unbewohnt zu sein. Auf viele Werst rund herum war keine Spur einer menschlichen Wohnung zu entdecken. Das Ufer hob sich an unserem Landungspunkte auf kaum ein oder zwei Viertel Arschin über den Wasserspiegel; der Strom hatte an manchen Stellen über das Ufer gegriffen und große Partieen Land unter Wasser gesetzt. Das Uferland wird stets vom Flusse unterwaschen, der hier eine außerordentlich starke Strömung besitzt. Das Hauptfahrwasser hält sich an der afghanischen Seite und entwickelt hier eine bedeutende Stromgeschwindigkeit. Die Tiefe des Stromes muß eine enorme sein; mit einer Stange von zwei Sjaschenj konnten wir den Boden nicht erreichen; eine genauere Messung vermochten wir nicht vorzunehmen. Auf der gesamten, beim Hinübersetzen über den Strom zurückgelegten Strecke, die wir nicht weniger als auf 5 Werst schätzten, stießen wir nie auf eine Tiefe unter einer Sjaschenj. Welch' großartige Wassermengen befördert wohl dieser mächtige Strom Central-Asiens!

Die Pferde waren bald wiederum beladen und wir begaben uns in das nächste Dorf, das nach Aussage der, vermutlich zur afghanischen Miliz gehörenden Soldaten, auf einige Werst vom Ufer abstand. Der Weg führte uns anfänglich durch reine Sümpfe. Die Pferde, namentlich die Lasttiere, sanken tief in den Schmutz ein, einige stürzten sogar unter der Last des Gepäcks nieder. Inmitten einer tiefen Wasserlache stießen wir auf einen afghanischen Offizier, der von einigen Reitern begleitet wurde. Er salutierte. Es war das ein „Sercheng" (serjeant?), der Chef des Grenzpostens. An und für sich war er nichts weniger als bemerkenswert. Selbst sein grüner, großer Turban, dessen Zipfel, in die Mitte hineingesteckt, fächerartig von dort hinausschaute, konnte uns nur wenig interessieren. Was aber unsere allgemeine Auf-

merksamkeit fesselte, das war sein arabisches Vollbluts-Roß, weiß mit grauen, runden Flecken.

Bald darauf ließ der Schmutz ein wenig nach. Rechts und links traten Mais- und Weizenfelder auf und ihnen folgten nun bald die Lehmmauern der Straße eines kleinen Usbegen-Dörfchens. Besonders auffallend war in diesem Oertchen die Form der Häuser. Es waren das ägyptische Tempel in Miniatur: die Mauern der Häuser waren nämlich nicht aufrecht stehende, sondern zu einander geneigte, so daß die Häuser oben schmäler als unten waren. Es befanden sich hier ferner zahlreiche zugestutzte Maulbeerbäume mit jungen Zweigen, ein zweifelloses Anzeichen, daß hier Seidenraupenzucht gepflegt wurde. Ein großer Hof, in welchem einer der erwähnten „ägyptischen Tempel" stand, wurde von der Gesandtschaft bezogen. Die Jurten waren bereits aufgeschlagen und unsere Kosaken und Diener, die noch gestern hinübergesetzt hatten, empfingen uns hier vollzählig und in bester Verfassung. Das Gepäck war inmitten des Hofes regelrecht aufgestapelt, ein Wachtposten stand dabei.

Als wir uns nun eingerichtet hatten, eröffnete uns der „Sercheng", daß wir in diesem Dorfe doch zwei bis drei Tage zu verweilen haben würden. Seine Mitteilung rief natürlich Proteste von unserer Seite hervor. „Wenn das Warten unvermeidlich war, so sollte man uns doch nicht über den Strom locken?" sagten wir, „warum hat man uns denn das Versprechen gegeben, daß man uns auf dem Wege nach Masari-Scherif nicht aufhalten werde? Was soll das heißen? Will man sich etwa über uns lustig machen!?"

Der „Sercheng", den wir mit diesen Vorstellungen bestürmten, entgegnete mit größter Ehrerbietung, daß die Afghanen keineswegs die Russen hintergehen wollten, sie seien hingegen sehr erfreut, die Russen bei sich zu sehen und gewährten ihnen gern brüderliche Aufnahme; wenn aber die Gesandtschaft gegenwärtig ein wenig zu warten haben werde, so fordere das ihr eigenes Wohl.

„Der Weg ist unsicher," behauptete er, „wir wollen aber doch nicht zulassen, daß unseren teueren Gästen irgend welche Unannehmlichkeiten während der Reise zustoßen. Die russische Gesandtschaft wird eine Eskorte zur Begleitung erhalten, aber

bis die aus Masari-Scherif anlangt, muß man eben warten; mit ihr werden auch einige hochgestellte Persönlichkeiten zur Begrüßung der Gesandtschaft eintreffen."

Hierauf behaupteten wir, daß die Gesandtschaft keiner besonderen Eskorte bedürfe: die 22 wohlbewaffneten Kosaken und das Dutzend der afghanischen Infanteristen und Reiter, die wir hier gesehen hatten, könnten für diesen Zweck vollständig genügen. Was nun aber eine Begrüßung betreffe, so habe er, der „Sercheng", uns ja begrüßt und könne uns auch das Geleit geben.

„Ich bin eine unbedeutende Persönlichkeit und bekleide einen geringen Rang," entgegnete der „Sercheng", „ich bin viel zu unwürdig, als daß ich eine so hohe Gesandtschaft begrüßen, geschweige denn ihr Geleit geben könnte. Zu diesem Zwecke werden hochgestellte Männer anlangen. Wenn Sie nun aber den Wunsch aussprechen, ohne besondere Eskorte zu reisen, so muß ich mir doch die Bemerkung erlauben, daß unser Land, und namentlich das hiesige Gebiet, Ihnen unbekannt ist. Eine Eskorte, und zwar eine recht bedeutende Eskorte, ist unentbehrlich; von einer solchen muß aber die Gesandtschaft schon aus Rücksicht auf die ihr gebührenden Ehren begleitet werden."

Da war nun nichts weiter auszurichten. Wir mußten uns in die Verhältnisse schicken. Es war ja klar, daß wir durch ein rücksichtsloses Vorgehen nichts bezwecken konnten. Wir entließen darum den „Sercheng" und widmeten uns unseren üblichen Beschäftigungen. Der General schrieb seinen Bericht, der Schatzmeister, im gegebenen Fall Samaan-Beg, hatte die Bootsleute in langer Reihe aufgestellt und beschenkte nun einen nach dem andern für die von ihnen geleistete Arbeit mit Chalats. Es war höchst kurios, wie die ganze Reihe der Eingebornen in ihren in allen Regenbogenfarben schillernden Chalats die Hände, die sich in den langen Chalatärmeln verloren, an den Magen drückte, wie auf ein Kommando tiefe Bücklinge machte und unverständliche Worte des Dankes murmelte. „Gerade so wie Papageien," meinte M., diese Lästerzunge.

Bald darauf bemerkte ich, daß M. verschwunden war; ich suchte ihn allerorts, konnte ihn aber nicht finden. Plötzlich war er wieder da mit einem recht großen Strang Rohseide in den Händen. Er zeigte uns allen diese seine Acquisition und wußte

sie auch recht hübsch zu rühmen. Die Seide war wirklich vorzüglich und M. freute sich schon im voraus über den Eindruck, welchen er mit diesem Gegenstand auf Herrn Aschanin, einen bekannten Seidenraupenzüchter in Taschkent, machen werde, denn für diesen war die Seide zum Geschenk bestimmt.

Nun war mir aber auch das eintönige Geräusch erklärlich, das mir ursprünglich wie von einem Mühlstein herzurühren schien und sich aus dem nächstliegenden Gebäude vernehmen ließ. Es wurde dort Seide gehaspelt. Ich begab mich sofort dorthin, um zu sehen, wie das hier zu Lande bewerkstelligt werde.

In dem kleinen Schuppen, aus welchem das Geräusch hervordrang, konnte ich im Halbdunkel einige schmutzige Eingeborne von verschiedenem Lebensalter erkennen. An einem kleinen Fenster, der einzigen Lichtquelle in dem Gemach außer der Thüre, stand auf dem Lehmboden die Haspelmaschine. Sie bestand aus einem hölzernen, roh zusammengefügten Gestelle, auf welchem sich eine Garnwinde bewegte; letztere bestand aus mehreren Walzen, die an zwei Reifen befestigt waren. Die Winde wurde von einem Knaben von 10 bis 12 Jahren vermittelst eines Stockes in Bewegung gebracht. Unmittelbar am Fenster stand auf einer Lehmbank eine große Schüssel mit einigen Seidencocons; aus dieser zur Hälfte mit heißem Wasser angefüllten Schüssel entstiegen Dämpfe. Vor der Schüssel stand ein ältlicher Mann von usbegischem Typus und rührte mit einer Hand, die mit einem Stäbchen bewehrt war, unausgesetzt die Cocons in der Schüssel um, während er mit der anderen Hand den Faden hielt, der sich aus den abgewickelten Seidenfädchen der Cocons bildete, und gleichzeitig auch noch die richtige Auftragung des Fadens auf die Winde besorgte. Nebenbei befand sich noch ein in die Mauer eingesetzter Kessel mit Wasser, welches beständig erwärmt wurde. Nach erfolgter Abwickelung der Seide von den Cocons warf der Alte die Puppen aus dem Fenster hinaus. In dem primitiven Atelier herrschte nun ein furchtbarer Gestank. Die Haufen der aus dem Fenster hinausgeworfenen Puppen faulten und verpesteten die Luft durch die Fäulnisprodukte. Es schien das übrigens die Eingebornen wenig zu genieren. Zwei von ihnen, die wohl nichts Besseres zu thun hatten, schwatzten alles Mögliche zusammen. Ob nun aber das Thema ihrer Gespräche erschöpft

war, ob es ihnen schließlich zuwider geworden war, zum hundertsten Male die Neuigkeiten des Tages, die Ankunft der „Uruſſen", durchzuſprechen, genug, der eine von ihnen begab ſich in einen Winkel des Schuppens, langte von dort einen mit dicker Schmutz- und Rußſchicht bedeckten „Tſchilim" [1]) hervor und machte ſich nun bedächtig einen „Kaljan" bereit. Bald darauf ließ ſich ein Paſſen vernehmen, ein Zeichen, daß die wichtige Operation zu Ende geführt ſei. Der „Tſchubuk" von Meſſing mit billigen Türkiſen verziert wanderte nun von Mund zu Mund. Selbſt das monotone Geräuſch der Winde verſtummte für einige Zeit. Der „Uſta" (Meiſter) unterließ es ebenfalls nicht, ein paar tiefe Schlucke von dem Rauch des vom Koran verſagten Krautes zu ſich zu nehmen [2]).

Der Strang Seide, den M. erworben hatte, wog etwa 2 Pfund und koſtete 20 Tengi, alſo 4 Rubel.

Samaan-Beg erkrankte an dieſem Tage leicht an Wechſelfieber. Zweifellos hatte er ſich die Erkrankung in der Nacht zugezogen, die er am Ufer des Amu verbrachte, als er Naſirow „erretten" und das Gepäck zurückbefördern ſollte. Es war mir von früher her bekannt, daß das Fieber des Amu-Darja ſehr gefährlich ſei, ich hatte darum die nötigen prophylaktiſchen Maßregeln ergriffen, oder glaubte ſie wenigſtens ergriffen zu haben, indem ich täglich eine kleine Doſis Chinin ſchluckte und ſolches auch den anderen empfohlen hatte. Trotzalledem war nun S. erkrankt. Glücklicherweiſe war der Anfall ein recht leichter und der Kranke fühlte ſich gegen Abend ſchon recht leidlich.

Ich hatte mich an mein Tagebuch gemacht, aber die Hitze und Schwüle, die in der Jurta herrſchte, erſchwerten mir ſelbſt dieſe leichte Arbeit. Uebrigens mußte ich von dem Eintragen der Ereigniſſe in das Tagebuch momentan abſtehen, da ſoeben die Eskorte der Afghanen eingetroffen war, die uns bis Maſari-Scherif geleiten ſollte; an der Spitze derſelben ſtanden zwei

---

[1]) Tſchilim — lokale Benennung für Pfeife, Kaljan — Waſſerpfeife, Tſchubuk — Pfeifenrohr.

[2]) Das Tabakrauchen war lange Zeit in Buchara, Perſien und in der Türkei von den Religionsgelehrten als „Muſekkirat" (berauſchender Genuß) unterſagt. Anm. des Ueberſ.

Generäle. Die rasche Ankunft der Eskorte kam uns recht unerwartet. Wir hatten uns bereits darauf gefaßt gemacht, die unvermeidlichen zwei bis drei Tage hier in Erwartung und in Langeweile zu verbringen. Wohl begreiflich war darum die Freude, mit welcher wir das Eintreffen der Eskorte begrüßten. Recht auffallend war die Eile, mit welcher sich diese zu unserem Standorte begeben hatte. Eine derartige Eile liegt dem Asiaten sonst fern. Die Vermutung, daß die Afghanen der Ankunft der russischen Gesandtschaft eine besonders große Bedeutung beilegten, war darum nicht unberechtigt. Offenbar war die Gesandtschaft den Afghanen ein erwünschter Gast. In dieser Voraussetzung wurden wir auch durch den Umstand bestärkt, daß an der Spitze der Eskorte, wie erwähnt, zwei Generäle standen, der eine ein Gehülfe des Lojnabs, der andere der Kommandant der Festung Tachtapul, die als Basis der afghanischen Macht in dem Tschaar-Bilajet gelten könnte. Die Eskorte bestand aus 200 Reitern und etwa 100 Infanteristen.

Um 4 Uhr nachmittags machten die beiden Generäle in Begleitung einiger Offiziere der Gesandtschaft ihre Visite. Sie waren ebenso gekleidet wie Mahmet-Chan. Nur der ältere General, der Gehülfe des Lojnabs, hatte Pantoffel an den Füßen, wozu ihn jedoch, wie er das später erklärte, ein rheumatisches Leiden in den Beinen nötigte. Der General hieß Mirsa-Mahomed-Hassan-Chan, „Kemnab" und führte ferner den Titel eines Debir-ul-Mulk. Es war das ein Mann von mittlerem Wuchs, ein Fünfziger etwa. Sein Gesicht war ausdrucksvoll, die Nase gebogen, die feurigen dunklen Augen hatten einen klugen Blick. Sein schwarzer Vollbart war leicht rötlich gefärbt. Sein Gefährte, der Kommandant von Tachtapul, war hingegen sehr auffallend durch die grelle Färbung seines Bartes und seiner Nägel. Aus dem runzligen, geradezu zu einem Knoten zusammengezogenen Gesichte dieses unscheinbaren Mannes schauten scharfe, durchdringende Augen hervor; in dem kalten Glanz dieser Augen, in den zusammengekniffenen Lippen und den eckigen Gesichtszügen sprachen sich eine vielerprobte und eiserne Willenskraft aus. Allerdings galt er unter den Afghanen für einen außerordentlich tapferen Mann; er hatte sich ganz besonders bei der Erstürmung der Stadt Meimene durch die Afghanen im

Jahre 1875 hervorgethan, woselbst er ernstlich verwundet worden war.

Die afghanischen Generäle wurden von der Gesandtschaft auf einer kleinen Terrasse empfangen, die am Ufer eines vom Amu-Darja hergeleiteten und recht breiten Arieks errichtet war. Wegen Mangel an Möbeln mußten wir uns, gerade wie unsere Gäste es thaten, mit untergeschlagenen Beinen auf den Teppich niedersetzen. Uebrigens habe ich mich nicht ganz korrekt ausgedrückt, indem ich sagte, aus Mangel an Möbeln. Die Gesandtschaft führte ein halbes Dutzend Feldstühle und zwei zerlegbare Tische mit sich, die Sachen waren aber verpackt und darum nicht zu benutzen.

Die Generäle begrüßten die Gesandtschaft, indem sie die Hand an den Rand ihrer helmartigen Hüte, „Külach", führten und daraufhin einem jeden von uns die Hand drückten. Der Debir legte dann nochmals beide Hände an die Ränder des Hutes und ließ sich ermattet auf dem Teppich nieder. Die Mehrzahl der afghanischen Offiziere, die sich in Begleitung der Generäle eingefunden hatten, stellte sich zu beiden Seiten der Gesandtschaft auf. Es war das ein interessanter Anblick! Sämtliche Farben des Lichtspektrums waren hier in ihren Gewändern vertreten: Da steht ein hochgewachsener Afghane mit energischem Gesichtsausdruck und mit Pistolen im Gürtel; er steckt in einer hellgrünen Kleidung. Neben ihm hat ein vollständig brauner Mann Platz genommen, in engen Beinkleidern, die wie Tricot seine Beine umspannen; die Augenwimpern und die Ränder der Augenlider des Mannes zeigen eine seltsam dunkle Färbung, deren Natürlichkeit stark zu bezweifeln wäre. Bei einigen hingen an Brustriemen Artilleristentäschchen mit Schlagstiften und Kettchen. Mehrere trugen recht hohe, kegel- oder besser gesagt kuppelförmige Schafspelzmützen, die nationale Kopfbekleidung der Afghanen.

Unser Bekannter, Mahmet-Chan, setzte sich neben den Kommandanten hin. Jetzt erfuhren wir aber auch, wer er war. Es erwies sich, daß er nichts mit den Söhnen des nebligen Albions zu thun habe. Er war ein Afghane von Geburt, er stand dem Lojnab sehr nahe und hieß „Ditten" (Hauptmann) Mossin-Chan. Er verhielt sich still in seiner Ecke und hörte

dem Gespräch des Debir-ul-Mulks mit dem General gleichmütig zu. Mitunter fügte er ein paar Worte zur allgemeinen Unterhaltung bei und schwieg dann wiederum. Der Kommandant blieb die ganze Zeit über stumm. Er blinzelte bloß mit den Augen und zupfte an den gefärbten Härchen seines Bartes herum, gerade als ob er, wie der Russe zu sagen pflegt, alles das, was er vernommen, „auf den Schnurrbart wickeln" wollte. Uebrigens beschränkte sich das Gespräch lediglich auf gegenseitige Begrüßungen und Glückwünsche. Der Debir-ul-Mulk machte die Mitteilung, daß der Emir sich zweifellos darüber freuen werde, die Gesandten des großen, weißen Zaren zu empfangen. Wenige Minuten nach dieser Eröffnung verabschiedeten sich die Generäle, indem sie eine Ermüdung von der Reise vorschützten.

Während ihrer Visite wurden als Dessert Aprikosen und Pfirsiche aufgetragen. Es war erstaunlich, daß sie schon völlig reif waren; wir hatten ja erst den 18. Juni! Sie waren sehr schön. Durch ihre Saftigkeit sind die central-asiatischen Pfirsiche überhaupt berühmt und haben in dieser Hinsicht wohl kaum einen Rivalen. Das Gleiche dürfte jedoch nicht von ihrer Schmackhaftigkeit behauptet werden. Die Sache ist auch sehr natürlich: die hiesigen Pfirsiche sind unkultiviert, wild. Die Versuche, die in Bezug auf die Kultur des hiesigen Obstes in Taschkent und in anderen Städten Turkestans von russischen Gärtnern gemacht wurden, haben es bewiesen, daß man bei sorgfältiger Kultur und bei dem Anpfropfen edler Sorten vorzügliche Früchte zu erzielen vermag. Die Größe der Früchte war mitunter eine erstaunliche. Der Obstzucht in Turkestan steht überhaupt eine glänzende Zukunft bevor. Es läßt sich das schon gegenwärtig konstatieren angesichts der raschen Entwickelung des nach russischem Muster betriebenen Gemüsebaues in Russisch-Turkestan.

Da ich mich nun überhaupt etwas vorsichtig zu dem Genuß von Früchten verhielt, so wagte ich mich anfänglich nicht an die Pfirsiche zu machen und beschränkte mich auf die Aprikosen allein. Der Debir-ul-Mulk, dem meine Vorsicht aufgefallen war, bemerkte sehr zuvorkommend, daß die Früchte völlig reif seien und darum ohne Nachteil für die Gesundheit genossen werden können. Nachdem er aber über meine Spezialität aufgeklärt worden war,

sagte er, sich auf seinen mir erteilten Ratschlag beziehend: „Der Doktor-Saib wird übrigens in solchen Sachen besser Bescheid wissen, als sonst jemand."

Indessen ging der Tag zur neige. Die Glut der Abendröte hatte den halben Horizont ergriffen. Nach und nach erloschen aber die feurigen Aederchen, die das Sonnenlicht in den halbdurchsichtigen Schichtwolken wiederspiegelten. Die Schatten verdichteten sich immer mehr und mehr. Vom Ufer des Stromes her wehte kühle Frische; in der Luft machte sich einige Feuchtigkeit fühlbar, die die Schwüle und Hitze des langen Sommertages abgelöst hatte. Die Wacht, ein Kosake, schritt langsam und regelmäßig vor dem inmitten des Hofes aufgestapelten Gepäck hin und her. Einige Lautschen badeten die ihrer Obhut anvertrauten Lastpferde im nächsten Arick. Die armen Geschöpfe erquickten sich an der kühlen Flut, sie standen unbeweglich im Wasser und prusteten und schöpften tief Atem. Im Umkreise unserer Wohnung waren einige dunkle Schatten aufgetaucht, es waren das afghanische Wachtsoldaten. Ihre blauen Jacken schienen in der zunehmenden Dunkelheit ganz schwarz zu sein. Es befanden sich mehrere Posten an dem von uns eingenommenen Gebäude. An einigen Punkten standen die Gewehrpyramiden der Ablösungswache. Der Lärm und das Geschrei verstummten nach und nach selbst auf dem Hofe, auf welchem sich die Dschigiten, Lautschen und die Pferde befanden. Hie und da nur drang noch ein Nachtgespräch der Lautschen zu uns herüber, oder das laute Gewieher eines Rosses, das des ihm zugebrachten Futtersackes mit Gerste ansichtig wurde. In der Steppe flammten einige Feuer auf. Der Pappelhain an der Grenze lag in völlige Dunkelheit gehüllt.

Beim Abendessen sprach sich der General, zu meinem nicht geringen Staunen, in außerordentlich scharfer und verächtlicher Weise über die Afghanen aus. Es waren das seinen Worten nach freche Diebe und Räuber: „Ihr verräterisches Wesen," sagte er, „ist sprichwörtlich geworden; ein Afghane kann ohne besondere Gewissensbisse seinen Vater erschlagen, oder ihn verkaufen und dergl. mehr." Der General empfahl uns infolge dessen, im Verkehr mit den Afghanen recht auf der Hut zu sein. Der Kosakenwachtposten wurde verdoppelt. Aber hierauf beschränkten sich die Vorsichtsmaßregeln nicht: der General schlug uns vor, abwechselnd

auf der Wache zu stehen; ein jeder sollte 1½ Stunde wachen. Wir gingen selbstverständlich auf diesen Vorschlag ein. Der General wollte auch wie jeder von uns Wache halten, wogegen wir jedoch einstimmig Protest einlegten. Es wäre ja unbelikat gewesen, wenn der Chef der Gesandtschaft, der die Last der Verantwortlichkeit für alle und alles zu tragen hatte, noch den durch Zufall herbeigeführten Beschwerden einer Nachtwache ausgesetzt sein sollte. Nur nach vielen Bemühungen gelang es uns, den General von seinem Vorhaben abzubringen. Die erste Wache hatte ich abzuhalten: ich hatte von 10 bis 12 Uhr zu wachen. Die halbe Stunde extra war mir zugekommen, da die Wacht in diesen Stunden die leichteste war. Einen guten Teil meiner Wachtstunden verbrachte ich übrigens nicht allein; der General hatte sich mir zugesellt. Er saß lange mit mir auf der Terrasse und erzählte mir mancherlei aus dem soeben erst abgeschlossenen russisch-türkischen Kriege, in welchem er ja, wie bekannt, eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte. In charakteristischer Weise schilderte er den Rückzug des Generals Gurko nach dem Treffen bei Eski-Sagra (Eski-Zaghra). Er geriet in Begeisterung, als er von der Belagerung des Schipka sprach. Er verglich die Türkei in dem Moment, wo der zweite Sturm der Russen auf Plewna zurückgewiesen und die Verluste bei Schipka erlitten waren, mit einem Raben, der seine Flügel entfaltet. Meiner Anschauung nach, ein trefflicher Vergleich! Die Türkei würde, selbst wenn sie entschiedenen Sieg über uns davon getragen hätte, doch nicht einem Adler, ja nicht einmal einem Falken geglichen haben. Als blutdürstiger Rabe würde sie dann aufgetreten sein. Ich hörte ihn lange von der sprichwörtlichen Tapferkeit des russischen Soldaten reden und von seiner unbegrenzten Bereitwilligkeit, sich dem Wohle der anderen zum Opfer zu bringen, sei es vor der Mündung der Kruppschen Kanonen oder im „Schneeburan" (Schneesturm), in wilden Gebirgsschluchten. Der General schien bei seinen Erzählungen nochmals die Leiden der Soldaten durchzuleben.

Ich hatte die verschiedentlichsten Urteilssprüche für und wider die Bulgaren zu hören gehabt, namentlich über ihr Verhältnis zu der russischen Armee während des Krieges und war darum begierig, das Urteil des Generals über die Bulgaren zu vernehmen,

da er ja mehr als sonst jemand mit ihnen zu thun gehabt hatte; er war der Chef des bulgarischen Freikorps gewesen. „Ja, sehen Sie," sagte der General, „unter den Bulgaren existieren zwei Parteien: die Intelligenz, die gewissermaßen enttäuscht ist in Bezug auf Rußland, und die reine Volkspartei, die uns blindlings folgt, und all' ihr Hoffen und Sehnen auf Rußland setzt; es sind das in vollem Sinne des Wortes unsere „Bratuschki" (Brüder). Warum nun die vorwiegend intelligente Partei sich in Rußland enttäuscht hat, ist leicht zu sagen: sie hatte von Rußland mehr erwartet und hatte sich dabei auf die Versprechungen von Russen gestützt, die Macht und Einfluß besaßen. Man sprach früher und spricht auch gegenwärtig noch viel davon, daß die Bulgaren undankbar wären und von den russischen Kriegern, die für das Wohl der Bulgaren ihr Blut vergossen, für alles unmenschliche Preise gefordert haben. Nun aber sollte man sich doch über die Not orientieren, in welche die Bulgaren infolge der Kriegszeit geraten waren. Dann aber tauchte ja noch eine spezifische Räubersorte auf in der Person der Agenten der Lieferantenkompagnie Kohen, Greger & Co. Was haben doch diese Leute für Stücke mit der Bevölkerung gemacht. Es wurden z. B. Ochsen für einen bestimmten Preis geliefert, bei der Zahlung aber — da war der Preis wieder ein anderer. Es soll passiert sein, daß die Agenten der Armeelieferanten in Militäruniformen verkleidet im Namen der russischen Regierung Requisitionen bei den unglücklichen Bulgaren anstellten. Aber hierüber ists besser zu schweigen!..." Mit diesen Schlußworten entfernte sich der General, um sich schlafen zu legen.

Ich mochte etwa eine Stunde allein auf der Wacht gestanden haben. Die Sterne blinkten hell am südlichen hohen Himmel. Es herrschte eine absolute Stille, die nur durch die abgemessenen Schritte des wachthabenden Kosaken unterbrochen wurde. Die afghanischen Wachen standen unbeweglich gleich Bildsäulen. Ich schaute um die Ecke der Terrasse. Sofort geriet eine der Figuren in Bewegung, ein Afghane, der im Gebüsch am Ufer des Aricks, gestützt auf seine Flinte, stand. Er richtete sich empor, schaute mich scharf an, nahm aber sofort wieder seine unbewegliche Stellung ein. Es war klar, wir wurden gut bewacht!

Sobald der Zeiger der Uhr sich der Ziffer 12 genähert

hatte, weckte ich den Topographen auf, der mich abzulösen hatte. In der Jurta war es zwar schwül und heiß, ich schlief indessen „wie ein Toter."

Die Sonne stand bereits hoch am Himmel, als ich am nächsten Morgen erwachte. Die Nacht — die erste Nacht auf afghanischem Boden — war ohne jegliche Vorfälle vorüber gegangen. In unserem kleinen Lager entwickelte sich bereits die dem Reiseleben eigene Thätigkeit. Aus der Ferne ließen sich abgebrochene Trompetenstöße und hie und da auch ein paar Trommelschläge vernehmen. Ein paar Afghanen in rothen Uniformen schauten in unser Lager hinein. Drei afghanische Reiter sprengten im Galopp vorbei; indem sie sich den Jurten näherten, spornten sie ihre Pferde noch mehr an, gerade als ob sie die Vorzüge derselben zeigen wollten ... Im benachbarten Gebäude begann die Haspelmaschine ihr Geräusch von neuem. Der Tag nahm seinen üblichen Lauf.

Der General begab sich zu den Afghanen, um die Visite zu erwiedern. Er war allein. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft blieben zu Hause. Ich machte mich an die Auspackung des Barometers. Ich hatte das Instrument nicht verwendet, weil unsere Route im bucharischen Gebiete an vielen Punkten bereits barometrisch bestimmt gewesen war. Hier aber in Afghanistan, namentlich in den nördlichen Partieen, fehlt es nahezu völlig an Bestimmungen, selbst an englischen. Indessen war es auch mir nicht beschieden gewesen, die wenigen vorhandenen Notizen zu vervollständigen. Ich entkleidete das Instrument mit größter Vorsicht seiner Filzumhüllung und seines Ueberzuges, bemerkte aber schon, indem ich den Ueberzug abstreifte, einige verhängnisvolle Quecksilberkügelchen. Als ich aber die beiden Hälften des hölzernen Behälters öffnete, da stürzte ein wahrer Regen von Quecksilberkügelchen mir entgegen und verlief sich in den verschiedensten Richtungen. Ich stand nun da, starr vor Schmerz. Der Oberst, der mir bei meiner Arbeit assistierte, meinte phlegmatisch: „Schlimm!" Ein Blick auf die Röhre genügte, um zu sehen, daß sie unversehrt war. Ich prüfte die Sache näher ... ja, die Röhre war unbeschädigt, aber sie enthielt nur eine halbe Quecksilbersäule. Die „topographische Abteilung" hatte ein altes, mehrfach in der Reparatur gewesenes Instrument geliefert, der Verschluß war

schlecht repariert und aus ihm war ein Teil des Queckſilbers herausgefloſſen. Den Aerger, der ſich meiner bemächtigt hatte, vermag ſich wohl nur derjenige vorzuſtellen, der ähnliches durchzumachen Gelegenheit gehabt hat. Ich ärgerte mich um ſo mehr, da dem Uebel nicht abzuhelfen war. Wir hatten kein Queckſilber im Vorrat; wenn das der Fall geweſen wäre, ſo könnte man doch den Verſuch gemacht haben, das Queckſilber von neuem einzugießen. Jetzt konnte aber hier nichts weiter gemacht werden . . .

Der General kehrte bald aus dem Lager der Afghanen zurück und teilte uns mit, daß wir noch heute Abend um 6 Uhr ausrücken und die Nacht durchreiſen würden. Die Nacht war zu dem Zwecke gewählt worden, um die Tageshitze zu vermeiden, die gegenwärtig geradezu unerträglich war. Unſer Weg nach Maſari-Scherif führte uns in einer Strecke von circa 50 Werſt durch die Turkmeniſche Wüſte, die hier golfartig zwiſchen dem Ufer des Amu und den Ausläufern des Paropamiſus eindringt. Unſer Topograph war allerdings recht unangenehm überraſcht durch dieſen Beſchluß; eine Route in der Nacht zu führen iſt keine leichte Sache. Aber auch für ihn war hierbei nichts zu machen.

Exakt um 6 Uhr waren wir im Sattel.

„Zu zweien rechts — Marſch!“ ertönte das Kommando des Wachtmeiſters und die 22 Koſaken und vier Burſchen folgten uns paarweiſe im langen Zuge. Das Gepäck ging geſondert; es war für dieſes Mal ohne jegliche Eskorte von Seiten der Koſaken gelaſſen; nicht einmal die Burſchen waren beim Gepäck zurückgeblieben. Die Beſorgung des Gepäcks fiel lediglich den Lautſchen und Dſchigiten zu, die Bewachung aber den afghaniſchen Infanteriſten und Reitern. Ich glaube kaum, daß dieſe Anordnung ſtichhaltig war. Wir konnten leicht ohne Gepäck bleiben. Wenn nicht die Afghanen ſelber, ſo mochten doch die Lautſchen, die zumeiſt aus bucharischen Gebieten zuſammengeleſen und ohne jegliche Garantieen in unſeren Dienſt getreten waren, deſſen wohl fähig ſein, daß ſie unſere Sachen ausraubten und ſich in dieſelben mit der afghaniſchen Eskorte teilten. Es konnte das um ſo leichter geſchehen, als ja das Gepäck ganz geſondert von uns zog und zudem zu nächtlicher Weile. Sollte der General die

Absicht im Auge gehabt haben, unsere Wehrkraft dadurch zu erhöhen, daß er sämtliche Kosaken und Burschen zusammenthat, so läßt sich's doch bezweifeln, ob dieser Zweck erreicht werden konnte. Sollten die Afghanen einen verräterischen Ueberfall auf uns machen, so konnten wir, 30 Mann gegenüber den 300 Afghanen in der Wüste, in völlig unbekannter Gegend und in der nächtlichen Dunkelheit doch absolut nichts ausrichten! Es war ja klar, daß, wenn wir uns einmal schön mit der geringfügigen Eskorte von 22 Kosaken, die ja doch nur als Ehrengeleit gelten konnten, nach Afghanistan begeben hatten, daß wir dann uns auch ausschließlich nur auf das Ehrgefühl der rauhen Bergbewohner zu verlassen hatten. Eine Wehrkraft konnten die 22 Kosaken und 4 Offiziersburschen unter solchen Umständen doch kaum bieten.

Bei der Ausfahrt aus dem Dorfe stießen wir auf die beiden afghanischen Generäle mit ihrem Gefolge und einem langen Geleit von Reitern in glänzenden, roten Uniformen. Die Mehrzahl der Reiter hatte kegelförmige, zottige Fellmützen auf. Sie waren alle mit Vorderladergewehren bewaffnet; bei manchen staken Pistolen und lange Messer in den breiten Ledergürteln. Die Offiziere waren mit langen Säbeln und Pistolen bewaffnet. Die vordersten Reiter trugen Abzeichen in Form von kleinen Fähnchen, die an langen Bambuspiken befestigt waren.

Als wir auf einen offenen Platz gelangt waren, nahmen die Reiter folgende Stellung ein: ein Teil derselben galoppierte davon und ritt erst in einer Entfernung von circa 2000 Schritt vor uns langsam weiter; es war das die Avantgarde. Hinter uns, ebenfalls in einiger Entfernung, folgte eine andere Reitergruppe als Arrieregarde. An beiden Seiten der Gesandtschaft ritten in langer Reihe Afghanen. Die Gesandtschaft bewegte sich somit in einem Rechteck von afghanischen Reitern. Als die afghanischen Generäle uns begrüßten, erschallten Trommelwirbel und helle Trompetenstöße.

Ich gestehe es offen, es war mir nicht recht geheuer in dem dichten Haufen der Afghanen. Auf ein Zeichen hin konnten diese Afghanen uns niederstrecken, ohne daß auch nur einer von uns Zeit gehabt hätte, einen Laut von sich zu geben. Ich glaube, daß dieses Gefühl auch von einigen meiner Gefährten geteilt

wurde. Es kam jedoch zu keinem Ueberfall. Die Afghanen starrten uns bloß neugierig an. Es traf uns kein mißgünstiger, kein feindlicher Blick. Man bewachte uns stark, aber nicht wie Gefangene, sondern wie teuere und zwar sehr teuere Gäste, um deren Sicherheit man außerordentlich besorgt war. Nach ein paar hundert Schritten gab es einen unerwarteten Aufenthalt. Das einzige Gepäck, das mit uns ging, die „Kasna", unsere Geldkasse, war auseinandergegangen. Man machte sich daran, das Gepäck wieder zusammenzuschnüren, wobei der General uns den Rat erteilte, das Wort „Kasna" zu vermeiden und statt dessen Geldkasten zu sagen. „Kasna" ist nämlich ein der Türksprache entnommenes Wort; es konnte darum recht gut von den Afghanen, namentlich aber von den Hesaren verstanden werden, deren viele unter den Reitern waren. Die neue Benennung hatte den Zweck, unsere Eskorte über den wahren Sinn des Gepäcks im Unklaren zu lassen.

Wir waren also wiederum im Wege. Nach einem halbstündigen Ritt gelangten wir in eine Gegend, die bereits einen ganz anderen Charakter trug. Auf unserem letzten Rastpunkt war ein Ueberfluß an Wasser vorhanden gewesen; allerorts herrschte Feuchtigkeit und rund herum waren Sümpfe. Jetzt war der Boden durchweg trocken und kein Tropfen Wasser weit umher zu finden; statt der Maulbeer- und Pfirsichbäume ragte auf den Sandhügeln Saxaulgesträuch.

In Central-Asien stößt man häufig auf schroffe Kontraste in der Natur. Unmittelbar aneinander grenzen hier derartige Gegensätze, wie man sie sich in Europa gar nicht einmal vorstellen kann. Neben einem mächtigen Strome findet man eine wasserlose große Wüste. Auf weiter Fläche erheben sich unmittelbar riesige Berge und Bergketten. Die tropische Sonnenhitze wechselt mit außerordentlicher Winterkälte [1]). Auf einer blühenden Oase finden wir Trümmer ... u. s. w.

Wir hatten nun im Dunkeln zu reiten, die Nacht war eingetreten. Die Dunkelheit wurde noch gesteigert durch die Staub-

[1]) Taschkent hat im Juni und Juli eine Temperatur von + 40° C., was ganz in der Regel ist, im Winter 1877 bis 1878 hingegen gab es — 26° C.

wolke, die von den Hufen von mehreren hundert Pferden aufgewirbelt wurde und unsere Cavalcade völlig einhüllte. Es herrschte absolute Windstille. Hie und da nur blitzt ein Flintenlauf in der Dunkelheit; die Flamme eines Zündhölzchens spiegelt sich auf ihm für ein paar Sekunden ab, dann erlischt sie. Selten nur weht ein Lüftchen von den Bergen des Paropamisus her und zerteilt für kurze Zeit das Wolkengewand, das Himmel und Erde umhüllt hat. Dann läßt sich für einen Moment die ganze, in strenger Ordnung sich fortbewegende Menge der Reiter übersehen; sie wird aber bald wiederum in die Staubwolke gehüllt. Die Wüste, die uns umgiebt, ist leblos. Es ist das das Grab für jedes lebende Wesen. Es herrscht hier lautlose Stille, die nur jetzt unterbrochen wird von dem dumpfen Pferdegetrampel, dem Geklirr des Pferdegeschirrs und hie und da auch durch das gedehnte, von einem Hügel zum anderen wiederhallende Gewieher eines feurigen afghanischen Rosses. Von Zeit zu Zeit wurde die Wüste aus ihrem tiefen Schlaf auch durch Trommelwirbel und scharfe Trompetenstöße geweckt. Aber der Trommelschlag verhallte dumpf in der Wüste und die Barchanen (Sandhügel) schienen nur ungern ihr Echo zur Antwort auf die Trompetenstöße zu geben. Der Boden war stellenweise hart; dann schritten auch die Pferde rüstiger vorwärts. Bald aber mußten sie wieder im tiefen Sand waten.

Der Debir-ul-Mulk blieb öfters zurück. Die Gesandtschaft mußte dann stehen bleiben, um auf ihn zu warten. Nachdem wir einige mal angehalten hatten, schien der Debir in die lustigste Stimmung gekommen zu sein. Nach einiger Zeit stand es für uns außer jedem Zweifel, daß der ehrenwerte afghanische Würdenträger völlig betrunken war. Das kam uns nun sehr sonderbar vor: die Afghanen gelten für außerordentlich religiös und der Genuß des Weines wird ja von dem Koran versagt. Indessen ließ die Sache sich nicht weiter bezweifeln. Späterhin wurde uns erzählt, daß der Debir-ul-Mulk kein geborner Afghane, sondern ein persischer Emigrant sei. Seine Neigung zum Wein war darum recht begreiflich: die Perser machen sich nämlich, wie bekannt, nicht gerade viel aus den Vorschriften des Korans, wenn es sich um Wein und Weintrinken handelt. Der bekannte Feth-Ali-Schah (Schach), ein Schah von Persien, ein Mann, der

angeblich eine so zahlreiche Nachkommenschaft besessen haben soll, daß er nicht einmal alle seine Kinder dem Aeußeren nach zu erkennen vermochte, sprach sich folgendermaßen über den Thee und den Wein aus: „der Thee," sagt er, „erhitzt das Blut, er sollte darum in dem heißen Klima von Persien nicht genossen werden; der Wein hingegen ist ein erfrischendes Getränk und darum aller Achtung wert und dem ersteren vorzuziehen." Vermutlich unterzog sich der Kemnab, als geborner Perser, gern der Autorität eines so bedeutenden Mannes, wie das der erwähnte Schah war; es fiel ihm das im gegebenen Fall um so leichter, als der Wein, den er trank, ihm kostenfrei zugekommen war. Der Wein war von dem Lojnab Schir-Dil-Chan der russischen Gesandtschaft zugesandt worden. Der Lojnab nämlich dachte sich, daß die Russen gleich den übrigen „Feringi" (Europäer) den Wein gern hätten, er fügte darum den Nahrungsmitteln auch einige Flaschen Wein bei. Der Chef der Gesandtschaft hatte jedoch den Wein kategorisch abgelehnt und nun vertilgte ihn der Debir-ul-Mulk.

Ich weiß nicht, wie es dazu kam, daß der Chef der Gesandtschaft den Wachtmeister zu sich rief und den Kosaken den Vorschlag machte, ein Lied im Chor zu singen. Die Kosaken antworteten mit ihrem üblichen: „Sluschajuß!" (zu Befehl!) und nun erschallte in der endlosen, düsteren Wüste, im fremden Lande und vermutlich hier zum ersten Mal seit der Schöpfung der Erde — ein kraftvolles russisches Soldatenlied. Worüber sangen denn die Kosaken? Ueber ihre Feldzüge, ihre Siege, ja auch über ihre Rückzüge? Mächtig und kühn klangen ihre Stimmen, wenn sie einen Sieg besangen; wenn es aber an einen Rückzug kam, dann wurde der Ton der Lieder ein schwermütiger. Eine unverstellbare Lust und Ungebundenheit, wie sie dem russischen Gemüt eigen ist, ließ sich in dem Liede vernehmen, das auf die Eroberung der Stadt Kokan (Chokand) durch Skobelew gedichtet war:

„Skobelew zieht uns voran
Und der Tod ficht uns nicht an.
Den Kosaken ist's ein Vater,
Den Soldaten ein Berater! . . ."
u. s. w.

Daraufhin klang es geradezu wie Trompetenstöße, als das

Lied auf das Treffen bei Irdschar (Yedschar) vom Jahre 1866 abgesungen wurde:

„Wie Posaunen unsre Thaten klingen
Und von Tschinas in die Ferne dringen.
Haben uns am Darja wir geschlagen,
Kann die Steppe manches von uns sagen . . ."
u. s. w.

Der Debir machte dem General vielfache Komplimente in Bezug auf den Gesang der Kosaken und bemerkte dabei, daß „die Afghanen nicht so schön im Chor singen könnten, wenngleich sie einzelne vorzügliche Sänger hätten und in Herat, da gäbe es sogar solche, die sehr schön sängen". Der Kommandant von Tachtapul ließ die ganze Zeit über kein Wort fallen, gerade als ob ihm der Mund verschlossen war. Er schien seine ganze Aufmerksamkeit auf den Ohren seines kleinen grauen Paßgängers konzentriert zu haben. Es wäre interessant gewesen, wenn wir den Eindruck hätten beobachten können, den der Gesang der Kosaken auf die afghanische Eskorte gemacht hatte, aber bei der nächtlichen Dunkelheit ließen sich die Gegenstände nicht weiter als auf ein paar Schritte unterscheiden. Mossin-Chan wandte sich mehrmals nach den Kosaken um, schaute sie lange und scharf an und hörte ihnen zu, doch auch er sprach sich nicht über seine Eindrücke aus.

Wie reich nun auch das Repertoir der Lieder der Kosaken war, so mußten sie doch schließlich schweigen: es waren alle Lieder abgesungen. Der Vorsänger, der Kosak Gaguschkin, machte zwar den Versuch, ein bereits durchsungenes Lied nochmals zu wiederholen, aber es fiel niemand in seinen Gesang ein und so schwieg auch er.

Wiederum herrscht eine allgemeine Stille. Selbst der Trommelschläger schien seine Trommel vergessen zu haben und scheuchte nicht mehr das dumpfe Echo der Wüste durch seine Wirbel auf. Es bemächtigte sich meiner eine gewaltige Ermüdung. Ich wollte furchtbar schlafen. Ich hatte schon mehrfach Anlauf genommen, im Sattel einzunicken, der Oberst aber, der neben mir ritt, achtete scharf auf mein Hin- und Herwanken und, wenn ich gar zu arg zu nicken begann, so rief er mir zu: „Doktor, schlafen Sie? Sie stürzen vom Pferde . . . Sie werden

sich zerschlagen!“ Die Aussicht, unter die Pferdehufen zu geraten, genügte selbst für meine halbwache Vorstellungskraft: ich riß sofort die Augen auf und beteiligte mich aktiver an dem Ritt. Aber nach kurzer Zeit wurden die Augenlider wieder schwer, sie fielen allmählich zu, die Zügel entglitten der Hand, die Füße vermochten nicht mehr die Steigbügel zu fühlen und wiederum riefen die schwankenden Bewegungen meines Körpers die Mahnungen des Obersten hervor. Um mich ein wenig aufzumuntern, beginnt er etwas zu erzählen, aber Mitte und Schluß seiner Erzählung gehen für mich verloren, statt alledem höre ich wieder die unvermeidliche Phrase über die unangenehme Möglichkeit, mit den Pferdehufen in Berührung zu kommen ...

Auf diese Weise hatten wir circa 40 Werst in der Wüste gemacht. Es war geradezu unmöglich, noch weiter zu reiten. Ich war nicht der einzige, der einem unbesiegbaren Verlangen nach Schlaf unterlag. Selbst der ewig fröhliche M. schwieg und hatte allem Anschein nach, währenddem die Kosaken sangen, seine Zeit mit Nutzen verwendet, zumal er über einen wunderbar bequemen Sattel verfügte, einen Sattel „von Walther selber“, wie er mit Stolz zu sagen pflegte. Schließlich wurde es auch den afghanischen Generälen zu arg. Man entschloß sich zu einer kurzen Rast unter freiem Himmel auf nacktem Wüstensand. Gott weiß, wie das den Afghanen gelungen war, sofort Thee zu bereiten. Sie führten wohl einiges Wasser mit sich. Aber wo hatten sie das Brennmaterial herbekommen, um das Wasser zu erwärmen? Ich konnte das auch späterhin nicht in Erfahrung bringen; rund herum war kein Saxaulzweig, kein Grashalm zu finden. Wir tranken ein Glas Thee und streckten uns ohne weiteres nieder. Wir mußten uns mit dem primitivsten Lager begnügen. Der Leinwandkittel mußte als Bett und als Decke dienen. Das Gepäck war weit zurückgeblieben und konnte darum nicht gebraucht werden. Statt Kissen leistete mir übrigens meine Reisetasche mit Arzneimitteln den vorzüglichsten Dienst. Noch lange hörte ich den Debir ächzen und stöhnen unter den Händen eines geübten Afghanen, eines „Professors“ der hiesigen Massage, der, ich glaube, seine Arbeit mit dem „Spaziergang“ begann und mit dem „Zerhacken“ beschloß.

Als wir von neuem ausrückten, war die Steppe bereits von

dem blassen Morgenlicht des beginnenden Tages beleuchtet. Ich zitterte am ganzen Leibe, denn es war recht kühl und ich hatte bloß den Leinwandkittel an. Als unangenehme Folgen dieser auf nacktem Boden zugebrachten Nacht konnten sich allerdings mancherlei Katarrhe, Rheumatismus, Fieber und dergl. mehr einstellen, aber für dieses Mal lief die Sache glücklich ab. Mehrere Stunden noch ritten wir durch die traurige Wüste. Rund herum war auch keine Spur von Leben zu bemerken. Im Süden wuchsen, indem wir vorrückten, blaue Berge vor unseren Augen empor, im Norden hingegen waren die Umrisse der Schirabader Berge in nebeliger Ferne verschwunden. Bald darauf stießen wir auf die Ruinen einer alten Stadt, deren traurige Trümmer zu beiden Seiten des Weges verstreut lagen. Sie bedeckten ein Gebiet von einigen Quadrat-Werst. Stellenweise sahen wir noch recht gut erhaltene Bogenthore; vereinzelt ragten aus den Schuttmassen die Ueberreste von Türmen hervor, ein ewiger Protest gleichsam gegen die Urheber der Zerstörung. Ein paar unscheinbare Kuppeln hatten sich noch leidlich erhalten, sie konnten dem Wanderer Schutz bieten vor der furchtbaren Wut des Unwetters, vor dem Sandburan (Buran = Sturm), der alles Lebende auf seinem Wege zu begraben droht. Hier aber, o Wunder! zwischen den abgestorbenen Ruinen erglänzten ein paar Streifen Land mit goldigem, reifen Weizen bedeckt. Die vollen Aehren senken sich schwer zur Erde hin. Von wo mag dieser Lebensstrahl in die düstere, leblose Wüste hineingefallen sein? — Die Lösung des Rätsels fand sich bald. In einigen Werst von hier zeigte sich eine Laubmasse, es war das, wie wir uns davon überzeugten, als wir näher kamen, ein großes Dorf, durchquert von einem breiten Arick. Von dem Arick floß ein schmaler Streif des lebenspendenden Naß den kleinen Weizenfeldern zu, die unsere von der Wüste ermüdeten Augen so sehr ergötzt hatten. Und wiederum war es uns klar, und zwar hier mehr als sonst wo, daß das Wasser das Lebenselement der Erde ist. Die Bäume, deren sich das Dorf erfreuete, die Kornfelder, die auf mehrere Quadrat-Werst im Umkreise die Erde mit ihrem Gold geschmückt hatten — in welchem Kontrast stand das alles zu dem finsteren, unbelebten Sand-Ocean, der die Oase von allen Seiten umspannt hatte!

Der Ort heißt Karschiak. Er hat sein reges Leben, seine üppige Vegetation und die reichen Kornfelder dem Kanal zu verdanken, der vom Balchstrome herüber geleitet ist. Vom Ufer des Amu steht der Ort auf 50 Werst ab, von den Ruinen der Stadt auf 40 Werst. Nahezu in gleicher Entfernung steht Karschiak auch von Masari-Scherif ab. Das Dorf zählt circa 200 Höfe und ist an Obstgärten außerordentlich reich.

Wir gehörten zu den ersten Europäern, die der Ort in seinen Mauern aufnahm. Moorcroft passierte diesen Ort im Januar 1874 bei seiner Reise nach Buchara. Burnes nahm seinen Weg durch die Turkmenische Wüste, westlich von diesem Ort auf Andscho (Andkhoo) und Chodscha-Salu (Khojusalu); Vámbéry war noch westlicher als Burnes gezogen.

Schon bei der Einfahrt in das Dorf überraschte uns die Bauart der Häuser. Allerorts in Turkestan, wo ich bis jetzt gewesen war, fanden sich Häuser vom gewöhnlichen Typus, viereckige Gebäude mit flachem Dach. Hier aber waren die Häuser fast durchweg kuppelförmig gebaut. Ja oft hatten wir sogar mehrere regelrechte und abgerundete Kuppeln. In der Mitte der Kuppel befindet sich gewöhnlich eine Oeffnung für den Durchgang des Rauches. Es sind das dem Aeußeren nach so zu sagen versteinerte Jurten. Der Kischlak war durchweg von Usbegen bewohnt, was mir den Ursprung der hier gebräuchlichen Häuserform genügend erklärte. Die Usbegen, ein Nomadenvolk noch vor kurzem, wohnten früher in Jurten, den üblichen transportabeln Wohnungen der Nomaden. Indem sie nun ansässig wurden, behielten sie den alten Typus ihrer Wohnungen bei, nur daß auch die Wohnungen „ansässig" wurden und nicht aus Filz, sondern aus Stein und Lehm errichtet waren [1]).

Wir passierten den Kischlak und hielten an seiner Ostseite an in einem Garten mit alten mächtigen Aprikosenbäumen. Hier standen für uns Jurten bereit. Um den Garten herum wurde sofort eine Kette afghanischer Wachtposten aufgestellt.

[1]) Ich bemerke gelegentlich, daß die Bauten auf den Friedhöfen der Kirgisen kuppelförmig gebaut sind, oder, richtiger gesagt, in der Form von Jurten. Auf diese Weise erhalten auch diese Bauten noch den Typus der Jurten, trotzdem, daß sie aus Stein und Lehm errichtet werden.

Ich wollte gern etwas über die Ruinen, die wir am Wege gesehen, in Erfahrung bringen. Leider vermochte ich es nicht, denn in der örtlichen Bevölkerung hatten sich keinerlei Traditionen erhalten. Der Debir-ul-Mulk erzählte zwar, daß das Ueberreste einer Stadt der „Kaffiren" wären; aber was das für Kaffiren waren, was für eine Stadt und wann sie zerstört wurde und dergl. mehr — alle diese Fragen blieben unbeantwortet[1]). Es ist übrigens für ganz Central-Asien zu bemerken, daß die lokalen Traditionen zumeist sehr spärlich fließen. Eine recht natürliche Erscheinung bei dem ewigen Wechsel der diese Gebiete bevölkernden Stämme! Ein Völkerstrom verdrängt hier den anderen und vernichtet mit seinen Vorgängern auch ihre Traditionen und Sagen. Den Ankömmlingen sind diejenigen Erinnerungen völlig fremd, die von den früheren Bewohnern des Landes aus irgend welchen Gründen gehegt wurden und ihnen teuer waren. Nicht gerade wunderbar ist es darum, wenn hier die Erinnerungen an die Vergangenheit fehlen, wenngleich das auch recht zu bedauern ist.

Am selbigen Tage, d. h. am 20. Juni, hatten wir Gelegenheit, unsere erste Bekanntschaft mit dem hiesigen Scirocco zu machen, dem „Germ-Sir", d. h. „heißer Wind", wie man ihn hier nennt. Zur Mittagszeit stieg die Temperatur in dem Schatten der Jurten im dicht belaubten Garten auf 42,6° C. Auffallend war es dabei, daß der Wind ein östlicher und nicht ein westlicher war. Ich prüfte mehrmals die Windrichtung und fand jedesmal Ostwind. Das war nun höchst sonderbar. Im Osten erhoben sich mächtige Schneeberge, ein natürlicher Kühlapparat für die Dämpfe und die Luft der angrenzenden Wüste. Der Ostwind müßte somit Frische bringen und die Temperatur herabsetzen. Im Gegensatz hierzu erstreckt sich im Westen die mächtige Fläche des Turangebietes, zum Kaspi-See und dem Ural hinreichend, und weit noch bis in die sibirische Steppe hineingreifend. Es ist dies Gebiet beim gänzlichen Wassermangel gleichsam ein glühender Herd. Die Westwinde müssen somit der Ostgrenze dieser Fläche erhitzte Luftmassen in Menge zuführen.

[1]) Ich konnte bei der Mehrzahl der arabischen und persischen Geographen und Historiker keinerlei Nachricht über diese Stadt finden.

Hierdurch wird nun auch die Entstehung des „Germ-Sir“ bedingt. Indes war die erwähnte Erscheinung nicht wegzuleugnen. Ich glaube sie auf einen Rückschlag der Luftströmungen von den Höhen des Pamir zurückführen zu müssen. Es müssen sich hier zweifellos zwei Strömungen in der Luft ganz besonders bemerkbar machen: eine obere und eine untere. Die obere Schicht wird durch die westliche Strömung bedingt, die untere durch die östliche. Im gegebenen Fall mußte jedoch die Differenz in der Temperatur der Schichten eine so bedeutende gewesen sein, daß die Westströmung, selbst nach ihrem Rückschlag von den Bergen von Badachschan und Wachan und nach ihrer Abkühlung durch die Schneemassen der Gebirge, noch eine genügend große Menge von Wärme erhalten hatte. Ich gebe zu, die Erklärung mag ein wenig gesucht sein, aber anders konnte ich mir die Sache nicht zurechtlegen.

Die Hitze steigerte sich besonders gegen 3 Uhr nachmittags. Ein chinesischer Knabe, der im Dienste bei S. stand, wurde vom Sonnenstiche betroffen. Einige Eimer Wasser, die wir über ihn ausgossen, und einige andere Mittel brachten ihn bald wieder zur Besinnung.

Am anderen Tage riefen uns die Trompetenstöße und das dumpfe Trommelgewirbel wieder in den Sattel.

Der Weg berührte einige Kischlaks, die uns hie und da bei der Weiterreise entgegentraten; stellenweise fanden sich kleine, goldig gefärbte Felder; manchmal sahen wir auch einen Usbegen, der mit seiner Familie seine Reichtümer, sein Korn einheimste. Im allgemeinen aber war der Weg noch immer sehr einförmig und öde. An einer Stelle ritten wir bei einem recht hohen Erdhügel vorbei, auf welchem noch die Ueberreste von Festungsmauern sich erhalten hatten. Um den künstlichen Erdhügel führte ein gegenwärtig halbverschütteter Graben. Auch über diesen Erdhügel waren ebensowenig, wie über die anderen Ruinen, irgendwelche Nachrichten aufzutreiben.

In 25 Werst von Karschiak, im Dörfchen Maidan, hatten die Afghanen ein Nachtlager für die Gesandtschaft vorbereitet. Neben der kleinen afghanischen Festung, die sich hier erhob, waren Zelte für uns aufgeschlagen. Das eine Zelt war recht auffallend. Es war groß, quadratförmig, aber mit einer

kegelförmigen Spitze: die Seite des Quadrats maß 5 bis 6 Ssaschenj, die Höhe des Zeltes bis zur Spitze des Kegels betrug $2^1/_2$ Ssaschenj; es war aus Segeltuch verfertigt. Das Zelt war zudem noch doppelt, d. h. es befand sich in demselben noch ein anderes. Die Seitenwände und die Kegelspitze dieser beiden Zelte standen von einander auf $1^1/_2$ Arschin ab. Hierdurch wurde ein Korridor gebildet. Auf den entgegengesetzten Seiten befanden sich Thür und Fenster, die mit entsprechenden Stücken des Segeltuches zuzudecken waren. Die ganze Schwere des Zeltes ruhte auf einer hölzernen Stange inmitten des Zeltes, die aus zwei vermittelst einer Schraube zusammengehaltenen Teilen bestand; ihre Spitze ging durch das Centrum des Zeltkegels durch. Die Seitenwände des Kegels waren stark angespannt durch eine Menge von Schnüren, welche an Pfählen, die man in einiger Entfernung vom Zelte in die Erde eingeschlagen hatte, angebunden waren. Der Korridor war mit Pflanzen geschmückt, der Fußboden des Zeltes mit Teppichen einheimischer Fabrikation bedeckt. Dieses Zelt, das wir das „indische" genannt hatten, war von mehreren anderen kleineren und einfacheren Zelten umgeben. Ein speziell für das Zelt herbeigeleiteter Arick umfloß dasselbe von allen Seiten. Das ganze Gebiet, auf welchem sich unser kleines Lager befand, war von kleinen Aricks durchschnitten, die speziell für das Lager der Gesandtschaft aus dem nächsten großen Arick abgeleitet worden waren. Die Afghanen wollten uns offenbar in bester Weise aufnehmen und sparten nicht an Liebenswürdigkeiten. Hierzu gehörte auch die Versicherung, die uns gegeben wurde, daß wir im Notfall Lastpferde und überhaupt die nötigen Transportmittel für unser Gepäck erhalten würden. Auch die Bewirtung war eine glänzende. Wenn in Buchara der Tisch für uns zumeist beladen war mit einer ungeheueren Menge von Speisen und Getränken, die dem europäischen Geschmack nichts weniger als zusagten, so konnte man keineswegs das gleiche von der afghanischen Küche behaupten. Die Speisen waren mit mehr Kunst zubereitet, als man das in so entlegener Gegend zu erwarten berechtigt gewesen wäre. Das einheimische Beefsteak, „Schaschlick", hier „Kjabab" genannt (bei Burnes werden „Kjababs" als Früchte bezeichnet!) war geradezu vorzüglich. Ein besonderes Vergnügen bereiteten uns schließlich die marinierten

Sachen, die hier zu dem außerordentlich fein gebratenen Fleisch gereicht wurden. Die Bucharen haben keine Idee von Marinaden; die Afghanen übertreffen eben ihre Nachbarn bei weitem in der Kochkunst.

Am selbigen Tage traf ein Bote aus Kelif ein mit einem Brief von dem Beg der genannten Stadt an den Chef unserer Gesandtschaft. Der uns völlig fremde Beg brachte in diesem Brief dem ihm persönlich durchaus unbekannten General seine Glückwünsche zur bevorstehenden Reise. Der Beg folgte im gegebenen Falle vermutlich einer Anordnung des Emirs von Buchara. Es war das gewissermaßen ein Zeichen der Zeit! Der bucharische Gouverneur einer Stadt, die auf 200 Werst von uns entfernt war, entsandte einen Boten zur Begrüßung eines vorbeireisenden russischen Generals!... Der Bote wurde bei der Gesandtschaft bis zur Ankunft in Masari-Scherif zurückgehalten. Er sollte persönlich Zeuge dessen sein, wie die russische Gesandtschaft von den Afghanen empfangen wurde; er sollte dasjenige, was er gesehen, seinem Beg wiedererzählen und dieser würde solches natürlich unmittelbar dem Emir von Buchara melden.

Bis Masari-Scherif hatten wir noch zwei kleine Tagemärsche vor uns; der letzte Uebergang war von nur 15 Werst. Die Afghanen beachten nämlich die gleichen Regeln, wie die Bucharen und die Asiaten überhaupt in Bezug auf Würde und Ehrenbezeugung: auch hier heißt es: je langsamer — desto wichtiger.

Am 23. Juni betraten wir die Hauptstadt des Vilajets Tschaar oder des Afghanisch-Turkestan — Masari-Scherif. Schon tags vorher wurde mancherlei in unserem Kreise in Bezug auf den uns bevorstehenden Empfang gesprochen; die Afghanen lächelten geheimnisvoll und selbstbewußt. Der Kemnab machte uns die Mitteilung, daß die Gesandtschaft von dem gesamten Militär, das sich in Masari-Scherif und in der benachbarten Festung Tachtapul befände, werde empfangen werden. Man glaubte, daß der Lojnab selber uns mit großem Gefolge auf einem Elefanten entgegen kommen würde. Morgens um 6 Uhr bestiegen wir die Pferde und zogen nach Süd-Ost, woselbst eine dunkle Masse zu bemerken war. Die Luft war so klar, daß wir recht gut in einer Entfernung von 15 Werst zwei grüne

Kuppeln unterscheiden konnten, die aus der Menge der Gärten hervortraten. Es ist das ein „Masar“ (Kapelle), in welcher der örtlichen Sage nach die Gebeine des legendarischen Heiligen und Helden der Muselmänner, des Ali, ruhen. Die Sage beschränkt sich übrigens nicht nur auf das Tschaar-Vilajet. Auch unter der Bevölkerung der bucharischen Gebiete und im Russisch-Turkestan sind die Wallfahrten zu der angeblichen Grabstätte des Ali in Masari-Scherif sehr üblich.

Ueber die Entdeckung der Grabstätte erzählt Mir-Abdul-Kerim-Boukhari folgendes [1]): „Die Grabstätte wurde zur Regierungszeit des Sultans Hussein-Mirsa-Baikara (im Jahre 1480) entdeckt. Es war hier zur Zeit ein einfacher Erdhügel. Bedi-us-Seman-Mirsa, der damalige Gouverneur von Balch, las einst in den Chroniken (der Araber), daß an diesem Ort die Grabstätte Alis (Gott sei ihm gnädig!) sich befände. Er ließ den Erdhügel abtragen und fand das Grab; hiervon gab Seman-Mirsan seinem Vater, der sich zur Zeit in Herat befand, Nachricht. Der Sultan Hussein-Mirsa traf sofort in Balch ein und überzeugte sich persönlich von der Richtigkeit des ihm Mitgeteilten. Er ließ eine Kuppel über der Grabstätte errichten und begründete hier eine Schule und ein Kloster — eine Herberge für Pilger. Zum Unterhalt dieser Stiftungen wurden bedeutende Einkünfte von Ländereien bestimmt. An der Grabstätte setzte er die Aemter eines Aufsehers, eines Imams und eines Wächters ein und traf die Anordnung, daß allabendlich Speisen für die Pilger unentgeltlich verabreicht würden. Diese frommen Zwecken gewidmeten Gebäude, die so laut für die seelischen Vorzüge des großen Monarchen reden und die unentgeltliche Verabfolgung von Speisen an die Pilger existieren noch bis auf den heutigen Tag (d. h. im Jahre 1817, als Mir-Abdul-Kerim sein Werk verfaßte). Und wenn selbst tausend Pilger an einem Tage eintreffen würden, so hätte bestimmt ein jeder von ihnen seinen Teil an Nahrung und Geldspenden von dem Aufseher, Mutawalli, über die der Grabstätte gewidmeten Güter erhalten. Jährlich kommen hier große Mengen von Pilgern

[1]) Mir-Abdul-Kerim-Boukhari, „Histoire de l'Asie Centrale, publiée, traduite et annotée par C. Schefer.“ Paris 1876. S. 74.

zusammen aus verschiedenen Gegenden Indiens, aus Chorossan und Turkestan. Die Blinden, Geschwächten und überhaupt an verschiedenen Gebrechen Leidenden suchen hierher zu gelangen, um die Grabstätte anzubeten und manche haben hier ihre Genesung erlangt."

Bei Mirchond finden sich einige Variationen und Details in Bezug auf die Entdeckung der Grabstätte. Nach diesem Autor begab sich ein Heiliger, namens Asis-Schems-ud-Din-Mahomed, ein Nachkomme des Sultans Bajased-Bestama, im Jahre 885 der Hedschra (1480) aus Gasna nach Balch, um dem Mirsa-Baikara ein zur Regierungszeit des Seldschukenfürsten, Sultan Sendschar, verfaßtes, historisches Werk vorzuzeigen, in welchem die Angabe enthalten war, daß die Grabstätte des Ali sich in einer Entfernung von 3 Fersach (Farsakh), ein Wegmaß von 7 bis 8 Werst, von Balch, im Orte Chadscha-Chairan befinde. Die Ausgrabungen, die hier in Anwesenheit des Fürsten, der Kadi, Scherifs und anderer hochgestellter Persönlichkeiten aus Balch angestellt wurden, führte zur Entdeckung einer weißen Steinplatte, auf welcher sich folgende arabische Inschrift befand: „Es ist das die Grabstätte des Löwen Gottes, des siegreichen Ali, Sohn des Abu-Taleb; Bruderssohn des Propheten Gottes, des von Gott Gewürdigten." Der Sultan, der von dieser Entdeckung benachrichtigt wurde, begab sich selber von Herat nach Balch. Er erbaute in der Nähe der Grabstätte einen Bazar, Kaufläden und Bäder, von welchen das Einkommen der Grabstätte zufließen sollte. Zu gleichem Zwecke wurde auch ein Wasserzoll von einem der balchischen Kanäle gewidmet, der von nun an den Namen „Naher-Schahi" trug. Der Sultan entsandte jährlich der Grabstätte zum Geschenk eine Summe von 100 Tumanen ...

In der Richtung zu den Bergen hin, die sich anscheinlich unmittelbar hinter Masari-Scherif schroff emporheben, waren einige mehr oder weniger bedeutende Dorfschaften zu bemerken; stellenweise glänzten in der Sonne die weißen Mauern, mit denen einige der Dörfer umgeben waren. Eine von diesen Ortschaften, abseits vom Wege gelegen, gerade nach Süden hin von uns, war von einer langen und hohen Mauer umgeben. Es war das Tachtapul — der Hauptpunkt der afghanischen Herrschaft im Vilajet Tschaar. Die Afghanen sprachen mit Ent-

zücken von dieser Festung; ihren Worten nach war sie völlig uneinnehmbar.

Die Stadt trat indessen immer deutlicher hervor; es waren schon einzelne große Bäume zu unterscheiden; ein paar hohe Häuser erhoben ihre flachen Dächer über die Laubmasse, von welcher die Stadt umringt war — den Gärten. Bald lenkten wir von dem recht befahrenen Weg in südlicher Richtung ab und gingen nun über Stock und Stein, gerade durch die Felder. Es war ein bedauernswerter Anblick, als die schon völlig reifen, aber noch nicht abgeernteten Saaten von den mehr als 300 Pferden zertreten wurden. Die hauptsächlich mit Weizen bepflanzten Felder waren von einem dichten Aricknetz durchzogen. Mehrere der Aricks waren recht breit und tief. Beim Hinübersetzen über einen dieser Aricks glitt mein Pferd mit einem Hinterbeine aus und ich stürzte nahezu mit dem Pferde zusammen in das Wasser hinein.

Wir ritten daraufhin längs der Mauer einer kleinen Festung oder vielmehr eines einzelnen Forts. Die Mauer desselben war von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben; hinter den Schießscharten der Mauer, die eine Höhe von etwa $2\frac{1}{2}$ Sſaſchenj besaß, waren die in der Sonne blitzenden Spitzen der Bajonette der afghanischen Wachtposten zu bemerken. Am Thore des Forts, an der südöstlichen Mauerseite, befand sich ein Wachtposten von einigen Infanteristen, die vor der Gesandtschaft das Gewehr präsentierten. Bald gelangten wir wieder auf einen sehr befahrenen, breiten und ebenen Weg; an beiden Seiten desselben waren Gräben gezogen; man sah es dem Wege an, daß er auch remontiert wurde. Es war der große Landweg zwischen Masari-Scherif, Tachtapul und Balch. In einigen hundert Schritten vor uns, näher zur Stadt hin, zeigte sich afghanisches Militär, das auf beiden Seiten des Weges aufgestellt war.

Bei unserer Annäherung ritten uns zwei vornehme Afghanen mit ihrem Gefolge in schönem Galopp entgegen. Einer von den beiden war ein hochgewachsener, athletisch gebauter Mann. Er saß auf englische Manier auf seinem Vollblutaraber, einem weißen Roß mit grauen runden Flecken. Sein Kostüm bestand aus einer roten, goldgestickten Uniform mit einem roten Ordens-

band über der rechten Brust; auf dem Haupte trug er einen glänzenden Metallhelm mit einem Federbusch und einem Kettchen, das nach englischer Sitte nur bis zur Unterlippe geführt war. Ein kostbarer Säbel hing ihm an der Seite. Dieser Reiter war der „Serdar“ [1]), Feïs (Feiz)-Mahomed-Chan; er führte gegenwärtig das Kommando über das gesamte Militär, welches sich in dem Vilajet Tschaar befand. Sein Begleiter, ein Mann von mittleren Jahren, war ein hübscher Brünett von mittlerem und untersetztem Wuchse. Einen außerordentlich angenehmen Eindruck machten seine feinen, wie von dem Meißel eines Künstlers ausgearbeiteten Gesichtszüge. Bei seinem Anblick mochte man gar nicht denken, daß man einen rauhen Bergbewohner vor sich habe, einen kulturlosen Menschen. Er hatte einen schwarzen Sammetrock an, dessen Kragen und Aermel mit Gold und Posament gestickt waren. Sein Haupt war mit einem helmartigen Hut aus Sammet bedeckt, dessen Felder statt der üblichen Bänder mit einem eleganten Kaschmirgürtel umwunden waren. Seine Bewaffnung bestand aus einem außerordentlich eleganten Säbel und einem soliden Revolver. Sein feurig herumtänzelndes Pferd war ein Vollblutaraber, schneeweiß, ohne jegliche Zeichen. Es war das der älteste Sohn des Lojnabs, Kemnab, Chosch-Dil-Chan (schönes Herz — persisch).

Die beiden Würdenträger begrüßten die Gesandtschaft, nachdem sie sich ihr genähert hatten; sie reichten dem General die Hand und begrüßten die übrigen Mitglieder, indem sie die Hand an den Helm führten. In diesem Augenblick stießen die Trompeter in die Trompeten; wir vernahmen Signale — und die Soldaten riefen uns ihren Gruß zu. Nun folgten wiederum Signale, woraufhin die dem Wege nach in zwei langen Reihen aufgestellten Soldaten in der Richtung der Stadt vorwärts zu marschieren begannen. Wir passirten bei einzelnen Bataillonen vorbei, die unmittelbar am Wege aufgestellt waren, dann folgten Kavallerieregimenter und Artilleriebatterieen. Als wir uns der ersten Batterie näherten, wurden einige Salutschüsse abgegeben; bei der zweiten Batterie wiederholten sich die Schüsse. Unsere

[1]) Serdar — der Hauptchef eines bestimmten Teiles des afghanischen Volkes; ungefähr ein russischer Bojar oder Lehnsfürst aus der Zeit vor Peter I.

Pferde gerieten anfänglich bei dem plötzlichen Schießen aus den nur wenige Schritte von uns entfernten Geschützen in eine furchtbare Aufregung. Das Pferd des Generals, ein Geschenk des Begs von Schirabad, bäumte sich und sprang zur Seite. Der General konnte sich nur dadurch im Sattel halten, daß er sich an die Mähne des Rosses festklammerte. Einige der afghanischen Soldaten ergriffen das Pferd sofort beim Zügel und führten nun in dieser Weise das scheue Tier den ganzen Weg durch, der Fronte des Militärs entlang bis zu der uns angewiesenen Wohnung. Unter solchen Umständen gelangten wir bis zur Stadt. Ein neben dem Oberbefehlshaber zu Fuß hinschreitender Offizier rief von Zeit zu Zeit das Kommando, nach welchem die von beiden Seiten des Weges uns folgenden Reihen der Soldaten ihre Schritte beschleunigten oder verlangsamten.

Wir gelangten in die Stadt. Die engen und krummen Straßen waren von einer Volksmenge angefüllt, welche die hier noch nie vorher gesehenen „Urrussen" angaffte. Die vielköpfige Masse schaute aufmerksam und mit großer Neugier die fremden Leute an; keine drohende Miene war zu entdecken, nur Neugier konnte ich auf ihren Gesichtern lesen. Im Gegenteil, es schien mir, daß manche ein Wohlwollen aussprachen. Nachdem wir einige Zeit kreuz und quer in den engen und krummen Straßen geritten waren, kamen wir vor das uns angewiesene Haus. Am Thore salutierte uns die Ehrenwache.

Der allgemeine Charakter dieses Gebäudes war der gleiche wie in Karschi. Dasselbe Lehmquadrat, in mehrere kleinere Quadrate geteilt; die gleichen hohen Mauern isolieren auch hier die Bewohner des Hauses von der übrigen Welt. Allerdings unterschied sich dies Gebäude von demjenigen in Karschi dadurch, daß es räumlicher und reinlicher war. In dem inneren Hofe, der ungefähr eine halbe Desjatin Land einnahm, befanden sich zwei längliche Gebäude: eines an der nördlichen, das andere an der südlichen Seite; sie enthielten eine große Anzahl von Zimmern, die jedoch alle schlecht eingerichtet und von Möbeln nahezu entblößt waren. Die Dächer der Gebäude waren teilweise flach, teilweise kuppelförmig. Auffallend war hier der Reichtum an Schatten und Laub. Inmitten des Hofes floß ein recht breiter Arick, von Riesentschinaren beschattet. In den Ecken des Hofes

waren Blumen und Rasen zu bemerken. Unmittelbar am Arick, im Schatten der Tschinaren, war eine erhöhete Terrasse errichtet, die von einem Zeltdach überdeckt und mit Teppichen belegt war; hier wurde der Gesandtschaft bei ihrer Ankunft der Thee und der Imbiß serviert [1]).

Als wir zum Imbiß auf der Estrade Platz genommen hatten, zeigte eine Rotte der Ehrenwache, aus den Gardesoldaten des Emirs bestehend, wie wir das später erfuhren, die Gewehrgriffe. Der General fand die Manöver der Soldaten sehr gut, bemerkte aber, daß sie ein paar unnütze Griffe machten, die übrigens noch jetzt in der englischen Armee im Gebrauche sind. Daraufhin marschierten die Soldaten und zeigten die Auflösung der Linie und den Bajonettangriff. Nach alledem wünschten der Oberbefehlshaber und der Sohn des Lojnabs Kemnab der Gesandtschaft angenehme Ruhe und verließen unsere Wohnung.

Jetzt erschien auch Nasirow wieder. Wir bestürmten ihn mit Fragen in Bezug auf seine Reise. Indessen waren ihm keinerlei Abenteuer auf dem Wege zugestoßen. Er hatte die Strecke von 100 Werst, von unserem Aufenthaltsorte am Amu bis Masari-Scherif, in 24 Stunden zurückgelegt; er ritt Tag und Nacht und hatte sich nur eine kleine Rast in Karschiak gegönnt. Einige afghanische Reiter und ein Dschigit aus unserer Dienerschaft begleiteten ihn. Nach seiner Ankunft in Masari-Scherif wurde er sofort beim Lojnab vorgelassen.

„Es ist das," erzählte Nasirow, „ein hoher Greis von 60 Jahren, athletisch gebaut, mit klugem und energischem Gesichte. Er empfing mich im Bett, indem er ein Unwohlsein vorschützte. Nachdem Schir-Dil-Chan den Brief, den ich ihm übergab, entgegengenommen hatte, sprach er seine Freude über die Ankunft der russischen Gesandtschaft aus, die seinen Worten nach ein gern gesehener Gast sei. Auf meine Anfrage, warum die Gesandtschaft in ihrer Reise aufgehalten werde, antwortete er, daß er dem Emir Mitteilung in Bezug auf die Reise der Gesandtschaft nach Kabul gemacht habe, noch immer aber keine Bewilligung für die Weiterreise der Gesandtschaft besitze. Aus eigener Macht

[1]) In Afghanistan ist es nicht üblich, die Gäste mit einem großen Dostarchan zu bewirten, wie es die Bucharen thun.

der Gesandtschaft die Weiterreise von Masari-Scherif zu gestatten, vermöge er, der Lojnab, nicht. „Glauben Sie aber nicht," meinte er, „daß die Hindernisse, die der Gesandtschaft entgegengestellt werden, das Ergebnis einer feindlichen Stimmung der afghanischen Obrigkeit sind. Nach einigem Aufenthalt hier werden Sie sich von meinem Wohlwollen, sowie von dem freundschaftlichen Verhältnis der Afghanen überhaupt zu Ihnen, unseren Gästen, überzeugen können. Sie werden mit denjenigen Ehren empfangen werden, wie sie einer Gesandtschaft des mächtigen Reiches des Weißen Zaren würdig sind. Bleiben Sie hier einige Zeit, betrachten Sie sich als meine Gäste, bis die Bewilligung des Emirs, die ja zweifellos nicht lange ausbleiben wird, anlangt. Wenn nun aber die Gesandtschaft genötigt gewesen war, am Ufer des Amu zwei Tage in Erwartung einer zu Ihrer Begleitung genügenden Eskorte zu verharren, so war das durch die Notwendigkeit bedingt. Die Mehrzahl der Afghanen wird ja gewiß den russischen Gästen mit Herzlichkeit entgegenkommen, es könnten sich aber immerhin auch böse Leute finden, die der russischen Gesandtschaft Schaden zufügen möchten — sei's aus eignem Unverstand oder unter dem Einfluß anderer Leute, in deren Interesse es liegen würde, zwischen Afghanen und Russen Unfrieden zu stiften. Als treuer Diener des Emirs bin ich verpflichtet, ihm die russischen Gesandten wohlerhalten zuzustellen und auch den geringfügigsten Anlaß zu einer Unzufriedenheit von ihnen abzuwenden zu suchen."

Das nun erzählte uns Nasirow. Wir mußten den vernünftigen Ansichten des Schir-Dil-Chans beistimmen. Bemerkenswert schien uns der Gedanke, daß es in Afghanistan Leute geben könnte, denen etwas daran läge, zwischen den Afghanen und den Russen Unfrieden zu stiften. Man konnte diesen Satz füglichst so interpretieren, daß man unter den „Leuten" die englischen Spione und Agenten verstand [1]). Nasirow fügte ferner noch hinzu, daß Schir-Dil-Chan zuvor die Absicht gehabt hatte, selber der Gesandtschaft entgegenzukommen, hiervon aber wegen seiner Krankheit abzustehen genötigt war. Nasirow selber war von den Afghanen

[1]) Späterhin hatten wir öfters Gelegenheit in den Kreisen der afghanischen Regierung von mancherlei Seiten solche Befürchtungen zu vernehmen; inwiefern diese begründet waren, wird der Leser später ersehen.

mit außerordentlicher Zuvorkommenheit behandelt, wenngleich er sich stets unter wachsamer Aufsicht einer Ehrenwache befand. Er hatte in Masari-Scherif auch davon gehört, daß sich daselbst momentan die Gesandten des Emirs von Buchara aufhielten.

Der ganze darauffolgende Tag verging für uns recht unbemerkt. Wir ruheten uns von der Reise aus, schrieben Briefe nach Taschkent; der Topograph machte sich an die Ausarbeitung seiner Marschroute — kurzum ein jeder war in seiner Art beschäftigt. Die Stille und Ruhe, die in unserem kleinen Lager herrschten, wurde nur durch den Debir-ul-Mulk oder noch häufiger durch Mossin-Chan unterbrochen, die bei uns vorsprachen. Die Begrüßungen: „Dschernel-Saib! Kernel!" (General Colonel — englisch), die der letztere aus vollem Halse auszurufen pflegte, verrieten ihn schon von weitem. Wenn er mich begrüßen wollte, so fügte er zu den erwähnten zwei Begrüßungen noch die dritte hinzu: „Doktor-Saib!" Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft wurden seltsamerweise keiner Begrüßung von ihm gewürdigt; ich glaube, Mossin-Chan konnte einfach nicht alle Namen im Gedächtnis behalten. Er besuchte die Gesandtschaft regelmäßig jeden Tag — morgens, mittags und abends — und erkundigte sich gewöhnlich darnach, ob es der Gesandtschaft gut gehe, ob genügend Nahrungsmittel vorhanden wären u. dgl. m. Es oblag ihm auch unter anderem die Aufsicht über die Ehrenwachen, welche an allen Aus- und Eingängen unseres Hauses aufgestellt waren. Hinter jeder Mauer und an jeder Ecke unseres Lehmquadrats, das den stolzen Namen eines „Palastes" des General-Gouverneurs des Tschaar-Bilajets führte, waren Haufen von Infanteristen zu bemerken. Es war übrigens recht wahrscheinlich, daß dieser Palast vor unserer Ankunft vornehmlich von dem weiblichen Teile der Familie des Lojnabs bewohnt gewesen war. Es sprachen hierfür die Blumenbeete vor einem der Gebäude und eine Baumgruppe auf grünem Rasen in einer Ecke des Quadrates — Erscheinungen, die im allgemeinen den centralasiatischen Gebäuden nicht eigen sind; den Stadtwohnungen, die den Europäer gewöhnlich durch Mangel an Komfort überraschen, fehlt jedes Pflanzengrün; die Landwohnungen sind dagegen reich mit Pflanzen ausgestattet. Meine Vermutungen begründeten sich jedoch hauptsächlich darauf, daß in dem südlichen Gebäude mehrere Zimmer

mit Blumenbouquets und verschiedenen Figuren bunt bemalt waren. Die Simse waren mit persischen Sprüchen geschmückt. Einer von den Sprüchen lautete: „Um seiner Schönheit wegen wird dies Gemach selbst von der Sonne beneidet.“ Die weißen Fensterpfeiler waren an mehreren Stellen mit Aufschriften versehen; es waren das Gedichte — die Früchte der centralasiatischen Muse. Seltsam genug machten sich einige „en pendant“ hierzu an den Wänden aufgeklebte Papierstreifen, auf denen in russischer Sprache zu lesen war: „russische Zucker-Raffinade“ oder „russische Zuckerkand-Raffinade“; daneben befand sich auch die Abbildung der entsprechenden Fabrik mit einem Garten und ein paar Frauenfiguren darin; dann folgten Bilderchen von den Enveloppen der Kopeken-Konfekts, die in der Heimat so sehr bei den niederen Volksschichten verbreitet sind. Unsere vaterländischen Fabrikate standen hier offenbar nicht minder in Ehren, wie in einem beliebigen russischen Dorfe, im Haus etwa eines Vater Diakonus oder eines vermögenden Bauern, wo, wie bekannt, die Fensterpfosten, besonders aber die Rahmen der schiefen und krummen Spiegel reichlich mit solchen „Portraits“ von Konfekten „geschmückt“ sind. Es freuete mich, daß die russische Zuckerkand-Raffinade so ferne Wege gefunden hatte; späterhin bekamen wir übrigens auch noch andere unserer Handelsartikel auf den hiesigen Märkten zu sehen, die augenscheinlich guten Absatz fanden.

Das bunteste von den Zimmern, eben dasjenige, welches „um seiner Schönheit wegen selbst von der Sonne beneidet wurde“, hatte sich der Topograph zu seinen Arbeiten auserlesen. Hier versteckte er sich, um über seiner ungeheuer langen Marschroute tagelang gebeugt zu sitzen; er versteckte sich bei seiner Arbeit im vollen Sinne des Wortes. Nachdem es nämlich festgestellt war, daß wir hier einige Tage zu verbringen hatten, machte der Topograph in seinem Pflichteifer dem General die Mitteilung, daß er hier die Entwürfe der Marschroute aus den Tagebüchern in einer allgemeinen Linie aufzunehmen gedenke. Der General hingegen untersagte ihm das kategorisch, indem er befürchtete, daß die Afghanen ihn bei einer solchen Arbeit überraschen könnten. Nun hatte der Topograph sich auf eigenes Risiko hin an die Ausarbeitung seiner Marschroute gemacht, mußte sich aber dabei nicht nur vor den Afghanen, sondern auch vor dem General verstecken.

Der für den 25. Juni angesetzte Besuch der Gesandtschaft bei dem Lojnab konnte nicht zustande kommen, weil das Unwohlsein des letzteren sich von Tag zu Tag steigerte. Indessen zeigten weder der Debir-ul-Mulk, noch auch die anderen Afghanen irgend welche Befürchtungen in Bezug auf den Ausgang dieser Krankheit. Im Gegenteil, sie sprachen alle ihre Hoffnungen auf seine baldige Genesung aus. Der General bot ihnen zwar meine Dienste an, sie lehnten jedoch sein Anerbieten ab, indem sie die Krankheit nicht für so gefährlich hielten, daß die Einmischung eines fremden Arztes erforderlich gewesen wäre. Selbstverständlich bestanden weder ich noch der General weiter darauf, daß man mich zur Behandlung des Lojnabs hinzuzog.

Den 26. Juni wurde die Gesandtschaft durch den Sohn des Lojnabs, Chosch-Dil-Chan, in den Palast eingeladen. In voller Parade-Uniform bestiegen wir unsere Rosse und begaben uns in Begleitung des Debirs, Mossin-Chans und der Leibwache des Lojnabs auf den Weg. Die Gardesoldaten waren in blauen Tuchuniformen und eben solchen Hosen; als Kopfbedeckung trugen sie abgestumpfte, kegelförmige Mützen, auf denen vier halbmondförmige, weiße Pelzstreifen, je zu einem auf jeder Seite der Mütze angenäht waren, vorn an der Mütze waren noch gelbe, wollene Kügelchen angebracht; die Uniformen waren mit gelben Tuchepauletten ohne Aufschrift versehen. Die Soldaten waren mit Vorderladern, mit gezogenen Büchsen bewaffnet; außerdem trugen sie noch lange Messer im Gürtel an der linken Seite. Am meisten fiel mir die Fußbekleidung der Soldaten auf, mit der ich mich auch später noch lange Zeit nicht versöhnen konnte. Eine häßlichere Fußbekleidung könnten vielleicht nur die Savoyer in ihrem Sabot aufweisen. Man denke sich plumpe Schuhe aus dickem, grobem Leder, welches nie geschmiert wird; die Spitze und das Hackenleder der Schuhe sind nach oben aufgebogen; die dicke und eisenharte Sohle ist mit großen Eisennägeln beschlagen. In einem derartigen Unding wird der Fuß wie von Klammern zusammengepreßt. Ein Marsch von einigen 5 Werst in derartigen Schuhen genügt, um die Füße blutig abzureiben; es kann das um so leichter geschehen, als ja die Afghanen die Schuhe auf bloßem Fuß tragen, ohne dabei von Fußlappen, geschweige denn von Strümpfen Gebrauch zu machen. Zu bemerken

ist es übrigens, daß nur die Soldaten eine derartige Fußbekleidung haben und zwar nur die Infanteristen; die Kavalleristen haben Stiefel, wenngleich aus ebenso grobem und ungeschwärztem Leder. Uebrigens halten die Afghanen ihre Fußbekleidung für sehr geeignet, namentlich für Bergtouren; ich kann mir dieses nur dadurch erklären, daß die großen Nägelköpfe, mit denen die Sohlen der Schuhe beschlagen sind, dem Fuß auf den glatten Bergpfaden eine gute Stütze gewähren. Die Haut auf dem Fuße eines afghanischen Infanteristen muß aber so sehr abgehärtet sein, daß er ohne jeglichen Nachteil das Reiben dieser Schuhe ertragen kann.

Der Palast des Lojnab war gerade 1000 Schritte von unserer Wohnung entfernt. Ein großer Teil dieses Abstandes wurde durch ein Kleefeld[1]) eingenommen. Gleich hinter dem Felde, gerade gegen Norden, erhob sich eine Lehmmauer, die äußere Mauer der Wohnung des Lojnabs. Durch ein weites Thor traten wir in einen recht großen, aber noch jungen Garten ein, der sehr regelmäßig entworfen war und festgestampfte Wege besaß. Wir ritten im Garten weiter, bis wir auf einen offenen Platz gelangten, der sich vor zwei großen sorgfältig übertünchten Gebäuden erstreckte; das westliche Gebäude war zweistöckig mit einem Türmchen auf dem flachen Dache; gerade vor uns in etwa 50 Schritt befand sich eine Gruppe von Riesentschinaren, die ein kleines mit fließendem Wasser gefülltes Bassin umstanden. Hier im Schatten dieser Riesen war ein Zeltdach errichtet, unter welchem uns der Kemnab Chosch-Dil-Chan erwartete.

Wir stiegen von unseren Pferden ab, übergaben sie der uns folgenden Dienerschaft und gingen, von einem Dutzend Kosaken gefolgt, auf die Tschinaren-Gruppe zu. Chosch-Dil-Chan machte uns einige Schritte entgegen, begrüßte uns, indem er einem jeden die Hand reichte, und forderte uns auf, unter dem Zeltdach Platz zu nehmen. Hier standen einige Sessel von sehr einfacher Konstruktion; aber ihre Zahl war für uns ungenügend. Der Mangel an Sesseln wurde allem Anschein nach nur mit großer Schwierigkeit ersetzt. Der Debir nahm an der Seite des Kemnabs Platz, Mossin-Chan blieb aber in ehrerbietiger Entfernung von uns stehen.

---

[1]) Vermutlich Luzerne, Medicago sativa, welche in Turkestan gewöhnlich kurzweg als Klee bezeichnet wird. Anm. d. Ueb.

Es war ein klarer und heißer Tag. Kein Lüftchen regte sich. Nicht einmal die leichtbeweglichen, schöngeschnittenen Blätter der Tschinaren unterbrachen durch ihr „Geflüster" die Stille des von Sonnenlicht erfüllten Tages. Desto vernehmlicher schallten die gleichmäßigen Schritte der afghanischen Wachen, die an den Gebäuden und längs den Mauern des Gartens hin und her marschierten. Zwischen dem General und Chosch-Dil-Chan entspann sich bald ein lebhaftes Gespräch. Der General bediente sich hierbei nur selten der Aushilfe des Dolmetschers. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, die keine Idee vom Persischen hatten, mußten sich lediglich auf die Betrachtung der Unterredenden beschränken. Ich hatte das Glück, an der Seite von Samaan-Beg zu sitzen, der mir das ganze Gespräch nahezu wörtlich übersetzte.

Chosch-Dil-Chan teilte uns mit, daß die Krankheit des Lojnabs sich leider in die Länge ziehe und daß keine Besserung zu bemerken sei. „Aber," sagte er, „Insch-Allah (mit Hilfe Gottes) wird die Krankheit bald überwunden sein." Chosch-Dil-Chan erzählte ferner, daß nach der Behauptung der einheimischen Aerzte der 9. Tag der Krankheit sehr wichtig sei; sollte dieser Tag ohne besondere Folgen vorübergehen, so müßte die Entscheidung am 11. oder 14. Tag kommen; bei günstigem Ausgang der Krankheit schwitzt der Kranke stark in diesen Tagen und schläft daraufhin viel. „Gegenwärtig," fuhr er fort, „liegt der Lojnab bewußtlos und nimmt keinerlei Speise zu sich."

Mich interessierte diese Krankheit und ich bot darum nochmals meine Dienste an; der General machte von neuem Chosch-Dil-Chan den Vorschlag, mich zu Rate zu ziehen; wir konnten jedoch auch diesmal nicht das Erwünschte durchsetzen.

„Wir haben ja selber gute Aerzte," sagte Chosch-Dil-Chan, „sie versprechen, den Kranken in einigen Tagen auf die Beine zu bringen."

Der General glaubte die Kunst der einheimischen Aerzte bezweifeln zu müssen und bestand noch immer auf meiner Beteiligung an der Behandlung des Kranken.

„Hören Sie, Dschernel-Saib," antwortete darauf Chosch-Dil-Chan. „Ich zweifle nicht daran, daß Ihre Aerzte mehr als die unsrigen verstehen; ich halte es aber doch für unpassend,

Ihren Arzt zu meinem Kranken zu rufen, und zwar aus folgenden Gründen: unsere Aerzte könnten sich beleidigt fühlen durch das Eindringen eines fremden Arztes in das Gebiet ihrer Thätigkeit und würden von jeder weiteren Behandlung des Kranken abstehen. Was werden wir aber dann nach Ihrer Abreise machen?"

Die von Chosch-Dil-Chan vorgeführte Bemerkung war wirklich sehr gewichtig. Die einheimischen Aerzte hätten meine Einmischung gewiß mißmutig aufgenommen. Der General bestand darum nicht weiter auf unserem Vorschlag.

Inzwischen wurde von dem „Tschaitschi" oder „Tschai-Chan", so heißt die Persönlichkeit, welcher die Zubereitung des Thees obliegt, allen Gästen der aromatische Aufguß des grünen Thees — in Tassen russischen Fabrikats von Kornilow — herum gereicht. Zu bemerken ist es, daß die Afghanen, sowie auch die Bucharen, fast ausschließlich grünen Thee und zwar in großen Quantitäten trinken; hingegen sprechen sie mit Verachtung von unserem schwarzen „Famille"-Thee, wie sie ihn nennen. Beim Thee kam man von neuem auf die Reise der Gesandtschaft nach Kabul zu sprechen. Chosch-Dil-Chan wiederholte die Versicherung, daß der Emir Schir-Ali-Chan gewiß sehr erfreuet sein werde, die russischen Gäste zu empfangen. Er fügte noch hinzu, daß aller Wahrscheinlichkeit nach der Lojnab selber die Gesandtschaft nach Kabul begleiten werde, da er nach dem Urteil der einheimischen Aerzte zweifellos seiner Genesung entgegengehe. Der Lojnab mußte, wie der Kemnab erzählte, ohnehin nach Kabul in eigner Angelegenheit reisen: er hatte nämlich dem Emir Schir-Ali-Chan die Jahresabgaben von dem Vilajet Tschaar zuzustellen. Diese Abgaben waren recht bedeutend. Es waren das einige tausend Pferde, 800 Kamele und ein „Lack" [1]) Rupien. Diese Zahlen könnten übrigens noch einigem Zweifel unterliegen. Späterhin habe ich von vertrauensvollen Personen in Erfahrung gebracht, daß die gesamte Summe der Abgaben, die die Bevölkerung von Afghanisch-Turkestan dem afghanischen Emir zahlt — die Ausgaben für Lokaladministration inbegriffen — an 3 000 000 Rupien reicht (eine Rupie = 60 Kop.).

---

[1]) Lack — die einheimische Bezeichnung für 100 000. 100 Lacks machen einen „Kurur" aus = 10 000 000.

Wir nahmen Abschied von Chosch-Dil-Chan, nachdem wir dem Lojnab eine baldige Genesung gewünscht hatten, und kehrten auf gleichem Wege in unser von der Sonne stark erhitztes Lehmquadrat zurück. Es vergingen noch zwei Tage nach diesem Besuch; die Gesandtschaft verharrte in ungeduldiger Erwartung der Nachrichten aus Kabul. Wir versuchten sogar, auszurechnen, wo sich gegenwärtig der Postbote befinden möchte; wir hielten uns dabei an folgende Angaben: den Versicherungen der Afghanen gemäß, konnte der Postbote die Entfernung von Masari-Scherif bis Kabul — etwa 550 Werst — in drei Tagen zurücklegen. Wir berechneten nun: drei Tage für die Hinreise, drei Tage für die Rückreise, zwei Tage — wahrscheinlicher Aufenthalt in Kabul — also im ganzen acht Tage. Sechs Tage waren bereits verflossen, seitdem dem Emir die Nachricht von der Ankunft der Gesandtschaft zugeschickt worden war. Augenscheinlich hatten wir also nur noch zwei Tage zu warten. Es zeigte sich jedoch, daß unsere Berechnungen irrig waren: statt der zwei Tage hatten wir in dem „Lehmpalast" unter der Obhut der Ehrenwache volle zehn Tage zu verbringen.

Ein Tag verging nach dem anderen. Es wurde nachgerade recht langweilig, in dem von einer dreifachen Mauer umgebenen Quadrat zu hocken, ohne dabei irgendwie hinauszukommen. Von den terrassenförmigen Dächern unserer Wohnung, auf denen man sehr bequem spazieren konnte, eröffnete sich eine Aussicht auf die Stadt und die Umgebung. Weit in die Runde um unsere Wohnung herum erstreckte sich eine grüne Insel, reich an Baumwuchs. Aus dem Dickicht der Gärten schaueten die kuppelförmigen und flachen Dächer der Häuser hervor. Die ganze Stadt sah einem Bienenstand nicht unähnlich; die Häuser standen wie Bienenkörbe da. Zum Süden hin in etwa 20 Werst von der Stadt beginnen in schroffen Strebemauern die Höhen des Paropamisus, durch den Meridian von Balch in zwei Teile gespalten. Die dunklen, rauhen, übereinandergetürmten Felsmassen erheben ihre Gipfel bis zu bedeutenden Höhen, wenngleich sie noch lange nicht die Schneelinie erreichen. Im Nordost und teilweise im Westen wird die Stadt von der toten, unabsehbaren Turaner Wüste umfangen.

Ich und einige andere Mitglieder der Gesandtschaft verspürten nicht geringe Lust, einen Spaziergang in der Stadt und

in der Umgebung zu machen. Namentlich die Stadt interessierte mich sehr: es war das ja die erste afghanische Stadt, die wir zu sehen bekamen. Eine Menge von Fragen, die sich bei dieser Gelegenheit aufstellen ließen, mußten auf praktischem Wege gelöst werden. Es war interessant, die hiesigen Bazars, Märkte, Medresse, schließlich die Kasernen zu besuchen. Diese Wünsche wurden jedoch nicht realisiert. Der General wollte durchaus nichts von Spaziergängen in der Stadt wissen: er fürchtete den Fanatismus der Bevölkerung, durch welchen diese gegen Europäer überhaupt, ganz abgesehen von der Nation derselben, feindselig gestimmt sein sollten. Der Debir und Mossin-Chan wiederholten das Nämliche. Es blieb uns also weiter nichts übrig, als unausgesetzt die ganze Zeit über in unseren vier Wänden zu verharren.

Der 27. Juni brachte uns eine Ueberraschung und zwar von sehr unangenehmer Art: an diesem Tage starb der Lojnab Schir-Dil-Chan. Ich sage — eine Ueberraschung, denn die Afghanen hatten die Gefährlichkeit seines Zustandes sorgsam vor uns verhehlt; sie versicherten im Gegenteil beständig, daß der Kranke bald genesen werde. „In zwei bis drei Tagen wird der Lojnab-Saib das Vergnügen haben, unsere Gäste nach Kabul zu begleiten," so sprachen sie noch tags vor seinem Tode. Jetzt aber galt es für uns, dem Lojnab ein Geleit zu geben in das Gebiet der ewigen Schwelgereien, der ewigen ununterbrochenen Lustbarkeiten, als welches sich die Muselmänner das Jenseits denken.

Mit dem Tode des Lojnabs war aber auch ein neues Hindernis für unsere Reise nach Kabul aufgetreten. Der Debir sprach davon, daß wir jetzt, selbst wenn eine Bewilligung von Schir-Ali-Chan für die Weiterreise der Gesandtschaft eintreffen sollte, doch noch einige Tage in Masari-Scherif, bis zur Einsetzung eines neuen Lojnabs, zu verweilen haben würden. Es wurde davon gesprochen, daß nach dem Tode des Lojnabs sein ganzes Vermögen sequestriert und von der Schatzkammer des Emirs eingezogen worden sei; und daß es ganz von dem Willen des Emirs abhänge, das Vermögen den Erben des Lojnabs zurückzugeben oder es zu behalten; im letzteren Falle würde die verwaiste Familie in ihren Existenzmitteln stark eingeschränkt worden sein, wenn nicht gerade der Emir den Söhnen des Verstorbenen irgend-

welche hohe Posten in der Administration des Reiches verleihen würde. Auf den Posten des Lojnabs gab es mehrere Kandidaten, unter welchen sich auch der ältere Sohn des Lojnabs, Kemnab Choschs-Dil-Chan befand. Denselben Gerüchten zufolge stand es mit seinen Aussichten darauf, daß die Würde seines Vaters auf ihn übergehen werde, sehr schlimm; obgleich diejenigen, die seinen Erfolg bezweifelten, unmittelbar hinzufügten, daß Schir-Dil-Chan dem Emir Schir-Ali-Chan nicht nur ein leiblicher Onkel, sondern auch ein inniger und ergebener Freund gewesen war. Zudem war Choschs-Dil-Chan mit einer Tochter des Emirs von seiner Lieblingsfrau verheiratet. Selbstverständlich mußten die genannten Umstände die Chancen Choschs-Dil-Chans verstärken. Der Debir, der ja die rechte Hand des Verstorbenen gewesen war, schien seinerseits die Hoffnung zu hegen, daß auch er ein unumschränkter Herrscher des Vilajets Tschaar werden könnte, wenngleich er diesen Gedanken sorgsam in den zahlreichen Falten seines Schlafturbans verbarg.

Mit dem Tode des Lojnabs wurden wir sogar des geringen Vergnügens beraubt, welches wir an den nur schwach in unserer Wohnung zu vernehmenden Tönen der afghanischen Musik fanden, welche vor dem Palast des Lojnabs morgens und abends spielte. Nach den einzelnen Bruchstücken, die zu uns gelangten, konnten wir erraten, daß die Musikanten gewöhnlich den persischen Marsch spielten. Nach dem Tode des Lojnabs schwieg das Orchester und nur die hellen Töne der Trompete waren es, welche unausgesetzt Tag aus Tag ein die Reveille und Retraite verkündeten.

Auch in unserem Quadrat herrschte eine Stille. Der Gesang der Kosaken, mit dem sie hin und wieder sich selber und auch uns ungehindert ergötzt hatten, war jetzt ebenfalls verstummt.

Am Abend des Tages, an dem der Lojnab verschieden war, überraschten mich gegen 5 Uhr mittags, zur Zeit des „Namaz Diger", die seltsamen, ungewöhnlich wilden Rufe des Muezzins auf den Text „La illahi il Allah Akbar." Es schienen diese Töne tiefen Schmerz, Kummer und Verzweiflung auszudrücken. Es war das ein Gemisch von Jammergeschrei und Schluchzen. Die Rufe wiederholten sich einige male und verhallten darauf in

der Grabesstille, die sofort bei den ersten Tönen dieser furchtbar wimmernden Stimme in der Stadt eingetreten war. Damals konnte ich mir diese Erscheinung nicht recht erklären. Samaan-Beg, dessen ich mich als Dolmetscher für den Orient oder richtiger für Central-Asien zu bedienen pflegte, war gegenwärtig fieberkrank; ich wollte ihn mit meinen Fragen nicht belästigen.

Wir führten nach wie vor ein monotones Leben in unseren vier Wänden. Der frühere Harem war sozusagen zu einem Kloster geworden. Der „Naturforscher" kam nicht aus seinem bunten Zimmer heraus. M. trieb sich bald in einer Ecke, bald in der anderen herum, und vermochte absolut nicht eine seiner kolossal entwickelten Beweglichkeit entsprechende Beschäftigung zu finden.

Einige Abwechslung brachte in unser Leben unser Reisegefährte, Dschemadar-Tjurja, hinein. Er wohnte gegenwärtig mit der Gesandtschaft in dem gleichen Hause, nur in einem anderen Hof. Indem er den Hof unseres Quadrats betrat, pflegte er in seinem tiefen Baß nur ein einziges Wort auszurufen: „Samaan-Beg". Es empfingen ihn dann alle Mitglieder der Gesandtschaft mit verschiedenen Begrüßungen und Rufen. Wenn der General sich auf der Estrade befand, so rief er sofort: „achwali schuma?" (d. h. wie befinden Sie sich?), wobei er, wahrscheinlich in unbewußter Nachahmung der Baßstimme Dschemadars, seiner Stimme eine männlichere Intonation, als sie ihr sonst eigen war, zu verleihen suchte. Wenn der General sich im Zimmer befand, so schauete er aus dem Fenster heraus und rief ihm die gleiche Begrüßung zu. Der ehrenwerte Dschemadar antwortete gewöhnlich: „alham-djül-il-lah-achwal-bachair, General-Saib?" (d. h. Gott sei Dank; wie steht's mit Ihrem Befinden, General-Saib?). — Ja sogar der „Naturforscher", der aus seinem geheimen Zimmer mit dem Lineal in der einen und dem Zirkel in der anderen Hand hervorschauete, pflegte bei dieser Gelegenheit sich Luft zu machen mit einem Ausruf, den er wahrscheinlich an die Wände — da er sich gewöhnlich allein im Zimmer befand — oder an seine Marschroute adressierte: „da kommt der „Riesenkerl", der Dschemadar, um sich mit Samaan-Beg im Schachspiel zu messen"; daraufhin begannen in seinen Händen der Zirkel von neuem die Kreise zu umschreiben und der Winkelmesser Winkel und Grade zu verzeichnen.

Nun stieg Samaan-Beg würdevoll die Stufen der Treppe hinunter und begrüßte Dschemadar. Dschemadar wurde stets von „seinem Schatten", einem Kaschgaren, begleitet, welcher ihm aus Dschitischar gefolgt war — ein Mann in verschmutztem Chalat, barfuß und mit einem ungeheueren, gestreiften Turban auf dem Haupte; dieser Schatten hieß Mullah Jakub und führte beständig das Schachbrett und den „Tschilim" mit sich. Bald nach dem Eintreffen Dschemadars wurde das Schachbrett aufgestellt, der Tschilim begann energisch zu paffen und gab dichte Rauchwolken von sich; nach einigen Minuten war bereits das Schlachtfeld mit Leichen von „Pjade", „Asp" (von Bauern und Springern) und anderen Waffen der Schachspielarmee bedeckt.

Auch M. geriet bald auf eine seinem Geschmack zusagende Thätigkeit. Ihm allein hatten wir es zu verdanken, daß einige von den Vorräten aus der Feldküche der Gesandtschaft nicht unnütz zugrunde gegangen waren und daß die Weine nicht sauer wurden, was bei einer so heißen Witterung sehr leicht passieren konnte. Ihm gebührt das Verdienst, wenn gegenwärtig der Xeres, Lafitte und Chartreuse, die bisher in einem der Koffer unseres Gepäcks vergessen lagen, das Tageslicht erblicken und die Luft des heiligen Grabes des Ali genießen konnten. Ich möchte auch nicht gerade sagen, daß es unzeitig und nicht am Platze gewesen war, wenn auf unserem Tisch neben den Schaschlicks und den Pilaws auch Pickles, Käse, Sauce-Kabul — von welcher, d. h. von der Sauce, man übrigens in Kabul keinen Begriff hat — und tutti quanti in dieser Art erschienen. M. hatte auch den Versuch gemacht, an gewisse schwarze und weiße, gar dauerhaft verkorkte und mit Harz und Gips versiegelte Flaschenhälse zu gelangen, leider aber erfolglos; er hatte vermutlich die Richtung verloren, da er sich wohl kaum bei seinen kolonialen Exkursionen eines Kompasses bediente. Nach dem Essen brachte M. zum Nachtisch, welcher jetzt ausschließlich aus Trauben bestand, da die Zeit der Aprikosen und Pfirsiche hier gegenwärtig schon vorüber war, stets eine Menge von Geschichtchen und Anekdoten vor; ob er sie nun aus seinem Gedächtnis oder aus seiner Einbildungskraft schöpfte, war schwer zu entscheiden; jedenfalls spielte er in den meisten von ihnen eine hervorragende Rolle. Uebrigens zweifle ich auch gar nicht daran, daß ihm bei vielen von seinen Geschichten

in Wirklichkeit eine Rolle zugekommen war: er war faſt in allen Ländern Europas geweſen; er figurierte eine zeitlang, glaube ich, als Konſul oder ſonſt etwas in dieſer Art in Marokko oder Tunis oder ſonſt irgend einem unciviliſierten Lande Afrikas; er hatte die ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechtes aller Länder und Raſſen bis auf's genaueſte ſtudiert. Seine Nachtiſcherzählungen brachten ſogar den Oberſt aus ſeiner neutralen Stellung und wandelten den unerſchütterlichen Ernſt desſelben in die ungezwungenſte Heiterkeit um.

Und doch hatten wir viele Zeit, wo wir nichts anzufangen wußten und, was die Hauptſache war, wo wir uns langweilten. Ich habe in dieſen Tagen von A bis Z das Buch von Grigorjew „Kabuliſtan und Kaffiriſtan“ und Burnes „Kabul“ durchgeleſen; ich verſuchte mich ſogar an den „Feldzügen Alexanders des Großen“ von Curtius, in franzöſiſcher Ueberſetzung. Das füllte mir aber die Zeit noch immer nicht aus. Ich hatte mir viele perſiſche Worte, die mir der General mündlich angab, notiert und einſtudiert. Ich machte mich an die perſiſche Grammatik mit franzöſiſchem Text, die ſich beim General vorgefunden hatte. Bald jedoch wurde meine Aufmerkſamkeit nach einer anderen Richtung abgelenkt. Die Eingebornen begannen ſich mit ihren verſchiedenen Krankheiten an mich zu wenden. Ich hielt gegen niemand zurück und that mein Möglichſtes. Ich hatte nur eines zu bedauern, daß nämlich Fälle vorkamen, wo ich beim beſten Willen nicht zu helfen imſtande war. Zu dieſer Kategorie gehörte unter anderem folgender Fall: Man bringt zu mir einen jungen Mann von 23 Jahren. Eine erdfahle Geſichtsfarbe; eine fleckige dunkle Röte in der Gegend der Jochbogen; fieberhaft glänzende, tief in den Orbiten liegende Augen; ein nahezu völliger Mangel an Unterhautfett; ſchlaff herunterhängende Extremitäten — alles das ließ ſofort auf irgend eine ſchwere, chroniſche Krankheit dieſes Subjekts ſchließen. Die nähere Unterſuchung gab genügende Anhaltspunkte, um die Diagnoſe auf pneumonia catarrhalis chronica zu ſtellen. Der Kranke war ein Neffe des verſtorbenen Lojnabs. Da nun früher der Lojnab meine Hilfe trotz mehrfachen Drängens von Seiten des Generals abgelehnt hatte, ſo hielt ich mich zur Vorausſetzung berechtigt, daß der Kranke nur in äußerſter Not und vielleicht

nach langem, innerem Kampfe den Entschluß gefaßt hatte, bei dem fremden „Kaffiren"-Arzte vorzusprechen. Es war klar, daß die einheimischen Quacksalber bei all dem Eigendünkel ihrer Unwissenheit, die Hoffnung auf einen guten Ausgang seiner Krankheit aufgegeben hatten. Es war aber auch nicht minder klar, daß meine Lage im vorliegenden Fall eine fatale war. Es mußte unbedingt der Unterschied zwischen einem einheimischen Quacksalber und einem europäischen Arzt zur Schau kommen. Mein ganzes Renommee bei den Eingebornen hing von dem Erfolg dieser Kur ab; das Subjekt aber, das als Probestein für meine Leistungen zu dienen hatte, war zum Unglück ein ganz unpassendes. Es blieb mir im vorliegenden Fall nichts anderes übrig, als auf einen wenn auch ganz vorübergehenden Effekt zu zielen. Ich ließ die ganze medicinische Artillerie spielen, mit welcher man bei solchen Fällen auszurücken pflegt. Unter anderem riet ich dem Kranken, daß er seinen Aufenthaltsort verändern möge. In den Ausläufern des Paropamisus war es wohl möglich, ein recht hochgelegenes Thal mit einem genügend gleichmäßigen Klima zu finden. Es war aber viel leichter, den Rat zu erteilen, als dem Kranken und seinen Anverwandten beizubringen, welche Gegenden sich für diesen Zweck eignen würden. Ich konnte doch nicht die Höhe der Gegend in Fuß bestimmen, denn die Leute haben gar keinen Begriff von derartigen Angaben. Andererseits konnte ich auch nicht, wenn ich von der Gleichmäßigkeit des Klimas redete, auf das Maximum und Minimum der Temperatur hinweisen; auch davon hatten sie nicht mehr Begriff, als von dem Vorhergehenden. Jedoch kam die Sache Dank der Hilfe der beiden Dolmetscher und auch des Generals, nach einigen Minuten offenbar in Ordnung. Ich erteilte dem Kranken ferner den Rat, nach seiner Uebersiedlung an den neuen Ort, „Kumiß" (gegohrene Stutenmilch) zu trinken; mein Vorschlag erregte aber nur Staunen von Seiten des Kranken und seiner Anverwandten. Es erwies sich, daß die ehrenwerten Söhne Afghanistans absolut keine Idee von „Kumiß" hatten. Einer von ihnen fragte sogar: „ist das vielleicht Ayran?" ... Ich mußte ihnen also erklären, was Kumiß sei, wie man ihn zubereite, genieße u. dgl. m. Schließlich riß mir die Geduld und ich äußerte meinerseits meine Verwunderung darüber, daß den Afghanen der Kumiß unbekannt sei.

„Es wohnen doch so viele Usbegen in Euerem Reich," sagte ich, „besonders in dem Vilajet Tschaar. Wissen denn die Afghanen nicht, daß die Usbegen Kumiß bereiten?"

Ich erhielt eine verneinende Antwort und dabei noch eine verächtliche Bemerkung in Bezug auf die Usbegen.

Dessen ungeachtet, riet ich, die Dienste eines geschickten Usbegen in Anspruch zu nehmen. — Ich weiß nicht, ob meinem Rat Folge geleistet wurde. Es ist dies nicht gerade wahrscheinlich, wenn man den unversöhnlichen Haß der Usbegen gegen die Afghanen einerseits und anderseits die außerordentliche Verachtung und Bedrückung, welche die Afghanen den Usbegen angedeihen lassen, in Betracht zieht.

Diesem Kranken folgten nun andere Kranke und Krüppel, Afghanen und Usbegen. Während der Zeit des Aufenthaltes der Gesandtschaft in Masari-Scherif waren ihrer gegen 100 Mann unter meinen Händen gewesen. Es war das aber noch lange nicht die Zahl derjenigen, die bei dem Doktor-Saib, wenngleich derselbe auch ein „Kaffir" war, Rat und Hilfe holen wollten. Ich erfuhr später, daß viele von den afghanischen Posten, die alle Ein- und Ausgänge unseres „Palastes" sorgsam bewachten, zu mir nicht vorgelassen worden waren.

Unter den Krankheiten waren die Malarien vorwiegend; über den Typus derselben werde ich weiter unten sprechen, wo die Rede von Erkrankungen unter dem Personal der Gesandtschaft selber sein wird, da es mir in diesem Falle möglich war, genauere und andauerndere Beobachtungen anzustellen. Es kamen auch Fälle anderer Art vor. So wurde mir einmal ein dreijähriges Mädchen gebracht mit einer gangränösen Wunde an der linken Wange. Es war das eine — noma (Wangenbrand), die sich bei dem Kinde nach Blattern entwickelt hatte. Dieser Fall von Blattern ist der einzige, auf welchen ich überhaupt in Afghanistan gestoßen war, wenngleich es mir bekannt war, daß in Central-Asien eine heftige Blatternepidemie im Jahre 1877/78 geherrscht hatte. Ich hatte auch einen Knaben von acht Jahren mit einem schrecklichen Geschwür des Kniegelenks in Behandlung. Der Substanzverlust war so groß, daß trotz der reaktiven Entzündung, welche die Taschenbänder stark verdickt hatte, der Knorpel des rechten Knorrens des linken Oberschenkels ganz entblößt vorlag

und mit den Fingern betastet werden konnte. Es kam auch ein Fall von konstitutioneller Syphilis vor. Nach den Fieberkranken kamen am zahlreichsten die Augenkranken. Uebrigens ist es hier nicht gerade der Ort, um alle Krankheitsformen, die mir in dieser Stadt begegneten, ausführlich zu bezeichnen. Ich werde das bei einer anderen Gelegenheit thun.

Indessen verging ein Tag nach dem anderen, wir saßen noch immer in den vier Wänden unserer Wohnung. Wir waren jetzt ganz allein. Selbst der Debir hatte aus irgend welchen Gründen seine Besuche bei uns eingestellt. Die einzige Zerstreuung in unserer Einsamkeit bot uns der „Major mit dem dicken Bauch," welcher Spottname Mossin-Chan von M. angehängt worden war. Auch dieser hatte sich übrigens ein paar Tage gar nicht gezeigt, weil er, wie er uns später mitteilte, „tab derd", d. h. das Fieber hatte.

Am 1. Juli erkrankte der General. Die Krankheit begann mit einem Schüttelfrost, begleitet von einem mäßigen Gastricismus. In der Achselhöhle wurde eine Temperatur von 39° gemessen. Der Fieberparoxysmus wiederholte sich jeden Tag mit Remissionen (Abschwächungen) am Morgen. Die Krankheit dauerte drei Tage an.

Zu gleicher Zeit brach die Krankheit auch unter den Kosaken aus, sowie auch unter der einheimischen Dienerschaft. Bei einigen traten die Anfälle sehr stürmisch auf, von heftigem Erbrechen, Delirien, krampfartigen Kontraktionen in den Extremitäten begleitet. Bis zum 6. Juli erkrankten 18 von den 48 Mann, die das gesamte Personal der Gesandtschaft ausmachten. Der vorliegende Typus des Fiebers überraschte mich durch eine Eigentümlichkeit, wie ich sie bisher noch nicht zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich führe hier als Beispiel einige Temperaturmessungen an, wie sie an den Kranken Tag aus Tag ein zu bestimmten Stunden angestellt wurden.

Der Kosak Belonossow, t° nach C.:

Tage der Krankheit.	Morgens zwischen 8 und 10 Uhr.	Abends zwischen 4 und 6 Uhr.
1.	38,6°	39,6°
2.	39°	40,5°
3.	39°	40,5°
4.	36,5°	37°

Diese Angaben reden dafür, daß der Fieberzustand volle drei Tage mit unbedeutenden Morgenremissionen anhielt. Es ist das der reine Typus des täglichen, anhaltenden Fiebers (febris continua quotidiana).

Das folgende Beispiel weist bei eintägigem Rhythmus eine Morgenremission für jeden zweiten Tag auf.

Der Kosak Kusnezow:

Tage der Krankheit.	Morgens (die nämlichen Stunden).	Abends
1.	39,9°	40,5°
2.	36,5°	40,3°
3.	38°	38,9°
4.	37°	38°
5.	36,5°	37°

Der Typus des Fiebers läßt sich als ein eintägiger mit Remissionen (febris quotidiana remittens) bezeichnen. Als eine Variation desselben Typus führe ich noch folgendes Beispiel an.

Der Kosak Fofanow:

Tage der Krankheit.	Morgens (die nämlichen Stunden).	Abends
1.	39,5°	40,1°
2.	36,8°	38,5°
3.	37,5°	38,2°
4.	37°	37,3°

In diesem Beispiel des eintägigen remittierenden Typus des Fiebers zeigen sich tägliche Morgenremissionen.

Die bezeichneten zwei Typen bildeten die vorwiegenden Formen der von mir beobachteten Fieber. Es kamen auch reine Formen des intermittierenden Fiebers mit dreitägigem Rhythmus vor, aber nur in 6 von 26 Fällen, die ich unter dem Personal der Gesandtschaft beobachtete. Die höchste Temperatur, die zur Beobachtung kam, betrug 41,2° C. in der Achselhöhle und bezog sich auf einen einzigen Fall, bei reinem, dreitägigen, intermittierenden Fieber.

Da ich schon von vornherein wußte, daß ich auf der Reise viel mit den berüchtigten „Balchschen" Malarien zu thun haben würde, so wendete ich stets eine besondere Aufmerksamkeit den hygieinischen Verhältnissen der Orte zu, wo wir unseren Auf-

enthalt aufzuschlagen hatten. Auch hier in Masari-Scherif ließ ich von meinem Programm nicht ab. In unserem Lehmquadrat wurde die möglichste Reinlichkeit beobachtet. Sobald sich Pferdemist auf dem Pferdehof ansammelte, trat ich mit der Bitte auf, daß man ihn fortschaffen möge, was den Afghanen und auch unserer eigenen Dienerschaft aus den Eingebornen nicht wenig Stoff zur Verwunderung lieferte. Sie sind dermaßen an Schmutz gewöhnt, daß der Mist ihnen ein verwandtes Element ist und meine bezüglichen Anordnungen ihnen als etwas recht Tolles erscheinen mußten.

Allen diesen Maßregeln zum Trotz brach die Krankheit doch unter unserem Personal aus. Mit jedem Tag mehrte sich die Zahl der Kranken. Wie konnte man sich nun diese Erscheinung erklären? — Gewiß nicht anders, als wenn man für diese Gegenden eine endemische Malaria annahm, welche, da sie in der Stadt herrschte, auch in unserem Quadrat ihre Wirkung ausüben mußte. Späterhin werde ich näher auf diese Frage eingehen, jetzt will ich jedoch in meiner Chronik fortfahren.

Als nämlich die Krankheitsfälle unter dem Personal der Gesandtschaft in bedenklicher Weise zunahmen, erteilte ich dem General den Rat, die Gesandtschaft ganz aus der Stadt hinauszuführen auf offenes Steppengebiet. Dieser Antrag wurde jedoch abgelehnt. Dem General schien mein Vorschlag unpassend zu sein — die Gründe hierfür gab er übrigens nicht an. Ich kann mir allerdings nur einen denken, daß ihn lediglich ein irriges Zartgefühl in seinem Verhältnis zu den Afghanen bewogen hatte, in der miasmenreichen Stadt zu verharren und somit auch die weiteren Erkrankungen unter dem Personal der Gesandtschaft zuzulassen.

Der General zeigte überhaupt in dem Verkehr mit den Afghanen nicht genug Selbständigkeit. Was von ihnen angesagt wurde — das galt ihm für gut.

Als ein Beispiel für das von mir hier zur Sprache gebrachte irrige Zartgefühl des Generals möge Folgendes dienen:

Die Gesandtschaft war schon vom ersten Tage an, wo wir das afghanische Gebiet betraten, in die Notwendigkeit versetzt gewesen, von der afghanischen Administration materielle Unterstützung entgegenzunehmen. So ging es während unserer Reise nach

Masari-Scherif und das Gleiche fand auch während des Aufenthaltes in Masari-Scherif statt. Alles, was für den Tisch der Gesandtschaft erforderlich war, wurde uns von der afghanischen Administration zugestellt; die Speisen waren hierbei gewöhnlich schon zubereitet. Nun hatte ich absolut nichts in Bezug auf die Nahrhaftigkeit und Ueppigkeit bei der afghanischen Küche auszusetzen, aber wie schön die Speisen auch zubereitet waren, so entsprach die Form ihrer Zubereitung doch nicht gerade immer dem russischen Geschmack. Selbst der vorzügliche Schaschlick konnte einem zuwider werden. Nach einigen Tagen war es darum zu bemerken, daß die Mehrzahl von uns die vorgesetzten Speisen kaum berührte. Was wäre nun natürlicher gewesen, als daß wir uns eine russische Küche eingerichtet und aus den Nahrungsmitteln, die uns die Afghanen lieferten, russische Speisen zubereitet hätten. Es konnte das um so leichter geschehen, als wir über zwei recht brauchbare Köche, eine Feldküche und das nötige Zubehör verfügten.

Indessen war die Sache lange nicht so einfach. Nach der Anschauung des Generals wäre es unpassend, eine russische Küche einzurichten: „die Afghanen könnten es ja schlimm auslegen, daß wir ihre Gastfreundschaft bemäkeln."

Wir hatten ferner sehr wenig Möbel in unseren Wohnräumen; unter anderem keinen einzigen Tisch, da die Afghanen keine Tische benutzen. Nun aber hatten wir unsere eigenen Feldmöbel; diese konnten und sollten wir ja wohl auch gebrauchen; indessen waren sie unausgepackt liegen geblieben, da es nach der Meinung des Generals im vorliegenden Fall undelikat gewesen wäre, eigene Möbel zu benutzen: „Es könnte," so erklärte sich der General, „den Stolz der Afghanen verletzen, wenn ihre Armut in dergleichen Sachen zur Schau käme."

Am 3. Juli erlag auch ich dem allgemeinen Geschick — ich erkrankte am Fieber.

Am 4. Juli wurde es bekannt, daß die von uns so sehnlichst erwartete Bewilligung des Emirs zur Weiterreise eingetroffen sei. Wir erfuhren gleichzeitig auch, daß an Stelle des verstorbenen Schir-Dil-Chans sein Sohn Chosch-Dil-Chan zum Lojnab des Vilajets Tschaar bestätigt worden sei.

Am 5. Juli besuchten wir wiederum den Palast des Lojnabs. Chosch-Dil-Chan empfing uns auf derselben Terrasse unter den

Tschinaren und bei eben so schönem Sonnenlicht, wie das erste Mal. Er erschien jetzt noch würdevoller als vormals. Wir hatten ein von einem einheimischen Orchester ausgeübtes Konzert anzuhören: die Musik war recht erträglich. Eine Hauptrolle spielten Instrumente mit hoher Tonlage und die türkische Trommel. An diesem Tage hatte ich wiederum einen Fieberanfall, trotzdem daß ich vorher tüchtig Chinin geschluckt hatte.

5. Kapitel.

Im afghanischen Turkestan.

Wir rücken aus. — Die afghanische Artillerie. — Huri-Mar. — Der Paß Ab-Dug. — Naib-Abad. — Unser Reisetag. — Der Germ-Sir. — Das alte Chulum. — Tasch-Kurgan. — Das Thor des Hindukusch. — Afghanische Disziplin. — Die Lage der Gesandtschaft. — Zündhölzchen der Firma Woronzow & Co. — Kurze historisch-geographische Beschreibung des Amuthales. — Die europäischen Reisenden in diesem Thal.

Am 6. Juli um 6 Uhr morgens rückte die Gesandtschaft aus Masari-Scherif in der Richtung nach Kabul aus. Zur Begleitung auf der Reise hatten wir nach wie vor den Debir-ul-Mulk und Mossin-Chan mitbekommen.

Mit Vergnügen verließen wir unsere wenig anziehende, wenngleich in gewisser Hinsicht auch nicht ungastliche Wohnung. Selbst die kranken Kosaken hatten sich aufgerafft und schwangen sich wacker in den Sattel. „Der Naturforscher", denn so wurde gegenwärtig B. genannt, hatte sich in üblicher Weise mit einem Taschenkompaß und einem Schiefertafelbüchlein versehen. Selbstverständlich war er darauf bedacht, den Kompaß und das Büchlein recht sorgsam vor den Afghanen zu verbergen; er machte seine Notizen im Rockärmel oder aber in seiner Cigarrettendose, indem er sich den Anschein gab, als ob er sich eine Cigarrette anfertigen wolle. Trotz dieser Kunstgriffe wurde er mehrfach von Mossin-Chan in flagranti überrascht, indessen gelang es ihm stets, recht annehmbare Erklärungen für seine Manipulationen vorzubringen. So hatte er einst das Zifferblatt seines Kompasses aufgedeckt, um den Winkel der Ablenkung unserer Route abzulesen,

als Mossin-Chan, der den Kompaß wohl für eine Uhr gehalten haben mochte, die Frage an ihn stellte: „tschend wacht est?" d. h. wie viel Uhr ist es. Dem Topographen war die Frage sehr unerwartet gekommen, er war vollständig in seine Arbeit vertieft gewesen und hatte keine Ahnung davon, daß Mossin-Chan ihn scharf beobachtete, er gab auf Geratewohl eine bestimmte Zeit an. Indessen mußte der Unterschied zwischen der wirklichen und der vom Topographen angegebenen Zeit doch ein sehr großer gewesen sein, denn Mossin-Chan glaubte die Richtigkeit seiner Uhr in Zweifel ziehen zu müssen. Der Topograph widersprach dieser Vermutung Mossin-Chans keineswegs und erklärte, daß er schon seit langer Zeit seine Uhr nicht mehr korrigiert habe und darum für ihre Richtigkeit nicht einstehen möchte. Unser lästiger Begleiter schien hierdurch völlig beruhigt zu sein.

Nach zweiwöchentlichem Hocken an dem einen Ort hatten wir uns wiederum in Bewegung gesetzt! Wir hatten noch einen weiten Weg durch die engen und krummen Straßen der Stadt zu machen. An einer Stelle war die Straße so eng, daß wir nicht zu zweien nebeneinander reiten konnten, wir mußten darum im Gänsemarsch einer nach dem anderen folgen. Nach einiger Zeit gelangten wir auf eine breite und gerade Straße, die in direkter Linie nach Osten führte. Hier wurden wir durch eine angenehme Ueberraschung erfreuet: die Straße war recht hübsch mit Feldsteinen gepflastert und zwar in ihrer ganzen Breite von 15 Sfaschenj. An der Ecke des Bazars, der in diese Straße einmündete, schloß sich unserer Cavalcade der neue Lojnab mit seinem Gefolge an. An den beiden Seiten der Straße und ebenso vor und hinter uns schritten Reihen von afghanischem Militär.

Neben dem Lojnab ging ein Offizier, allem Anschein nach ein Artillerist, der das Kommando über das Geleit führte. Er ging, indem er seine Hand auf den Rücken des Pferdes des Lojnabs gelegt hatte und kommandierte in afghanischer Sprache.

An beiden Seiten des Weges hatten sich die neugierigen Einwohner in Reihen postiert, indessen waren diese Reihen lange nicht so dicht, wie vormals bei der Ankunft der Gesandtschaft. Als der Lojnab vorbeiritt, erhoben sich die Eingebornen von ihren Plätzen, führten die Hand zur Stirn wie zum militärischen Gruß und murmelten oder riefen auch laut ihren Gegengruß:

„assalam aleikum". Der Lojnab grüßte huldreich rechts und links und erwiderte die Begrüßungen. Die Dächer der Häuser boten momentan einen recht originellen Anblick. Es zeigten sich auf ihnen in Gruppen oder auch vereinzelt, weiße, plumpe Figuren. Es war das die neugierigere Hälfte des Menschengeschlechts — die Töchter Evas. Barmherziger Gott! in welche Gewänder aber waren sie gehüllt! Es waren das lange, weiße Tschadras, geradezu Leichentücher, die sie vom Scheitel bis zur Sohle völlig bedeckten. Die Tschadras sind hier ganz geschlossen, d. h. sie sind nicht vorn auseinanderzuhalten, wie bei den Tatarinnen und Sartinnen, — es sind dies völlig geschlossene Säcke mit einem kleinen Fensterchen für die Augen. Aber auch dies Fensterchen ist gewöhnlich durch ein schwarzes oder weißes, härenes Netz verdeckt. Neben den Frauen zeigten sich auch die Kinder. Die jugendlichen, gebräunten Gesichter, zumeist dunkeläugig, schaueten mit Neugier auf unseren sich langsam fortbewegenden Zug herab. Ein paar herangewachsene Mädchen mit Ringen in der Nase konnten mit der Zeit zu dunklen Schönheiten heranreifen und gewährten uns somit annähernd eine Idee von der mutmaßlichen Schönheit der hiesigen Frauen. Viele Kinder indes waren pockennarbig und hatten einen kränklichen Gesichtsausdruck oder eine allzu bleiche, mitunter erdfahle Gesichtsfarbe, die nur schlecht zu ihrem kindlichen Alter paßte.

Wir zogen durch das kabulische Thor, das die Ueberreste der Mauern, die früher die Stadt umgürtet hatten, recht bedeutend überragte. Gegenwärtig hat die Stadt keine allgemeine Mauer mehr, nur auf der nordöstlichen Seite derselben befindet sich ein mit Kanonen versehenes Fort. Zwischen dem Fort und dem Palast des Lojnabs befindet sich der Stadtbazar. Hinter dem Stadtthor gelangten wir in eine durchweg flache Gegend. Rechts zu den Bergen hin befindet sich ein junger Park, hauptsächlich aus Pappeln bestehend; zweifellos stammen die Anpflanzungen hier aus jüngster Zeit, da die Bäume noch sehr jung sind. Einige Bewässerungskanäle durchkreuzen den Park in verschiedenen Richtungen und teilen ihn somit in mehrere recht umfangreiche Teile ein.

Links vom Wege, dem Park gegenüber, war afghanisches Militär aufgestellt. Als wir uns den Truppen näherten,

wurde eine Kanonade eröffnet, wobei die Geschütze abwechselten. Nachdem das Schießen eingestellt war, wurden die Geschütze aufgeprotzt; sie jagten nun mit einer Bespannung von 6 Pferden in voller Carrière anfänglich gerade auf den Weg los, machten dann in einigen Sfaschenj von demselben eine Wendung nach rechts und jagten parallel dem Wege weiter. Es war eine Lust, die feurigen Rosse anzuschauen, die mit einem Ruck in Carrière einsetzten und wie im Sturmwind die Geschütze dahinzogen.

Der General sprach den Wunsch aus, die Geschütze näher zu betrachten. Er begab sich darum in Begleitung des Oberst in raschem Galopp zu denselben hin. Wenngleich ich nun sehr schwach nach dem Fieberanfall war, den ich zum zweiten Mal tags vor unserer Abreise durchzumachen gehabt hatte, so wollte ich doch nicht die Gelegenheit versäumen, mir afghanische Geschütze anzusehen; ich setzte darum in kleinem Trab den vorangaloppierenden Reitern nach.

Wir hatten Geschütze von zweierlei Art und verschiedenem Kaliber vor uns. Zwei von den acht hier vorhandenen Geschützen waren aus Gußstahl (?), gezogen und entsprachen dem Kaliber nach, wie der Oberst sagte, unseren Vierpfündern. Es waren das Hinterladungskanonen mit einem Verschluß in der Form eines Parallelogramms. Ihre Konstruktion war, dem Gutachten des Obersten gemäß, eine sehr unvollkommene.

„Ich würde es nicht riskieren, sie in Gebrauch zu setzen," meinte er.

Der Lojnab erzählte uns mit sichtbarem Stolz, daß die Geschütze in Kabul, in der einheimischen, dem Emir angehörenden Waffenfabrik gegossen worden seien. Hierauf bemerkte der Oberst, daß „das eben sehr wahrscheinlich sei, indem die Engländer nicht so schlechte Geschütze lieferten." Glücklicherweise war diese Bemerkung in russischer Sprache gemacht, von welcher die Afghanen keine Idee haben. Ein solches Kompliment hätte sonst dem Nationalstolz des Lojnab wenig gemundet. Die übrigen Geschütze waren glatte Vorderladungskanonen aus Bronze. Sie entsprachen ihrem Kaliber nach ungefähr unseren Neunpfündern. Das Urteil des Obersten fiel in Bezug auf diese Geschütze viel günstiger aus, er führte sie in ihrer Genealogie in gerader Linie auf englische Meister und englische Arsenale zurück. Ich habe damals nicht

bemerkt, ob sie Stempel trugen, glaube aber, daß der Lojnab uns erzählte, daß sie dem Emir einst von den Engländern geschenkt worden wären.

Nach dieser flüchtigen Besichtigung der afghanischen Feldartillerie, setzten wir unseren Weg weiter fort. Als wir uns dem letzten Glied der Truppen genähert hatten, wünschte der Lojnab uns glückliche Reise und begab sich in seine „Residenz" Masari-Scherif zurück. Uns folgten der Debir, Mossin-Chan und natürlich auch eine „entsprechende" Eskorte. Diese „entsprechende" Eskorte bestand aus 300 Reitern und 200 Infanteristen.

Der Weg, den wir nun eingeschlagen hatten, führte von der Stadt gerade nach Osten. Er war recht gut geebnet und sah wie ein rechter Chausseeweg aus; allerdings war das bloß ein „Aussehen". Der Weg, 10 Ssaschenj breit, war von beiden Seiten mit Gräben begrenzt, die zur gegenwärtigen Jahreszeit übrigens ohne Wasser standen. An den Rändern der Gräben fanden sich hin und wieder armselige Weidengebüsche. Hinter dem Gebüsch aber, da traf unser Auge wiederum die alte wohlbekannte, weit und breit sich erstreckende Steppe, deren Antlitz die harten, von der Sonne versengten Grashalme wie mit den Borsten einer Bürste überzogen hatten.

In einigen Werst von Masari-Scherif hatten wir eine Brücke zu passieren, die über einen beträchtlich breiten Arick führte. Die Brücke heißt Seri-Pul, in der Uebersetzung „Brückenkopf". Dem Namen nach wäre hier eine Befestigung zu vermuten, die die Brücke zu verteidigen hätte; statt der Befestigung aber befindet sich an der Brücke nur eine elende Hütte, in welcher eine Mühle eingerichtet ist.

Den ganzen Tagemarsch über folgte uns linker Hand ununterbrochen ein Arick. Uebrigens bezieht sich das „ununterbrochen" bloß auf 16 Werst. In dieser Entfernung von Masari-Scherif nämlich befindet sich der Ort Huri-Mar (Schlangenthal). Huri-Mar ist ein Häuflein halbzerstörter Häuser und zudem ein sehr kleines Häuflein. Auffallend ist hingegen hier eine recht umfangreiche Militärkaserne, die mit afghanischen Soldaten angefüllt war.

Das bereits aufgeschlagene indische Zelt erwartete hier die

Gesandtschaft. Das kam uns sehr gelegen. Geschwächt von dem gestrigen Fieberanfall wie ich war, fühlte ich mich von dem Marsch dermaßen ermüdet, daß ich mich sofort nach unserer Ankunft in unserem Lager auf dem Teppich ausstreckte und in einen festen Schlaf verfiel.

„Docteur, docteur!“ hörte ich wie im Traum. Ich öffnete die Augen. „Nan tejar est!“ (das Mittag ist bereit) rief mir der General zu.

Der General begünstigte nämlich in hohem Grade mein Bestreben, die in Afghanistan so sehr verbreitete persische Sprache zu erlernen. Er flocht darum oft in seine Gespräche mit mir einfache persische Redensarten ein. Wenn ich ihn nicht verstand, so übersetzte er mir freundlich das Gesagte ins Russische. Eine in französischer Sprache abgefaßte, persische Grammatik war mir von ihm ebenfalls eifrigst empfohlen worden.

„Nun, wie steht's mit Ihrem Fieber?“ fragte er weiter, als er bemerkte, daß ich keinerlei besonderes Verlangen nach Pilaw und Schaschlicks zeigen wollte.

Ich erwiderte, daß ich heute einen fieberfreien Tag habe, — was aber morgen kommen werde, das sei mir allerdings eine sehr wichtige, gleichzeitig aber eine unlöslare Frage.

Der General riet mir, mehr Chinin zu schlucken; nun ging ich mit mir in dieser Hinsicht ohnehin schon nicht gerade besonders zart um, ich schluckte Chinin bis zur Betäubung. In welch entsetzlichem Zustand aber befindet man sich nach einem heftigen Fieberanfall! Der Körper ist wie zerschlagen; die Muskeln sind zu wahren Lappen geworden; in den Knochen verspürt man einen unerträglich dumpfen Schmerz, im Kopf eine Leere, im Magen ein außerordentlich häßliches Gefühl ... Nun aber kommt noch die Annehmlichkeit, daß man im Sattel einen Tagesmarsch von einer beträchtlichen Anzahl von Werst, selten unter 20 bis 25, zurückzulegen hat. Der Kopf schwindelt einem ohnehin, man muß sich aber noch stundenlang im Sattel stoßen lassen. Ein Glück, wenn das Pferd einen raschen und bequemen Schritt besitzt. Im entgegengesetzten Fall befindet sich der Reiter in einer unangenehmen Lage. Ich für meinen Teil hatte mich nicht über meine Pferde zu beklagen; sie gingen rasch und bequem. Bei der Mehrzahl unserer Kosaken jedoch hatten die Pferde einen

schlechten Schritt. Im gegebenen Fall kam aber die Schnelligkeit sehr in Betracht. Der General hatte nämlich ausgezeichnete Renner. Man durfte nicht hinter ihm zurückbleiben. Im Schritt vermochten die Kosakenpferde ihm nicht zu folgen; sie mußten notwendigerweise im Halbtrab gehen. Nun giebt es wohl aber kaum eine qualvollere und beschwerlichere Gangart, als gerade diese. Ein Ritt in dieser Gangart vermag sogar einem gesunden Reiter das Innere umzuwenden. Die fieberkranken Kosaken befanden sich bei diesem Ritt in einem wahrhaft furchtbaren Zustand.

Am nächsten Tage rückten wir wiederum sehr früh aus. Es stand uns ein viel bedeutenderer Tagesmarsch bevor als der gestrige. Von Huri-Mar bis Naib-Abad, dem zum Nachtlager bestimmten Ort, hatten wir eine Strecke von 25 Werst zurückzulegen. Die ersten 7 bis 8 Werst hatten wir weichen Steppenboden, daraufhin begann ein langsamer Aufstieg zu dem Paß Ab-Dug (Aw du). Dieser Paß findet sich auf allen Karten verzeichnet. Indessen ist das nicht gerade ein Paß, sondern vielmehr eine Reihe kleiner, einander nahezu parallel liegender Hügel, über welche der Weg führt. Die Hügelreihen erstrecken sich über ein Gebiet von 10 Werst im Umkreis. Die Hügel beginnen von den schroff absetzenden Nordausläufern des Paropamisus, ungefähr in der Mitte des Weges zwischen Masari-Scherif und Chulum (Tasch-Kurgan) und ziehen sich in einem Strich nördlich fast bis zum Amu-Strom hin. Am Wege, der von einem Hügel zum anderen, aus einer Schlucht in die andere führt und stellenweise mit grobem Gestein und erratischen Blöcken bedeckt ist, befinden sich drei Festungen oder, richtiger gesagt, Wachttürme. Im mittleren Turm, der sich nahezu auf dem höchsten Hügel befindet, giebt's einen Brunnen, angeblich mit so schönem Wasser, daß selbst der Paß von diesem her seinen Namen erhalten hat [1]). Wozu stehen nun hier die drei Türme? Die Afghanen nennen sie sogar „Kalà" d. h. Forts. Es wurde mir erklärt, daß die Türme der Sicherheit der hier passierenden Reisenden wegen errichtet worden wären, da hier in früheren Zeiten das Räuberwesen stark geblühet habe.

---

[1]) Ab-Dug ist Wasser mit Quark und saurerem Rahm gemischt, ein angenehmes, erfrischendes Getränk; sehr üblich in Afghanistan.

Ich möchte hier gelegentlich einen Irrtum namhaft machen, welcher sich in der von der Turkestaner topographischen Abteilung ausgearbeiteten Karte eingefunden hat. Auf dieser Karte (Ausgabe 1877) führen zwei Wege über die parallele Hügelkette, welche wir eben passiert hatten: der eine durch den Paß Ab-Dug, auf Affal-Abad, der andere über Huri-Mar und Naïb-Abad, indem er den Paß im Norden umgeht. Hier ist nun kein einziges Wort richtig. Zwischen Huri-Mar und Naïb-Abad giebt's nur einen Weg und dieser führt über Huri-Mar nach Ab-Dug und steigt dann bis Naïb-Abad hinab. Von einem Ort Affal-Abad habe ich nichts gehört. Sehr wahrscheinlich, daß Naïb-Abad hie und da als Affal-Abad bezeichnet wird.

Wir waren nun in Naïb-Abad, woselbst wir uns auf dem Hofe einer umfangreichen Kaserne niedergelassen hatten. Inmitten des Hofes befand sich ein großes Wasserbassin mit einem aus einer Steinröhre hervorsprudelnden Wasserstrahl. Das Bassin war mit Steinen ausgelegt. Auf der westlichen und östlichen Seite des Ufers waren Baumgruppen angepflanzt. Der Hof war frisch mit Wasser besprengt. Um das Bassin herum waren einige Zelte aufgestellt, unter welchen besonders dasjenige hervorragte, welches für die Gesandtschaft bestimmt war. Dies Zelt war unmittelbar an den Rand des Bassins gerückt; die Seitenwände waren aufgeschlagen; der Fußboden, wie gewöhnlich, mit „Koschma" bedeckt. Die doppelte Kegelspitze schützte uns vortrefflich gegen die senkrecht fallenden glühenden Sonnenstrahlen. Ich habe für dies Zelt stets mehr Sympathie gehegt als für die „Paläste" der central-asiatischen Herrscher. Einige pyramidalische Zelte waren in der Nähe von dem unsrigen aufgeschlagen und dienten für die Kosaken und die Dienerschaft. Der Debir und Mossin-Chan und ihr Gefolge hatten in einem besonderen benachbarten Hofe Unterkunft gefunden.

Mit geringen Ausnahmen gestaltet sich nun unser Tag während der Reise folgendermaßen: unmittelbar, nachdem wir vom Pferde abgestiegen sind, begiebt sich der Debir mit der Gesandtschaft zu unserem Zelt, in welches er uns einzutreten ersucht. Wir treten ein und lassen uns „à la musulman" nieder, d. h. wir setzen uns mit untergeschlagenen Beinen hin, da ja keine Möbel im Zelte vorhanden sind.

Daraufhin erscheint der „Tschai-Chan", er bringt den Thee und reicht ihn herum; gleichzeitig wird auch das Frühstück aufgetragen, das aus Milch, Rahm, „Masta" (spezifisch zubereitete sauere Milch), Brot und Eiern besteht.

Der Debir und Mossin-Chan trinken ihren Thee gesondert von uns in eigenen Tassen, essen jedoch mit uns zusammen von den gleichen Speisen und aus ein und derselben Schüssel. Das Gespräch beim Frühstück ist gewöhnlich recht unbedeutend und bezieht sich auf die zurückgelegte Strecke, die Pferde, den bevorstehenden Tagesmarsch und dergl. Sachen mehr. Die Unterhaltung ist nichts weniger als lebhaft. Alle sind ermüdet. Nach dem Frühstück erhebt sich der Debir mit den Worten: „General-Saib! wacht est isteragat kerden." (Es ist Zeit zu ruhen.) Er verabschiedet sich darauf von der Gesandtschaft, indem er beide Hände an die Ränder seines „Külach" führt, und zieht sich zurück. Mossin-Chan erhebt sich ebenfalls und geht fort, oder er bleibt noch einige Zeit und setzt sein Gespräch in persischer Sprache mit dem General weiter fort. Wenn er sich aber entfernt, so vergißt er es nie, persönlich bei der Wache die Runde zu machen, um zu sehen, ob auch alle an Ort und Stelle sind, und wehe dann denjenigen, welche sich eine Fahrlässigkeit hatten zu Schulden kommen lassen.

Wir essen zu Mittag um 3 bis 4 Uhr, oft auch später und zwar allein. Der Debir zeigt sich nicht bis zum Abend, woselbst er gewöhnlich nochmals zu erscheinen pflegt, um nach dem Befinden der Gesandtschaft zu schauen; dann trinkt er mit uns zusammen den Abendthee und bleibt gewöhnlich seine zwei Stunden sitzen. Es läßt sich überhaupt sagen, daß der Debir sehr bald die allgemeine Sympathie des Gesandtschaftspersonals zu gewinnen gewußt hatte. Mit Mossin-Chan stand es etwas anders. Trotz der außerordentlichen Genauigkeit, mit welcher er den ihm obliegenden Pflichten und Sorgen in Bezug auf die Gesandtschaft nachzukommen wußte, trotzdem daß er unablässig um unsere Sicherheit besorgt war, so verlor er doch immer mehr und mehr in unserer Meinung; allerdings gab es eine wichtige Ausnahme unter uns: dem Chef unserer Gesandtschaft schien er sehr wohl zu gefallen.

Wie angenehm war uns das Geräusch des sprudelnden

Wassers. Welch eine Seltenheit in der Steppe! Man fühlte sich geradezu verlockt, ein Glas mit dem schäumenden Naß zu füllen, um den Durst zu löschen. Das Wasser war aber leider untauglich zum Trinken oder wenigstens verdächtig. Es roch stark nach Schwefelwasserstoff, was unser Entzücken sehr verminderte.

In Naïb-Abad waren wir um 8 Uhr morgens eingetroffen. Von dieser Stunde an bis 12 Uhr mittags hatte ich eine so enorme Menge von Chinin in Pulvern und in Lösung geschluckt, daß sich bei mir recht bald alle Anzeichen einer Vergiftung einstellten. Das war kein Rauschen und Klingen mehr im Kopf, wie vormals, was ich jetzt vernahm, es war wie das Geheul eines Sturmes in einem Nadelwald. Das Gehör war so weit abgestumpft, daß es mir schien, als ob die menschlichen Stimmen aus einem Kellerloch oder aus der Glocke einer Luftpumpe hervordrangen. In dem Muskelsystem war ebenfalls eine Unbotmäßigkeit eingetreten: es gab dann in dem einen, dann in dem anderen Muskel unangenehme fibrilläre Zuckungen. Die Herzschläge waren unregelmäßig: bald rasch, bald verlangsamt, bald stark, bald schwach, ja es trat selbst Herzarhythmie auf. Ich hatte offenbar des guten zu viel genossen. Mein Wunsch, dem Fieberanfall zuvorzukommen, den ich heute nach der Reihenfolge der Tage zu erwarten hatte, war so energisch gewesen, daß ich mich selber nicht geschont hatte.

Der in Bezug auf die Temperatur sehr mäßige Morgen wurde von einem heißen Tage abgelöst. Um Mittag trat der „Germ-Sir" auf (siehe Seite 140). Die Erscheinung des Germ-Sir charakterisiert sich in folgender Weise. Nach einigen Tagen von nahezu völliger Windstille beginnt ein mäßig starker Westwind zu blasen. Je mehr er an Stärke zunimmt, desto heißer wird er. Schließlich wird die Hitze so arg, daß es einem scheint, als ob man sich in einem ungeheueren glühenden Ofen befände: man wird geradezu versengt von dem feurigen Hauch des Windes. Furchtbar ist es, wenn ein derartiger Wind den Wanderer in der Sandwüste überrascht! Außer der ungeheueren Hitze hat der Wanderer es hier noch mit Wolken von glühendem, feinem Sande zu thun, die von dem Wind emporgewirbelt werden. Der Sand dringt allerorts durch; es giebt keinen Schutz vor ihm: Augen, Ohren, Mund und Nase werden mit glühendem, salzigem

Sand angefüllt (die central-asiatischen Wüsten haben vielfach salzhaltigen Sandboden). Es atmet sich schwer; die Schwüle erreicht ihren Höhepunkt. Eine Staubwolke umhüllt den Wanderer und nimmt ihm jede Möglichkeit, den Weg fortzusetzen. In dieser Form wird der Germ-Sir „Tebbad" genannt.

Momentan befanden wir uns in einem schönen Zelt, das uns guten Schatten gewährte. Auch waren wir gegen den Wind recht gut durch die Mauern des Hofes und durch die Bäume geschützt. Schließlich, und das war das Wichtigste, hatten wir hier einen Ueberfluß an Wasser. Dessen ungeachtet hatten wir um 1 Uhr mittags 43,6° C., um 3 Uhr 44,3° C. Wie mußte es erst unter freiem Himmel, auf offener Steppe und unter den Sonnenstrahlen sein? Es wird einem nahezu bange, sich bloß eine Vorstellung davon zu machen. Diejenigen, welche in der Wüste von diesem „Hauch des Todes" überrascht werden, kommen selten gut durch; aber selbst in den Städten und Dörfern kommen Todesfälle vor, wie Mossin-Chan uns erzählte. Diese Winde herrschen im Vilajet Tschaar von der Hälfte Juni bis zur Hälfte des August. Auch in Russisch-Turkestan kommen die Winde vor. Die Stadt Chodschent hat jährlich zur bestimmten Zeit stark an diesen Winden zu leiden. Sie machen sich auch in Kokan und Taschkent fühlbar. Ich rede schon gar nicht von den Gebieten am Amu. Da gehören solche Winde zu den üblichen Erscheinungen. Im Vilajet Tschaar blasen die Winde zwei bis drei Tage nach einander, selten länger; oft aber beschränken sie sich auf ein paar Stunden, wiederholen sich aber dann um so öfter[1]).

„Und nun, Doktor, was können Sie sagen?" so fragte der General.

---

[1]) Bemerkenswert ist es, daß die englischen Reisenden im Amuthal nichts über diesen Wind verlauten lassen; bloß Lieutenant Irwing erzählt in seinen Memoiren über Afghanistan davon, daß in Buchara heiße Winde bekannt sein sollen. (Journal of the Asiatic Society of Bengal, vol. VIII. p. 786.) Indessen spricht schon Ruj Gonzalez de Clavijo darüber: „Am anderen Tage, am Sonntag, den 14.," lesen wir bei ihm, „verließen wir Andscho; es war ein so heftiger Wind, daß die Leute fast vom Pferde heruntergerissen wurden und er war so heiß wie Feuer. Der Weg führte durch Sand und der Wind erhob den Sand und trug ihn von Ort zu Ort und verschüttete Weg und Wanderer." Tagebuch der Reise zum Hofe des Timur nach Ssamarkand im Jahre 1403—1405, russisch von Sresnewskij, S. 222.

„Nichts Besonderes," entgegnete ich. „Ich verspüre allerdings eine leichte Chininvergiftung."

Der General riet mir, ein wenig vorsichtiger mit dem Chinin umzugehen und ließ dann auf meine Bitte mir Kaffee aus seinem eigenen Vorrat machen. Der Kosak Ssolodownikow, ein interessanter Mann, der vor mehreren Jahren in die Gefangenschaft der Chiwaner geraten und erst im Jahre 1873 nach der Eroberung Chiwas befreit worden war, bereitete mir den belebenden Trank. Ich genoß zwei Glas starken Kaffee mit wahrer Gier, er schien mir so schmackhaft zu sein wie nie zuvor.

Der „Germ-Sir" machte sich inzwischen immer fühlbarer. Die Gesunden hatten so gut wie die Kranken über eine erdrückende Hitze zu klagen. M. trank ein Glas Wasser nach dem anderen; übrigens kann hier von Gläsern nicht die Rede sein, sondern nur von Tassen. Das Geschirr aus Glas ist für das Reiseleben in Central-Asien nicht gerade passend und wird darum für gewöhnlich durch besondere Tassen ersetzt, die man „kaschgarische" nennt. Es sind das jedoch eigentlich nicht kaschgarische Tassen, sondern ein billiges chinesisches Produkt, das aus China nach Kaschgar und von dort nach Turkestan gebracht wird. Sie erinnern ihrer Form nach an die Spülnäpfe, wie sie zum Theegeschirr gehören, und sind von außen mit erhabenen Figuren bedeckt, welche Blumen und Tiere, namentlich aber die bei den Chinesen so sehr beliebten Drachen darstellen. Die Tassen dieser Art sind außerordentlich dauerhaft; die Gläser hingegen sehr leicht zerbrechlich. Die Dauerhaftigkeit der Tassen wird dadurch noch sehr erhöht, daß die Eingebornen für dieselben spezielle feste Futterale aus Leder oder Holz gebrauchen. Die Tasse im Futteral wird gewöhnlich an den Sattelknopf gebunden. In der russischen Armee im Turkestaner Gebiet werden dieselben ganz allgemein gebraucht, namentlich im Felde. Man trägt sie gewöhnlich am Gürtel angebunden. Fast jeder Soldat hat seine eigene Tasse. Die chinesischen Tassen sind indessen recht teuer. Eine solche von keineswegs besonderer Qualität kostet mindestens ihre 50 Kopeken, eine mittelmäßige 2 und selbst 5 Rubel. Selbstverständlich sind das keine Preise für den russischen Soldaten. Er braucht etwas Billigeres und wenn es auch einfacher sein mag. Die chinesischen Tassen werden darum mit Erfolg durch

russische Porzellannäpfe ersetzt. Ja selbst auf den hiesigen Märkten werden die chinesischen Tassen bereits durch die russischen Näpfe verdrängt. Diese Näpfe und auch die Theetassen gelangen selbst auf afghanische Märkte. So konnte ich mir in Masari-Scherif zwei russische Porzellantassen kaufen.

Der Topograph hatte seine Marschroute beiseite gelegt und las stündlich die Temperatur ab. Bei meiner furchtbaren Schwäche war ich selber außer Stande, die Temperaturmessungen anzustellen, ich warf mich unruhig auf meinem Teppich hin und her. Die hohe Temperatur übte auf mich, da ich vom Fieber entkräftet war, einen erdrückenden Einfluß aus. Der Gaumen war mir wie ausgetrocknet; ich atmete mühsam; der Kopf war bleischwer. Ich trank jeden Augenblick Eiswasser mit Moosbeerenextrakt. Der General erkundigte sich mehrfach und mit vieler Teilnahme nach meinem Befinden. Ich klagte natürlich über unerträgliche äußerliche Hitze. Er erteilte mir den Rat, den Kopf mit einem in kaltes Wasser eingetauchten Tuche zu umwinden; aber das half nur wenig. Nun war ich aber nicht der einzige, der so sehr litt. Die kranken Kosaken waren in nicht besserer Lage. Aber sie klagten nicht so laut und so mutlos über ihre Leiden, wie ich das that — sie lagen, sie tranken ihr Eiswasser und verhielten sich sonst still.

Um 7 Uhr abends fiel die Temperatur auf 35° C. Jetzt ließ es sich ein wenig freier atmen. Wie dem auch sei, — eine Differenz von $9\frac{1}{2}$°, das hatte seine Bedeutung!

Mossin-Chan fand sich heute bloß am Abend ein. Am Tage war er ausnahmsweise nicht bei uns gewesen. Auf die Klagen über unerträgliche Hitze, mit welchen wir ihn von allen Seiten bestürmten, antwortete er, daß es nur ein einziges Rettungsmittel in diesem Falle gebe, — *sich möglichst warm zu kleiden*. „Ich habe heute," sagte er, „nahezu den ganzen Tag in allen denjenigen Kleidern, die ich mit mir habe, gesessen und unausgesetzt Eiswasser getrunken. So macht man das gewöhnlich in diesem Fall."

Er erzählte ferner, daß es noch heißere Winde gäbe, als der heutige es gewesen war und daß dabei nicht selten Todesfälle vorkämen.

Um die Tageshitze während der Reise zu vermeiden, wurde

beschlossen, um 2 Uhr nachts von unserm Rastpunkt aufzubrechen. Wir rechneten darauf, daß wir in Tasch-Kurgan (Chulum) am Morgen früh eintreffen konnten. Mossin-Chan machte seine Runde bei den afghanischen Posten, was an dem andauernden wilden Rufen der afghanischen Kommandoworte zu erkennen war, und begab sich zum Schlaf.

Um 2 Uhr nachts ertönte die Trompete — gegenwärtig unser übliches Signal zur allgemeinen Reveille. Bald darauf erschallte auch das dumpfe, wie aus einem unterirdischen Gewölbe hervordringende Trommelgerassel. Ein Zeichen, daß die afghanische Eskorte in Reih und Glied getreten und zum Ausrücken bereit sei.

Ein unsicheres Halbdunkel herrschte zur Stunde, als ich mich von meinem heißen Lager erhob. Der Mond stand fast im Zenith, rötlich blaß, glanzlos — gerade so wie eine verrauchte Laterne, in welcher eine Unschlittkerze brennt; das Licht, das der Mond lieferte, war so gering, daß uns schon auf einige Ssaschenj abseits vom Wege die Gegenstände verschwommen und in chaotischer Gestaltung erschienen. Ein wütendes Hundegebell geleitete uns aus dem Dorfe hinaus.

Trotz der nächtlichen Zeit war die Temperatur noch eine recht bedeutende. Von den Bergen kam ein leichter Windzug; aber dieser Wind hüllte uns völlig wie in eine warme Dampfatmosphäre ein. Wir fühlten uns überhaupt ungefähr so, wie in einem russischen Bad. Man konnte nicht nur ohne Oberkleid, sondern auch ohne jegliche Bekleidung reiten. Ich saß zu Pferde im bloßen Seidenhemd und war doch völlig vom Schweiß bedeckt. Wir ritten sehr langsam. Ein paar mal stießen wir auf unserem Wege auf „Tschebbar-Chanè", d. h. Poststationen.

Gegen 6 Uhr morgens gelangten wir zu einer Menge von Ruinen, die ein Gebiet von einigen Quadrat-Werst bedeckten. Diese Ruinen waren das eigentliche Chulum, welches vor ca. 100 Jahren noch ein sehr belebter Ort gewesen ist [1]). Die

---

[1]) Moorcroft erzählt folgendes über die Verwüstung dieser Stadt: „Im vorigen Jahre (d. i. 1823) war die Bevölkerung von Tasch-Kurgan von einer gewaltsamen Uebersiedelung nach Kundus bedroht, wohin Murad-Beg mitunter ganze Dörfer und selbst Städte überzusiedeln pflegt. Vor einem Jahre

Gebäude haben sich noch recht gut erhalten. Sie besitzen fast durchweg eine Jurtenform und sind aus ungebrannten Ziegeln erbauet. Uebrigens war der Ort noch nicht ganz verlassen. Ich bemerkte, daß einige der „Steinjurten", wie ich diese Häuser nennen möchte, noch bewohnt waren.

Von den Ruinen Chulums bis Tasch-Kurgan beträgt die Entfernung etwa 8 Werst. Der Weg nähert sich allmählich den Bergen, an welchen er bei der Stadt selber fast unmittelbar vorbeizieht. Einige Werst vor der Stadt ist der Weg mit kleinem und grobem Gestein bedeckt. An der nördlichen Seite des Weges ist ein recht großer Arick gezogen; er dient zur Bewässerung der hier verstreueten Felder, von welchen gegenwärtig das Getreide (Weizen) zumeist schon abgenommen war.

An einer Stelle, in einigen Werst von Tasch-Kurgan, sprang plötzlich unter einem Maulbeerbaum ein tierähnlicher Mensch hervor mit wildem langen Haar, in Lumpen gehüllt und rief uns etwas zu. Es war das ein Eingeborner, ein Derwisch; er sprach uns um Almosen an. Wenn man nun das wilde Geschrei vernahm, das nichts mit einer menschlichen Stimme gemein hatte, wenn man die wild rollenden Augen sah und dies Gesicht und die ganze Figur, bei welcher jede Spur von Erinnerung nicht nur an ein Ebenbild Gottes, sondern auch an ein Ebenbild des Menschen verwischt war, so würde man wohl die direkte Abstammung dieses Mannes von einem Affen zugegeben haben. Im vorliegenden Fall würde sich gewiß niemand daran stoßen und selbst die Antidarwinisten hätten wohl nichts hiergegen einzuwenden gehabt. Aus einem elenden Hüttchen, das am Fuße des Baumes Platz gefunden hatte, kroch ein anderes, ebenfalls tierähnliches Geschöpf hervor und stieß ein dumpfes Geknurr aus, denn als menschliche Stimme konnten die Laute, die er von sich gab, auf keinen Fall gelten. Der Debir war jedoch anscheinend kein Freund dieser

---

hatte er die Bewohner von Sar-Bag und Chulum dorthin abgeführt. Tasch-Kurgan konnte diesem Geschick nur dadurch entgehen, daß es den Offizieren Murad-Begs eine bedeutende Bestechungssumme zukommen ließ. Die Verwüstungen, welche die Kunduser Fieber unter den Ansiedlern anrichten, können zur Entvölkerung des ganzen Thales führen, wenn nicht einmal dieser despotischen Behandlung des Volkes ein Ende gemacht werden sollte." Moorcroft „Journey in to Kabul and Bokhara". Bd. II. p. 452—453.

unglücklichen Wesen; er gab einem der uns begleitenden Afghanen einen Wink und der Derwisch wurde fortgejagt.

Etwa 5 Werst von der Stadt verspürten wir einen kräftigen Südwind. Das war schon nicht mehr der heiße Wüstenwind, der uns den ganzen Tag über mit seinen glühenden, erstickenden Umarmungen umfangen gehalten hatte, — es war das ein recht frischer Gebirgswind, welcher aus der vor uns sichtbar im Süden liegenden Chulumschlucht hervorbrach. Als wir in die Stadt selber eintraten, die zum größten Teil nördlich von der Schlucht zu liegen kommt, hatte der Wind bereits eine bedeutende Stärke erlangt. Ein solcher Wind bläst hier mit geringen Abwechselungen in seiner Stärke, gewöhnlich jeden Tag von 11 bis 12 Uhr mittags. Nach 12 Uhr legt er sich völlig.

Bevor wir in die Stadt gelangten, hatten wir noch ein paar hundert Schritt über einen Friedhof zu machen. Die ungeheuere Anzahl von Gräbern, die hier auf einigen Quadrat-Werst zerstreut waren, sprechen für eine bedeutende Sterblichkeit in der hiesigen Stadt, vielleicht aber auch für ihr hohes Alter [1]). Aber nichts kann uns davon abhalten, die beiden Ursachen gleichzeitig gelten zu lassen. Ich muß sogar noch hinzufügen, daß auf der Nordseite der Stadt sich ein zweiter, recht umfangreicher Friedhof befindet. Dort, wo dieser Friedhof keilförmig in das Gebiet der Stadt hineindringt, fanden wir eine Familie, die hier ein Begräbnis vollzog. Ein muselmännisches Begräbnis ist höchst einfach: nicht nur, daß es jeder Effekthascherei fern steht, es ist gewissermaßen übertrieben in seiner ernsten Schlichtheit: man vergräbt die Leiche und damit ist's auch aus; keine Erinnerung mehr an den Verstorbenen! [2]) ...

---

[1]) Wer weiß, vielleicht liegt hier das Ἄορνος des Arrian, eine von den beiden größten Städten, die von Alexander dem Großen sofort nach seinem Uebergang über den indischen Kaukasus erobert wurden. Ἀρριάνου Ἀνάβασις Buch III. Kap. 29.

[2]) Wir geben gern zu, daß der erste Eindruck einer mohamedanischen Bestattung auf den Europäer ein sehr ungünstiger sein mag; immerhin ist die bezeichnete Aeußerung des Verf. zum mindesten allzu scharf gefaßt. Man erinnere sich nur der Trauerzeit, der Totenfeste, Leichenmahle, Grabdenkmäler, Hügel ꝛc. ꝛc. Siehe hierüber auch Vambéry „Skizzen aus Mittel-Asien". 1868. S. 77—79. Anm. des Uebers.

Wir kamen auf einen Platz, der von drei Seiten halbmondförmig von der Stadt eingerahmt war; von der vierten Seite, der westlichen, war er von dem Friedhof begrenzt. Im Osten des Platzes, jenseits des Flüßchens Chulum, das hier eine Breite von 20 Sſaſchenj und eine Tiefe von einigen Fuß hat, erhebt ſich die Citadelle der Stadt — „Kurgan“. Es iſt das in Wahrheit ein „Taſch-Kurgan“, eine „ſteinerne Feſtung“ in der Türkſprache; das Hauptkaſtell der Feſtung iſt eine natürliche Feſte, ein Felſen von 15 Sſaſchenj Höhe. Nebenan liegen die Kaſernen und andere Gebäude, welche der lokalen Garniſon Unterkunft bieten. Alles das iſt von einer recht hohen Lehmmauer umgeben, die ſich an die Feſte anlehnt. Es wurde uns erzählt, daß ſich in der Citadelle zwei „Paltanen“, d. h. Bataillone Infanterie mit einigen Geſchützen befänden. Dieſe Paltanen marſchierten momentan auf dem Platz vor unſeren Augen. Die Uebungen waren von der Lokalobrigkeit angeordnet, um uns einen rechten Begriff von der afghaniſchen Macht beizubringen und entſprachen in dieſer Hinſicht völlig dem Empfang und dem Geleit, welche uns in Maſari-Scherif zu Teil geworden waren. Wie dem auch ſei, ein paar hundert kräftiger Kerle in verſchiedenem Koſtüm und mit verſchiedener Bewaffnung, ſtampften im Takt energiſch umher nach den melancholiſchen Klängen des perſiſchen Marſches. Daraufhin formierten ſie eine Kolonne und marſchierten an uns vorbei zur Citadelle hinein.

Es wurde uns Unterkunft im Garten des Lojnabs angewieſen, an der Nordſeite des Platzes, ſomit in unmittelbarer Nähe des Friedhofes und des friſchen, kaum zugeſchütteten Grabes. Dieſe Nachbarſchaft mißfiel uns arg, wenngleich wir auch nichts dagegen ausrichten konnten. Jedenfalls durfte der Garten, in welchem wir uns niedergelaſſen hatten, dieſen Namen mit Recht führen. Außer den Obſtbäumen gab es hier auch Sträucher und, was bemerkenswert war, auch Blumenbeete. Inmitten des Gartens ſteht der Palaſt des Lojnabs, ein dreiſtöckiges, quadratförmiges Haus, deſſen innerer Hof in einen Blumengarten verwandelt iſt. Auf dem Dach des Gebäudes befindet ſich ein Türmchen, von welchem aus ſich eine Ausſicht auf die Stadt und ihre Umgebung eröffnet. Ich erfreuete mich lange an dem Panorama, das ſich zu unſeren Füßen ausbreitete. Gerade nach Süden hin bemerkt

man in dem schroffen Gebirgszug einen dunklen klaffenden Spalt; es ist das die Schlucht Chulum. Im Ost und West erstrecken sich dichtlaubige Gärten, hinter welchen kümmerliche Felder liegen. Der Amu befindet sich in einer Entfernung von ca. 20 Werst nördlich von der Stadt... Die Gemächer in diesem Palast sind gerade so anspruchslos eingerichtet und ausgeschmückt, wie die in Masari-Scherif es waren. Die Wände sind von schlechten, hauptsächlich Bäume und Blumen darstellenden Malereien bedeckt.

Zur Mittagszeit wurde die Hitze so unerträglich, daß wir im unteren Stock Unterkunft suchen mußten. Ein umfangreiches, gewölbtes Gemach mit einem einzigen Fensterchen an der Decke — vermutlich ein Gefängnis — bestimmten wir zum Schlafzimmer. Der Leser möge sich nicht darüber verwundern, daß gerade dieses Zimmer und kein anderes von uns zu diesem Zwecke auserlesen wurde: um 3 Uhr nachmittags herrschte hier eine Temperatur von 33,3° C., im Zelte und in den oberen Zimmern hingegen 42° C. Die Differenz von 9° war es, welche uns dazu gebracht hatte, das Gefängnis allen anderen Räumen vorzuziehen. Erst um 7 Uhr abends war in dem Zelte die gleiche Temperatur eingetreten.

Es wurde Nacht. Mossin-Chan hatte in üblicher Weise die Runde gemacht und sich daraufhin auf seinen Bärenteppich, unweit von unserem Zelte gelagert. Ich war schon fast eingeschlafen, als ich plötzlich auf ein dumpfes, unbestimmtes Geräusch aufmerksam wurde, das von regelmäßig fallenden Schlägen herzurühren schien. Zu gleicher Zeit rief mir auch M. zu: „Hören Sie, Doktor, was ist das?“ Ich erhob mich vom Bett und horchte hin. Die Schläge ließen sich in unmittelbarer Nähe von uns in den nächsten Gebüschen vernehmen, eine gedämpfte und ärgerliche Stimme murmelte etwas dabei. Nach einigen Minuten erkannte ich, daß das Mossin-Chans Stimme war. M. konnte unmöglich zurückbleiben: er schlich leise aus dem Zelt hinaus und näherte sich dem Gebüsch. Bald kehrte er wieder zurück mit der Mitteilung, daß der Lärm dadurch verursacht worden war, daß Mossin-Chan einen afghanischen Wachtposten züchtigte; er schlug ihn mit dem Gewehrkolben, ohne darauf zu sehen, wohin die Schläge fielen, er schlug mit Wut auf ihn los. Der Wachtsoldat gab keinen Laut von sich und lag regungslos auf dem

Boden, gerade so, wie ihn Mossin-Chan niedergeworfen hatte. Nach einigen Minuten hörten die Schläge auf; es ließen sich einige Stimmen vernehmen. Mossin-Chans Stimme klang etwas unsicher, sein Gefährte sprach sehr leise. Ich bemerkte daraufhin, wie ein Etwas, das in Koschma gehüllt war, vor unserem Zelte von afghanischen Soldaten vorbeigetragen wurde.

Am Morgen fand sich die Erklärung für dies geheimnisvolle Ereignis. Die Sache war die, daß Mossin-Chan, nachdem sich alle zu Bett begeben, eine nochmalige Inspektion der Wachtposten angestellt hatte. Er fand einen der Posten im Schlaf. Der Arme wurde durch einen Kolbenstoß erweckt. Sein schwaches Flehen um Gnade verdoppelte nur die Schläge. Der Unglückliche wurde so lange mißhandelt, bis er die Besinnung verlor und dann in der Koschma fortgetragen wurde.

Dies Ereignis hatte einen außerordentlich deprimierenden Eindruck auf uns gemacht. Welche Barbarei! wozu diese Strenge? Wozu werden wir so sorgsam bewacht? Ist unsere Lage wirklich nicht ungefährlich? Und welche Ursachen für eine Gefahr könnte es geben? — Tausende derartiger Fragen machten sich geltend und warteten ihrer Lösnng. Die einzige Antwort hierauf war der halb zu Tode geprügelte Wachtposten. Eine dreifache Kette von Wachen, von welchen die Gesandtschaft beständig umgeben war, das Verbot des Chefs, auch nur einen Schritt außerhalb dieser Kette zu wagen, die absolute Abgeschlossenheit der Gesandtschaft von aller Welt — alles das waren Erscheinungen, die uns vom Amu-Darja an begleiteten. Die afghanische Administration ging mit uns wie mit einer kostbaren Waare um, welche von Hand zu Hand unversehrt und unbeschädigt abgeliefert werden mußte und gegen etwelche Beschädigung oder Verlust kontraktmäßig durch ungeheuere Bußen gesichert war. Wir stießen, genau genommen, nie auf eine abschlägige Antwort, aber wir bekamen stets einige Bedenken in Bezug auf unsere Sicherheit zu hören. So war es z. B. einem jeden von uns gestattet, ein paar hundert Schritt abseits vom Lager zu machen; wohl aber war hierfür stets eine spezielle Eskorte erforderlich, und um diese zu erlangen — nahezu die Bewilligung des Emirs selber. Das Resultat lautete nun: man kann's, aber es geht nicht. Eine seltsame und unbegreifliche Lage! Nun aber erwiesen sich späterhin

alle diese seltsamen Umständlichkeiten, die angeblich für die Sicherung der Gesandtschaft notwendig waren, als ganz zwecklos.

An diesem Tage, dem 9. Juni, wurden wir alle höchlichst durch ein Ereignis erfreut. Bei M. waren die Zündhölzchen ausgegangen. Er nahm es sich sehr zu Herzen, daß er sich gegenwärtig beim Feueranmachen bloß mit seinem Feuerzeug zu behelfen haben werde. Radschab-Ali, der Karawanen-Baschi der Gesandtschaft, sprach jedoch die Hoffnung aus, daß auf dem hiesigen Bazar Zündhölzchen („Kugjürt") zu finden sein würden, und erschien richtig nach einer halben Stunde mit einigen Schächtelchen Schwefelhölzer der Firma „Woronzowa & Ko.". Natürlich erwartete niemand von uns, dies heimatliche Fabrikat in dem entlegensten Teile Central-Asiens vorfinden zu können. Es kam uns das recht sonderbar vor, weil wir, wie alle Russen, fest überzeugt waren, daß unsere Handelsverbindungen mit Central-Asien sehr gering seien. Hierüber sprechen ja genügend die offiziellen Berichte und die verschiedenen privaten Quellen. War es nun daraufhin zu erwarten, daß ein heimatliches Fabrikat und zudem ein solches, das außerordentlich leicht zu Schaden kommt, so weit vordringen könnte. Indessen hatte die Sache ihre Richtigkeit. Ich füge noch hinzu, daß wir für 10 Schachteln, zu einem Hundert Zündhölzchen in einer jeden — eine Tenga (20 Kop. nomineller Wert) zu zahlen gehabt hatten. Späterhin überzeugten wir uns davon, daß dieser Fall, daß unsere Fabrikate nach Asien kamen, keineswegs eine Ausnahme war; wir fanden auf afghanischen Märkten russisches Eisen und russischen Zucker und manch' andere Gegenstände. Jedoch hierüber später. Gegenwärtig scheint es mir am Platze zu sein, wenn ich eine kurze geographische Uebersicht gebe über den Teil der Amuniederung, welcher von der Gesandtschaft besucht worden war, und über die angrenzenden Gebiete.

Das Thal des Amu ist ein recht weites. In dem Meridian, nach welchem wir das Thal durchkreuzten, d. h. von Schirabad aus bis zu den nördlichen Ausläufern des Hindukusch, hinter Masari-Scherif, hat es eine Breite von 150 Werst. An gewissen Stellen ist es bald breiter, bald schmäler, es verengt sich

jedoch allmählich nach Osten hin, woselbst die beiden mächtigen Gebirgssysteme, die das Thal von Nord und Süd begrenzen, sich in dem riesenhaften Bergknoten Pamir vereinigen. Im Westen geht das Thal unmerklich in den unabsehbaren Ozean der Turaner Wüste über. Nahezu inmitten des Thales mit leichten Ablenkungen, bald gegen Nord, bald gegen Süd, fließt der größte der central-asiatischen Flüsse — der mächtige Amu, der Oxus der Griechen, der Dscheichun der Araber.

Noch unlängst hat man viel darüber gestritten, inwiefern sich der Amu zur Schiffahrt eigne. Es wurde nahezu allgemein behauptet, daß der Amu fast bis Balch für die Schiffahrt ungeeignet sei [1]). Unter den Einwänden, die gegen die Beschiffung des Amu, speziell mit Dampfschiffen, vorgebracht wurden, sind namentlich folgende zu nennen: die Stromgeschwindigkeit, Seichtheit, eine bedeutende Menge von veränderlichen Sandbänken u. dgl. m. Die neuesten Forschungen russischer Reisenden (Grotenhelm, Bickow u. a. m.) lieferten das Ergebnis, daß der Amu nahezu von der Einmündung des Flusses Wachsch an, nicht nur für Schiffe, sondern auch für Dampfschiffe sehr wohl geeignet sei. Meine persönlichen Beobachtungen können nur wenig zur Lösung dieser Frage beitragen. Immerhin halte ich mich veranlaßt, selbst das Wenige, was ich an Ort und Stelle von dem Strome gesehen oder gehört habe, zur allgemeinen Kenntnis zu bringen.

Was nun den ersten Einwand betrifft, der gegen die Schiffbarkeit des Flusses geltend gemacht wird, die allzu große Stromgeschwindigkeit nämlich, so ist diese im Meridian von Tschuschka-

---

[1]) Indessen schreibt schon Strabo: „Man sagt, daß der Fluß Oxus, der Baktrien von Sogdiana scheidet, so leicht zu beschiffen sei, daß man auf ihm die indischen Waren bequem bis nach Hyrkanien, von dort aus weiter auf Flüssen bis an die Grenzen des Pontus bringen könne." Strabo, Geographie, Buch II. Kap. I. — Zu Beginn des 14. Jahrhunderts schrieb der bekannte arabische Reisende Ibn-Batuta folgendes über die Schiffbarkeit des Oxus: „Durant l'été on navigue sur l'Oxus, dans les bateaux jusqu'à Termedh (am rechten Ufer des Oxus, stromaufwärts von Balch), et l'on rapporte de cette ville du froment et de l'orge. Cette navigation prend dix jours à quiconque descend le fleuve." Voyages d'Ibn Batoutah traduits par Défrémery, vol. III. p. 5.

Gjusar allerdings eine recht beträchtliche; indessen gilt diese große Stromgeschwindigkeit keineswegs für die ganze Breite des Stromes, sondern hauptsächlich nur für das Hauptfahrwasser näher zum afghanischen Ufer. Es wurden von uns keine direkten Messungen der Stromgeschwindigkeit angestellt, indessen läßt sich diese leicht aus den Angaben berechnen, über welche wir momentan verfügen. Nach Schwarz beträgt die absolute Höhe von Tschuschka-Gjusar 800 Fuß, diejenige des Aralseees 163 Fuß. Der Abstand zwischen den beiden Punkten ist bekannt, die Stromesbreite schwankt zwischen 300 Ssaschenj und 2 Werst (1 Werst = 500 Ssaschenj). Hieraus nun läßt sich die relative Stromgeschwindigkeit des Amu in den betreffenden Gebieten ohne Schwierigkeit bestimmen.

Eine andere Ursache, durch welche die Schiffahrt auf dem Strome angeblich behindert wird, — die Seichtheit des Stromes, hat höchstens nur für den Unterlauf des Amu ihre Bedeutung. Die letzten Tiefmessungen, die von Bickow von Tschardschui aus bis zur Mündung des Wachsch ausgeführt wurden, zeigten, daß der Strom durchweg keine geringere Tiefe, als 1 Ssaschenj besitzt, währenddem die Tiefe im Hauptfahrwasser, am afghanischen Ufer, nicht unter 3 Ssaschenj steht, ja vielleicht noch eine bedeutendere ist. Bei der anderen Fähre, bei dem Flecken Patta-Gjusar, auf 30 bis 40 Werst stromaufwärts von Tschuschka-Gjusar, woselbst ich dreimal über den Strom hinübersetzte, im August und Dezember 1878 und Februar 1879, ist die Tiefe des Stromes bei einer Breite von 400 Ssaschenj eine noch beträchtlichere. Die Forschungen von Bickow haben es klar genug bewiesen, daß der Amu von nun an den Strömen zuzuzählen ist, die sich zur Schiffahrt eignen — und zwar seiner Wassermenge, sowie seiner mittleren Stromtiefe nach.

Nicht die vermeintlichen Schwierigkeiten dieser Art sind es, die der auf diesem mächtigen Strom zur Entwicklung kommenden russischen Dampfschiffahrt Hindernisse in den Weg legen werden. Ein ernstliches und kaum zu umgehendes Hindernis für die Entwicklung der Schiffahrt liegt vielmehr in dem nahezu völligen Mangel an Heizmaterial auf der ganzen Strecke des Stromes. Die mitunter vorzufindenden kleinen Pappelhaine und das Gesträuch, wie z. B. bei Patta-Gjusar, können nicht ernstlich in Betracht kommen, wenn es sich um Heizmaterial für die Schiff-

fahrt handelt. Es fehlen hier die bedeutenden Saxaulwälder, mit denen eine Partie der Ufer des Syr-Darja so reich ausgestattet ist. Fügen wir noch hinzu, daß auch in den benachbarten, die beiden Ufer begrenzenden sandigen und teilweise salzhaltigen („Solontschaki") Gebiete nur geringe und zudem auch noch recht spärliche Saxaulsträucher anzutreffen sind, so wird man zugeben müssen, daß gerade dieser Mangel an Heizmaterial das bedeutendste Hindernis für die Entwickelung der Dampfschifffahrt abgeben wird. Es verdient dieser Umstand um so mehr Beachtung, da die Frage, ob an den Ufern des Amu oder in dessen Nähe Steinkohlenlager zu finden sind, immer noch ungelöst bleibt.

Eine fernere wesentliche Schwierigkeit für die Entwickelung der Dampfschiffahrt liegt darin, daß die Ufer des Amu sehr gering bevölkert sind. Zwischen den Niederlassungen — ich rede natürlich nur von dem mittleren und oberen Lauf des Amu-Darja — werden die Abstände mitunter nicht nur nach Dutzenden, sondern nach Hunderten von Werst gezählt.

Eine so geringe Bevölkerung der Ufer des größten der central-asiatischen Ströme scheint beim ersten Anblick etwas recht Sonderbares zu sein. In Central-Asien geizt ja der Mensch mehr wie sonstwo mit jedem Zoll bewässerten Landes, indem allerorts ein Mangel an solchem herrscht. Dieser Mangel bedingt es, daß die Bevölkerung sich selbst an relativ unbedeutenden Flüssen, wie der Serawschan, Tschirtschik, Angren u. a. m., außerordentlich zusammengedrängt hat. Nun sollten doch die großen Wassermengen des Amu, die ein ungeheueres Gebiet zu bewässern imstande wären, eine bedeutende Bevölkerung anlocken können. Indessen sind die Ufer des Stromes auf große Strecken hin völlig unbewohnt. Diese auffallende Erscheinung läßt sich jedoch leicht erklären, namentlich wenn man die Ufer des Stromes auf gewisse Strecken zu besichtigen Gelegenheit gehabt hat. Allem Anschein nach ist nämlich nur ein schmaler Uferstrich für Ackerbau geeignet. Ich sage, „allem Anschein nach," denn das Ufergebiet ist mit Schilf und Wiesenland bedeckt und scheint ein fetter „Tschernoßëm" (Schwarzerde) zu sein. Bei genauerer Betrachtung ergiebt es sich jedoch, daß nahezu der ganze Landstrich nichts anderes, als ein ununterbrochener Sumpf ist;

selbst dort, wo das Wiesenland nicht unter Wasser steht, erhebt es sich so wenig über dem Wasserspiegel des Stromes, daß es beim hohen Wasserstand im Sommer stets überflutet wird. Auf diese Weise kann denn dieser kulturfähige Landstrich nicht für den Ackerbau benutzt und darum auch nicht besiedelt werden.

Wie sieht es aber nun weiter hinter dem Uferland, zu beiden Seiten des Stromes, aus? So weit ich hierüber zu urteilen vermag, indem ich den Strom an den zwei erwähnten Punkten beim Hinübersetzen berührte, so kann ich wohl sagen, daß sich hinter dem kulturfähigen Uferstrich eine lebloſe, sandige, stellenweise salzhaltige („Ssolontschaki") Wüste erstreckt. Auf viele Werst, ja oft auf viele Dutzende von Werst, ins Innere des Landes hinein, findet sich nur ein einförmiges, totes Land, das sich keineswegs für eine Besiedelung eignen könnte. Darum also sind die Ufer des Stromes trotz der großen Wassermenge desselben so spärlich bevölkert. Selbstverständlich aber müssen neben diesen Ursachen der geringen Bevölkerung der Amu-Ufer auch einige andere Umstände sozialer und politischer Art in Betracht kommen, die hier im Laufe vieler Jahrhunderte gewirkt haben und auch gegenwärtig noch bis zu einem gewissen Grade ihre Wirkung ausüben. Zweifellos ist es, daß bei den weiteren Fortschritten des humanitären Einflusses von Rußland in Central-Asien, welcher bereits so segensreich auf die annektierten Gebiete eingewirkt hat, auch das von Gott und den Menschen benachteiligte Thal des großen Amu, wenn auch nicht rasch aufblühen, so doch jedenfalls in hohem Grade den wilden, unwirtlichen Anstrich verlieren wird, der ihm gegenwärtig eigen ist. Die Arbeit der Menschen vermag Wunder auszurichten, wenn sie nur frei ist und im Interesse des Arbeiters selber ausgeübt wird. Das ist es nun gerade, was hier früher gefehlt hat! Um dies umfangreiche Gebiet zum Leben zu erwecken, müssen großartige Bewässerungsbauten ausgeführt werden. Diese Bauten aber können nur unter der Bedingung geschehen, daß Arbeit und Eigentum gesichert werden. Von allem diesen hatte man bisher keine Idee gehabt, oder richtiger gesagt, man hat sie gehabt, aber sie ist gegenwärtig vergessen worden. Rußland ist der Bevölkerung an den Ufern des Yaxartes (Syr-Darja) zu Hülfe gekommen und hat eine friedliche Entwickelung des Landes ermöglicht. Hierauf aber

wird sich die Kulturaufgabe Rußlands nicht beschränken; es wird auch in das Thal des Amu gelangen, um die hier seit dem Niedergang der arabischen Blütezeit schlummernde Bevölkerung zu einem neuen Leben anzuregen ...

Hinter dem Wüstenstrich von Sand und „Sſolontschaki", durch welchen der Amu von Nord und Süd begrenzt wird, und näher zu den Bergen hin vermehrt sich die Zahl der bevölkerten Punkte in beträchtlichem Maße. Die Stadt Schirabad mit ihrem Bezirk und ebenfalls auch Kabadjan sind schon recht bedeutende Oasen im Norden vom Amu. Im Süden vom Amu, bereits im afghanischen Gebiet und an den nördlichen Ausläufern des Hindukusch finden sich in sehr verschiedener, wenn auch nicht bedeutender Entfernung von einander, die recht volkreichen Städte: Masari-Scherif, Tachtapul, Tasch-Kurgan, Kundus, Balch, Sari-Pul, Chiber-Chan, Andscho u. a. m. Alle diese bevölkerten Ortschaften sind Oasen, umgeben von der sie begrenzenden Sandwüste der Turaner Niederung, die fast unmittelbar bis an die Ausläufer des Hindukusch-Gebirges vorgreift. Gewöhnlich kommen diese Oasen an irgend ein Flüßchen zu liegen, welches aus den benachbarten Gebirgszügen entspringt. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel machen die Städte: Masari-Scherif und Tachtapul, welche über Bewässerungskanäle verfügen, die vom Balchstrom abgeleitet worden sind. Die Mehrzahl der hiesigen Städte behält den Namen der Flüsse bei, an welchen sie gelegen sind. So z. B. Kundus, das an dem Strome gleichen Namens liegt, Chulum (Tasch-Kurgan), Balch, Sari-Pul u. a. — an den Strömen, die den gleichen Namen führen. Außer dem Kundus gelangt kein einziger dieser Ströme bis zum Amu. Sie sind durchweg nicht gerade wasserreich. Die Notwendigkeit einer künstlichen Bewässerung der hiesigen Felder wirkt so intensiv, daß das gesamte Wasser dieser Flüßchen an Ort und Stelle von den Feldern konsumiert wird. Die größte Menge des Wassers geht in Verdunstung auf, abgesehen natürlich von einer bestimmten Quantität Wasser, welches von Pflanzen und Tieren verbraucht wird. Der Wasserverlust durch Auffaugung von Seiten des Bodens muß als sehr gering veranschlagt werden, da der zum Ackerbau verwendbare Boden „Löß" ist, welcher, wie bekannt, über eine sehr geringe Auffaugungskapazität für das Wasser verfügt.

Der Charakter des kulturfähigen Landes ist somit auch hier der gleiche wie in den anderen Teilen des großen Turkestaner Gebietes, wie in den russischen Provinzen, so auch in den Chanaten Buchara und Chiwa. Die Eigenschaften des Bodens erklären es, warum hier die Bewässerungsbauten so leicht zu errichten sind. Die Wände der Gräben brauchen keine besondere Mächtigkeit zu besitzen, namentlich dort, wo die Wassergräben sich über das Niveau des Bodens erheben, was bei den kleinen Gräben eine recht übliche Erscheinung ist, um doch bei der geringen Aufsaugungskapazität des Bodens in vorzüglichster Weise das Wasser in ihrem Bett fortzuleiten.

Das Wasser im Amu-Darja und auch in den kleinen Gebirgsströmen enthält zur Sommerzeit eine Menge suspendierter, mineralischer Bestandteile, wodurch es stark getrübt und oft geradezu einer fettigen Emulsion ähnlich erscheint. Dieser Reichtum des Wassers an mineralischen Bestandteilen bedingt auch die Fruchtbarkeit der Felder, die von den genannten Strömen bewässert werden. Nicht zu bezweifeln ist es aber auch, daß das Wasser der Ströme organische Bestandteile enthält, möglicherweise in noch bedeutenderen Mengen, als anorganische. Leider war ich außerstande, auf Wegen einer chemischen Analyse eine quantitative Bestimmung der organischen Bestandteile für die Gewässer der hiesigen Ströme und Kanäle zu machen. Wenn ich also behaupte, daß das Wasser eine bedeutende Beimischung organischer Substanzen enthält, so geschieht das nur darum, weil ich allerorts eine außerordentliche Verschmutzung der Kanäle durch Schutt und Abfälle von Küchenüberresten, die von der Bevölkerung in ungenierteſter Weise in die Bewässerungskanäle geworfen werden, beobachtet habe. Es finden sich zudem auf dem Wege der großen und kleinen Bewässerungskanäle auch Reisfelder, welche ihrerseits natürlich nicht wenig zur Verschmutzung der Kanäle beitragen. Die Behauptung, daß die Kanäle hier durch eine große Menge von organischen Substanzen verschmutzt seien, wird schließlich auch durch die Reichlichkeit der Fiebermiasmen bekräftigt. Gegenwärtig ist doch die Anschauung, daß das Fiebermiasma sich unter den Bedingungen einer Zersetzung organischer Substanzen im Wasser und bei entsprechender Temperatur ausbilde, ein nahezu elementarer Satz geworden. In

der von uns besprochenen Gegend aber existieren ja die drei von uns zur Entstehung von Fiebermiasmen als notwendig angegebenen Faktoren insgesamt.

Ich hätte jetzt noch — so weit das ins Bereich meiner persönlichen Beobachtungen fällt — mich über das Klima, die Bevölkerung und ihr Leben auszusprechen; indessen wäre es verfrüht, wenn ich schon jetzt diese Frage berühren wollte. Bei der Besprechung dieser Fragen hätte ich mich auf meine zweite Reise nach Afghanistan, welche ich zu Ende des Jahres 1878 unternahm, zu berufen, und Zahlen und Beobachtungen vorzuführen, welche sich auf meine Tagebücher vom Januar und Februar 1879 beziehen. Ich komme auf diese Fragen im II. Band meiner „Reisen" zurück. Gegenwärtig aber möchte ich den Versuch machen, in Kürze auf die Geschichte des Amuthales einzugehen, wobei ich mich hauptsächlich auf die von mir berührten Punkte beschränken werde. Ich glaube, daß der Leser mir das nicht verargen wird, zumal da ich bei meiner Darstellung nicht etwa irgend ein kompilatorisches, historisches Werk, sondern hauptsächlich Originalquellen zu benutzen gedenke.

Die Geschichte eines jeden Landes und eines jeden Staates findet ihren Beginn, oder besser gesagt, ihre Vorläufer, gewöhnlich in verschiedenen Mythen, Sagen, Legenden und Traditionen. Das uns hier interessierende Gebiet, das klassische Baktriana, macht keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Es giebt hingegen nur wenige Länder auf der Erde, die in dieser Beziehung mit Baktriana wetteifern dürfen. Der Unterschied von den anderen Ländern ist höchstens nur der, daß hier der Gegenstand der Traditionen von tieferer und allgemeinerer Natur ist, als in den anderen Ländern. Das Objekt der Sagen ist hier die gesamte Menschheit und zudem das Wiegenzeitalter derselben. Die hiesigen Mythen und Traditionen sind so sehr von dieser Eigenheit durchdrungen, daß hier selbst die rein lokalen Sagen für gewisse Gegenden stets mit der allgemeinen Geschichte der Menschheit in Verbindung erscheinen. Es läßt sich sogar noch mehr sagen: die Traditionen allgemeiner Natur haben sich hier weit besser erhalten, als die rein lokalen Traditionen und zwar

zum Nachteile der letzteren. Man stößt darum auch oft auf negative Resultate, dort wo man nach Traditionen forscht, die sich an die hiesigen Städte, Ruinen u. dgl. m. knüpfen. Anderseits aber findet man Legenden über den Aufenthalt von Adam, Noah und anderen biblischen Patriarchen in diesen Gegenden, d. h. überhaupt in der oberen Hälfte des Amuthales ... Diesen Legenden nach war die Hauptstadt des Landes, Balch, von Adam nach der Vertreibung desselben aus dem Paradies errichtet [1]). Eine Variation zu dieser Legende erzählt, daß die Stadt durch Kajumars (Gajumart) errichtet worden sei, dem ersten persischen Herrscher aus der Dynastie der Pischdadier [2]). Bekanntlich wird Kajumars von den muselmännischen Schriftstellern mit Adam identifiziert; es war das somit nicht nur der erste persische König, sondern auch der erste Mensch [3]). Die gleichen muselmännischen Schriftsteller erzählen hierbei, daß Kajumars einen Bruder gehabt habe und bringen die Begründung der Stadt in Verbindung mit diesem Umstand. Der Name der Stadt wird von dem Ausruf des Kajumars abgeleitet, mit welchem er seinen Bruder begrüßte, — Bal-akh! (wahrlich, das ist mein Bruder!) [4]).

Anderen Legenden zufolge wurde Balch von späteren persischen Herrschern begründet: von Tachmuras (Tachma-urupa) oder Lohoraſp (Lohraſp, Arvadaſpa); der letztere wird bei den Historikern sogar der „Balki", d. h. der von Balch, genannt [5]). Mit dieser Stadt wird auch die Sage von dem Feldzuge des assyrischen Königs Ninus nach Ober-Asien in Verbindung gebracht. Der Sage gemäß wurde die Stadt Balch (Baktra) von Ninus nur dank der Energie und der Klugheit der Semiramis

---

[1]) Wilford erzählt hierüber folgendes: „Die Muselmänner, welche die zu Bamjan gehörenden Gebiete bevölkern, behaupten, daß der Ort so genannt werde, weil Adam und Eva, nachdem sie aus dem Paradies vertrieben und lange Zeit gesondert herumgeirrt waren, hier zufällig zusammentrafen und einander mit Umarmungen begrüßten; darum wird denn dieser Ort Bahla, oder in veränderter Form — Bahlaca genannt, was „Ort der Begrüßung" bedeutet." Asiatic researches of the Society instituted in Bengal, vol. VI. p. 492.

[2]) Mirkhond. Rausat us Sefa, Shea's translat. vol. I. p. 58.

[3]) Wilford, loco cit. p. 465.

[4]) Mirkhond, loco cit. p. 58.

[5]) Wilson, Ariana antiqua. p. 123.

eingenommen, die dazumal nur die Frau eines Feldherrn im assyrischen Heere war [1]). Aber früher noch soll hier schon Abraham gelebt haben, der von hier aus, also aus dem alten Baktriana, in das Land Kanaan gezogen war. Ich habe die Sage in mündlicher Ueberlieferung von den Afghanen erhalten; in der Litteratur findet sich diese Sage bloß bei Wilford (a. a. O.) erwähnt, aber auch hier wird sie eher mit Bamjan als mit Balch in Verbindung gebracht. Diesen Sagen zufolge ist der Amu einer der Flüsse, die dem Paradiese entströmten [2]).

Die lokalen Sagen stimmen darin überein, daß hier, in Balch, der religiöse Kultus der Feueranbeter begründet wurde. Zoroaster (Zarathustra) lehrte hier nämlich mit größtem Eifer seine Lehre. Gustasp, der Darius Hystaspes der Griechen, schloß sich nicht nur persönlich dieser Lehre an, sondern that auch sein Möglichstes, um alle Welt zur Anerkennung der Feueranbetung zu bringen. Albiruni erzählt, daß der Sohn Gustasps, Isfendiar (Spentodata), dem neuen Glauben allerorts Geltung zu verschaffen suchte, ohne dabei vor irgendwelchen Gewaltthaten zurückzuscheuen; es gelang ihm auch in ganz Asien, von den Grenzen Chinas bis zu den Gebieten Rums (Byzantien) [3]) die Tempel der Feueranbeter zu errichten. In der Zend-Aveſta finden wir Balch unter den ersten von Ormasd (Ahuramazda) erschaffenen Städten erwähnt [4]). Zu dieser Zeit tritt an Stelle der Sagen die Geschichte auf.

Die recht genauen, wenngleich auch nichts weniger als ausführlichen, historischen Berichte reichen in eine sehr entfernte Epoche der Existenz dieses Gebietes zurück. Schon in den Edikten des Darius Hystaspes findet man der Länder zu beiden Seiten des Oxus erwähnt [5]). Herodot zählt in seiner Geschichte die Satrapieen

[1]) Diodorus v. Sic. Bd. II. Kap. 6.

[2]) Yule, Abriß der Geographie und Geschichte der Länder am Oberlaufe des Amu-Darja, in der Uebersetzung von O. Fedtschenko. S. 1. Clavijo bezeichnet den Amu ebenfalls als einen aus dem Paradies fließenden Strom. S. 224. Uebersetzung von Sresnewskij.

[3]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde. Paris 1849. p. 91.

[4]) Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre, par Anketil du Perron, Paris 1771, vol. I. p. 266: „Der vierte Ort, die vierte Stadt, Beheſcht gleich, welche ich, Ormasd, geschaffen — war Balch" (Bâkhdi).

[5]) Minajew, „Nachrichten über die Gebiete am Oberlauf des Amu", S. 55.

ab, in welche die persische Monarchie zur Regierungszeit des Darius Hystaspes zerfiel und sagt unter anderem, daß in der 12. Satrapie die Baktrier wohnten, in der 15. die Saken (Scythen) und Kaspier, in der 16. die Parthier, Chorasmier, Sogdianer und Arier [1]). Alle diese Völker wohnten zu beiden Seiten des Oxus. Zu dieser Zeit und auch späterhin erfreute sich Balch, wenngleich es auch nicht mehr die Residenz der persischen Könige war, einer hohen Blüte. Es war das ein centraler Sammelplatz für die Handelsleute des Westens und Ostens. Der große centralasiatische Strom, der Oxus, war die Hauptader für diesen Welthandel [2]).

Aber nicht nur dieser Stadt allein wird von den muselmännischen Schriftstellern ein so hohes Alter und eine so glänzende Vergangenheit zugeschrieben. Mit Balch rivalisierte in gewisser Beziehung auch Merw. Einer Ueberlieferung zufolge ist die Stadt von Tachmuras begründet worden [3]), von anderer Seite wird ihre Begründung Alexander dem Großen zugeschrieben [4]). Wir werden späterhin sehen, daß die Stadt zur Zeit der Verbreitung des Islams in Central-Asien zu gleichem Ruhm und Glanz gelangte, wie Balch.

Die Feldzüge Alexanders des Großen in Ober-Asien haben ein helles Licht auf die geographischen Verhältnisse der Länder zwischen dem Oxus und Jaxartes geworfen; von spezieller Wichtigkeit waren sie für die Kunde Baktriens. Gewisse Teile Central-Asiens sind von den Historikern Alexander des Großen mit vieler Genauigkeit und Klarheit beschrieben worden. Eine der genauesten Schilderungen giebt Q. Curtius in dem Citat, das sich bei

---

[1]) Herodot, Thalia. Kap. 93—93.

[2]) Bei Strabo lesen wir über den Oxus folgendes: „Nach Aristobulos ist der Oxus der größte aller von ihm gesehenen asiatischen Ströme. Er sagt auch, und er hat solches sowohl als Eratosthenes aus dem Patrokles entnommen, daß er schiffbar sei, und daß vermittelst seiner viele indische Waren nach Hyrkanien geschafft würden, woselbst sie alsdann die Albanier bekämen, die sie mit Hülfe des Kyros weiter in das Euxinische Meer schafften." Geographie, Bd. XI, Kap. 7. Siehe auch Wilson a. a. O. S. 163.

[3]) Barbier de Meynard, Dictionnaire de la Perse extrait de Jacout, p. 526. Paris 1861.

[4]) Ebn-Haukal, Oriental Geography, transl. by Ouseley, p. 215. Lond. 1880.

Burnes findet[1]). Arrian beschreibt sehr genau den Oxus[2]). Die Lage der Stadt Baktra wurde astronomisch zuvörderst von Eratosthenes, dann von Ptolomäus bestimmt[3]). Was aber von den griechischen Schriftstellern völlig ignoriert wird, das ist der religiöse Kultus des Landes. Indessen wären ihre Berichte hierüber von außerordentlichem Wert für uns gewesen.

Zur Zeit Alexanders des Großen war Baktriana ein Bestandteil der persischen Monarchie. Nach seinem Tode fiel es den Seleukiden zum Anteil zu. Jedoch schon im 67. Jahre nach dem Tode Alexanders[4]) trennte sich Baktrien von dem Reiche der Seleukiden los und führte von nun an sein selbständiges Leben. Teodotus (Diodotos), der den Beinamen „Herrscher über die tausend Städte Baktriens" führte, begründete aus den abgefallenen Oxusländern ein unabhängiges griechisch-baktrisches Reich. Zur Hauptstadt des Reiches wurde wiederum Balch. — Zu den verschiedenen Zeiten seiner nahezu 200jährigen Existenz umfaßte dieses neue Reich in seinen Gebieten folgende Länder: Sogdiana im Norden, im Süden nahezu das gesamte gegenwärtige Afghanistan mit Kabul und Bamjan und den westlichen Teil von Indien. Zur Vergrößerung des Reiches trug nicht wenig Eukratides bei, einer der kriegerischsten griechischen Könige des baktrischen Reiches. Er führte einige siegreiche Feldzüge nach Indien aus[5]). Es war das ein Zeitgenosse des Partherkönigs Mithridates und wird von Justin als „großer Herrscher" bezeichnet[6]). Auch Menander und Demetrius[7]) waren um die Ver-

---

[1]) Bd. II, S. 353 der russischen Uebersetzung; Bd. I, S. 249 der deutschen. Das Citat bezieht sich auf die Schilderung Baktrianas. Anm. d. Ueb.

[2]) *Ἀρριάνου Ἀνάβασις*. Buch III, Kap. 29.

[3]) Gosselin, Géographie de Grecs analysée, Tafel I und IV, Paris 1790.

[4]) Minajew, a. a. O. S. 57.

[5]) Wilson, Ariana antiqua, Kapitel über Eukratides.

[6]) Justin, Liber XLI, 6: „Eodem fere tempore sicuti in Parthis Mithridates, ita in Bactris Eucratides, magni uterque viri, regnum ineunt."

[7]) Strabo — Buch XI Kap. 11 — schreibt folgendes: „Baktrien ist ein sehr weitläufiges und fruchtbares Land, welches fast alle Sachen, nur die Oliven ausgenommen, hervorbringt. Die griechischen Könige, die dieses Land zum Abfall brachten, gelangten infolge der Fruchtbarkeit des Landes zu solchem Ansehen, daß sie nach

breitung der baktrischen Macht hochverdient. Immerhin aber hatte Baktriana schon zu Ende der Regierung des Eukratides einen Einfall von Seiten der Parther und der Scythen zu erleiden, welche sich einiger Provinzen des baktrischen Reiches bemächtigten[1]). Von diesen Zeiten an wurden die Einfälle der nordischen Barbaren immer häufiger und häufiger, bis schließlich kaum über 100 Jahren v. Chr. (126)[2]) das Reich völlig erobert wurde. Mit Anbruch unserer Zeitrechnung finden wir Baktriana als Bestandteil des indisch-scythischen Reiches. Zu dieser Zeit hatte Kuenschawang (Kwéi-schwang) die Yuetschi[3]) (Yuetshi) besiegt, denen hauptsächlich die Zerstörung des baktrischen Reiches zuzuschreiben war[4]); er besetzte das Land südlich vom Hindukusch und das Thal des Indus und begründete das indisch-scythische Reich.

Im 6. Jahrhundert n. Chr. war Baktriana neuen Einfällen von Seiten der wilden Horden ausgesetzt. Es waren das die Türken, die hier anfänglich auf den Trümmern des baktrischen Reiches ein neues türkisches Reich begründeten. Indessen fand bereits Sian-Tsjan (Hsüen-tsang) ein Jahrhundert nach diesem

dem Zeugnis des artamitenischen Apollodorus sich zu Herren über ganz Ariana und Indien machten und mehr Völker, als selbst Alexander in ihre Botmäßigkeit brachten. Der berühmteste von ihnen war Menander, welcher gegen Osten sein Heer über den Hypanis bis zum Berg Imaus führte, teils in eigener Person, teils unter der Anführung des Demetrius, eines Sohnes des baktrianischen Königs Euthydemus. Sie eroberten aber nicht allein ganz Pattalene, sondern auch die ganze übrige Seeküste oder die sogen. Königreiche des Tessarioftus und Sigerdis. Ueberhaupt ist Baktriana den Worten des Apollodorus nach ein Schmuck des ganzen Ariana gewesen. Die baktrianischen Könige haben ihre Eroberungen sogar bis an die Grenzen der Seren und Phrynen erstreckt." „Sie herrschten auch in Sogdiana, welches oberhalb und westlich von Baktriana liegt, zwischen dem Oxus, der Baktrien von Sogdiana trennt, und dem Jaxartes."

[1]) Nämlich: Aspiona u. Turiva. Strabo l. cit.

[2]) Yule, loco cit. S. 2.

[3]) Ueber die Identität der *Τόχαροι* der Griechen, der Tu-ho-lo der Chinesen, der Tocharen der Araber und damit auch wahrscheinlich der indischen Tuchâra mit den alten Yuë-tshi siehe v. Richthofen „China", Bd. I, S. 439. Anm. d. Uebers.

[4]) Strabo erzählt — Buch XI Kap. 8 — daß unter den Scythen, die den Hellenen Baktriana abgenommen hatten, folgende Völkerschaften waren: die Asier (Asi der russischen Chroniker?), Pasianer, Tocharer und Sakarauler, ferner diejenigen, die aus der jenseits des Jaxartes gelegenen Gegend herkamen.

Ereignis dies Reich in eine Menge kleiner, mehr oder weniger unabhängiger Fürstentümer zerfallen. Dies ganze Konglomerat von Fürstentümern, die sich im oberen und mittleren Thalgebiete des Amu befanden, dem Po-tsou des Sian-Tsjan, bezeichnet der chinesische Reisende mit dem Sammelnamen Tou-cho-lo (Tou-charâ), d. h. Tocharistan. Die geographischen und ethnographischen Nachrichten, die Sian-Tsjan über diese Gebiete vorbringt, sind so genau und interessant, daß es wohl am Platz sein dürfte, einen Auszug aus seinen Schilderungen zu geben:

„Nachdem man das „Eiserne Thor" passiert hat," erzählt Sian-Tsjan, „gelangt man in das Reich Tou-ho-lo. Dies Reich umfaßt ein Gebiet von 1000 Li[1]), in der Richtung von Süd nach Nord und von 3000 Li von Ost nach West. Im Osten wird es begrenzt von den Bergen des Tsong-ling, im Westen berührt es Persien. Im Süden grenzt es an große Schneeberge, im Norden stößt es auf das „Eiserne Thor". Der große Strom Po-tchou (Oxus, Watch) fließt in der Mitte des Landes, indem er sich nach Westen richtet. Schon seit mehreren Jahrhunderten ist das königliche Geschlecht in diesem Lande ausgelöscht. Die mächtigen Häuptlinge haben sich nach langem Zwist ein jeder den Titel eines Herrschers beigelegt und haben dann, indem sie sich für geschützt hielten (vor den Einfällen der äußeren Feinde) durch die Ströme und natürlichen Hindernisse, das Reich Tou-ho-lo (Toukharâ) in 27 Teile geteilt (Staaten). Wenngleich aber nun ihre Gebiete streng gesondert sind, so sind sie doch in ihrer Gesamtheit dem Tou-kioue (den Türken) untergeben. Da die Temperatur hier stets eine sehr bedeutende ist, so sind die Epidemieen sehr häufig. Zu Ende des Winters und zu Beginn des Frühjahrs finden hier ununterbrochene Regen statt. Darum sind hier im südlichen Teile des Landes, nördlich von Lan-Po, die Epidemieen stark verbreitet[2]). In Folge dessen ziehen sich alle Frommen (Bewohner)

---

[1]) Der Verfasser giebt die Länge eines Li auf circa $^1/_2$ Werst an. Wir weisen darauf hin, daß für die Zeit des Sian Tsjan 338 Li gleich einem Grad des Aequators zu rechnen sind; 1 Li wäre somit = 0,309 Werst. Siehe hierüber Richthofen „China", Bd. I, S. 542. Anm. d. Uebers.

[2]) Die chinesischen Worte: ouen-tsi bedeuten in buchstäblicher Uebersetzung „heiße Krankheiten", d. h. Krankheiten, die durch hohe Temperatur er-

am 16. Tage des 2. Monats in feste Wohnungen zurück und treten nur am 15. Tage des 3. Monats wieder hervor. Dieser Brauch ist durch die Uebermenge von Regen bedingt. Die religiösen Vorschriften, die hier gegeben werden, sind den Verhältnissen der Jahreszeiten angepaßt. Die Bewohner sind schlaff ihrem Charakter nach und feige; sie sind von gewöhnlicher und unedler Gestalt; sie haben einige Begriffe vom rechten Glauben." „Ihre Umgangssprache unterscheidet sich ein wenig von den Dialekten der andern (benachbarten) Völker. Ihre Schrift besteht aus 25 Zeichen, aus deren Verbindung sich die Bezeichnungen aller Gegenstände ergeben. Die Bücher werden quer beschrieben und sind von links nach rechts zu lesen." „Die Mehrzahl der Bewohner kleidet sich in Baumwollenzeug, wollenes Gewebe wird wenig getragen. Im Handelsverkehr bedienen sie sich goldener, silberner und andrer Münzen, welche sich in ihrer Form von den Münzen andrer Staaten unterscheiden [1])."

In dieser Zeit gelangte der Buddhismus zu großer Verbreitung in dem Thale des Amu. Als Hauptherd dieses sozialreligiösen Kultus für das gesamte Thal diente Balch — das alte Baktra — oder Po-ho-lo, wie es von Sian-Tsjan genannt wird. Aber die Stadt hatte nicht nur in religiöser Hinsicht eine so hohe Bedeutung, auch politisch konnte sie allem Anscheine nach für den Hauptherd unter den einzelnen Sonderstaaten Tochoristans gelten. Wir lesen bei unserem Autor hierüber Folgendes:

„Das Reich Po-ho (Ba-ha-râ, Baktra, Balch) besitzt einen Umfang von 800 Li von West nach Ost und von 400 Li von Nord nach Süd. Die Nordgrenze des Reiches ist der Po-tsou (Oxus). Die Hauptstadt besitzt einen Umfang von ungefähr

zeugt werden, sagt St. Julien in einer Anmerkung zu seiner Uebersetzung der „Memoiren" des Sian-Tsjan. Ich glaube unter den „heißen Krankheiten" „hitzige Krankheiten" überhaupt, speziell aber Fieber verstehen zu müssen. Im Frühjahr und zu Beginn des Sommers sind die Fieber in den genannten Gebieten außerordentlich verbreitet, währenddem der „Sonnenstich" — eine Erkrankung, welche durch die hohe Temperatur der Luft bedingt wird — hauptsächlich im Juli und August zur Beobachtung kommt. (Bei Julien heißt es übrigens: „maladies tièdes". Anm. d. Uebers.)

[1]) Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen Thsang en Francais p. St. Julien. Paris 1857. vol. I. p. 23—24.

20 Li. Sie wird allgemein die kleine Kaiserstadt genannt. Wenngleich sie gut befestigt ist, so ist sie nur schwach bevölkert. Die Erzeugnisse des Bodens sind sehr mannigfaltig, es würde schwer halten, sämtliche Blumenarten abzuzählen, die hier im Wasser und auf trockenem Boden wachsen. Es finden sich hier 100 Klöster und in diesen circa 3000 fromme Leute, die alle der Lehre des „petit Véhicule“ (Hînayâna) folgen [1]).

Gleichzeitig schlug auch das Christentum feste Wurzeln in dem Boden des alten Parsismus. In Merw wurde um 334 n. Ch. ein Bischofssitz begründet. In der Hälfte des 6. Jahrhundert wurde das Christentum mit Erfolg unter den Ephthaliten — den weißen Hunnen — den Eroberern dieser Gebietes verbreitet [2]).

Das gleichzeitige Auftreten der drei Religionen an ein und demselben Ort und unmittelbar nebeneinander, berechtigt uns einerseits zur Vermutung, daß die eingeborene Bevölkerung, iranischer Abstammung und nicht minder auch die Fremdlinge aus den Türkenstämmen, sich durch eine hohe Toleranz ausgezeichnet haben; anderseits läßt es sich denken, daß die Lehre Zoroasters zu dieser Zeit in bedeutendem Maße an Kraft und Einfluß bei der hiesigen Bevölkerung verloren hatte; es ist das übrigens auch sehr leicht begreiflich und mußte sich als naturgemäße Folge der politischen Umwälzungen ergeben, die das Land im Laufe mehrerer Jahrhunderte bis auf die erwähnte Epoche durchzumachen gehabt hatte.

Bald nachdem sich die Türken in Baktriana und Sogdiana festgesetzt hatten, wurde Central-Asien wiederum von Griechen besucht, den ersten vielleicht seit der Zeit der Feldzüge Alexanders des Großen. Es waren das aber nicht mehr die gefürchteten Phalangen des Welteroberers, die alles auf ihrem Wege durch Feuer und Schwert zu Grunde richteten, sondern friedliche Boten des Kaisers Justin. Es war ihnen zur Aufgabe gestellt, mit dem Türkenfürsten Disabul und dem Herrscher in Sogda, Maniachus, Handelsverbindungen anzuknüpfen. Es geschah das um das Jahr 570 [3]).

---

[1]) Mémoires. B. I, p. 29.

[2]) Yule, l. c. S. 3.

[3]) Yule, l. c. S. 8.

Dem Christentum war indessen nur eine geringe Zeit zu seiner Entfaltung unter den Völkern Baktriens zugemessen worden. Schon zu Ende des 7. Jahrhunderts kamen die Araber hierher und bahnten mit Feuer und Schwert dem Mohamedanismus den Weg. Auf die Vertilgung der Lehre Christi wurde ein Eifer und Nachdruck verwendet, wie sie einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Wie grausam aber auch das von dem muselmännischen Fanatismus geleitete Schwert wüten mochte, so hielt sich das Christentum doch noch eine gewisse Zeit nach dem Einfall der Araber in Chorossan (Chorassan) und auch in Transoxanien. Ibn-Haukal, der arabische Reisende und Geograph der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, erzählt, daß sich zu seinen Zeiten in Herat eine besondere von Christen bewohnte Ortschaft befand und in ihr eine christliche Kirche [1]).

Schon 666 n. Chr. (das 46. Jahr der Hedschra) gelangte der arabische Feldherr Rebi-Ibn-ul-Charit, indem er Chorossan bezwang, bis nach Balch. Bald darauf, im Jahre 670, wurde Merw besetzt; es diente letztere Stadt einige Zeit den chorossaner Statthaltern des Khalifs als Basis in den Kämpfen mit Buchara. Im Jahre 705 wurde Balch, die alte Hauptstadt von Baktrien, von den Arabern eingenommen. Es ergab sich widerstandslos in sein Geschick [2]). Für dieses Mal war es noch glimpflich bei den furchtbaren Eroberern abgekommen, bloß mit einer Kriegskontribution. Später aber wurde es dennoch zerstört durch den arabischen Feldherrn Acher-Ben-Kais [3]).

Aber die „Mutter der Städte" sollte nicht lange in Trümmern liegen bleiben. Nasr-Ben-Sajar errichtete es von neuem um das Jahr 742 [4]). Unter diesem energischen Statthalter von Chorossan wurde nicht nur das ganze Thal des Amu erobert, auch Ferghana und selbst das ferne Ostturkestan wurden den Gebieten des Khalifs einverleibt.

Von diesem Zeitpunkt an beginnt eine glänzende Periode

---

[1]) Oriental Geography, p. 218.

[2]) Vámbéry, „Geschichte Bocharas" u. s. w. Stuttgart 1872. Bd. I, S. 26. (Verf. citiert die russ. Ausgabe von 1873.)

[3]) Barbier de Meynard, Dictionnaire de la Perse. Anm. auf Seite 121.

[4]) ib.

der Geschichte der Länder zu beiden Seiten des Oxus. Die Araber traten hier nicht nur als Zerstörer und Eroberer, sondern auch als Schöpfer und Pfleger einer neuen Kultur auf. Zur Zeit der glänzenden Regierung der Samaniden in Chorassan, deren Dynastie sich bis 999 n. Chr. hielt, wurde das Land mit blühenden, volkreichen Städten bedeckt. Die arabischen Schriftsteller und Reisenden dieser Zeit preisen ganz besonders die folgenden Städte, die sich im Amuthal befanden: südlich vom Strom — Merw, Talekan und Balch; nördlich — Termed, Kabadjan und Tschaganjan. Am meisten rivalisierten mit einander in Bezug auf ihre kulturelle Entwickelung zwei Städte: Balch und Merw. Letztere Stadt zählte zu Ende des 10. Jahrhunderts unter ihren Mitbürgern eine Reihe berühmter Männer, die zur angegebenen Zeit noch lebten oder bereits verstorben waren.

„Aus Merw kam uns die Leuchte der Abassiden," erzählt der bekannte arabische Reisende Ibn-Haukal, „und Mamun wohnte in dieser Stadt, als er der Besitzer des Kalifats wurde. Merw hat viele tapfere Feldherrn und berühmte gelehrte Männer erzeugt. Der Arzt Varsue, der alle seine Genossen an Kunst übertraf und Barbed, der Musiker, der so liebliche Lieder geschaffen hat, wurden in dieser Stadt geboren" [1]).

In dieser Epoche war der Stadt Balch bereits der Name beigelegt: „die Kuppel der Wissenschaft" — „Kubbet el Ilm".

Selbstverständlich ist es, daß das alte Baktriana, das frühere Tocharistan, das momentan einen Bestandteil von Chorassan ausmachte, diese ganze Zeit über nichts weniger als ununterbrochen Frieden genoß. Ein anhaltender Friedenszustand ist in Central-Asien etwas Undenkbares; namentlich aber galt das für diese entfernte Epoche. Das bezeichnete Gebiet spielte keine geringe Rolle in den Wirren des 8. und 9. Jahrhunderts und in den Zwisten der Chorassaner Herrscher. Zu Ende der Regierung der Samaniden hatte das Land wiederum einen Einfall von „ungebetenen Gästen", den nordischen Räubern, zu erleiden. Die „Gäste" waren dieses Mal — die seldschukischen Türken. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts waren Merw und Balch für sie die Hauptetappenpunkte bei ihrer siegreichen Wanderung nach

[1]) Oriental Geography, p. 216.

Westen. — Trotz der Plünderungen und Verwüstungen aber, welchen das Land bei diesem Einfall unterlag, hatte die Kultur doch so starke Wurzeln geschlagen, daß das Gebiet in seiner Entwickelung mit Riesenschritten vorrückte. Zu diesen Zeiten hatten die Länder des Amuthales bereits eine stattliche Reihe von gelehrten Männern und Dichtern aufzuweisen, wie sie auch gegenwärtig einem jeden Lande Ehre gemacht hätten. Es genügt zu erwähnen, daß hier derartige Kolosse der Wissenschaft und der gelehrten Wirksamkeit aufgewachsen waren und gearbeitet hatten, wie der berühmte Arzt Avicenna (Ebn-Sinah), mit Recht als „Vater der arabischen Heilkunde" bezeichnet, — und Albiruni. Um einen Begriff von der Thatkraft des Avicenna zu geben, bemerke ich, daß die muselmännischen Historiker über 100 Werke zählen[1]), die von dieser Leuchte der arabischen Wissenschaft verfaßt und veröffentlicht worden sind. Die Bedeutung seiner Arbeiten aber läßt sich darnach ermessen, daß manche der von ihm entdeckten chemischen Präparate noch in den heutigen Pharmakologieen citiert werden. Er gebot über ein für sein Zeitalter unerhört umfassendes Wissen, besaß aber gleichzeitig auch gewisse Seeleneigenschaften, wie sie den heutigen medizinischen Berühmtheiten nur allzu häufig abgehen. Hierfür ein Beispiel. Als Mahmud, der berühmte Begründer des mächtigen Reiches der Gasneviden, der seinen Thron mit den ersten Männern seiner Zeit in der Wissenschaft und Kunst umgeben sehen wollte, eine höchst vorteilhafte Einladung an Avicenna ergehen ließ, so lehnte dieser den Antrag ab, „da er seine Unabhängigkeit über alles hoch schätzte"[2]). Abdul Mahomed, der den Namen Albiruni führte und auch hauptsächlich unter diesem Namen bekannt ist, war der zweite „Grundpfeiler" der damaligen Wissenschaft. Er hat eine Menge Arbeiten geliefert über Astronomie, Mathematik, Geographie, Linguistik u. dergl. m. Es war das geradezu ein allumfassendes Genie. Nicht nur, daß er auf das genaueste mit dem Arabischen und Persischen bekannt war, und im Original die griechischen und lateinischen Autoren lesen konnte, er studierte

[1]) Haeser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, 3. Bearb. 1875. Bd. I, S. 585.

[2]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 28; auch bei Aboulfeda, Géographie trad. par Reinaud.

auch Sanskrit. Die Mitteilungen, welche von ihm über Indien gebracht werden, sind einzig in ihrer Art. Er hat eine Menge astronomischer Bestimmungen gemacht und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß selbst bei dem heutigen, so sehr vorgeschrittenen Stande der astronomischen Wissenschaft seine Fehler für sehr gering gelten.

Von den Dichtern, die den Stolz der ruhmreichen Chorossaner Vergangenheit ausmachen, genügt es den Zeitgenossen des Albiruni und Avicenna, zu nennen den Anseri, einen Eingeborenen von Balch[1]), den Verfasser des „Vamq el Azra", des „Roten Götzen", „Weißen Götzen" u. a. m.

Im 12. Jahrhundert war das Amuthal auf dem Höhepunkt seiner Entwickelung angelangt. Die arabischen Geographen, Historiker und Reisenden finden nicht der Worte genug, um ihrer Bewunderung der blühenden Kulturstädte Balch, Merw und Termed Ausdruck zu geben. Merw war die Hauptstadt der mächtigen Seldschukiden. Der Sultan Sjandschar trug namentlich viel dazu bei, daß seine Hauptstadt sich entwickelte und aufblühete[2]). Indessen hatte Merw noch zur Regierungszeit dieses Fürsten ein furchtbares Unglück zu erleiden. Wiederum vom Norden her, gleich den früheren Barbaren, brachen die Gusen in das blühende Oxusthal ein und Merw wurde auf mehrere Jahre unter Trümmern begraben. Aber es richtete sich bald wiederum auf von der Zerstörung.

Ueber das Balch dieser Epoche lesen wir bei dem arabischen Geographen Edrisi, einem Augenzeugen, folgendes: „Balch, in einer Niederung gelegen, in 12 Meilen von den Bergen, ist die Hauptstadt des Türkenlandes; es ist das das Hauptquartier ihrer Armee und die Residenz der Herrscher und Richter. Es finden sich hier schöne Bazare, auf denen ein bedeutender Handel getrieben wird, und woselbst alle Luxusartikel und Gegenstände des Handels zu finden sind. Die Stadt hat sieben Thore; ihre Vorstädte sind in blühendem Zustand und gut bevölkert, sie treiben Industrie und Handel. Die große Moschee befindet sich im Centrum der Stadt und ist von Bazaren umgeben. Die Stadt

[1]) Barbier de Meynard, loc. cit. Anm. auf S. 112.
[2]) a. a. O. S. 526.

ist an den Ufern eines Flüßchens gelegen; es fließt dieses bei dem Thore Nju-Bechar [1]) und bewässert die Umgebung der Stadt, woselbst überall Wein- und Obstgärten zu sehen sind und Schulen (Medresse) für die Studierenden und aller Art andere Bauten, die dem Studium der Wissenschaften dienen. In dieser Stadt befinden sich große Reichtümer; es sind hier viele ansehnliche Männer und Kaufleute vorhanden; überhaupt macht sich allerorts bedeutender Wohlstand und Vermöglichkeit bemerkbar" [2]).

Yakut zählte in Balch 1200 Moscheeen und ebensoviel Bäder [3]).

Die Entwickelungsstufe, bis zu welcher das öffentliche Leben in den uns hier interessierenden Teilen Central-Asiens gelangt war, läßt sich aus folgendem ermessen. Zur Zeit, als in Europa die Heilkunde noch auf der Stufe der Quacksalberei stand und als man an Hospitäler in Europa — mit Ausnahme von Byzanz — noch gar nicht einmal dachte, besaß Merw im 9. Jahrhundert bereits musterhafte Hospitäler [4]). In derselben Stadt zählte Yakut 10 Bibliotheken. In einer von diesen sollen sich 200 Bände befunden haben; aber diese Bücher waren dafür kostbar [5]).

„Gerade in den verschiedentlichen Bibliotheken dieser Stadt," sagt Yakut, „habe ich mich nahezu die ganze Zeit, die ich hier verbracht habe, aufgehalten, indem ich beim Genuß des wissenschaftlichen Studiums Vaterland und Familie vergessen hatte; hier habe ich nahezu sämtliche Materialien angesammelt, die mir bei der Abfassung dieses Buches und meiner anderen Werke gedient haben" [6]).

Nachdem der Sultan Sfandschar eine Niederlage von Seiten Kurchans, des Führers der wilden Gusenhorden erlitten, — eine Niederlage, welche der Herrschaft der Seldschukiden in Chorossan ein Ende gemacht hatte, — ging das bezeichnete Gebiet, d. h.

---

[1]) Nju-Bechar — korrumpiert aus dem Sanskrit: nâvâ wichârâ — neues Kloster.

[2]) Géographie d'Edrisi, trad. par Amedée Jaubert, Paris 1863, p. 473—74.

[3]) Barbier de Meynard, loc. cit. p. 112.

[4]) Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin, Bd. I, S. 564.

[5]) Barbier de Meynard, l. cit. p. 528.

[6]) a. a. O. S. 529.

das Thal des Ober- und Mittellaufes des Amu, abwechselnd von einer Hand zur anderen über. Anfänglich stand das Gebiet im Besitz der Fürsten der Gouras, die soeben erst ihre Herrschaft in Afghanistan auf den Trümmern der Monarchie der Gasneviden begründet hatten; daraufhin unterlag es der ephemeren, plötzlich aus einem Nichts entstandenen Monarchie der Charesmischen Herrscher (Chowaresmier).

Von diesem Zeitpunkt an beginnt jedoch für das alte Baktriana eine neue Epoche des Lebens.

Zu Beginn des 13. Jahrhunderts wurde nahezu ganz Asien von den wilden Horden der Mongolen überschwemmt, die von dem „Fürsten der Welt", Tschingis-Chan, angeführt wurden. Es war das eine Feuerflut, die alles auf ihrem Wege vernichtete; ein wildes, entfesseltes Element, welches alles Leben, ob das nun Mensch, Tiere oder Pflanzen waren, von der Erde hinwegtilgte! Chorossan und mit ihm auch das alte Baktriana vermochten nicht dem traurigen Geschick zu entgehen. Nach diesem Einfall der Feinde waren von den blühenden Städten nur Trümmer nachgeblieben. Sie vermochten sich auf keine Weise von der Zerstörung zu retten, weder durch tapfere Gegenwehr, noch durch freiwillige Uebergabe, noch durch Unterwürfigkeit und große Loskaufsummen. So ging Balch zu Grunde, so auch Merw und viele andere Städte mehr. „Die Bewohner und die Geistlichkeit von Balch" — erzählt uns Abul Gasi Behadur-Chan [1]), — „begaben sich zu Tschingis-Chan und flehten ihn um Gnade für ihre Stadt an: aber er wies ihre Bitte zurück, indem er sagte, daß der Sultan Dschelal-ed-Din noch am Leben sei und die Bevölkerung sich darum noch immer von neuem auflehnen könnte". Die Einwohner wurden niedergemacht, die Festung und die Stadt zerstört. Das gleiche Geschick hatte Merw zu erleiden. Die außerordentlich zahlreiche Bevölkerung dieser Stadt, welche auf 1 300 000 geschätzt wurde [2]), hatte man, nachdem sich diese Stadt dem mongolischen Feldherrn Tuli-Chan ergeben, unter die mongolischen Soldaten als Kriegsgefangene verteilt, ein jeder Soldat

[1]) Aboul Ghazi Behadour Khan, Histoire des Mogols et des Tartars. V. II, p. 121.

[2]) a. a. O. S. 135.

erhielt 400 Gefangene [1]). Die Gefangenen wurden ermordet; nur 400 Handwerker und Künstler wurden am Leben gelassen und in das ferne Mongolenland geschleppt, um dort die Residenz der „Geißel der Welt" zu schmücken.

Nach dieser gründlichen Zerstörung wollte es dem betreffenden Teil Central-Asiens schon nie mehr gelingen, zur ehemaligen Blüte zu gelangen.

50 Jahre später passierte diese Länder der berühmte Venezianer Marco-Polo. „In alten Zeiten," sagte er, „war die Stadt Balch viel umfangreicher, aber jetzt hat sie schwer durch die Einfälle der Tataren gelitten, die die Mehrzahl der Bauten zerstört haben; sie hat früher viele Marmorpaläste und Gärten gehabt, deren Ruinen noch jetzt zu sehen sind" [2]).

Bis zu welchem Grade das Land von dem mongolischen Einfall verwüstet war, ersehen wir aus den Schilderungen des Ibn-Batuta, der bei seinen Reisen in Central-Asien, die er ein volles Jahrhundert nach den Kriegszügen Tschingis-Chans ausführte, im ganzen Land Ruinen verstreut fand. Balch wurde nach der Zerstörung nicht mehr von neuem errichtet und blieb ein Trümmerhaufen. Ibn-Batuta spricht sein Bedauern namentlich in Bezug auf eine zerstörte Moschee aus, welche, seinen Worten nach, eines der imposantesten Gebäude der Welt gewesen war [3]).

Zu Ende des 15. Jahrhunderts bekam das Amuthal wohl kaum bessere Zeiten zu sehen, als es die früheren waren. In ganz Asien herrschte jetzt der „lahme" Timur. Er ruinierte ganze Länder und zerstörte Dutzende von Städten, um auf ihre Kosten Sfamarkand zu schmücken; das alte Sogdiana blühte zu seiner Zeit; dem alten Baktriana ging es aber darum um nichts besser. Im Jahre 1369 wurde Balch, gerade so wie vor $1^1/_2$ Jahrhunderten, von neuem zerstört durch den großen Mongolen Timur [4]). Der Anlaß zur Zerstörung der Stadt, die eben erst von

[1]) Barbier de Meynard, l. cit. p. 528.

[2]) Marco-Polo. Trans. and edit. by Colonel Henry Yule. London 1871. Vol. I. p. 142. (Verfasser citiert die russische Uebersetzung von 1873.)

[3]) Voyage d'Ibn Batoutah, trad. par Défrémery, Vol. III, p. 59.

[4]) Wir erinnern daran, daß die mongolische Abstammung des Timurs,

ihrer Verwüstung sich zu erholen begann, gab ein Zwist zwischen Timur und dem Emir von Herat, Hussein. Daraufhin wurde Balch der Zeuge eines hervorragenden historischen Ereignisses, das sich innerhalb seiner alten Mauern abspielte. Am 8. April 1369[1]) wurde im Kuriltai, d. h. bei der Hauptversammlung der mongolischen Aeltesten und Häuptlinge, Timur-Beg oder Tamerlan, wie sein üblicher Name lautet, als Emir von Maweraïn-nehr (Transoxanien) proklamiert, was von dem traditionellen, mongolischen Brauch, dem Emporheben des Auserwählten des Volkes auf einem weißen Filz, begleitet wurde.

Daraufhin trat eine lange Friedenszeit ein für die wüsten Länder, die an beiden Ufern des Oxus gelegen waren. Unter der Herrschaft der Emire von Herat über Chorossan erholte sich das bezeichnete Gebiet bis zu gewissem Grade von den Unglücksfällen, die über dasselbe hereingebrochen waren. Der Emir Hussein-Baikara beförderte in hohem Maße den Wohlstand des Landes.

Zu dieser Zeit erschien auf dem Kampfplatz des politischen Lebens des Landes ein bisher unbekannter Flecken, der gegenwärtig das administrative Centrum für das afghanische Turkestan ist. Ich rede von der Stadt Masari-Scherif. Das geringe Dörflein gelangte zu seiner Bedeutung, weil in ihm angeblich die Grabstätte des bekannten muselmännischen Heiligen und Heroen Ali entdeckt worden war (siehe S. 144—5).

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts bereiste die Gebiete des alten Baktriana die spanische Gesandtschaft, die von Heinrich III. von Kastilien zum Hofe Timurs entsandt worden war. Der Chef dieser Gesandtschaft, Ruy Gonzalez de Clavijo, hat interessante Memoiren über die Reisen der Gesandtschaft in Asien hinterlassen. Er berichtet über die alte Hauptstadt des Landes, über Balch, folgendes:

„Am anderen Tage, Montags, den 18. August 1404, kamen wir in eine Stadt, welche von einem sehr breiten Erdwall umgeben war, und zwar hatte der Wall eine Breite von 30 Schritt;

---

wie sie von Weil, Hammer u. a. m. befürwortet worden ist, mit Recht in Zweifel gezogen wurde. Nach Bámbéry war Timur ein Türke aus dem Stamme der „Berlas" und dem Familienzweige der Köreken. Siehe „Geschichte Bocharas" ꝛc. 1872, Bd. I. S. 178. Anm. d. Ueberf.

[1]) Bámbéry, „Geschichte Bocharas" ꝛc. 1872, Bd. I. S. 187.

aber der Wall war an mehreren Stellen durchbrochen. Die Stadt wurde in drei Abteilungen durch Wälle geteilt, welche der Länge nach gingen und die Stadt von einem Ende bis zum anderen durchschnitten. Die erste Abteilung, welche sich zwischen dem ersten und dem zweiten Walle befand, war leer und es wohnte dort niemand; es war dort viel Baumwollenpflanze angebaut. In der zweiten Abteilung wohnten Leute, aber die Bevölkerung war nicht stark. In der dritten gab es viele Einwohner, und wenn auch die Mehrzahl der Städte, die uns entgegentreten, ohne Mauern waren, so hatte diese sehr schöne Mauern" [1]).

Das ist nun alles, was der aufmerksame Reisende über diese Stadt, die einst die berühmteste in Central-Asien war, zu berichten hat.

Mit dem Anbruch des 16. Jahrhunderts hatte Scheibani, der Begründer einer neuen Dynastie, den „Kok-Tasch" bestiegen, — den grünen Stein, den Thron der bucharischen Chans, gegenwärtig in Ssamarkand befindlich, — und erfüllte ganz Central-Asien von neuem mit Schlachtenlärm. Die usbegischen Scharen überschwemmten unter seiner Anführung das Thal des Serawschan und rückten näher nach Süden auf das Amuthal zu. Eine nach der anderen erlagen die Städte von Chorossan unter den Streichen des wilden, blutdürstigen Usbegen, dessen Arm keine Schonung, keinen Rückhalt kannte. Die neuen Eroberer waren nicht geringere Barbaren und Mörder, als die Scharen des Tschingis-Chans es gewesen waren. „Durch Marter und Foltern nötigten sie die wehrlosen, armen Leute, ihnen die versteckten Kostbarkeiten auszuliefern, und führten in Sklaverei alle diejenigen ab, die nur fortzuführen waren." Von neuem stöhnte ganz Central-Asien! Furchtlos versuchte der letzte Sprosse der edlen und erleuchteten Timuriden, Baber-Mirsa, der Sturmflut der neuen Vandalen, die wiederum von Norden her eingebrochen waren, Einhalt zu thun, — die rohe Gewalt trug den Sieg davon. Der „Julius Cäsar" Central-Asiens mußte zurückweichen und entfernte sich nach Kabul ...

---

[1]) Reise des Ruy Gonzalez de Clavijo, übers. von Sresnewskij. S. 223.

Der Scheibanid Abdullah-Chan (geb. 1538, geſt. 1597 — ſiehe oben S. 14 —), der allerdings gerade ſo wie der Begründer der Dynaſtie, ſein Leben lang Krieg führte, nahm ſich doch Zeit, die Wunden, die er den Ländern ſeiner Herrſchaft geſchlagen, auch wiederum zu heilen. Mit dem Namen dieſes Herrſchers verbindet der Centralaſiate alle ſpäteren mehr oder weniger bemerkenswerten Bauten, die ſich in den dem Amu angrenzenden Gebieten befinden. Wenn man den Eingeborenen fragt, „wer dieſen großen Bewäſſerungskanal errichtet habe?“ ſo erhält man zur Antwort: „Abdullah-Chan“. „Wer hat dieſe Karawanſerais und Serdaubs (Ciſternen) in der Sandwüſte errichtet?“ „Abdullah-Chan“. Trotz alledem verkümmerte das Amu-Darja-Thal immer mehr, die Städte ſtarben aus, die Dorfſchaften verwüſteten. Auch die Großmoguls von Indien, zu deren Reich das alte Baktriana zeitweiſe gehörte, vermochten gegen dieſe Verwüſtung keine Aushülfe zu finden.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erblickte Central-Aſien vermutlich zum erſten Mal in den Mauern ſeiner Städte die Vertreter des ruſſiſchen Reiches. Im Jahre 1675 wurde nach Buchara eine ruſſiſche Geſandtſchaft entſandt [1]). Die Geſandtſchaft beſtand aus folgenden Perſonen: Waſſilij Alekſandrow Daudow, Nikiphor Wenjukow, Iwan Schapkin und ein Muſelmann aus Aſtrachan, Mahomed Juſſuf Kaſſimow [2]). Das unmittelbare Ziel der Reiſe für Daudow und Wenjukow war bloß Buchara; Schapkin und Kaſſimow hatten einen weiteren Weg vor — zum indiſchen Schah. Sie begaben ſich nach Kelif, verblieben einige Zeit in Balch und gingen dann über Tſcharikar und „Kurbent“ — Gorbend — nach Kabul. Bei ihrem Aufenthalt in Balch verſtanden ſie das Wohlwollen des Chans von Balch zu gewinnen, welcher dazumal kaum noch in einem Abhängigkeitsverhältnis zu dem Reiche der Mongolen ſtand. Der Chan von Balch war ſo ſehr von freundſchaftlichen Gefühlen zu Rußland durchdrungen, daß er mit Kaſſimow eine Geſandtſchaft nach Moskau entſandte.

[1]) Die erſten Verbindungen Rußlands mit Buchara ſind übrigens noch auf viele Jahre zurück zu datieren.

[2]) Minajew, „Nachrichten über die Gebiete am Oberlauf des Amu“, S. 217.

Aber schon vor Kassimow und Schapkin war in den Jahren 1644—50 in Balch Nikita Medwedew gewesen, ein Dolmetscher bei der Person des Boriß Pasuchin, welcher sich als russischer Gesandter in Buchara befand. Medwedew meldete folgendes über die Ergebnisse seiner Reise nach Balch:

„Der Zar von Balch, Supchonj-Kuli-Chan, wünscht mit dem mächtigen Herrscher, Zaren und Großfürsten Alekſei Michailowitsch, dem Selbstherrscher über das gesamte Groß-, Klein- und Weiß-Rußland Rat und Freundschaft zu pflegen und Gesandtschaft zu wechseln. Und es sagt der Zar Supchonj-Kuli-Chan wenn dann der große Herrscher belieben wird, nach Balch, Indien oder in andere Reiche seine Leute und Gesandte zu senden, dann wird auch er Supchonj-Kuli-Chan den Leuten des großen Herrschers Durchgang und in seinem Lande Schutz gewähren lassen ... Der indische Weg aber von Balch aus führt durch bewohnte Orte und findet kein Arg und kein Raubwesen und kein Zollerheben auf ihm statt [1]).

Es war das vermutlich die erste Verbindung des moskowitischen Zarenreiches mit den entfernten Gebieten des heutigen Afghanistans. Es ist dies Ereignis insofern interessant, als es uns zeigt, daß das Rußland der „moskowitischen Periode" keineswegs die verschlossene „Schachtel" war, als welche man sie gegenwärtig gern darstellt,

Der Handel Rußlands war allerdings nicht so umfangreich, wie heutzutage; aber er war darum auch nicht mit so vielen Verlusten verknüpft wie der gegenwärtige, die Interessen des Handels aber wurden dazumal keineswegs schlechter von der Regierung besorgt und befürwortet, als heutzutage.

Die immer mehr und mehr um sich greifende Verwüstung des klassischen Baktriana wurde auch durch den Orkan befördert — zum Glück vielleicht den letzten —, der plötzlich hier ausbrach und fast das ganze Asien umwendete. Dieser Sturm wurde durch den „persischen Räuber" Nadir-Schah heraufbeschworen. Auf den Trümmern seines ephemeren Reiches erhob sich dann das afghanische Reich unter der Herrschaft der Saddosaer-(Siduschis, Söhne des Sida) Durani. Balch und die anderen Städte jen-

[1]) Minajew, l. cit. p. 228.

seits des Amu wurden dem neuen Reiche einverleibt. Zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts, als das afghanische Reich bereits zerfallen war, erinnerte das Amuthal in seinen politischen Zuständen an das alte Tocharistan des Sian-Tsjan. Es hatten sich hier eine Menge gesonderter, von einander mehr oder weniger unabhängiger usbegischer Chanate gebildet. Das Chanat Chulum erlangte unter der Regierung von Kilitsch-Ali-Chan zeitweise einen größeren politischen Einfluß im Amuthal, als sonst ein anderer Staat. Mir-Abdul-Kerim bezeugt, daß das Land zur Regierungszeit dieses Chans eine gewisse Blüte errungen hatte[1]). Aber schon 1823 bemächtigte sich der „Usurpator von Kundus" Murad-Bey des Chanats Chulum und zwang die gesamte Bevölkerung von Chulum zur Uebersiedelung nach Kundus, woselbst sie fast bis auf den letzten Mann durch das Fieber aufgerieben wurde. Von Chulum blieben gerade so gut als wie von Balch nur Ruinen zurück.

Ein Viertel Jahrhundert vor diesem Ereignisse hatte Merw, die „Beherrscherin der Welt", wie die buchstäbliche Uebersetzung eines Beinamens der Stadt „Schach-i-Dschan" lautet, das gleiche Geschick, wie Chulum zu erleiden gehabt. Einer der „rechtgläubigsten" Herrscher Bucharas, Schach-Murad-Bi (Beg), zerstörte in der Absicht, Merw gänzlich klein zu kriegen, den Damm, der das Wasser des Murgab, des Wasserspenders für die Stadt, zurückhielt. Hierauf nun mußte sich Merw den Truppen des Emirs ergeben. Ein Teil der Bevölkerung wurde im bucharischen Chanat angesiedelt, der übrige Teil nach Herat abgeführt[2]).

Wie bekannt, repräsentiert gegenwärtig Merw den Hauptsammelpunkt für die Turkmen-Tekke.

In den Jahren 1824—1825 besuchte das Oxusthal der bekannte englische Reisende Moorcroft. Sämtliche Mitglieder der Expedition gingen hier in dem wüsten mit Ruinen bedeckten Thal zu Grunde[3]). Den Spuren des berühmten Reisenden

---

[1]) Mir Abdoul Kerim, Histoire de l'Asie Centrale, p. 245.

[2]) a. a. O. S. 140.

[3]) In Bezug auf den Tod von Moorcroft lesen wir bei Burnes in seinem „Kabul" (deutsch von Oelkers, Leipzig 1843): „Ich füge hier" (es ist das der Brief des Dr. Lord an Burnes) „einen von mir unter den Rechnungen aufgefundenen Zettel bei, auf welchem von der Hand des Mr. Trebeck herrührend

folgend bereiste im Jahre 1832 das Amuthal der kühne Burnes. In den Jahren 1838—1839 besuchte den Oberteil des Amu Wood und Dr. Lord; sie gingen nicht weiter stromabwärts als bis Tasch-Kurgan. Im Jahre 1840 waren die englischen Offiziere Burslem und Start in Tasch-Kurgan. Im gleichen Jahre passierten das Thal bei ihrer Reise nach Buchara Stoddart und Conolly. Im Jahre 1845 wurde nahezu das ganze Chorossan der Khalifen durch Ferrier bereist. Er machte eine Runde von Herat aus nach Meimene, Balch, Tasch-Kurgau, Hurem (Kurum) und gelangte dann durch die völlig unbekannten, von ihm nach dem Sultan Baber zuerst besuchten Länder des centralen Hesarengebietes zurück nach Herat.

Von diesem Zeitpunkt an hatte bis zur Reise der russischen Gesandtschaft kein Europäer mehr das alte Baktriana, das spätere Tochariſtan und heutige Afghanisch-Turkestan betreten.

---

unter dem Datum des 6. September 1825 folgende Worte aufgezeichnet sind: „Langte am 25. August in Balch an, am 27. starb Mr. M." Es stellt das den Todestag Moorcrofts", sagt Burnes in Bezug auf diesen Brief, „außer jeden Zweifel und hebt gleichzeitig die Vermutung auf, daß der Tod Moorcrofts durch irgend welche gewaltsame Ursache bedingt sein könnte." (Es heißt jedoch bei Burnes „Reise nach und in Buchara", deutsch 1835, Bd. I. S. 248: „Ich glaube dennoch nicht, daß er auf eine Weise ins Grab gesunken war, die keinen Verdacht aufkommen ließe". Anm. d. Ueberſ.)

Alle Mitglieder der Expedition von Moorcroft gingen an der Ansteckung durch das bösartige Miasma des Amufiebers zu Grunde.

6. Kapitel.

Von Taſch-Kurgan bis Bamjan.

Längs dem Chulumfluß. — Sfajad. — Der nächtliche Ritt. — Badeßjab. — Der Heibeker Keſſel. — Die Schlucht Dere-i-Sendan. — Eine Hyperbel von Burnes. — Sfar-Bag. — Hurem. — Der erſte Gebirgspaß auf dem Wege nach Bamjan, Tſchembarak. — Das Thal Rui. — Der Oberlauf des Fluſſes Chulum und das Gebirgsthal von Duab. — Die zweite von Burnes vorgebrachte Hyperbel. — Die Päſſe Kiſil- und Kara-Kotel. — Das Thal Mader. — Ein paar Zeilen aus der gegenwärtigen afghaniſchen Geſchichte. — Die Schlucht Badſchgach. — Der Gouverneur von Bamjan. — Das Thal von Kagmard. — Eine Unkorrektheit von Burslem. — Der Aufſtieg Dendan-Schiken. — Das Thal Sfaigan. — Aſa foetida. — Die Schlucht Sfuchte-Tſchinar. — Der Ort Rigi-No'u. — Der Paß Ak-Rabat. — Die Ausſicht auf die umliegenden Gebirge. — Der Niedergang von dem Paß in das Thal von Bamjan.

Am 9. Juli rückten wir von Taſch-Kurgan in der Richtung nach Kabul aus. Langſam rüſtete ſich unſer Laſttrain; noch langſamer verließ er das Gartenthor nnd nahm ſeinen Weg direkt nach Süden, wo uns der dunkle Spalt in der Bergfeſte des Paropamiſus entgegengähnte — die Schlucht Chulum. Auch wir ſind wiederum im Sattel — die Geſunden und nicht minder die Kranken; und wenn die letzteren auch nicht gerade ſehr wacker ausſehen mochten, ſo waren ſie doch keineswegs niedergeſchlagen. Allerdings ging es Naſirow ſchlecht: er war von ſeinem geſtrigen Fieberanfall furchtbar abgeſchwächt und darum gänzlich außer ſtande, ſein feuriges Roß zu bemeiſtern. Moſſin-Chan, der ſeine ſchwierige Lage bemerkte, bot ihm ſein eigenes, ausgezeichnet geſchultes Pferd an und beſtieg ſelber ein anderes. Ich geſtehe es,

dies Benehmen machte auf mich einen gewissermaßen befremdenden Eindruck: gestern noch — eine furchtbare Grausamkeit, deren Opfer ein halb zu Tode geprügelter Soldat wurde; heute — eine Zuvorkommenheit, mit welcher auch anderorts und nicht nur von Seiten eines uncivilisierten Afghanen Ehre eingelegt worden wäre. Unsere Kavalkade nahm jetzt ihren Weg dem Fluß Chulum entlang. Auf dem entgegengesetzten Ufer desselben, linker Hand, blieb die Citadelle der Stadt mit ihrem außerordentlich hoch gelegenen Kastell zurück. Der Fluß durchkreuzte uns zwei mal den Weg. An den Uebergangsstellen über den Fluß sind ausgezeichnete, steinerne Brücken errichtet mit Granitbrückenpfeilern. Solche Brücken würden auch einem minder wilden und armen Lande, als das Tschaar-Vilajet es ist, zur Ehre gereicht haben. Ihre Breite genügt vollständig zur Durchfahrt der breitesten „Arba" und ihre Dauerhaftigkeit, um bedeutende Lasten zu tragen. Es ist noch zu bemerken, daß die Stromgeschwindigkeit an dieser Stelle eine sehr bedeutende ist. — Indessen ziehen wir immer weiter und weiter an den grünenden Gärten vorbei, durch welche die den Fluß überragenden Felsen malerisch beschattet sind, und an den hier und dort verstreueten Häusern und Grabstätten. Es bleiben uns im Rücken ein paar Moscheeen oder vielleicht auch Kapellen irgend welcher Heiligen, was ich nicht bestimmen konnte; die Haufen von Widderhörnern, die hier aufgestapelt waren, sprachen eher für Grabstätten einheimischer, muselmännischer Heiliger.

Bald darauf traten uns die niedrigen, aber massigen vorderen Ausläufer eines schroff vor uns sich erhebenden Gebirgszuges entgegen. Die Höhe des Gebirgszuges über dem Wasserspiegel des Flusses beträgt circa 1000 Fuß. Die äußersten Punkte desselben von rechts und links — besonders aber links — erheben ihre Kegel recht beträchtlich über die Umgebung; das Centrum des Gebirgszuges verflacht sich hingegen allmählich und bildet, indem es den Chulumfluß gleichsam als Axe besitzt, eine imposante Schlucht, deren Wände auf mehrere hundert Fuß emporragen. Ich war völlig verloren in der Betrachtung dieses so erhabenen und schönen Bildes, wie ich es noch nie vorher gesehen hatte; plötzlich aber wurde ich aus diesem Zustand gerissen, indem ein Kosak mit der unangenehmen Nachricht herangejagt kam, daß

das Gepäck mit der Feldapotheke heruntergestürzt sei. Die Apotheke! Das war kein einfaches Gepäck. Wäre das Gepäck mit Nahrungsvorräten, mit den Weinen, oder was es sonst sein wollte, heruntergefallen und hätte sich zerschlagen — der Schaden wäre nicht arg gewesen; aber die Apotheke! In den hiesigen Ländern ist die Apotheke das Kostbarste. Hätten wir kein Chinin, so würde das Fieber unseren kleinen Trupp gerade so gut decimieren können, wie das mit der Expedition Moorcrofts der Fall gewesen war. Sollten wir den Zwiebackvorrat verlieren, so könnten wir allerorts das einheimische Fladenbrot erhalten. Ein Unglück aber wäre es, wenn wir um den Vorrat von Opium gekommen wären . . .

Auf diese unangenehme Nachricht hin jagte ich nun pfeilgeschwind zum Lasttrain . . . . ich sah die Gepäckkoffer auf der Erde liegen. Abseits von ihnen stand das erschöpfte Pferd mit wundem Rücken, augenscheinlich sehr zufrieden damit, daß es sich von dem verhaßten Gepäck befreit hatte. Ich eilte zu den Koffern, öffnete sie und konnte wiederum ruhig aufatmen: es schien nichts zerbrochen zu sein.

Da dies nun nicht zum ersten Mal war, daß die Apothekenkoffer herunterfielen und da es zu befürchten war, daß ein solcher Sturz nochmals passieren könnte und wir dabei vielleicht nicht so billig abkommen würden, wie bis jetzt, so machte ich dem General eine Vorstellung über die Gefährlichkeit einer derartigen geringen Sorge um die Apotheke: ich stellte ihm in Aussicht, daß wir auf diese Weise an einem schönen Tage ohne ein Gran Chinin und ohne einen Tropfen Säure bleiben könnten. Meine Vorstellung wurde günstig aufgenommen und dem Karawanen-Baschi ein strenger Befehl erteilt, von nun an für die Apotheke das kräftigste und gesundeste Pferd zu gebrauchen.

Jetzt befinden wir uns bereits zwischen den Wänden der Schlucht. Es ist das übrigens eigentlich keine Schlucht, vielmehr aber ein riesiges Thor mit glatten, unter der Einwirkung der Zeit und des Flusses abgeschliffenen, steinernen Thorpfosten von einer Höhe von einigen hundert Fuß. Die Wände von grünlich grauer Farbe sind düster; sie machen bei ihrer Erhabenheit einen deprimierenden Eindruck. Ganz oben, in unerreichbarer Höhe ist ein azurblauer schmaler Streif des Himmels zu erblicken. Un-

mittelbar zu unseren Füßen braust der Fluß, der hier diesen Felsendamm durchbrochen hat; vor uns aber haben wir die undeutlichen Umrisse des Passes und eine Finsternis. Die Schlucht ist nicht über 40 Schritt breit, mitunter noch schmäler. Der Weg selber, welcher sich an die rechte Wand der Schlucht anschmiegt und linker Hand durch den schäumenden Fluß begrenzt wird, ist nicht über 5 bis 7 Schritt breit.

Als wir in die Schlucht eintraten, erschallten die ungeheueren düsteren Felsmassen von den Tönen der Trompete und dem Trommelgerassel, welches hier wie das mächtige Rollen des Donners klang. Die Schlucht ist weniger als eine halbe Werst lang, daraufhin beginnt sie sich langsam zu erweitern und geht in ein enges Gebirgsthal über, welches stets dem Laufe des Stromes folgt und von beiden Seiten durch hohe, sehr steile und parallele Bergzüge begrenzt ist. Stellenweise waren in diesen Bergen nackte, scharfe Felswände zu bemerken; es war hier zu erkennen, daß das Thonschiefer war; mitunter hingegen hatten die nackten Höhen lediglich den Anschein von festen, lehmigen Massen. Dort, wo die Abhänge wieder steil waren, wurden sie von magerem, gebräunten und verbrannten Gras und Moos bedeckt; an den Vorsprüngen hafteten Flechten.

Es zeigte sich bald, daß die Ufer des Flusses kulturfähig waren. Hier und dort begegneten wir den niedrigen Beeten der Baumwollenpflanze, aus deren aufgebrochenen Knospen bereits gelbe und dunkelrote Blumen hervorschauten. Noch etwas weiter und es erschienen kleine Weizenfelder, welche jedoch bereits abgeerntet waren; nur Stoppeln bedeckten diese Felder.

Der Weg zog sich bald unmittelbar dem Ufer des Flusses entlang, dann hielt er sich wiederum an die schroffen Felsen des benachbarten Bergzuges; bald ging es leicht bergauf, bald bergab — er schlängelte sich, wie man das zu sagen pflegt. Der Weg ist ausgezeichnet; man braucht sich nicht mal eine bessere Chaussee zu wünschen. Mitunter ist diese natürliche Chaussee allerdings mit einer bedeutenden Menge von kleinen und scharfen Steinen besäet, was selbstverständlich nicht gerade bequem für die Pferde ist.

In etwa 10 Werst von Tasch-Kurgan passierten wir eine kleine Ortschaft, mit Haufen von Weizengarben und Klee (Luzerne)

auf den flachen Dächern der unscheinbaren Wohnungen der Eingeborenen. Die Ortschaft schien völlig unbewohnt zu sein. Hie und da stießen wir übrigens auf einige wenige Personen, die an uns vorbei passierten. Unter ihnen befanden sich auch Frauen, die vom Scheitel bis zur Sohle in ihre weißen Tschadra-Leintücher begraben waren. Uebrigens bemerkte ich auch blaue Tücher, ja es gelang mir sogar zu sehen, was hinter einer der Umhüllungen stak, die sich bei einer ungeschickten Bewegung einer Reiterin gelüftet hatte. Ich wurde aber für meine Neugier in verdienter Weise gestraft. Die Reiterin, die so würdevoll auf ihrem Esel thronte, war eine zahnlose Alte mit entfärbten, toten und trockenen Lippen, einem erloschenen Blick und grauem, struppigem Haar, das einer Pferdemähne ähnlich sah. Die Alte geriet scheinbar in Verlegenheit und zog ihr Leichentuch krampfhaft zusammen, ich aber ... ich war tödlich erschrocken beim Anblick dieser Kopie von einer der Hexen des Macbeth. Gütiger Gott! mußte denn meine bescheidene, wenngleich auch etwas leichtfertige Neugier so streng gerügt werden? ...

Der Weg windet sich inzwischen launenhaft weiter, indem er dem Laufe des Flusses folgt; er wird stetig von den scharfkantigen Bergkämmen begleitet. Wir scheinen jetzt am Ende der Schlucht zu sein; sie wird hier vollständig durch einen querstreichenden Berg verschlossen. Wo ist denn hier der Weg? Wie kommen wir weiter? Man gelangt an das vermeintliche Ende der Schlucht und bemerkt plötzlich, daß sich links ein freier Platz eröffnet, der nahezu unter rechtem Winkel von der bisherigen Richtung des Weges ablenkt. Wir haben jetzt die scharfe Kante der Felsmasse, die hier im Winkel hervorspringt, zu umbiegen. Hinter diesem Vorsprung eröffnet sich plötzlich vor unseren Augen ein malerisches Panorama. Die Schlucht hat sich hier zu einem fast regelrechten, kreisförmigen Kessel von einem Durchmesser von 1 Werst erweitert; der Kessel wird von dem Fluß in zwei ungleiche Hälften geteilt; von der größeren zu rechter Hand war soeben erst das reife Getreide abgeerntet; die kleinere, linker Hand, ist von einem recht großen Dorfe eingenommen, das heimisch und malerisch auf den Stufen des Bergamphitheaters Platz genommen hat. Der Name des Dorfes ist Sfajad; seine Entfernung von Tasch-Kurgan beträgt etwa 15 Werst.

Ueber eine Holzbrücke gelangen wir auf das linke Ufer des Flusses. Die Zelte, unmittelbar am Ufer aufgeschlagen, erwarten unser hier schon seit langer Zeit. Die uns begleitenden afghanischen Würdenträger machen uns ihren üblichen Morgenbesuch, erkundigen sich, ob wir gut untergebracht worden seien, empfehlen sich dann und ziehen sich in ihre Zelte zurück. Aber wie stand es nun um das Befinden unserer armen Kosaken! fünf von ihnen litten stark am Fieber; bei einem stellten sich sogar alle Symptome einer gefährlichen, apoplektischen Form ein. Bei allen fünf war die Milz stark angeschwollen und auf Druck empfindlich.

Am folgenden Tage brachen wir schon früh morgens gegen 3 Uhr auf. Es war noch völlig dunkel. Gern hätten wir noch geschlafen. Aber wir stiegen in den Sattel. Die Kosaken stellten sich in Linie auf und ihr: „Sdravija schelajem vasche prevos'choditelstwo!“ (wir wünschen, Ew. Excellenz, Gesundheit!) erschallte in der Nachtluft als Antwort auf die Begrüßung des Chefs. Der Weg führte uns wiederum über eine Brücke, durch die sich verengende Schlucht, daraufhin durch ein recht weites Thal, das scheinbar kultiviert war — in der Dunkelheit konnte ich mich nicht genau davon überzeugen; rechts und links vor uns hatten wir Berge; der Boden war bald weich, bald steinig; einige mal hatten wir Bewässerungskanäle zu passieren; daraufhin kam ein leichter Aufstieg, dann gab es einen steilen und langwierigen Niedergang — das war nun alles, was von dem heutigen Marsch gesagt werden konnte. Es war so dunkel, daß wir uns nahezu nur tastend weiter bewegen konnten. Sogar die hellen, südlichen Sterne leisteten uns wenig Beistand. Der Mond war bereits um 2 Uhr nach Mitternacht untergegangen und konnte darum seinen Beleuchtungsdienst für uns nicht versehen. Wir ritten infolge der Dunkelheit nur sehr langsam.

Gegen 6 Uhr morgens, als es schon ziemlich hell war, erblickten wir, indem wir den Abhang des Berges herunterstiegen, links vom Wege eine große Ortschaft, Hasret-Sultan. Sie blieb abseits von unserem Wege. Nachdem wir den Abhang hinter uns hatten, zog sich der Weg einem großen Bewässerungskanal entlang, der sich bis zu dem zur Tagesrast bestimmten Dorfe Badeßjab erstreckte.

Ich hatte die Gewohnheit, mich sofort nach unserer Ankunft

auf eine Station in der Umgegend zu orientieren. So machte ich es auch hier. Unser Lager, sowie das nicht gerade umfangreiche Dorf Badeßjab finden sich in einer geschützten Thalsenkung gelegen; die letztere wird von West und Ost durch schroffe und scheinbar gesondert von einander stehende Felsen von einigen hundert Fuß Höhe begrenzt. Von der nordöstlichen Seite erstrecken sich allem Anschein nach bis zum Dorfe Hasret-Sultan Felder; von Nord und Nordwest — eine flache Hochebene, von welcher wir zu dem Dorfe hinabgestiegen waren; zum Süden bleibt das Thal völlig offen. Ich war sehr zufrieden damit, daß ich mir in Ssamarkand Spaßes halber einen Kinderkompaß für 30 Kopeken gekauft hatte. Jetzt leistete mir dieser Kompaß, den ich der Bequemlichkeit wegen an meiner Uhrkette angebracht hatte, recht gute Dienste. Jedesmal, wenn ich nach der Uhr schaute, konnte ich gleichzeitig auch den Kompaß benutzen; es geschah das in einer Form, welche von vornherein jeden Verdacht von Seiten der Afghanen ausschloß, denn die Afghanen schienen uns zum größten Aerger unseres „Naturforschers" recht wachsam zu beobachten. Einmal war der letztere schon nahe daran, ertappt zu werden. Es geschah das nämlich gerade, als er die soeben gemachte Wendung des Weges und irgend ein Dorf in sein Schieferbüchlein eintragen wollte. Mossin-Chan, der aus irgend welchen Gründen die Nachbarschaft des „Naturforschers" ganz besonders bevorzugte, unterließ es nicht, ihn über die Bedeutung des Büchleins zu befragen. Der „Naturforscher" gab sich den Anschein eines betenden Menschen, bewegte einige Sekunden hinterher die Lippen, schwieg darauf nachdenklich, seufzte tief auf und klappte schließlich sein Büchlein mit Empfindung zu. Ein derartiger Kniff genügte Mossin-Chan mehr als irgend eine Antwort und beruhigte ihn anscheinlich auch in Zukunft über das Hineingucken des Topographen in das „schwarze" Büchlein.

Das übliche Zelt im indischen Stil erwartete uns auf dem Rastpunkt. Es war jedoch noch so früh — 8 Uhr morgens —, die Luft war so rein und frisch, es war schließlich bei nur 20° C. durchaus kühl, was für uns, die wir uns in den vorhergehenden Tagen sogar während der Nacht an eine Temperatur von 30° C. gewöhnt hatten, eine geradezu außerordentliche Erscheinung war —

wir verspürten darum keinerlei Lust, den gastlichen Schatten des Zeltes zu benutzen.

Heute kam Mossin-Chan, wer weiß wie, auf den Gedanken, mir das kühlende Getränk, das er zu trinken pflegte, zu offerieren. Bei 25° C. draußen, um 10 Uhr morgens, bietet mir Mossin-Chan sein kühlendes „Abi-Limu" an! Allerdings, es war die passendste Zeit dazu gewählt, namentlich wenn man bedenkt, daß derselbe Mossin-Chan, während der größten Hitze, wo die Temperatur im Schatten auf 44,3° C. stieg, kein Wörtchen über seinen kühlenden Nektar verlauten ließ. Allah möge ihm seinen verspäteten Eifer nachsehen! Jedenfalls wollen wir diesen Nektar versuchen. „Abi-Limu" heißt in der Uebersetzung aus dem persisch-englischen Dialekt, in welchem dies komplizierte Wort gesprochen wird — Citronenwasser. Es ist das nichts anderes, als ein Extrakt aus Citronen einheimischer Kultur, welche, wie es scheint, nur in Dschellalabad wachsen. Zu diesem Extrakt wird etwas Sandzucker und anscheinlich auch Schnaps zugesetzt. Der Trunk ist recht angenehm und, seinem Zweck vollkommen entsprechend, kühlend. Wenn aber Mossin-Chan dieses Getränk zu trinken pflegte und seine kühlende Wirkung anerkannte, so geschah das keineswegs darum, weil das Getränk an und für sich abkühlend war. Keine Idee davon! die kühlende Wirkung und den angenehmen Geschmack erlangte, seiner Meinung nach, der Trank nur dann, wenn ihm eine bestimmte Quantität von irgend welchem Samen beigegeben wurde. Dieser Samen war seinem Aussehen, der Farbe und der Größe nach dem Kümmel ähnlich; er hat die Eigenschaft, in einer Flüssigkeit aufzuquellen, wodurch er schleimig wird. Mossin-Chan versicherte, daß eben diesem Samen die abkühlende Wirkung zuzuschreiben sei und daß ohne Samen der „Abi-Limu" nichts tauge.

Nach dem Frühstück begab sich ein Teil der Gesandtschaft zur Ruhe, der andere Teil, aus den beweglicheren, von dem Druck des Lebens noch nicht gedämpften Elementen bestehend, wollte irgend etwas anfangen, irgend wohin gehen, um sich in der Umgegend umzusehen, und wenn auch nur zu der Ruine der Windmühle, die dort oben vor unseren Augen emporragte und Gott weiß aus welchen Gründen auf einem sehr steilen Hügel errichtet worden war, auf einem so steilen und so hohen Hügel,

15 Werst überblicken. Ihre Breite mochte etwa 5—7 Werst betragen. Sie war durchweg kultiviert. Zwischen den Feldern ließen sich hie und da Dörfer bemerken, die buchstäblich in den schattigen, grünen Gärten verschwanden. Jetzt konnte man auch sehen, nicht bloß vermuten, daß der Fluß, dessen Furt wir noch während der Dunkelheit passierten, — der Chulumfluß war.

Das weite Thal war anscheinlich gut bevölkert und kultiviert. Unser Weg führte uns bald darauf an einem Dorfe vorbei, dessen Name mir unbekannt blieb. Noch vor diesem Dorfe stieß unser Weg mit dem Hasretsultaner Wege zusammen. Der Weg wurde jetzt breit und eignete sich für Rädergefährte. Es scheint hier ein reger Verkehr stattzufinden, denn der Weg zeigte tiefe Spuren von Arbarädern und war von den Saumtieren stark ausgetreten. Die Ortschaften an dem Chulumfluß, der das Thal fast in der Mitte durchfließt, wurden umfangreicher, die Gärten dichter. Schließlich gelangten wir an eine über den Chulumfluß führende Steinbrücke mit einigen Brückenpfeilern. Es war das eine sehr starke, schöne Brücke, aus großen Steinen erbaut und mit steinernen Bogen versehen. Als wir auf die andere Seite gelangt waren, kamen wir sofort in ein Dorf und ritten durch die Gärten desselben bis zu unserem Rastpunkt. Etwa eine Werst von dem letzteren gelangten wir in die Straßen der Ortschaft Heibek. Es ist das eine recht bedeutende Ortschaft; wir hatten auf unserem Wege mehrere mal aus einer Straße in die andere abzubiegen. Wiederum passierten wir eine Brücke, welche über eine Schlucht, auf deren Boden ein Bach floß, hinüberführte; dann ging es bergauf, dann wiederum bergab zu einem Fluß; wir machten dem Ufer des Flusses entlang ein paar hundert Schritte und gelangten schließlich zu zwei mächtigen Tschinaren. Hier eben, im Schatten dieser Riesentschinaren waren unsere Zelte aufgeschlagen. Die Wahl dieses Ortes für eine Station machte dem ästhetischen Sinn der Afghanen Ehre. Die Tschinaren verzweigten sich so mächtig, daß nicht nur unser indisches Zelt, sondern auch alle übrigen in ihrem Schatten standen.

Wir machten Rast. Wiederum schliefen einige von uns; die anderen hingegen blieben wach.

„Docteur!“ vernahm ich den üblichen Anruf des Generals. „Nun, wie? ... Was meinen Sie? ... Die Luft ist doch wunder-

voll; ich denke, es muß auch eine recht bedeutende Höhe sein, auf welcher wir uns befinden (nach englischen Angaben 4000 Fuß). Wie steht's mit den Kosaken? Ich glaube doch, daß sie sich jetzt erholen werden. Hier ist doch mal ... der Ort hochgelegen ... nun, und auch das Wasser dazu ... Sagen Sie, bitte, es muß dies alles doch einen guten Einfluß haben?"

Ich stimmte der Meinung des Generals bei, daß die Kosaken sich hier wirklich erholen könnten, daß die Gegend wirklich recht hoch gelegen sei, bemerkte jedoch, daß es im Kaukasus sehr hoch gelegene Gegenden gäbe, die gleichzeitig doch außerordentlich fieberreich seien.

Der General verlor sich sofort in den Erinnerungen aus seiner Dienstzeit im Kaukasus. Er erzählte viel über die berühmte Lesginische Linie, woselbst er eine Zeit lang Distriktchef gewesen war, über Dagestan u. dergl. m. Jetzt beteiligte sich auch der Oberst am Gespräch, indem er aus seinem Schlummer durch die Nennung der bekannten Gegenden erweckt wurde. Der General und der Oberst hatten in Bezug auf den Kaukasus viele Berührungspunkte; der eine, wie der andere hatte im Kaukasus einen langjährigen Dienst durchgemacht. Als sich nun auf diese Weise ein Gespräch zwischen dem General und dem Oberst entspann, eine Musterung der beiderseitigen Erinnerungen, da verließ ich das Zelt und schlug im Eifer meiner Wißbegierde den Weg zum nächst liegenden Hügel ein. Mich begleitete der Topograph.

Wir kletterten über einen Lehmzaun, durch welchen unser Lager vom Hügel, auf dem sich ein Kastell erhob, getrennt war, und begannen den Hügel zu ersteigen. Die afghanischen Posten bemerkten uns wohl, hinderten uns jedoch durchaus nicht am Weitergehen. Wir stiegen immer höher und höher den steilen, steinigen Abhang des Berges hinauf, wir näherten uns der Festung, umgingen dieselbe von der rechten Seite und gelangten nach einigen Minuten auf den Gipfelpunkt des Hügels. Vor uns breitete sich, wie auf einem Teller das ganze, weite Thal Heibek aus. Weit im Westen verliert sich in der Ferne derjenige Teil dieses Thales, den wir heute zurückgelegt hatten. Im Norden wird es an dieser Stelle durch die Berge eingeengt, entfaltet sich aber wiederum im Nord-Ost und verliert sich dann in der Ferne.

Im Süden beginnen die Berge mit dem Hügel, auf welchem wir uns befanden; im Süd-Ost sieht man das verengte Flußthal des Chulum, welches bald darauf in den Windungen der Heibeker Schlucht verschwindet.

Die Ortschaft Heibek besteht eigentlich aus mehreren Dörfern; sie umlagern halbmondförmig denjenigen hügeligen Vorläufer des südlichen Gebirgszuges, auf welchem wir standen und auf dem sich einige Dutzend Fuß unter uns das Kastell befand. Dies Kastell besteht aus einem mehrstöckigen Schloß, welches von Lehmmauern umgeben ist; es beherrscht buchstäblich die Ortschaft und die angrenzenden östlichen und nördlichen Partieen des Thales. An vielen Stellen ragen aus der dunklen Masse der Gärten riesenhafte Bäume empor, die sich hoch über das allgemeine Laubniveau des Thales erheben. Es waren das wahrscheinlich eben solche Riesentschinaren, wie diejenigen, in deren Schatten unsere Zelte Unterkunft gefunden hatten.

Kaum aber, daß der Topograph Zeit gehabt hatte, die für die Marschroute nötigen Zeichen und Notizen zu machen, kaum daß ich mich in dem, ich muß geradezu sagen, großartigen Gesamtbilde orientiert hatte, als urplötzlich ein afghanischer Wachsoldat vor uns auftauchte und eifrig etwas zu erzählen begann und mit den Händen in der Richtung nach unten, woselbst sich unser Lager befand, hinwies. Aus alle dem, was er vorbrachte, konnte ich nur eines verstehen: „ne mischewet“ und „Dschernel“ „Ne mischewet“ heißt „nicht erlaubt“ und „Dschernel“ — „der General“, was von uns in der Weise ausgelegt wurde, daß der General uns zu sich rufe. Es blieb uns also nichts mehr übrig, als zum Lager zurückzukehren und daselbst einen Verweis für das eigenwillige Verlassen desselben entgegenzunehmen.

An diesem Tage brachte man mir einen kranken, alten Mann, dessen Krankheit lediglich sein hohes Alter war; er hatte schon längst die Zahl seiner Jahre vergessen. Selbstverständlich galt es hier — therapia nulla.

Am folgenden Tage, den 12. Juli, passierten wir die großartige Schlucht Dere-i-Sendan, auch Heibeker Schlucht genannt. Burnes, der diese Schlucht im Jahre 1832 besucht hatte, erklärte die Entstehung des Namens „Dere-i-Sendan“ aus dem

Umstand, daß die Schlucht angeblich so düster sei, die Wände so hoch und so nahe an einander tretend, daß die Sonnenstrahlen nie hierher dringen können; es sei darum hier ewig finster, wie in einem Gefängnis[1]). („Dere-i-Sendan" heißt „Eingang zum Gefängnis".) Ich muß gestehen, der ehrenwerte Burnes hat in diesem Falle das Spiel seiner Phantasie in Wirklichkeit zu verwandeln versucht.

Die felsigen Wände der Schlucht sind allerdings sehr hoch, sie gelangen stellenweise zu einer Höhe von 500 Fuß, wobei sie sich senkrecht erheben; jedoch ist der Zutritt den Sonnenstrahlen schon dadurch ermöglicht, daß die Schlucht in ihrer Hauptaxe hauptsächlich von Nord nach Süd gerichtet ist. Zudem ist die Schlucht an manchen Stellen eine Werst breit, nirgends aber unter 50 Sfaschenj. Wenn mir eine richtige Erklärung für den interessanten Namen der Schlucht gefehlt hätte, so würde ich die Entstehung desselben am ehesten auf rein optische Ursachen zurückführen. Die Sache ist nämlich die, daß die Schlucht in ihrer Richtung mitunter bald auf die eine, bald auf die andere Seite ablenkt. Nun sieht man in dem Abschnitte der Schlucht zwischen zwei solchen Biegungen den Gesetzen der Linearperspektive gemäß, weder den Ein- noch Ausgang. Man ist auf diese Weise von allen Seiten durch senkrechte, oft sehr hohe Wände eingeschlossen, man fühlt sich wie lebendig begraben in diesem großen Loch, einem Gefängnis. Ich sage, ich würde mir in dieser Weise die Etymologie des Wortes zurechtgelegt haben, wenn ich den wirklichen Ursprung des Namens nicht gewußt hätte. Es ist dieser Ursprung ein sehr einfacher und macht alle möglichen Spekulationen in Bezug auf dies Thema überflüssig. Etwa 5 Werst gen Süden von Heibek, beim Dorfe Akam, sind in der nördlichen Wand der Schlucht Ueberreste von Höhlen zu sehen. Eben diese Höhlen vertraten früher und vielleicht auch noch heute die Rolle eines Gefängnisses. Hier wurde einst, wie man erzählt, irgend ein bekannter central-asiatischer Gefangener lange Zeit in Haft gehalten. Leider konnte ich nicht herausbringen, was das für ein Gefangener war, und vermochte darum dies mal meinem Eifer im Ansammeln der verschiedentlichen Sagen und Traditionen nicht zu genügen.

---

[1]) Burnes a. a. O. B. I. S. 205.

An diesem Tage brachen wir von unserem Lager gegen 7 Uhr morgens auf. Wir hatten jedem seine Gerechtigkeit widerfahren lassen: der Nacht, indem wir ihr den Schlaf, dem Tag, indem wir ihm das Wachen widmeten. Mit welch' einem Genuß legte ich dafür aber auch den heutigen Marsch zurück. Ich hatte die volle Möglichkeit, die imposanten und senkrechten, glänzenden Kalkfelsen zu bewundern; die schönen Obstgärten, die uns gleich wie ein ununterbrochener Wald die ersten 10 Werst in der Schlucht verfolgten; den stürmischen, brausenden und in Wasserwirbeln und Wasserfällen schäumenden Fluß, der mit den Millionen seiner verspritzenden Wassertropfen, die ihn überragenden ewigen Felsen benetzt .... In der Schlucht, in verschiedenem Abstand von einander sind Dorfschaften verstreut, deren kuppelförmige Häuser hier und dort aus dem Laubdickicht wie Bienenstöcke auf einem endlosen Bienenstand, hervorguckten.

Rosig-goldene Aprikosen, purpurwangige Pfirsiche und saftige Weintrauben traten in buntem Wechsel auf und ergänzten einander. Stellenweise wurden die Gärten von Kornfeldern unterbrochen, welche übrigens recht klein waren. Der Mais stand bereits in vollen Aehren und erhob jetzt stolz seine blassen, seitlich angesetzten Kolben; die mächtigen Stengel der Dschugara neigten sich unter der Last der noch nicht gereiften Aehren.

Die ganze Schlucht war förmlich überflutet von dem goldenen Sonnenlicht; hoch oben aber, über den zackigen Felsen, die sich im Flusse abspiegelten, über den launenhaften Umrissen der scharfen Bergkämme, die in ihren engen Umarmungen den endlosen, grünenden Wald der Gärten eingeschlossen hielten — da schaute auf die Erde herab der klare, auch nicht von dem geringsten Schatten einer Wolke getrübte, dunkelblaue Himmel.

In etwa 15 Werst von Heibek hören die Gärten auf; nur die geringen Kornfelder bestreiten noch einige Zeit die absolute Herrschaft bei den nun immer enger zusammenrückenden Felsmassen in der Schlucht. Bald aber verschwinden auch sie — und die Schlucht erhält einen finsteren, immerhin aber erhabenen Charakter.

Die Passage durch diese Schlucht ist nur für Saumtiere geeignet; mit Arbas kann man an vielen Stellen garnicht durchkommen. Der Weg hält sich bald unmittelbar am Ufer des

Flusses, bald schmiegt er sich an die Vorsprünge, die hoch über den Fluß ragen, bald geht er von einem Ufer auf das andere über, kurzum er führt uns kreuz und quer. Bei den Uebergängen von einem Ufer zum anderen sind gute steinerne Brücken errichtet, die so breit sind, daß auf ihnen zwei Reiter bequem nebeneinander reiten können. Stellenweise ist der Weg mit Kiesel- und Felbsteinen und Blöcken von den benachbarten Felsen her verlagert. Die Passage erfordert hier große Aufmerksamkeit von Seiten des Reiters. Auf einem Pferde, das nicht sicher auf den Beinen ist, wäre es hier mehr als riskant zu reiten.

Die Trommel rasselt — alle bleiben stehen. Wir haben gerade noch den halben Weg bis zur nächsten Station zurückzulegen; man muß die Pferde und die Menschen sich verschnaufen lassen. Dann geht's wieder weiter vorwärts! Einige Werst noch und das tote Einerlei der Felsen, wie großartig es auch sein mag, beginnt einem langweilig zu werden. Felsen und Gestein haben wir vor uns; Gestein und Stromwirbel, dann wiederum Felsen, Gestein ... Alles nackt, tot, leer! Kein grüner Zweig belebt die rauhen Felsen. Wann werden nun wiederum die Gärten beginnen? Die Schlucht teilte sich mehrmals, gabelte sich, entsandte in verschiedene Richtungen Seitenspalten, aber ihr Charakter verblieb der gleiche.

Plötzlich trat uns bei einer Biegung ein Hain von riesigen Aprikosenbäumen entgegen; er hielt sich dicht an der rechten Wand der Schlucht. Daraufhin zeigten sich, ein's nach dem anderen, kleine Gärtchen; ein jedes durchweg mit einem kuppelförmigen Häuschen in dem Laubdickicht. Die Wände der Schlucht traten allmählich auseinander, die Felsen waren nicht mehr so schroff. Es erschienen wiederum die kleinen Felder. — „Kommt Sfar-Bag bald?" — „Jak Kuruch," giebt Mossin-Chan zur Antwort. — „Kuruch" was ist das für ein Längenmaß? — Es ist das ein afghanisches oder, richtiger, indisches Wegmaß — 4000 Schritten gleich. — 4000 Schritt, das ist nicht viel. Wir hatten bald unsere 4000 Schritt gemacht und sogar noch mehr. Auf beiden Seiten liegen dichtlaubige Gärten; wie verlockend ist ihr Schatten, aber von den bekannten Zelten ist noch nichts zu sehen. Mossin-Chan giebt kein Zeichen zum Halt; und was die Hauptsache ist, die Trompete bleibt stumm. Es war jetzt nämlich

zur Regel geworden, daß zum Aufbruch von einer Station und bei der Ankunft auf einer solchen die Trompete geblasen wurde. Wenn darum während der Reise die hellen Töne der Trompete erklangen, so wußte schon ein jeder von uns, daß das ein sicheres Zeichen war, daß wir zur Station angelangt waren. Jetzt aber schweigt die Trompete noch immer. Wiederum stiegen wir, wer weiß warum, auf einen hohen Bergvorsprung; wir steigen immer höher und höher; wir passieren eine verlassene Ortschaft mit zerstörten Häusern. Zerstörte Häuser? Ein verlassener Ort! Und das in dem schönen Garten, als welcher die ganze freie Fläche hier erscheint? Was hat das zu bedeuten[1])? Verlockend glänzen die goldigen Aprikosen. Ueber unseren Häuptern schweben die Büschel der Walnüsse; man braucht nur die Hand auszustrecken, um einen Büschel zu erlangen. Tief zu unseren Füßen, in der Ferne, sind die „Tschalticki" (Reisfelder) zu erkennen. Nun kommt wiederum ein Niedergang. Wir reiten noch eine Werst lang zwischen dichten Gärten und gelangen schließlich zur Station Sſar-Bag.

Sſar-Bag ist ein so wundervoller Ort, daß es schwer fällt, ihn lediglich in Worten zu beschreiben. Immerhin möchte ich doch den Versuch machen. Vor der Hand mußte allerdings noch der Tribut dem Hunger entrichtet werden, der durch den Marsch von 30 Werst stark angeregt war. Wir erhielten zum Frühstück Schaschlick, zum Nachtisch schmackhafte Kirschen.

Unsere Zelte sind in einem schattigen Garten aufgeschlagen, auf schönem, grünen Rasen. Der Garten besteht fast ausschließlich aus Obstbäumen, mit Ausnahme einiger wenigen Karagatschen und Tschinaren; es ist das eine kleine Plattform von drei Seiten von schroffem Schieferfels begrenzt. Unter dem Fels brechen mit Getöse drei kräftige Quellen hervor, die in ihrem weiteren Lauf unsere grünende Plattform in einige kleine Inselchen einteilen. Das Wasser ist außerordentlich klar, rein und schmackhaft. Der Grund der Bäche erglänzt in wechselreicher Mosaik von bunten Steinchen; die Ufer sind mit einer Borde von verschiedentlichen Blumen eingerahmt. An einigen Stellen ist der

[1]) Moorcroft (siehe S. 183 Anm.) erzählt davon, daß dieser Ort durch den „Kunduser Usurpator" Murad-Beg im Jahre 1823 zerstört worden sei.

Bach von Guirlanden von Weinreben und Flachsseide überbrückt, von lebendigen Brücken, an denen sich die noch unreifen Trauben wiegen. In Ost und Nord-Ost eröffnet sich von hier aus ein wundervoller Ausblick auf die sich erweiternde Schlucht und die sich hinter ihr erhebende, zackige Mauer der kühn über einander getürmten Felsen. Die Plattform beherrschen die beiden riesigen Tschinaren, die sich in ihrer Höhe mit den benachbarten, steinernen Giganten messen können.

Ich muß hier bemerken, daß fast in allen Ortschaften, die wir bisher von Tasch-Kurgan an passiert hatten, die Tschinaren eine unvermeidliche Erscheinung waren und gleichsam das üppige Pflanzenwachstum hier repräsentierten. Allerdings giebt es in der Pflanzenwelt Central-Asiens wohl kaum etwas Großartigeres und Schöneres als gerade diese Bäume! Selbst der Karagatsch, der hier, in Central-Asien, die Rolle der Eiche vertritt, könnte meiner Meinung nach keinen Vergleich mit den Tschinaren aushalten.

Sobald wir uns auf unserer Station niedergelassen hatten, machte ich mich mit dem Topographen an das genaue Studium der Gegend, der General hatte uns heute eine kleine Exkursion in der Umgebung gestattet. Wir gingen diesmal in der Begleitung einer afghanischen Eskorte.

Am anderen Tage rückten wir gegen 8 Uhr wiederum aus. Den ganzen Marsch über, in einer Strecke von 13 Werst, führt der Weg ununterbrochen durch kultiviertes und dicht mit Bäumen bepflanztes Gebiet. Es war das dieselbe Gebirgsschlucht, durch welche wir schon gestern gezogen waren. Sie erweitert sich stellenweise, verengt sich dann wiederum, ist aber durchweg kultiviert. Es ist das gleichsam ein einziger ununterbrochener Garten. Und wie prachtvoll ist die Vegetation hier! In der Ortschaft Hurem habe ich Weinreben von 1 Fuß im Umfang gesehen! Es zeigten sich hier ferner viel Berberissträucher; es spricht das für die Möglichkeit des gemeinsamen Wachstumes derselben mit Weinreben an einem Ort, was für Russisch-Turkestan eine recht außergewöhnliche Erscheinung ist.

Der Weg von Sar-Bag auf Hurem ist anfänglich gerade nach Süd gerichtet, dann lenkt er scharf gegen Westen ab, indem er vom Chulum-Fluß nach rechts abbiegt. Nach 3—4 Werst

aber, hinter der Ortschaft Gasi-Masar, lenkt er wiederum nach Süden ein. Er geht daraufhin den Krümmungen des Flusses Chulum nach, über welchen er nochmals von einem Ufer zum anderen führt. An solchen Stellen sind allerorts gute, steinerne Brücken auf Brückenpfeilern errichtet.

Auf der Hälfte des Weges gab es eine kleine Rast; der Debir setzte uns hier getrocknete Früchte und Thee vor.

Im allgemeinen ist die Richtung des Weges eine süd-östliche; es gilt das namentlich für die Strecke von 2—3 Werst bis Hurem, und für Hurem selber. Hier erweitert sich die Schlucht, die immer noch von den gigantischen, fast durchweg schroffen und außerordentlich malerischen Felsen begrenzt wird, in der Weise, daß sich bereits recht bedeutende Strecken Land mit verschiedenem Getreide bebauen lassen. Wir ritten eine Zeit lang an Feldern vorbei, die mit dichtem, noch nicht abgeernteten Weizen bedeckt waren. Die Hirse schoß noch kaum in die Aehren.

Auf unserem Wege im Dorfe selber stießen wir auf zahlreiche Moscheeen. Es fiel mir dieser Umstand auf, und ich erfuhr, daß Hurem hauptsächlich von muselmännischen Geistlichen bewohnt werde. Das Land ist ein unveräußerliches Eigentum der Geistlichkeit. Selbst der Emir von Kabul vermag nicht nach Willkür mit demselben zu schalten. Der Debir machte uns dabei die Mitteilung, daß nicht nur wir, das heißt die Gesandtschaft, sondern auch er selber, der Debir, und die uns begleitenden Afghanen hier lediglich als Gäste auftraten. Er ersuchte darum die Gesandtschaft, es ihm nicht verargen zu wollen, wenn die Bewirtung hier nicht so schön ausfallen sollte, wie er das selber vielleicht eingerichtet hätte. Natürlich hätten wir es nicht übel aufnehmen können, selbst wenn unsere geistlichen Gastherrn auf die Idee gekommen wären, uns nach dem Speisezettel des heiligen Antonius zu bewirten. Aber wer versteht sich denn besser auf die Bewirtung, als gerade die geistlichen Väter aller Länder und Religionen! Genügt es nicht zu sagen, daß der schönste Liqueur von den Benediktinern erfunden wurde. Die Mullahs von Hurem hatten sich nichts weniger als blamiert, sie bewirteten die „Kaffirs" auf's glänzendste, d. h. sie sandten uns Pilaw und eine schwere Menge von Schaschlicks zu. Auf das Mittagsessen der ehrwürdigen muselmännischen patres wurde russischer Madeira getrunken.

An diesem Tage erlagen einige unserer Kosaken einer gewissen Versuchung — sie badeten sich im Fluß. Ich glaube, daß sie lediglich nur durch die Nähe des recht breiten und wasserreichen Stromes zum Baden verlockt wurden. Die Temperatur der Luft war nämlich schon seit drei Tagen eine recht mäßige. In Sfar-Bag hatten wir um 2 Uhr Nachmittag 29° C.; hier in Hurem um 1 Uhr 30,2° C. Diese Zahlen sind nun im Vergleich zu den Temperaturen, wie wir sie in den Steppengebieten von Afghanisch-Turkestan hatten, wo 40—41° C. eine übliche Erscheinung war, natürlich recht gering. Es gewinnt das um so mehr Bedeutung, wenn ich sage, daß die Morgen- und Abendtemperatur von 7 Uhr in Sfar-Bag 28,2° und 27° betrug; in Hurem 24,6° und 24° C. Aus diesen Angaben läßt es sich ersehen, daß hier die scharfen Temperaturschwankungen, wie wir sie in den Steppengebieten von Afghanisch-Turkestan beobachtet hatten, durchaus fehlen.

Diese Beständigkeit der Temperatur, die reine schöne Luft, die reizende Gegend, in welcher wir nun schon seit drei Tagen reisten, machten es, daß unter dem Personal der Gesandtschaft keine neuen Fieberanfälle mehr vorkamen. Die Kosaken lebten wiederum auf, es erschallten von neuem die Lieder, die in den Zeiten, als das Fieber in Masari-Scherif nahezu epidemisch unter uns herrschte, verstummt waren. Die Gesichter klärten sich auf und erschienen wiederum durch eine sorgenlose, ungebundene Kühnheit belebt, wie sie dem russischen Soldaten, namentlich aber dem Kosaken, durchweg eigen ist.

Der Kosak liebt und pflegt, gerade so wie der Turkmene, sein Roß oft mehr als sich selber. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn er dort, wo er selber ein Bad nahm, nicht auch seinen Rotschimmel oder seinen Braunen gebadet hätte; auch diese genossen nun in ergiebiger Weise das kühle Bad in dem raschen Fluß. Lange Zeit hörte noch der nächtlich stille Strom das Gewieher der Pferde und das Lärmen und Rufen der Kosaken, das in den dichtlaubigen, die Flußufer einrahmenden Gärten wiederhallte.

Gott sei Dank! Das Aufstehen und Ausrücken um Mitternacht hat jetzt aufgehört. Das früheste ist 6 Uhr morgens. Sollten wir jetzt noch dazu kommen, daß wir morgens vor dem

Aufbruch uns mit einem Frühstück stärken könnten, so wäre alles schön. So aber — seine 25—30 Werst sich im Sattel stoßen zu lassen mit leerem Magen, ist recht fatal. Der General ist jedoch anderer Meinung: er ist gegen ein Frühstück. Ich glaube, daß er, indem er das Frühstück ablehnt, sich wiederum durch sein falsches Zartgefühl den Afghanen gegenüber bestimmen läßt.

Heute haben wir den 14. Juli; wir haben den ersten Gebirgspaß im Hindukusch auf dem Wege nach Bamjan passiert. Von Hurem an führt der Weg die ersten 7—8 Werst durch dieselbe Schlucht, die bei Heibek begonnen hat. Hinter der Ortschaft Puli-Ab-Dschili führt uns eine Brücke über den Fluß Chulum auf das rechte Ufer desselben. Daraufhin läßt der Weg den Strom zur Linken und beginnt den Berg zu ersteigen. Der anfänglich breite Weg wird, indem er höher steigt, allmählich zu einem schmalen Pfad, der in dem steinigten Boden ausgehauen ist. Der Aufstieg erstreckt sich auf etwa 2 Werst. Auf dem höchsten Punkt des Aufstieges angelangt, hält sich der Weg einige Zeit auf nahezu horizontaler Fläche. Ein kleiner Niedergang führt uns daraufhin in ein wasserloses, schmales Thal, welches seinerseits in einer engen, von Felsblöcken verlagerten Schlucht mündet. Nach dieser Schlucht erweitert sich wiederum das Thal und geht in einen zweiten Aufstieg über. Es folgt von neuem ein Niedergang. Aber man steigt nur darum bergab, um nach einem Ritt von wenigen Minuten zu einem noch höher gelegenen Paß zu gelangen. Es ist dieser Paß der eigentliche Tschembarack, wenn gleich der Name auch der ganzen Gruppe von Pässen zwischen Hurem und Ruï beigelegt wird. Vor dem Aufstieg zum letzten Paß, dem dritten Paß der Zahl nach, lenkt der Weg scharf nach West ab. Im Zickzack gelangt der Saumpfad, indem er den steinigten und steilen Abhang erklimmt, auf den Gipfelpunkt des Passes; er ist hier in einer Strecke von ¼ Werst buchstäblich in glatter Felswand ausgehauen. Die meisten von uns waren von den Pferden abgestiegen. Nur Mossin-Chan allein schien sich nichts aus dem Weg zu machen. Sein zäher „Kandahani [1])“ weiß nichts davon, was

[1]) Eine spezielle Rasse von Gebirgspferden. Kandahani — das Gebiet zwischen Tasch-Kurgan und Kundus.

ein beschwerlicher und glatter Weg ist. Es ist ihm gleich, ob er einen Weg vor sich hat oder nicht; wenn er nur einen Spalt in dem Felsen findet, wo er seinen Huf hinstellen kann. Wo aber einmal sein Huf Stand gefaßt hat, da steht sein Bein fest, gerade als ob es in den Felsen selber eingedrungen wäre. Nichts Wunderbares darum, wenn Mossin-Chan es vorzog, gerade heraus über Stock und Stein zu reiten. Er schenkte dem Wege keine besondere Aufmerksamkeit; die Zügel hatte er auf den Sattel fallen lassen; er regte keinen Finger, um dem Pferd die nötige Richtung anzuweisen; übrigens brauchte er das auch keineswegs zu thun. Der „Kandahani" kennt den Weg und die Bodenbeschaffenheit besser, als jeder Reiter; er wird keinen Fehltritt machen; die Berge sind sein Element. Wie miserabel sieht aber doch dies Pferdchen aus. Man hat an ihm geradezu gar nichts zu sehen. Es ist klein, hager, buckelig, schlappöhrig und hat zudem noch einen wunden Rücken. Indessen war diese Mähre für uns alle ein Gegenstand des Neides. Der General fragte einst Mossin-Chan, „was er wohl für sein Pferd fordern würde?" — „Garnichts", war seine Antwort, mit welcher er wohl zu verstehen gab, daß das Pferd für ihn unschätzbar sei. Mossin-Chan ist ja dafür aber nicht bloß ein Kenner der Pferde, sondern noch mehr, ein Liebhaber. Man glaube nicht, daß er seine Pferde auf gleiche Weise, wie sonst ein jeder, zu gewinnen pflegt, d. h., daß er sie schon erwachsen in irgend einem Dorf des Bezirks Kandahani kauft. Keineswegs, — er erforscht zuvörderst, bei wem gute Stuten zu finden sind. Er nimmt daraufhin einige junge Füllen von ihnen und erzieht sie zu Hause. Bis zum vierten Jahre verwendet er sie nicht bei anstrengenden Touren; er gewöhnt sie allmählich an den Ritt und bringt ihnen diejenigen Eigenschaften bei, die den Fremden so sehr an ihnen frappieren. Er erzählte uns bei diesem Anlaß, daß lange nicht alle Füllen, die von ihm genommen werden, sich als geeignet erweisen und den Forderungen genügen, welche er an sie stellt. Von 10 Füllen ergeben sich nur 2—3, selten mehr, die ihm völlig zusagen. Er entwickelt bei seinen Pferden hauptsächlich zwei Gangarten: die sog. „Tropota [1])"

[1]) Die „Tropota" (russisch) ist eine für die centralasiatischen Pferde, namentlich in den Gebirgsgegenden charakteristische Gangart. Es ist das ein Paßgang

und die Carrière. Die beiden Gangarten lassen bei seinen Pferden nichts mehr zu wünschen übrig. In der „Tropota"-Gangart legt sein „Kandahani" in einer Stunde ca. 15 Werst zurück.

Fast unmittelbar auf dem Gipfel des Passes, der sich als ein nackter Kalkfels repräsentiert, stehen ein paar Artschi. Es waren das die ersten Bäume, welche ich hier zu Lande in natürlicher Weise aufgewachsen, d. h. nicht von menschlicher Hand angepflanzt, gesehen hatte. Der gesamte Baumwuchs, welcher, was zu bemerken, außerordentlich üppig ist, erscheint hier als Ergebnis der menschlichen Arbeit. Natürliche Wälder habe ich weder in den Bergen, noch in den Thälern gesehen.

Der Pfad umging den Höhepunkt des Passes und stieg dann eine leicht abschüssige Fläche hinab. Fern im Westen und tief unter uns erstreckte sich ein weites Thal. In der Richtung zu diesem Thale hatten wir jetzt hinab zu steigen. Wir gingen 6—7 Werst und als wir schließlich unten waren, stießen wir von neuem auf den Chulum-Fluß. Es führte uns eine steinerne, schöne Brücke von einem Ufer auf das andere. In dem weiten Gebirgsthal, welches sich vor uns ausbreitete, waren in einigen Ssaschenj von dem Flusse die Zelte aufgeschlagen, die die müden und von Durst geplagten Wanderer erwarteten. Auf dem Wege hatten wir die ganze Tagereise über keinen Tropfen Wasser auftreiben können.

Das Thal Ruï, in welches wir hinabgestiegen waren, ist eine nahezu quadratische Fläche mit einem Durchmesser von ca. 5 Werst. Die Berge, die das Thal umgeben, sind nicht hoch und haben überhaupt recht abgerundete Formen. Nur im Norden zeichnet sich eine enge von zackigen Felsenmauern eingerahmte Schlucht aus, die sich der Fluß Chulum durchbricht. In einigen Schritten von unserer Station stromaufwärts, d. h. in südlicher Richtung befindet sich ein Karawan-Serai. Er ist in der Art einer Befestigung ausgeführt. Um ihn herum sind einige Lehm-

mit Intervallen. Wenn man sich die Bewegung der Beine des Paßgängers vergegenwärtigt, wobei aber die Beine der einen und der anderen Seite nicht zugleich auf den Boden treten, sondern in Intervallen, so hat man den „Tropota"-Gang. Das Tempo, in welchem die Beine eines solchen Pferdes, des sog. „Tropotun" auftreten, erinnert an das Tempo von 4 Dreschern, die mit ihren Dreschflegeln im Takt arbeiten.

hüttchen und Filzjurten verstreuet. Das Thal ist teilweise von Weizensaaten eingenommen, die gegenwärtig noch kaum gereift waren. Der größere Teil der Schlucht wurde als Weide benutzt. Mossin-Chan erzählte uns, daß sich in einigen Werst von unserer Station zwei große Ortschaften befänden, in denen man Fourage und Lebensmittel für einen noch bedeutenderen Trupp finden könnte, als unsere Kavalkade es war; wir zählten aber mit den afghanischen Reitern und dem Fußvolk der Eskorte ca. 500 Mann, mit 400 Pferden und Eseln.

Duab. Heute, d. h. den 15. Juli, haben wir wiederum eine recht bedeutende Strecke zurückgelegt, nämlich 27 Werst. Wir zogen anfänglich durch das Thal Ruï, welches mit Weizen und Hirse bebaut war. Bald darauf lenkte der Chulumfluß von unserem Wege nach links ab, d. h. in der Richtung nach Osten. Wir hielten uns daraufhin längere Zeit im Flußthal des Ruï, welcher einen sehr gewundenen Lauf besitzt und sehr seicht ist. In einer Strecke von 4 Werst hatten wir die Furt des Flüßchens achtmal zu passieren. Nachdem wir ca. 6 Werst von der Station Ruï gemacht hatten, blieb das Flüßchen Ruï rechts von uns. Der Weg scheidet sich hier in zwei Richtungen, der eine Weg führt direkt durch die Schlucht, der andere umgeht von rechts die Schlucht, wobei er einen hohen Paß erklimmt. Unser Gepäck schlug den letzteren Weg ein. Wir selber nahmen hingegen unseren Weg gerade durch die Schlucht. Ich habe nie, weder früher noch später, etwas gesehen, was dieser Schlucht ähnlich gewesen wäre. Es ist das keine Schlucht, sondern lediglich eine Ritze, ein Spalt in der Masse des Berges, der eine Länge von 2 Werst besitzt. Die Schlucht ist mitunter so eng, daß man durchaus nichts mehr vom Himmel sieht; der Reiter kann allein kaum durchkommen; daß hier zwei Reiter einander ausweichen, ist rein unmöglich. An manchen Stellen berührt der Reiter mit seinen Knieen und Steigbügeln die Wände der Schlucht. Die Breite der Schlucht beträgt an diesen Stellen kaum 1½ Arschin, an anderen Stellen erweitert sie sich bis auf 10—15 Sschaschenj, aber nicht darüber. Die Höhe der Wände der Schlucht läßt sich nur in diesen erweiterten Partieen bestimmen, sie erreicht ihre 300—400 Fuß. Man fühlt sich in diesem Spalt geradezu wie in einem Keller;

rund herum herrscht ein Halbdunkel, welches nur dort von einem hellen Lichtstreif verdrängt wird, wo die Erweiterungen kommen. Die Wände der Schlucht sind in einer Höhe von 3—4 Arschin glatt abgeschliffen, was zweifellos darauf hinweist, daß der Spalt durch Auswaschung von Seiten des Gebirgsstromes gebildet wurde. Da nun der Boden der Schlucht, wenngleich von kleinen Kieseln und Geröll bedeckt, zur Zeit völlig trocken war, so ist es klar, daß hier ein Wasserstrom nur im Frühjahr, beim Schmelzen des Schneees und bei Regenwetter fließt. Ich würde es nicht wünschen, hier bei einem plötzlichen Ungewitter und Platzregen zu sein. Stellenweise war die Schlucht von herabgestürzten Blöcken verlagert. Der Debir bemerkte bei einem Haufen von Felsblöcken, daß sie erst vor ein paar Tagen herabgestürzt wären. Etwas Aehnliches konnte auch bei unserer Durchreise passieren. Es konnte geschehen . . . aber es geschah nicht. In einem solchen Fall würde unsere Wißbegierde uns sehr teuer zu stehen gekommen sein. Dafür aber rückten wir jetzt nur mit größter Vorsicht weiter vor! Uns voraus ritten, in verschiedenem Abstand von einander, als Kundschafter afghanische Reiter. Wir bewahrten alle das tiefste Schweigen, selbst der Trompeter trompetete nicht, der Trommelschläger aber war gar nicht mit uns gekommen, da er ja mit den beiden Trommeln zu den Seiten des Sattels hier gar nicht durchkommen konnte. Schließlich zeigte sich ein heller Lichtstreif. Nach wenigen Minuten befanden wir uns auf einem kleinen, freien Plan, woselbst wir mit dem Gepäck zusammenstießen. Wir hatten nun noch über einen Bergzug einen nicht gerade hohen, aber recht steilen Paß zu passieren. Der mäßig steile und nicht lange Abstieg führte uns wiederum zum Thal des Flusses Chulum. Hier ist das Thal sehr schmal und von mäßig hohen, aber fast senkrechten Felsen eingerahmt. Bemerkenswert war die Textur der Felsen, die aus einer Reihe Schichten von verschiedener Mächtigkeit bestanden, deren Ueberlagerung eine ausgesprochen horizontale war. Bisher hatte ich Schichten gesehen, deren Lage eine vertikale war, oder eine unter irgend einem Winkel geneigte, oder eine ganz verschiedentliche; hier jedoch hielten sich die Schichten völlig horizontal. Der Schichtenlagerung entsprechend erheben sich auch die Felsen terrassenartig übereinander. Der Fluß Chulum ist hier

bereits nicht viel mehr als ein breiter Bach. Er nähert sich dem Weg von links und begleitet ihn bis zu der Ortschaft Duab.

Als wir zu dem erwähnten freien Plan gelangt waren, bemerkten wir sofort im Hintergrund desselben eine Reitergruppe, welche sich in zwei oder drei Reihen aufgestellt hatte. Es waren das die hiesigen Gebirgsvölker, die Hesaren, die sich hier zur Begrüßung und Begleitung der Gesandtschaft eingefunden hatten. Sie standen auf dem rechten Ufer des Flusses, währenddem unser Weg uns auf dem linken Ufer führte. Die neue Eskorte salutierte die Gesandtschaft aus der Ferne und folgte nun in paralleler Richtung uns nach, wobei sie sich den ganzen Weg über auf dem entgegengesetzten Ufer hielten. In ihrem Aeußeren unterschieden die Reiter sich nicht von den Afghanen: sie trugen die gleichen kegelförmigen, zottigen Schafpelzmützen, die gleichen Kaftane aus Tuch und die hohen ungeschwärzten Stiefel. Sie hatten kleine Pferdchen, hauptsächlich Schimmel. Ueber den Gesichtstypus kann ich leider nichts sagen, da sie sich während des Ritts in einiger Entfernung von uns hielten. Wohl aber fiel mir bei ihnen eine Neuerung in dem Kostüm auf: bei einigen von ihnen war an der kegelförmigen Mütze ein beweglicher lederner Mützenschirm angebracht. Der Schirm konnte nach Bedürfnis von der Stirn aufs Hinterhaupt, vom Hinterhaupt auf eine oder die andere Schläfe gerückt werden, ohne daß dabei die Mütze ihre Lage zu verändern hatte. Ich bemerkte, wie an den Stellen, wo der Weg, den Krümmungen des Flusses folgend, sich bald links, bald rechts wendete, und die Sonne darum in entsprechender Weise bald die eine, bald die andere Seite des Gesichts und des Kopfes mit ihren glühenden versengenden Strahlen traf, wie die Schirme ihre Lage veränderten und von einer Schläfe zur anderen und von der Stirn zum Hinterhaupt wanderten. Die ganze Reitertruppe setzte sich mehrfach mit Geschrei in Carrière, jagte etwa eine Werst ab, blieb aber dann stehen, erwartete uns und ritt dann wiederum im Schritt weiter.

Das schmale Flußthal ist hier sorgfältig kultiviert. Wo sich nur irgend wo am Ufer ein Stückchen anbaufähigen Bodens findet, da ist er schon gewiß angebaut und angepflanzt. Wie schön gedeiht aber auch hier der Weizen auf diesen kleinen Landstückchen! Er ist hoch, dicht gewachsen, hat schöne Aehren, ist

aber noch völlig grün. Wenn gleich die Lage hier genügend hoch ist, um keine starke Sommerhitze zuzulassen, und aller Wahrscheinlichkeit nach hier auch Sommerregen stattfinden, so bemerkt man doch hie und da Bewässerungsgräben, die sich häufig an abschüssigen Felsen halten oder aber in hölzernen Rinnen selbst über das Flußbett hinübergeleitet sind. Allem Anschein nach ist das Bedürfnis der lokalen Bevölkerung nach Feldern, die sich zum Anbau eignen könnten, außerordentlich intensiv; es wird darum keine Gelegenheit versäumt, sich selbst des geringsten Stückchens des zum Anbau fähigen Landes zu bemächtigen.

Indem wir durch dies sehr schöne, kleine Thal zogen, hatten wir mehrmals über außerordentlich schlechte, hölzerne Brücken zu passieren, um auf das eine oder das andere Ufer des Flusses zu gelangen. Uebrigens waren diese Brücken hier vielleicht auch überflüssig, denn der Fluß ist seicht und kann durch eine Furt am beliebigen Ort passiert werden, was von den Hesaren auch mehrfach vor unseren Augen ausgeführt wurde. Ich glaube sogar, daß man die Brücken extra zur Durchreise der Gesandtschaft errichtet hatte, was sich daraus schließen ließ, daß sie sehr frisch aussahen und sehr leicht gebaut waren.

Es folgte ein neuer Aufstieg. Dieses mal begleitet uns wiederum der Fluß Chulum, indem er eine Reihe effektvoller Wasserfälle und Kaskaden bildet. In einer Strecke von 2 Werst steigen wir durchweg an Seiten des Stromes in einer Höhe von 200—300 Fuß. Man muß es aber selber sehen, wie er hier schäumt und braust, und von einem Stein zum anderen, von einer Stromschnelle zur anderen stürzt, und in wahren Lawinen von krystallhellem Wasser niederfällt, und dort, wo die Stufen eine Höhe von 2—3 Sschaschenj erreichen, da muß man es hören oder richtiger sich betäuben lassen durch das ununterbrochene mächtige Getöse des Flusses, um sich den Effekt des gesamten Bildes zu vergegenwärtigen! . . .

Am Fuße der Wasserfälle fanden wir, als wir vorbeizogen, eine Gruppe von Wanderern gelagert. Irgend eine Karawane, vermutlich aus Indien, hielt hier Rast. Seltsam genug, es waren hier auch Frauen und sogar Kinder vorhanden. Es war das also keine Handelskarawane. Ihrem Typus nach errinnerten die Leute an unsere Zigeuner. Auffallender Weise waren die

Frauen der Karawane unverhüllt, gerieten bei der Begegnung mit uns nichts weniger als in Verlegenheit und machten auch keinerlei Anstalten, sich vor den fremden Leuten zu verbergen.

Als wir die Wasserfälle hinter uns hatten, ging der Weg wiederum durch eine flache Gegend. Das Thal ist hier durchweg von Feldern, die in kleine Parzellen eingeteilt sind, eingenommen. Mitunter giebt es Aussaaten von Luzerne, und zwar ist sie hier so schön und wohlriechend, wie ich sie nie in Taschkent gesehen habe. Dort, wo der Strom aus seinem von smaragden-grünen Ufern eingerahmten Bett austreten kann, finden sich kleine Wiesengründe. Die Felsen aber, die das Thal von beiden Seiten begrenzen, sind hier noch immer so hoch und noch immer so unbelebt, wie vormals, kein Strauch, kein Grashalm ist auf ihnen zu erblicken. In der Ferne zeigte sich schließlich ein großer Baum. Man sagte uns, daß dort unsere Station sei.

Wir nähern uns der Station. Bei dem Baume, einer sehr alten Silberweide, befindet sich das „Schloß" Duab.

Es war das ein recht fatales Schloß. Wenn ich übrigens mit diesem imponierenden Namen das vor meinen Augen sich befindliche Lehmviereck mit den halbverfallenen Türmchen an den Ecken bezeichne, so folge ich hierin lediglich dem Beispiel unserer mächtigen und hochgebildeten Vorgänger in Afghanistan, der Söhne des schlauen Albion. „Zur glücklichen Stunde" — es wäre richtiger gesagt, zur schweren Stunde — hatte Sir Moorcroft hiermit den Anfang gemacht und von nun an wurden die Niederlassungen vom üblichsten Typus für Central-Asien von den englischen Reisenden mit dem Titel „Schloß" benannt und beehrt. Da diese Schlösser uns bei unserer ferneren Reise noch häufig in den Weg kommen werden, so halte ich's nicht für überflüssig, hier eine kurze Beschreibung derselben zu geben.

Wir haben ein großes oder ein kleines, viereckiges Rechteck, selten ein Quadrat vor uns. Die Seiten des Vierecks bestehen aus Lehmmauern von 1—2 Ssaschenj Höhe; die Mauern sind mitunter gezackt. An den vier Ecken des Vierecks befinden sich runde, oft auch vieleckige Türme von verschiedenem Durchmesser und verschiedener Höhe. Das Dach der Türme ist kuppelförmig oder flach. Die Mauern des Vierecks sind mitunter 2 Arschin dick. In den Türmen sind schmale Fenster angebracht, welche als

Schießscharten gelten können. Inmitten einer der Mauern befindet sich ein recht breites Thor, welches durch eine Flügelthür geschlossen wird. Tritt man in das Innere des Vierecks, so findet man an zwei entgegengesetzten Seiten die Wohngebäude errichtet. Es sind das lediglich Reihen von Lehm-„Sſakli", gewöhnlich sehr roh und schmutzig; die Dächer der Sſakli sind bald kuppelförmig — namentlich in den von Usbegen bewohnten Gegenden, bald flach, namentlich in den Thälern von Bamjan, Irak und im oberen Teile des Kabuler Thales. An der dritten und mitunter an der vierten Mauer befinden sich die Räumlichkeiten für das Vieh, die Pferde, Kamele und dergl. m. Auf den Dächern werden gewöhnlich die Vorräte an Klee (Luzerne), Stroh und dem noch nicht ausgedroschenen Getreide aufgestapelt.

Die Türme haben eine doppelte Rolle zu vertreten: es sind das einerseits Vorratskammern, andererseits Befestigungen. Sie sind darum auch zweistöckig; im unteren Stock befindet sich allerlei häuslicher Kram, der obere hingegen ist durchaus frei und ist mit den Schießscharten versehen, von denen ich oben geredet habe.

Die Schlösser sind in ihrer Größe sehr verschieden, von einem kleinen Karawanserai an bis zu einem Viereck, dessen jede Seite ihre 30—40 Sſaschenj hat. In den Schlössern fehlt es gewöhnlich an Brunnen, aber häufig durchströmt ein Bach das Schloß, oder es befinden sich sogar in ihrem Bereich die Quellen der Bäche. Am häufigsten jedoch stehen derartige Niederlassungen an Ufer eines Flüßchens oder eines Baches.

Ein derartiges „Schloß" war nun auch der Ort Duab. Die Umstände müssen sich hier allerdings seit den Zeiten, wo Burnes die Gegend bereiste und wo hier das Allamanen-, das Raubwesen, in Blüte stand, stark verändert haben. Zwei Mauern und ein Turm sind eingestürzt und nicht mehr renoviert worden. Offenbar ist ein Wiederaufbau derselben nicht mehr erforderlich, da keine Gefahr von Seiten der Räuber droht. Immerhin redet schon die Existenz der Bauten von solchem Typus laut genug von der Mißwirtschaft und der Unsicherheit der gesellschaftlichen Zustände, wie sie hier zu Lande stets üblich waren.

Wenn aber nun die öffentliche Sicherheit hier seit den Zeiten, wo die hiesigen Gegenden von Burnes besucht wurden, gewonnen hat, so sind doch zweifellos die physikalischen Verhältnisse des

Landes die gleichen geblieben. Ich teilte unbedingt das Entzücken des englischen Reisenden bei dem Anblick des schönen mit smaragden-grünem Rasen bedeckten Thales. Aber ich muß es gestehen, ich verstehe seine Beschreibung des Duaber Thales nicht, speziell den Punkt, wo er von den fürchterlichen Abhängen spricht, welche bei Nacht alle Sterne mit Ausnahme derjenigen, die im Zenith blinkten, verdeckt haben [1]). Bei der Ortschaft Duab selber ist das Thal recht breit, und ich konnte den Polarstern genau beobachten. Ich glaube nicht, daß Burnes an der erwähnten Stelle von dem Spalt spricht, welchen wir in 6 Werst von Ruï passiert hatten, denn hier ist es nicht bloß für Lastkamele, sondern selbst auch für Lastpferde unmöglich, durchzukommen; er reiste aber mit einer Gepäckkarawane. Schließlich wäre das ein Weg, den nachts nicht mal Leicht-Berittene machen könnten. Es dürfte die Beschreibung von Burnes eher auf den Paß Kara-Kotel zu beziehen sein, aber die Enge dieses Passes befindet sich 13 Werst süd-östlich von Duab. Burnes schreibt indessen: „Wir stiegen bei dem Dorfe Duab in das Bett des Flusses hinab und folgten demselben bis zu jenem Orte zwischen fürchterlichen Abhängen hin ...“ Da Burnes in der Richtung von Süd nach Nord reiste, so läßt sich die Phrase „bei Duab“ unmöglich auf den Paß Kara-Kotel beziehen. Allerdings ist es ja auch zu berücksichtigen, daß der englische Reisende nur eine allgemein gehaltene Beschreibung seiner Reise zu geben vermochte, da er in dieser Beziehung schlimm gestellt war. Indem ich seine Beschreibung der Bamjaner Route lese, bin ich sehr zur Anschauung geneigt, daß es ihm mitunter an Gelegenheit gefehlt hatte, die Reise Tag für Tag zu notieren, woraus sich denn auch die Unkorrektheiten im Text ergeben haben.

Burslem, ein anderer englischer Reisender, der hier im Jahre 1840 gewesen war, erzählt davon, daß in einigen Meilen südlich von der Ortschaft Duab eine bemerkenswerte Höhle existiere, welche einen ewigen, umfangreichen Eiskeller darstelle und „Jermallik“ genannt werde. Aber nicht der Eiskeller ist es, durch welchen die Höhle berühmt geworden ist. Es befinden sich in ihr, nach der Mitteilung von Burslem, einige hundert Menschenschädel [2]).

[1]) Burnes, „Reise in Bokhara.“ Bd. I. S. 200 der deutschen Ausgabe.
[2]) Burslem. A peep into Toorkistan. pp. 110—111.

Gerade dies anthropologische Depot, wenn man sich so ausdrücken darf, hatte für mich gegenwärtig die größte Anziehungskraft. Ich hätte gern die Höhle besucht und dabei natürlich, wenn nicht ein ganzes Skelett, so doch jedenfalls mehrere Schädel mitgenommen. Der Oberst und der „Naturforscher" stimmten völlig mit meinem Wunsch überein. Es hätte sich diese Absicht ohne jegliche Schierigkeit ausführen lassen, da wir relativ früh auf der Station eingetroffen waren. Es war nicht über 11 Uhr morgens und der kleine Abstecher konnte mit Leichtigkeit bis Abend ausgeführt werden. Indes wollte der General nicht seine Zustimmung zu dieser Reise erteilen, wenngleich er seine Verweigerung durch das Versprechen milderte, daß wir alles „auf dem Rückwege" besichtigen würden.

Wir hatten uns den ganzen Tag über gelangweilt, indem wir auf einem und demselben Fleck sitzen blieben. Schließlich aber traten auch die Abendschatten auf; sie spannten sich nun über Wiese und Fluß und von den zackigen Gipfeln der einen Berge zu dem Fuße der anderen aus. Als dann die Garben der Sonnenstrahlen, die zwischen den Bergspitzen hervorbrachen, spärlicher und die Strahlen selber allmählich aus goldigen zu dunkelroten, aus dunkelroten zu purpurfarbigen wurden, als die Schatten immer mehr und mehr im Thal überhand nahmen und an den durch Zeit und Unwetter gefurchten Seiten der Felsen immer höher und höher emporstiegen, da entfaltete sich im Thal ein durchsichtiges weißliches Nebeltuch; hoch über dem Thale aber am dunkelblauen Himmel entzündeten sich, einer nach dem anderen, die hellen südlichen Sterne ... Nach und nach verloren die Berge in der unklaren Nebelumhüllung ihre scharfen Umrisse; nur die Felsen ragten phantastisch hervor. Die Leitungsfähigkeit der Luft für den Schall schien gesteigert zu sein. Die Töne klangen schärfer; das Berg-Echo hallte williger aus den dunklen Schluchten hervor. Einige brennende Scheiterhaufen beleuchteten die charakteristischen Gruppen der uns umgebenden Afghanen. Aus ihrer Mitte drang ein lebhaftes unverständliches Gespräch zu uns herüber. Um unsere Zelte herum erschienen die bekannten Gewehrpyramiden und an den vier Seiten unseres Lagers gingen bereits afghanische Wachen auf und nieder. Die Nacht war somit vollständig in ihre Rechte getreten. Wenige Minuten

später und sie hatte ihr Recht auch auf den Schreiber dieser Zeilen erstreckt.

Am anderen Tage, den 16. Juli, überschritten wir zwei Pässe: Kisil-Kotel und Kara-Kotel. Sie entsprechen beide völlig ihren Namen. Kisil-Kotel heißt der rote, Kara-Kotel der schwarze Paß. Ich möchte den Leser jedoch nicht mit einem Mal auf beide Pässe geleiten, sondern nach einander; ich führe ihn vorher noch durch die Furt des Flusses, oder richtiger des Baches Abi-Achurek, der in einigen Sjaschenj stromaufwärts von unserem Rastpunkt in den Chulumfluß mündet. Die Ortschaft Duab verdankt ihren Namen eben diesem Umstand, daß hier ein Zusammenfluß zweier Ströme stattfindet; du heißt zwei und ab Bach, Wasser. Abi-Achurek ist ein schmaler, trüber Bach, welcher aus der gerade im Süden gelegenen Schlucht entspringt. Wir aber mit dem Leser oder mit dem zukünftigen Reisenden, — was natürlich für mich noch viel angenehmer sein würde, — wir wollen, dem linken Ufer des bekannten Chulumflusses folgend, die südöstliche Richtung einschlagen. Sollte dem Leser aber dieser ewige Begleiter schon lästig geworden sein, so möge er sich beruhigen: nach einigen Werst von hier werden wir ihn für immer los werden.

Diese einige Werst aber — nicht mehr als 4—5 — muß man, wenn man gerade kein sicheres Roß hat, streng auf die Beine desselben achtgeben. Der Weg hält sich mitunter an Bergsäumen, die wenn auch nicht hoch, so doch mit Kies und Geröll verlagert sind. Auf der 6. Werst von unserer Station lenkt der Weg scharf nach Süden ab und führt uns einige Zeit durch eine Schlucht, welche übrigens nichts Besonderes darbietet. Daraufhin beginnt ein langwieriger Aufstieg auf einem offenen steinigten Abhang. Nach dreiviertelstündigem Steigen gelangt man auf den sattelförmigen Gipfel des Passes; der Boden des Passes ist von ausgesprochener roter Farbe. Es ist das der Kisil-Kotel. Der Abstieg ist außerordentlich steil, dafür aber ist der Boden weich und der Weg so breit, daß hier selbst eine Arba passieren könnte. Man steigt dann in eine kleine Thalenge mit sumpfigem Boden hinab. Stellenweise trifft man hier auf dem Wege Quellen. Inmitten des Thales, dessen Breite hier überhaupt nicht über $^3/_4$ Werst geht, fließt ein von außerordentlich sumpfigen Ufern

eingefaßter Bach. Es ist das die Quelle des Flusses Chulum. Mitunter trifft man Weizenfelder, die gegenwärtig noch nicht in vollen Aehren stehen. Die Abhänge der Berge sind sanft abschüssig und mit schönem, saftigen Gras bedeckt. Die Thalenge erstreckt sich von Nord nach Süd auf 5—6 Werst; auf der ganzen Strecke findet sich kein einziges Bäumchen. Linker Hand von uns sahen wir, als wir vorbeizogen, an den sanften Gehängen der Berge einen großen Pferde-„Tabun" (Herde) weiden, ein wenig weiter waren ein paar Jurten zu bemerken, in denen die Besitzer des Tabuns wohnten.

Dann folgte der Aufstieg zu dem Kara-Kotel. Die Pferde sträubten sich anfänglich, sie wollten nicht durch den schmutzigen Sumpf gehen, in welchen sie tief einsanken, und welcher sich unmittelbar am Fuße des Berges befand. Ein tüchtiger Schlag mit der Peitsche genügte allerdings und schon nach wenigen Minuten klommen wir den Saumpfad empor, der die Seiten des Riesenberges gabelförmig umspannt. Wir hatten uns für den rechten Pfad entschieden; er ist zwar länger als der linke, aber nicht so steil und hat einen weichen Boden. Immerhin ist es zu bemerken, daß der Aufstieg zu diesem Paß ein recht steiler ist. Hier könnte keine Arba hinaufgelangen.

Wir befinden uns auf dem Gipfel des Passes. Nach Burnes hat der Paß eine Höhe von 10 500 Fuß. Der Weg, der von dem Gipfel des Passes hinab führt, ist anfänglich auf einer Strecke von 2—3 Werst sehr bequem und nichts weniger als steil. Es schließt sich dem Wege bald ein Bach an, dessen Quellen sich bei einem armseligen Karawanserai befinden, der immerhin genügt, um einer zur Winterzeit vom Schneesturm überraschten Karawane Schutz und Unterkunft zu gewähren. Daraufhin aber wird der Abstieg sehr steil; er ist von Steinen bedeckt und hier nur für Saumtiere zugänglich. In 16 Werst von Duab gelangt der Abstieg zu einer Plattform, auf welcher sich ein Kastell befindet, in dessen Nähe ein wasserreicher Bach seinen Ursprung nimmt. Das Kastell, das sich der senkrechten Wand zur Rechten der Schlucht anschmiegt, verschließt völlig den Eingang zur letzteren. Im Süden stößt das Kastell unmittelbar auf den Fels. Im Westen erhebt sich ein schroffer Bergzug von annähernd gleicher Höhe wie die übrigen Berge. Von diesem Bergzug aus führt ein ausgetretener

Pfad zu den Mauern des Kastells hinab; von wo aber dieser Pfad kommt, das gelang mir nicht in Erfahrung zu bringen.

Von dem Kastell aus hat man ca. ½ Stunde auf einem Wege niederzusteigen, der für Rädergefährte völlig unmöglich wäre. Der steile Pfad windet sich in einer engen Schlucht; die Schlucht ist von herabgestürzten Felsblöcken, die von den schroffen, von beiden Seiten die Schlucht einengenden Felsen herrühren, vollständig verlagert. An einer Stelle bricht auf den Weg ein Bach ein und jagt mit Getöse die steilen Krümmungen des Pfades hinab. Je steiler wir hinab steigen, desto höher türmen sich über unseren Häuptern die senkrechten Felswände, die die Schlucht bis auf eine Breite von 5—10 Ssaschenj zusammendrängen. Aber diese 5—10 Ssaschenj sind die Breite der ganzen Schlucht. Der zur Passage geeignete Pfad hingegen ist einige Fuß breit. Stellenweise gabelt sich der Pfad ab, aber er ist doch durchweg unbequem und sogar gefährlich. Ich übertreibe nicht, wenn ich die Höhe der senkrechten Felsen der Schlucht auf 1000 Fuß schätze. Hier, auf den Grund dieser Schlucht gelangen allerdings Sonnenstrahlen nie mehr; hier herrscht ein ewiges Zwielicht. Darum eben erscheint die Schlucht so düster. Es läßt sich auch wohl begreifen, warum der Paß Kara-Kotel genannt wird, d. h. schwarze Enge.

Wir stiegen immerfort hinab. Der Abstieg wollte kein Ende nehmen, gerade als ob er zur Unterwelt führte. Das Fatalste dabei war die optische Täuschung, die sich aus der Linearperspektive ergab. Es scheint einem, als ob der Abstieg bei der nächsten Biegung des Weges sein Ende finde. Man gelangt zu der Biegung und sieht, daß der gähnende Spalt noch immer weiter, tiefer und tiefer hinabsteigt und hinter dem Vorsprung einer neuen Biegung verschwindet. Schließlich fragte schon mancher von uns in ungeduldiger Weise: ja, wann wird denn dieser furchtbare Abstieg zu Ende sein!? Mossin-Chan lächelte selbstzufrieden vor sich hin; er hatte ja uns noch vor wenigen Tagen von der Schwierigkeit des Ueberganges über den Paß Kara-Kotel erzählt. Indessen, mitunter bricht ja auch auf dem düsteren, mit schweren, bleiernen Wolken überzogenen, herbstlichen Himmel ein fröhlicher Sonnenstrahl hervor; und zwischen düsterem Sinnen

drängt sich einem oft unerwartet ein frischer Gedanke oder auch ein launiges Phantasiespiel auf, — so wurde denn auch unsere finstere Schlucht plötzlich abgelöst durch einen freien Plan, der mit kleinen Kieseln bedeckt war; die Fläche war förmlich überflutet von hellem Sonnenschein. Als wir hierher gelangt waren, schaute ich mich um und staunte, indem ich den Eingang zur Schlucht nicht mehr finden konnte, dermaßen scharf war die Biegung des Weges. Es waren das bloß Felsen, die sich, gigantischen Festungsmauern gleich, senkrecht fast bis in die Wolken hinein hinter uns emporhoben. Der Bach verlor sich bald völlig in dem von kleinen Kieseln und Geröll angefüllten Bett und versiegte. Wir ritten auf dieser Fläche circa 20 Minuten. Daraufhin verengte sich der Weg von neuem, wir hatten einen Pfad zu passieren, der über einen mäßig hohen Bergzug führte. Links zeigte sich der letzte der senkrechten gigantischen Felsen. Er besteht aus Schieferthon, dessen Schichten vertikal gelagert sind. Bei seitlicher Betrachtung bemerkt man, daß der Fels durch breite Spalten in einzelne vertikale Schichten eingeteilt ist. Es scheint einem, als ob diese einzelnen Platten jeden Augenblick zusammenstürzen könnten — und man vermag sich nicht das Chaos von Bruchstücken vorzustellen, welche dann den engen, krummen Pfad bedeckt hätten! .... Unter diesem Felsen bricht wiederum ein starker Quell mit dem reinsten, kryſtallhellen Wasser hervor und stört durch sein fröhliches Gemurmel das ernste Schweigen der benachbarten felsigen Riesen. Sobald dies Naß erscheint, so zeigt sich auch Vegetation. Die Ufer des Baches sind von Weidengebüsch und Pappeln eingerahmt. Die Schlucht erweitert sich bald darauf endgültig und geht in das Thal Mader über, welches an einigen Stellen circa 3 Werst breit ist. Das Thal ist zum Süden hin stark geneigt: es ist das ja, genau genommen, noch immer die Fortsetzung des Niederstieges Kara-Kotel. Dieser Niederstieg hat, das Thal Mader eingerechnet, bis zur Schlucht Badschgach eine Länge von 12 Werst.

Jetzt fanden sich auch Zeichen ein, die für die Besiedelung des Thales sprachen: in der Ferne dunkelt eine Laubgruppe, es ist das ein Garten von Aprikosenbäumen, in welchem einige Häuser zu bemerken sind. Aus dem Laubdickicht ragen ein paar Stangen mit schmutzigen Fetzen hervor — ein Zeichen, daß sich

hier die Grabstätte eines muselmännischen Heiligen befindet. Ein Haufen von Widderhörnern, die auf der Gartenmauer und auf dem kleinen hüttenartigen Grabdenkmal aus Lehm aufgestapelt sind, bekräftigt uns noch mehr in dieser Vermutung.

Von dieser Stelle aus fanden wir bereits zu beiden Seiten des Weges bebauete Felder. Der General machte mich darauf aufmerksam, daß das Getreide hier bereits eingeerntet war, währenddem wir den Weizen in Ruï noch unreif und in Duab sogar noch ganz grün gefunden hatten. Nach englischen Mitteilungen (Moorcroft, Burnes) liegt das Thal Mader in einer Höhe von 5½ Fuß über dem Meeresspiegel. Wenn man nun die Lage des Thales und die Höhe des Kara-Kotel berücksichtigt, so ist es eben nicht gerade wunderbar, wenn Burslem den Paß als den höchsten auf der gesamten Bamjanerstrecke bezeichnen möchte. Seiner relativen Höhe nach ist er allerdings vielleicht der bedeutendste von allen Pässen auf dem Bamjaner Wege, mit Ausnahme des Kalu-Passes, der bei einer Höhe von 13 000 Fuß fast eben so hoch über dem Bamjaner Thal steht wie der Kara-Kotel über dem Thale Mader, also auf 8 500 Fuß.

In Bezug auf die Passierbarkeit des Abstiegs von dem Paß Kara-Kotel, kann ich nur sagen, daß er für Rädergefährte geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten darbietet. Das schlimmste ist es, daß dieser Abstieg gar nicht zu erweitern ist, indem ja die mächtigen Blöcke und Steine, die den Weg durch die Schlucht verlagern, nirgendswohin fortzuschaffen sind. „Aber wenn der Weg nicht zu passieren ist," werden vielleicht einige Leser einwenden wollen, „wie haben's denn die Afghanen angefangen, daß sie ihre relativ schwerfällige Artillerie nach Turkestan geschafft haben?" Ich erwidere hierauf, daß *das Geschütz kein Fuhrwerk* ist und daß die Praxis unseres letzten Krieges es bewiesen hat, daß man ein Geschütz selbst auf nahezu unzugänglichen Pfaden *fortschleppen* kann. Ich rede hier *nur* davon, daß der Weg für *Rädergefährte* nicht zu passieren ist.

Nun aber zeigt sich schon unser kegelförmiges Zelt. Bleiben wir stehen und blicken wir um uns. — *Mader* ist ein Thal, in dessen Mitte sich ein kleines Schloß befindet. Das Thal erstreckt sich von der Quelle des Baches bis zur Schlucht *Badschgach*, durch welche es im Süden abgeschlossen wird, in einer

Länge von 6—7 Werst. In der Richtung nach Süden erweitert sich das Thal allmählich. Rechts und in 2 Werst von der Schlucht Badschgach stößt das Thal Mader mit einer anderen, nahezu ebenso langen und breiten schmalen Thalenge zusammen.

Im Hintergrunde dieses letzterwähnten Thales zeigt sich ein recht bedeutendes Dorf mit schattigen Gärten. Dies Thal wird nach der Schlucht Badschgach benannt und ist gerade so wie das Thal Mader zumeist von Feldern eingenommen, welche ebenfalls schon abgeerntet waren. Das Thal wird von einem Bach durchströmt, welcher fast unmittelbar in der Schlucht selber sich mit dem Bach Mader vereinigt und das Flüßchen Badschgach von 2—3 Sfaschenj Breite und 2—3 Fuß Tiefe bildet.

Es läßt sich voraussetzen, daß der Pfad, den ich vom Kara-Kotel-Paß aus bemerkt hatte und der sich in einigen Werst rechts, d. h. nach West von dem Paß und von dem von uns soeben zurückgelegten Wege wand, — gerade zu dieser Ortschaft führte. Diese Vermutung wird bis zu gewissem Grade durch Nachrichten unterstützt, die mir weit später zukamen, daß nämlich von Majari-Scherif nach Bamjan außer dem gewöhnlichen Wege über Chulum u. s. w. noch zwei andere Wege führen: 1) über Mur-i-Mar, die Sommerresidenz des Lojnabs; es mündet dieser Weg in den üblichen Karawanenweg nach Bamjan bei Heibek; 2) durch die Schlucht Jussuf-Dere; dieser Weg führt von Tachtapul direkt nach Süden und gelangt beim Thale Kagmard auf den Bamjaner Weg, wobei er Kara-Kotel nicht berührt. Es ist einigermaßen annehmbar, daß gerade dieser Weg zum Dorfe Badschgach führt, indem er sich mit dem Kara-Koteler Wege in der Schlucht Badschgach selber vereinigt. Nach den Mitteilungen der Afghanen — des Debirs und Mossin-Chans — ist dieser Weg viel kürzer, als der gewöhnliche, der Haupt- und Karawanenweg, auf welchem wir uns gegenwärtig befanden. Die „Tschebbaren", die afghanischen Postboten, benutzen gewöhnlich den kürzeren Weg [1]). Ich habe bereits erwähnt, daß das Thal Mader gut kultiviert ist; die Bewässernngskanäle, die aus dem unseren Lesern bereits bekannten Bach

[1]) Vielleicht hatte auch Conolly im Jahre 1840 von der Schlucht Badschgach aus gerade diesen Weg eingeschlagen, da Kara-Kotel rechter Hand von ihm blieb.

abgeleitet ſind, erheben ſich ſtellenweiſe auf einige Dutzend Fuß über das allgemeine Niveau des Thales. Einer der Kanäle am linken Ufer des Thales, wenn man ſich ſo ausdrücken dürfte, iſt an einer ſehr ſteilen Böſchung geführt. Eine nähere Betrachtung der Böſchung zeigt uns etwas recht Auffallendes in ihrer Bildung. Wenn man die Vorſprünge und Vertiefungen der Böſchung verfolgt, ſo kann man ſich nicht des Gedankens erwehren, daß man Ueberreſte einer alten Höhlenſtadt vor ſich hat, welche jetzt nahezu völlig durch Bergſtürze von verhärtetem Thon und Konglomeraten verſchüttet iſt. Die Vertiefungen in der Böſchung ſind Ueberreſte von Höhlen. Die ſüdlicheren von ihnen ſind gegenwärtig noch bewohnt; ich bemerkte, wie einige Leute bei den Oeffnungen dieſer halbverſchütteten Höhlen aus und eingingen. An einigen Stellen, namentlich an dem Abhang des Bergvorſprungs, durch welchen die benachbarten Engthäler Mader und Badſchgach getrennt werden, ſind die Höhlen in mehreren Stockwerken errichtet. Natürlicher Weiſe befragte ich die Afghanen über die Vergangenheit dieſer Höhlen; der Leſer wird aber gewiß ſchon die unvermeidliche Antwort auf meine Frage erraten haben: „Hier wohnten vor langen Zeiten Kaffiren“ — und nichts mehr [1]).

---

[1]) Indeſſen finden wir, daß dieſe Gegend in den geographiſchen Traktaten einiger arabiſcher Schriftſteller beſprochen wird. Wir leſen z. B. bei Edrisi (geſtorben im Jahre 1154 n. Ch.): „L'itinéraire de Balkh à Bamian est comme il suit: De Balkh à Meder, petite ville, bâtie sur une plaine, à peu de distance de la montagne, trois journées. De Meder à Kah (Kagmard), bourg bien peuplé avec bazar et mosquée, où l'on fait la khotba; 1 journée. De Kah à Namian (Bamian) 3 journées.“ Géographie d'Edrisi, trad. par Amedie Jaubert. Paris 1836. vol. I p. 477. Allerdings iſt es zu bemerken, daß die von dem berühmten Geographen angegebene Route nicht gerade ſehr genau iſt, wenn er nicht eben den kürzeſten Weg im Auge gehabt hat, den von mir erwähnten nähmlich, d. h. durch die Schlucht Juſſuf-Dere, wobei Chulum unberührt bleibt. Bei den arabiſchen Schriftſtellern und Geographen, die weit früher als Edriſi geſchrieben haben und die von dieſem als Quellen benutzt werden, wird zwiſchen Balch und Mader eine andere Entfernung angegeben. So leſen wir bei Iſtachri: „von Balch nach Modar 6 Stationen (und nicht drei, wie bei Edriſi); von Modar nach Kah 1 Station; von Kah nach Bamjan 3 Stationen.“ — Al-Estskhry. Liber climat. überſetzt von Mordtman, S. 122. — Abuzayd und Moqadaſy, die Zeitgenoſſen des Iſtachri geben die gleichen Entfernungen wie Iſtachri an. Sprenger, Abhand-

Am folgenden Tage rückten wir um 5 Uhr morgens von neuem aus. Diesmal hatten wir bereits Gegenden zu passieren, von denen die neuere Geschichte des afghanischen Reiches redet[1]). Wir gelangen an die blutgetränkte Schlucht Badschgach; hier stritten mit dem Emir Schir-Ali-Chan sein leiblicher Bruder Assal (Afzul)-Chan und dessen Sohn Abdurrachman-Chan um die Herrschaft über die traurigen Ueberreste des Reiches der Durani. Am 3. Juni 1864 fand hier eine brudermörderische Schlacht zwischen den Gegnern statt. Schir-Ali-Chan, von den Truppen des Serdar Mahmet-Rafik-Chan unterstützt, war der Sieger und blieb infolgedessen der Beherrscher von Kabul. Wie bekannt aber gelang es den soeben erst besiegten Gegnern des Schir-Ali-Chan bald nach diesem Ereignis, denselben aus Kabul gänzlich zu verdrängen. Eine Reihe von unglücklichen Schlachten, welche Schir-Ali seinen Gegnern bei Sseid-Abad und Kelati-Gilsaï lieferte, hatten ihn dermaßen geschwächt, daß selbst der hier in derselben Schlucht im April 1867 erfochtene Sieg seines Verbündeten, des General-Gouverneurs von Balch, Feïs-Mahomed-Chan über den Parteigenossen Assal-Chans, den Ssarwar-Chan — keinen entscheidenden Einfluß auf den weiteren Verlauf des Bruderzwistes ausüben konnte.

Die Schlucht Badschgach wird vom Norden aus, d. h. von der Seite, von welcher wir in dieselbe eintraten, durch eine Festung verteidigt, welche an einem felsigen Abhang, links von der Schlucht errichtet ist. Es war das die erste aus gebrannten Ziegeln erbaute Festung, die ich in Afghanistan gesehen hatte. Die Festung von der Seite des Thales zu erstürmen, ist eine Sache der Unmöglichkeit; der Ein- und Ausgang zur Schlucht kann durch die Artillerie der Festung völlig verschlossen werden.

Ich weiß nicht, ob noch irgend ein anderer Weg existiert, der aus dem Thale Kagmard ins Thal Mader führt, und der diese Schlucht und folglich auch die Festung umgeht. Gegenwärtig befand sich kein Militär in der Festung; sie war den

---

lungen, III, 6. S. 44. Gegenwärtig ist im Thal Mader keine Spur mehr von einer Stadt zu finden; über die Höhlen aber lassen die erwähnten Geographen nichts verlauten.

[1]) Siehe weiter unten Bd. II Kap. 7. Zu vergleichen Fr. v. Hellwald „Die Russen in Centralasien" Augsburg 1873 S. 142—153 Anm. d. Ueb.

Elementen preisgegeben und diese hatten sich ungesäumt an ihre zerstörende Arbeit gemacht.

Der Weg durch die Schlucht Badschgach ist nicht über 1500 Schritt lang, die Breite der Schlucht beträgt höchstens 200 Schritt. Das Flüßchen Badschgach fließt fast in der Mitte der Schlucht. Die Wände der Schlucht sind von geradezu überraschender Höhe. Ich glaube keinen großen Fehler zu machen, wenn ich diese Wände nach Augenmaß auf 1000 Fuß hoch schätze. Man möge sich nur eine senkrechte Wand von solcher Höhe vorstellen! Es ist das etwas fast Unglaubliches? Die Schieferschichten, aus welchen die Wände bestehen, sind außerordentlich steil aufgerichtet und so zu einander geneigt, daß die gesammte Masse des Berges in ihrer Textur ein verlängertes Dreieck darstellt.

In der rechten Wand, in einer Höhe von 200—300 Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses, befindet sich eine kolossale Nische; in dieser sind Eingänge zu Höhlen zu bemerken, welche in mehreren Stockwerken übereinander gelagert sind. Außer den Höhlen zeigen sich daselbst noch Ueberreste von halbzerfallenen Lehmhäusern. Zu dieser „Troglodytenniederlassung", wie wir die Ortschaft benannt hatten, führt ein sehr steiler Pfad. Ich fand keine äußeren Anzeichen, daß dies originelle Dorf bewohnt war. Zwar spürte ich eine nicht geringe Lust hinaufzusteigen zu der rätselhaften Nische mit den vielleicht nicht minder rätselhaften Ueberresten ihrer prähistorischen Bewohner; ich erhielt jedoch das Versprechen, alles „auf dem Rückwege" beschauen zu dürfen. Wir ritten vorbei.

Ganz am Ausgange der Schlucht gelangten wir auf einer schlechten Holzbrücke über den Bach Badschgach. Unmittelbar vor uns, beim südlichen Ende der Schlucht, erhebt sich wiederum ein „Schloß", welches den Ausgang aus dem Thale Mader verschließt und den Eingang in's Thal Kagmard verteidigt. Dieses Schloß hat eine historische Bedeutung. Im Jahre 1840 war das der äußerste nördliche Punkt, den die englischen Truppen besetzt hielten. Burslem erzählt über dieses Schloß unter anderem folgendes: „Das Fort war gleichsam ein Brennpunkt für alle Strahlen der Sonne, es war furchtbar heiß, das Thermometer stieg auf 95 bis 100° F. (also 35—37,70 C., im Juni-Monat) im Schatten; die Lage war ungesund, viele Gurkas waren im

Hospitale und alle waren mehr oder weniger unter dem Einflusse des Klimas geschwächt".[1])

Wahrhaftig, es würde nicht leicht fallen, einen Ort ausfindig zu machen, der in hygienischer Beziehung noch weniger als dieser für einen mehr oder weniger längeren Aufenthalt des Militärs geeignet wäre. Die Wahl dieses Ortes ist um so unbegreiflicher, als ja eine Werst weiter östlich von dem Schloß ein Obstgarten liegt, wo die Truppen eine bequemere Unterkunft gefunden hätten. Derselbe Burslem citiert bei diesem Anlasse in recht passender Weise das alte lateinische Sprichwort: „Quem Deus vult perdere prius dementat".[2])

Bekanntlich mußte die englische Garnison dieses Fort in folge eines in Kabul ausgebrochenen Aufstandes der Afghanen räumen.

Hinter der Festung erhebt sich wiederum eine felsige, außerordentlich steile Berg-Platte. Ich lege mit Absicht einen besonderen Nachdruck auf dies zusammengesetzte Wort. Der Berg, oder richtiger gesagt, der Bergzug, erhebt sich über das Thalniveau unter einem Winkel von 70—80° bis zu einer überraschenden Höhe (gegen 4 000 Fuß) und erstreckt sich viele Werst weiterhin nach West und Ost von dem Fort in einer völlig ebenen felsigen, glatten, geradezu abgeschliffenen Fläche. Hier hörte ich endlich auf, mich über den außerordentlichen Formenreichtum in dem Relief des Hindukuscher Bergsystems zu wundern.

Das Thal Kagmard erstreckt sich in einem schmalen Streif, höchstens mit einer Breite von 1 Werst, von Ost nach West oder richtiger von West nach Ost, da dies die Richtung des Flusses hier ist. Von Nord und Süd wird das Thal von zwei parallelen felsigen Bergzügen begrenzt. Die Züge sind sich gleich hoch und erheben sich auf 3 000—4 000 Fuß über das Niveau des Thales.

Bei dem „historischen" Schloß lenkte der Weg schroff nach West ab und hielt sich ferner während der ganzen Tagesreise am Fuße des nördlichen Bergzuges. Der südliche Bergzug ist, wie ich das bereits bezeichnet habe, gleichsam eine einzige unter einem Winkel von 70—80° aufgerichtete Platte, von einer Höhe

---

[1]) Burslem. l. cit. p. 85.

[2]) Ibid. p. 88.

von 3 000—4 000 Fuß, die sich in ununterbrochener Strecke auf 20—25 Werst ausdehnt. Stellenweise ist die Platte von schmalen Spalten durchfurcht, stellenweise sind einige Teile ihrer „Bekleidung", die oberen Thonschieferschichten nämlich, abgebröckelt und hinabgestürzt.

Das Thal oder richtiger die Thalenge ist in einer Strecke von 10 Werst von der Schlucht Badschgach durchweg mit Feldern bedeckt, auf welchen fast ausschließlich Reis gebauet wird. Der Reis war zu dieser Jahreszeit noch nicht in Aehren geschossen. Die Reissaat stand prächtig; hie und da stießen wir auch auf Kleefelder. In der Mitte des Thales schlängelt sich der nicht breite (5 Ssaschenj) aber recht tiefe (4—10 Fuß) Fluß Kagmard, welcher bedeutende Mengen von reinem, klaren Wasser führt. Stellenweise sind Bewässerungskanäle von ihm abgeleitet, die an einigen Orten bis 2 Ssaschenj breit sind. Im Flusse, namentlich an den Stellen, wo er sich über die angrenzenden Wiesen ergießt, waren viele Fische zu bemerken. Der Debir fragte, ob wir Fische essen wollten und machte uns auf unsere bejahende Antwort hin die Mitteilung, daß er uns heute mit „Kjabab" (Schaschlik) aus Fischen bewirten werde. Ein Schaschlick aus Fischen war uns eine völlige Neuigkeit: wir gingen darum alle gern auf seinen Vorschlag ein.

Die Ufer des Flusses sind stellenweise von Weidengebüsch, einer gewissen niedrigen Pappelart, von „Dschida" (wilde Dattel), Aprikosenbäumen und anderen Bäumen bedeckt. Von den Bäumen stachen grell die Berberissträucher ab, die buchstäblich von den sich schon rötenden Beeren übersäet waren.

Ungefähr in der Mitte des Thales, also etwa 10 Werst von der Schlucht Badschgach befindet sich ein niedriger, stellenweise durch Steine befestigter Erdwall, der durch die ganze Breite der Schlucht von einem Bergzug zum anderen aufgeführt ist. Beim südlichen Bergzug, jenseits des Flusses, ist an diesem Wall ein viereckiges Fort errichtet. Auf der 21. Werst von unserem Raſtpunkt, im Thale Mader, beginnen Gärten und ziehen sich in ununterbrochener Reihe auf 3—4 Werst hin. In den Gärten begegnet man denselben Vertretern des Pflanzenreiches, wie in Taschkent, in Ssamarkand und überhaupt in Turkestan. Den gleichen Pfirsichen, Aprikosen, Trauben, Maulbeeren, Walnüssen,

Pflaumen, Dschida, den Pappeln und Silberweiden. Zur gegenwärtigen Jahreszeit waren hier die Pfirsiche noch grün, die Aprikosen hingegen waren bereits reif und wurden in einigen der Gärten getrocknet. Das Trocknen der Früchte wird hier sehr einfach betrieben: die reifen Früchte werden in einer Schicht auf der Erde, auf dem Rasen oder auf einem Teppich oder irgend welchem Zeugstück ausgebreitet und in der Sonne gedörrt. Es genügt eine Woche, um sie bis zum nötigen Grade auszudörren. Das Thal liefert sehr viel Aprikosen, ich habe stellenweise große Strecken mit Aprikosen bedeckt gesehen, die zum Trocknen ausgelegt waren. Immerhin sind sie hier doch nicht in solcher Menge vorhanden, wie das Burslem behauptet: „Auf dieser Station (Kagmarð) gab es sehr viel Obst", erzählt er, „ich bemerkte, daß die Gehänge der Berge, von denen das Thal eingerahmt war, in der Nähe unserer Station auf eine Strecke von $1\frac{1}{2}$ Meilen glänzend gelb gefärbt waren; als ich mich ihnen genähert hatte, um die Ursache dieser Erscheinung in Erfahrung zu bringen, so fand ich, daß die ganze Strecke mit Aprikosen bedeckt war, die in einer einzigen Schicht in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet lagen". [1])

Selbstverständlich ist das eine bloße Uebertreibung von Seiten eines Touristen. Das Thal wäre selbst dann außer Stande, eine solche Menge Obst zu produzieren, wenn die Gärten ausschließlich mit Aprikosenbäumen bepflanztge wesen wären. Ich befragte ferner die Eingeborenen über die Mengen von Obst, die die Gärten liefern könnten, und erhielt viel geringere Angaben. Ich erzählte ihnen, was Burslem darüber schreibt, sie gaben mir darauf folgende Antwort: „Der Inglis hat über die Schnur gehauen." — Die Nüsse und Trauben waren zu dieser Zeit noch nicht reif. Indessen spricht Burslem, der sich hier zu einer viel früheren Jahreszeit (14. Juni) als wir aufgehalten hat, mit Entzücken von dem Geschmack der Trauben. [2]) Ich weiß nicht, was das für Trauben waren, die Burslem gekostet hat. Mitte August sogar, als ich auf dem Rückwege von Kabul begriffen war, fand ich die Trauben hier noch völlig unreif.

---

[1]) A peep into Toorkistan, p. 77.

[2]) Ibid . . . ‚the grape, which is unequalled', p. 77.

Etwa 5 Werst von den Gärten wurden wir von dem Gouverneur von Bamjan, Sserdar-Lal-Mahomed-Chan, einem Verwandten des Emirs Schir-Ali-Chan begrüßt. Es ist das ein Mann von mittleren Jahren und von mittlerem Wuchs, kräftig gebaut, mit gefälligen Manieren und einem klugen Blick. Ich war besonders durch die Farbe seines Bartes und Schnurrbartes frappiert. Obgleich sein Haupthaar rabenschwarz war — die Afghanen rasieren bekanntlich ihr Haar nicht, sie beschneiden es auch nicht kurz, sondern tragen es in einer Art Perrücke; zuweilen wird das Haar auch gar nicht beschnitten — so waren sein Bart, der zum Zwickelbart abrasiert war, und sein Schnurrbart à la Viktor Emanuel von feuerroter Farbe. Es war mir bekannt, daß bei den Afghanen, sowie auch bei den Persern die rote Farbe sehr beliebt sei. Bei den einen sogut wie bei den anderen werden die Nägel und die Bärte gefärbt; jedoch färbt man den Bart ganz leicht, zuweilen, wie das beim Debir der Fall war, nur einzelne Härchen. Es gehört zum Chik und zum guten Ton, wenn aus dem ganzen Bart nur einige einzelne Härchen hervorgesucht werden, die man durchaus der ganzen Länge nach färbt. Der Debir that sich anscheinlich viel auf sein paar goldener Härchen, welche grell von dem dunklen Grund seines dichten Vollbartes abstachen, zu gute. Der Sserdar von Bamjan hatte hingegen sein ganzes, sehr schön zugestutztes Zwickelbärtchen sorgfältig in Feuerrot gefärbt.

Währenddem wir uns den Sserdar betrachteten, hatte er dem General die Hand gereicht und die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft begrüßt, er ritt daraufhin neben dem General weiter, indem er sich mit ihm unterhielt.

Mit Lal-Mahomed-Chan waren 200 Reiter angelangt, die sich unserer Eskorte sofort anschlossen. Die Mehrzahl von ihnen waren, wie man uns später mitteilte, Hesaren. Unter ihnen befand sich auch der Häuptling der Hesaren von dem Gebiete Kalu, Mir-Baba. Leider konnte ich wiederum keine Gelegenheit finden, dies interessante Volk ordentlich zu betrachten. Mir-Baba selber unterschied sich keineswegs von einem echten Afghanen, höchstens vielleicht nur dadurch, daß er nicht eine so stark gekrümmte Nase besaß, wie ein Vollbluts-Afghane. Der Gouverneur von Bamjan war in afghanischem Kostüm, mit

Stickereien auf der Kleidung. Mir-Baba hatte einen grauen Tuchkaftan an, der mit einem Riemen umgürtet war; auf dem Haupte trug er eine gewöhnliche Kegelmütze.

Der Weg lenkte indessen nach Süden ab und ging bald auf das andere Ufer des Flusses über. An dieser Stelle erweitert sich das Thal bedeutend. Wir gelangen auf einer guten, steinernen Brücke über den Fluß, passieren ein Feld, steigen einen mäßig hohen Ausläufer des südlichen Bergzuges hinauf; darauf geht's über einen breiten Arick, dann folgt ein Weg von etwa vier Werst durch Felder, an mehreren Schlössern vorbei — und schließlich kommen wir zu unserer Station. Unsere Zelte sind in einem schattigen Aprikosengarten aufgeschlagen.

Heute besuchten mich drei Kranke, unter welchen der eine ein Soldat aus der uns begleitenden Infanteristen-Eskorte war; die beiden anderen waren Einwohner dieses Thales. Alle drei hatten ein Leiden der Bindehaut der Augen. Beim Soldaten hatte die narbige Schrumpfung der Schleimhaut bereits zu einer Einwärtswendung des Lides geführt. Bei den anderen Kranken war außer dem erwähnten Leiden noch ein chronischer Katarrh des linken Thränensackes vorhanden. Selbstverständlich suchte ich ihren Leiden, insofern das möglich war, abzuhelfen. Ich sagte ihnen auch, daß sie mir all' die Kranken, die gegenwärtig in diesem Thal vorhanden wären, zusenden möchten, da ich ihnen gern nach Möglichkeit helfen werde. Sie hatten wahrscheinlich meinen Auftrag erfüllt, da sich nach einiger Zeit noch mehrere Kranke einstellten. Leider war ich zu dieser Zeit nicht zu-hause. Die afghanische Eskorte aber, die stets in dreifacher Kette unsere „Tagesresidenz" umstand, jagte die Armen fort und ließ sie nicht einmal auf meine Rückkehr warten.

Wie erwähnt, pflegten wir, sobald wir auf einer Station eintrafen, uns über den Weg bis zur nächsten Station zu informieren. Dabei hatten wir über unsere Route alles das durchzulesen, was uns zu Gebote stand. Es wäre allerdings sehr nützlich gewesen, wenn wir zum Zweck einer genaueren Bekanntschaft mit der Oertlichkeit kleine Exkursionen in die Umgegend unserer Station ausgeführt hätten. Hier in diesem Thal war eine solche Exkursion von ganz besonderem Interesse. Darum begab ich mich auf den Weg, nachdem ich mir die Bewilligung des Generals

eingeholt und eine afghanische Eskorte von einem Dutzend Infanteristen mitgenommen hatte. Der Topograph war mit mir gekommen und hatte sich auf jeden Fall mit der Bussole und dem „schwarzen Büchlein" versehen.

Wir hatten fast eine Stunde bis zum Fluß, dem Ziel unseres Marsches. Ich hatte es gar nicht vermutet, daß der Fluß so weit von unserer Station wäre, da wir fast den ganzen heutigen Marsch über seinem Ufer gefolgt waren. Es erwies sich jetzt jedoch, daß der Fluß von dort aus, wo wir einen kleinen Gebirgsausläufer zu ersteigen hatten, nach wie vor gegen Westen fließt, währenddem unser Weg gerade nach Süd abbog. Es war das eine ganz unerwartete Entdeckung für den Topographen. Von dem Punkt aus, auf welchem wir uns befanden, konnte man den ganzen reizenden, unregelmäßig ovalen Bergkessel Kagmard übersehen. Sein größter Durchmesser beträgt hier 8 bis 10 Werst und erstreckt sich in schräger Richtung von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West; der kleinste Durchmesser, nicht über 4 bis 5 Werst, ist von Nord nach Süd gerichtet. Von allen Seiten wird der Kessel von majestätischen Bergen umgeben, deren erhabene Formen einen geradezu erdrückenden Eindruck ausüben. Von unserem Punkt aus war der nördliche Bergzug besonders gut zu sehen, der sich fast senkrecht in einer Höhe von 3—4000 Fuß erhob. Es ist schwer, in Worten die Mannigfaltigkeit der Färbung dieser gigantischen Felsen wiederzugeben. Graue, finstere Kolosse, gehüllt in durchsichtigen Nebelschleier, stehen im Wechsel mit senkrechten, grellroten Felswänden, auf denen glänzend weiße Streifen hervortreten. Thon von violetter Farbe wird durch grauen Schiefer abgelöst; weiter noch und es erheben sich Riesen von Kalk in glänzender heller Bekleidung .... Auf den Berggipfeln war kein Schnee zu sehen.

Die ganze Fläche des Thales ist in ausgezeichneter Weise kultiviert. — Felder, in buntem Wechsel mit Gärten und Hainen und geschmückt mit „Schlössern", erstrecken sich auf beiden Seiten des Flusses, welcher an der Stelle, wo wir standen 20 Ssaschenj breit ist. Die Stromgeschwindigkeit ist sehr groß; aller Wahrscheinlichkeit nach beträgt sie 4 bis 5 Fuß in der Sekunde; die Farbe des Flusses ist hier eine gewissermaßen weißliche. Ich habe die Temperatur des Wassers gemessen und 18,2° C. er-

halten; die Temperatur der Luft, am selben Orte gemessen, betrug 24,4° C. Es war das gegen 5 Uhr nachmittags.

Wir hielten uns am Ufer etwa eine halbe Stunde auf und machten darauf einen Spaziergang durch die uns umgebenden Felder. Der Reis war noch nicht in Aehren geschossen, die Hirse hingegen stand in vollen Aehren; der Weizen war schon abgenommen. Stellenweise waren die Felder unbebaut und lagen brach; an anderen Stellen waren sie frisch aufgepflügt. Hier auf den Feldern lagen auch die Ackerbauwerkzeuge verstreut: ein Holzpflug ohne eiserne Pflugschar, der sich überhaupt nicht von dem bei unseren Usbegen und Kirgisen gebräuchlichen Pflug unterschied. Wir stießen auf unserem Wege oft auf Bewässerungskanäle, über welche wir hinüberspringen mußten; über einen sehr breiten Kanal wurden wir von den Afghanen unserer Eskorte hinübergetragen. Aus dem Grase und dem Korn flogen bei unserer Annäherung Wachteln und Feldhühner auf. Der Chef der Eskorte und auch die übrigen Wachtsoldaten, die uns begleiteten, zeigten sich als sehr liebenswürdige und gesprächige Leute. Schade nur, daß wir mit dem Topographen sehr wenig persisch verstanden, sonst hätten wir sie über vieles, was uns interessierte, ausfragen können. Wenn die Afghanen etwas zu erklären hatten, so mußten sie mitunter zu recht drolligen Pantomimen ihre Zuflucht nehmen; so zum Beispiel machte der Chef der Eskorte, indem er den Namen „Dendan-Schiken" erklären wollte, eine Miene, als ob ihm die Zähne weh thäten und er sich beim Sturz von dem Berge beschädigt hätte.[1]) Mit Müh und Not erklärte er uns ferner, daß der Fluß Kagmard aus einem Felsspalt in etwa 12 Werst von diesem Orte seinen Ausfluß nehme und daß er selber, so wie mehrere der Soldaten aus unserer Eskorte hiesige Einwohner seien. Das Thal heißt an dieser Stelle nicht Kagmard, sondern Schisch-Burtsch, d. h. sechs Schlösser.

Indessen hatte sich das Thal allmählich in Abenddämmerung gehüllt und nur die Gipfel des östlichen Bergzuges prangten noch in dem Gold und Purpur der Strahlen der untergehenden Sonne. — Als wir heimkehrten, war das Abendbrot schon bereit

[1]) „Dendan-Schiken" heißt Zahnbrecher.

und wir fanden unter den Speisen eine Suppe aus Forellen, die hier im Fluß gefangen waren. Die Forellen waren 6 Werschock lang, rot gefleckt; unter den gefangenen Fischen befanden sich auch Marinki. Die Afghanen hielten ihr Versprechen und bereiteten uns Schaschlick („Kjabab") aus Fischen. Zu diesem Zwecke wurden die Fische, denen die Haut abgezogen war, auf einem Spieß gebraten.

Wir rückten am folgenden Tage früh morgens aus, nachdem wir rasch eine Tasse „Thee-Schirin" getrunken hatten. Wir begannen den Aufstieg zu dem Dendan-Schiken-Paß. Das Gepäck war diesmal vorausgesandt. Ganz beim Anfang des Aufstieges glitt ein afghanisches „Jabu" (Lastpferd) aus und stürzte nieder. Als der Debir sah, wie das gestürzte Pferd sich fruchtlos unter der Last des Gepäcks aufzurichten suchte, sprang er seiner Wichtigkeit und Würde zum Trotz, rasch von seinem „Jurgi" (Paßgänger) hinab und half dem Lasttreiber, dem Lautschen, energisch beim Aufrichten des Pferdes. Bald gesellten sich ihnen noch zwei, drei Afghanen zu und das Gepäck wurde aufgehoben. Ich beobachtete mit Vergnügen, wie der Debir dort, wo es nötig war, seine Würde bei Seite setzend, tüchtig Hand anlegte und seine Arbeit nicht schlechter als ein gewöhnlicher Arbeiter verrichtete. Zu solch einer That wären vermutlich nur sehr wenige von unseren Würdenträgern befähigt. Hier jedoch findet man gegenwärtig noch gerade wie zu den Zeiten Cyrus des Jüngeren[1]) jene gesunde Einfachheit der Sitten, durch welche sich die alten Perser so sehr auszeichneten. Der „Zahnbrecher" begann somit bereits seinen Namen zu rechtfertigen: das Pferd

[1]) Wir lesen bei Xenophon: „Einmal konnten die Wagen, als sie auf einen engen Weg und einen Morast stießen, nicht weiter kommen; sogleich kam Cyrus mit seinem aus den vornehmsten und reichsten Persern bestehenden Gefolge herbei, und befahl den Glus und Pigres, mit Hülfe der Barbaren (der persischen Truppen) den Wagen fortzuhelfen. Als es damit nicht von statten ging, hieß er, wie im Aerger, die Perser in seiner Umgebung Hand anlegen, und es war eine Lust, mit anzusehen, wie alles eilte, seinen Befehl zu erfüllen. Sie warfen, wo sie standen, die purpurnen Kaftane ab, sprangen in ihren kostbaren Leibröcken und bunten Hosen, einige noch mit goldenen Ketten um den Hals und Spangen an den Armen, die steile Anhöhe herab in den Kot, und hoben, schneller als sich erwarten ließ, die Wagen heraus." Xenophons Anabasis. Buch I. Kap. V. (Bd. XXVI. der Uebersetzungen von Tafel u. Osiander S. 743—744.)

war gestürzt, ohne noch sozusagen etwas gesehen zu haben. Was sollte nun weiter kommen? . . .

Unsere Kavalkade zog sich jetzt in einer langen Reihe durch die Zickzacks des schmalen, nur für ein einzelnes Pferd zugänglichen Pfades, der sich steil und schlüpfrig auf einer durchweg schiefrigen Platte windet; diese Platte ist stellenweise durch Sommerregen und Winterschnee abgeschliffen, stellenweise wiederum durch Winterfrost und Sommerhitze zerrissen. Ich kann mich dessen nicht besinnen, wie viele mal ich während des Steigens zum Ausruhen stehen blieb; eines kann ich nur sagen, daß ich das ungefähr jede 5 bis 10 Minuten machte.

Dieser Aufstieg ist nicht nur etwa in Folge seiner großen Steilheit so schwierig, obgleich er mitunter auch recht steil ist, als vielmehr durch die außerordentliche Schlüpfrigkeit des Weges. Der Weg ist hier nichts mehr als eine Rinne, die in der ununterbrochenen Steinplatte ausgehauen ist. Rechts und links erstreckt sich bloß die glatte Fläche des Felsens, auf der man keinen Schritt machen könnte.

Der Kosak Trekin war nahe daran, in einer sehr schlimmen Weise ein Experiment in diesem Sinne ausführen zu müssen, wenn nicht alles noch glücklich abgelaufen wäre. Es ist zu bemerken, daß der General den Kosaken ein für allemal den Befehl ertheilt hatte, wenn's bergauf und bergab ginge, von den Pferden zu steigen, sie sollten den Auf- und Abstieg zu den Pässen durchaus zu Fuß machen. Um sich das Steigen auf den Bergen zu erleichtern, waren die Kosaken auf folgenden Gedanken verfallen: sie ließen das Pferd voraus und gingen selber, indem sie sich am Schweife des Pferdes anklammerten, hinterher. Das Pferd zog somit an seinem Schweife den Kosaken den Berg hinauf. In dieser Weise nun bewegte sich jetzt auch der Kosak Trekin vorwärts. Plötzlich aber lenkte sein Pferd von dem Pfad ab und versuchte auf dem Abhang des Felsens weiter zu kommen. Nach einigen Schritten glitt dasselbe und mit ihm auch der vom Pferde ins Schlepptau genommene Kosak aus und beide fielen auf die Knie. Zu ihrem Glück war an dieser Stelle der Abhang nicht sehr steil, sonst wäre der Kosak mit seinem Rosse zusammen in gerader Richtung den Berg hinuntergefahren und dann . . . .

Der Bergpaß bot jetzt ein interessantes Schauspiel dar. Oben über meinem Haupte und unten zu meinen Füßen waren die Reiter verstreut, einzeln und in Gruppen, reitend und zu Fuß, ruhend, rauchend und sogar trinkend. Es ist zu bemerken, daß wir unter den günstigsten Umständen den „Zahnbrecher" bestiegen. Schon lange Zeit war kein Regen gefallen — das war der eine der günstigen Umstände; fernerhin aber hatte der Gouverneur von Bamjan den Weg speziell zur Durchreise der Gesandtschaft, so gut das eben nur möglich war, ausbessern lassen. Ich bemerkte z. B., daß an den schlüpfrigsten Stellen in dem Pfade Einkerbungen eingehauen waren; stellenweise waren Kieſel, Kies und Sand aufgetragen. Der ganze Aufstieg ist etwa 4 Werst lang und gipfelt in einem breiten Bergplateau. Hier blieben wir für einige Minuten stehen, um unseren erschöpften Pferden Rast zu geben. Die Höhe des Passes ist, nach Burslem, gegen 9 000 Fuß.

Von hier aus eröffnet sich ein unabsehbarer Ausblick auf die umgebenden Bergflächen. Sie sind leblos, und der Eindruck, den sie bei ihrer grauen und braunen Grundfarbe hinterlassen, ist ein unangenehmer, ein deprimierender. Das Gras war, selbst auf solcher Höhe, gänzlich von der Sonne verbrannt. Aus den benachbarten Schluchten ragten die hohen, trockenen Stengel irgend welcher Pflanzen hervor.

„Es intscha da Kabul nisfi rach est, Doktor-Saib" (von hier aus bis Kabul bleibt die Hälfte des Weges), wandte sich der gesprächige Debir zu mir, indem er mir eine handvoll trockener Trauben mit den Worten: „bichurid" (Essen Sie), reichte. Ich aß die Trauben, dachte aber in meinem Sinn, daß ich weit lieber das Anerbieten, eine Tasse Thee zu trinken, angenommen hätte.

„Sagen Sie, bitte, Kemnab-Saib," wandte ich mich zu ihm, — selbstverständlich durch den Dolmetscher, welche Rolle der General selber sehr liebenswürdig auf sich genommen hatte, — „es wächst doch in diesen Gegenden Asa foetida?"

Der Debir verstand meine Frage nicht und konnte mir auch nicht sagen, was Asa foetida sei. Nach weiteren Auseinandersetzungen rief er jedoch fröhlich: „Ink, Ink!" Es erwies sich, daß die Asa foetida bei den Afghanen unter dem Namen Ink

bekannt sei. Der Debir erklärte darauf, daß in hiesigen Gegenden der Ink wirklich wachse und man sehr viel vom Saft dieser Pflanze sammle. Er versprach, mir die Pflanze zu zeigen, wenn man sie auf dem Wege antreffen sollte.

Wir hatten daraufhin etwa 6 Werst auf einem leicht hügeligen Bergplateau zurückzulegen. Der südliche Rand des Plateau endigt mit dem Abhang, der in das Thal Sſaigan führt. Der Abstieg ist ebenso steil wie der Dendan-Schikener Aufstieg, jedoch lange nicht so schlüpfrig und dazu viel kürzer, als der erstgenannte; auch ist der Boden hier weicher. Die Thäler Kagmard und Sſaigan sind somit von einander nicht durch zwei Pässe getrennt, den von Dendan-Schiken und Sſaigan, wie das auf den englischen Karten verzeichnet ist (z. B. Woker und Burslem), sondern nur durch einen Paß, der ein weites Bergplateau darstellt. Dendan-Schiken ist somit bloß der Aufstieg des Passes und der Sſaiganer Paß der englischen Autoren ist eigentlich der Abhang desselben Bergpasses. Der Bergpaß selber müßte als Deſchti-Haſchak bezeichnet werden, unter welchem Namen das Bergplateau bei den Eingeborenen bekannt ist.

Nachdem wir den Sſaiganer Abhang hinabgestiegen waren, ritten wir etwa eine Stunde in einer Schlucht nach Süden, mit einer leichten Ablenkung gegen West. Schließlich gelangten wir an das Ende der lautlosen Schlucht und traten in das an dieser Stelle recht schmale Thal Sſaigan ein. Das Thal erstreckt sich von West nach Ost und ist gerade so schön kultiviert wie das vorhergehende. An verschiedenen Orten grünten wiederum Baumgruppen. Der Weizen war hier noch nicht abgenommen und die prächtigen Felder zogen sich in einem langen Streif an den beiden Ufern des wasserreichen klaren Baches. Ein Teil der afghanischen Reiter-Eskorte setzte durch eine Furt auf das entgegengesetzte Ufer des Flusses hinüber und stellte dort ohne Rücksicht darauf, daß sie die prächtigen Saaten zertrat, mit ihren raschen Pferden wetteifernd, ein Rennen an.

Nach einem Ritt von einigen Minuten näherten wir uns demjenigen Teil des Thales, wo es sich bis auf 200 Sſaſchenj verengt. An dieser Stelle sind noch Ueberreste einer Mauer zu sehen, durch die vor Zeiten das Thal verschlossen gewesen war. Auf den beiden Endpunkten der Mauer findet man Ruinen der

hier ſo häufigen „Schlöſſer“. In der Nähe des nördlichen Schloſſes befindet ſich eine Gruppe von Höhlen, die in dem Felſen ausgehauen ſind.

Court — ein franzöſiſcher Abenteurer, der im Dienſte des Rundſchit Singh ſtand — bezieht dieſe Ruinen auf das von Alexander dem Großen erbauete „Alexandria sub Caucaso“[1]). Inwiefern ſolch eine Vermutung berechtigt iſt, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß Court ſelber die Ruinen nicht geſehen, ſondern nur von ihnen gehört hatte.

Wir ritten an den Ruinen vorbei und zogen weiter, immer dem Bache entlang, ſtromabwärts. Das Thal erweitert ſich bis zu 2 bis 3 Werſt im Querdurchmeſſer; das weſtliche Ende desſelben entzieht ſich völlig den Blicken, indem es in den Zickzacks der umgebenden Bergen verloren geht. Der Bach erſcheint hier als ein Fluß von 5 Sſaſchenj Breite und 3 bis 4 Fuß Tiefe. Wir paſſierten daraufhin ein Dorf, bald folgte ihm ein anderes mit ſeinen Gärten, es erſtreckt ſich auf etwa 1½ Werſt. In dieſem Dorfe gerade iſt unſere Station aufgeſchlagen. Es iſt das aber noch nicht der Flecken Sſaigan ſelber, denn dieſer iſt weiter öſtlich von unſerer Station geblieben.

Die Pflanze „Ink“ hatte ich auf unſerem Wege nicht zu ſehen bekommen. Ich wollte aber doch durchaus ihre Wurzel beſitzen, ja, wenn möglich, die ganze Pflanze ſelber mit dem Stengel. Ich bat darum den General um Erlaubnis, nach dem Frühſtück in die Berge gehen zu dürfen, um die Pflanze, die mich ſo ſehr intereſſierte, zu ſuchen. Der Chef der Geſandtſchaft antwortete mir, daß dieſe Pflanze in der Nähe unſerer Station nicht zu finden ſei, und verweigerte darum mein Geſuch. Der Sſerdar Lal-Mahomed-Chan entſandte jedoch in Rückſicht auf mein heißes Verlangen nach dem „Ink“, ſeine Heſaren in die Berge, mit dem Auftrag, die erforderliche Wurzel durchaus aufzufinden und mir zuzuſtellen.

Heute waren unſere Zelte wiederum in einem ſchattigen Obſtgarten aufgeſchlagen. Beim Frühſtück tiſchte man uns zum erſten Mal Gurken von ungeheuerer Größe auf. Sie repräſentierten eine ſpiralige Figur von etwas über ½ Arſchin in der

[1]) Journal Asiatique, vol. IV pp. 376—377, 1837.

Länge und von 2 bis 3 Zoll im Durchmesser. Wenn aber ihre Größe bewunderungswürdig war, so konnte von ihrem Geschmack leider nichts Gutes gesagt werden: es fehlte ihnen jedes Aroma.

Nach dem Mittag brachte man mir ein Exemplar der Asa foetida und zwar eine ganze Pflanze mit Wurzel und Stengel; der letztere war zur Zeit bereits völlig trocken. Ein penetranter, unerträglich stinkender Geruch verriet sofort die unmittelbare Nachbarschaft der Wurzel. Der Stengel der Pflanze ist 3 bis 4 Fuß hoch. Die Blätter sind gelappt, wie bei unseren Doldengewächsen, z. B. dem gewöhnlichen Engelwurz.[1]) Die Wurzel war mir mit dem Harz gebracht, das an der Schnittfläche ausgetreten war; das Harz ist von matter Bernsteinfarbe, von harter Konsistenz und hat ein krystallinisches Aussehen. Die Wurzel ist 1½ bis 2 Fuß lang, zeigt mehrere Seitenwurzeln und ist von einem bräunlichen, schuppenartigen Oberhäutchen bedeckt, welches mit querlaufenden, die Wurzel umfassenden Ringen versehen ist. Die Bruchfläche der Wurzel ist faserig, von grauer Farbe. Die Pflanze hat steinigen Boden sehr gern, blüht im Frühjahr und liefert Samen, vermittelst welcher sie verpflanzt wird. Bis zu einem Alter von 15 Jahren wird die Wurzel noch nicht zum Sammeln des Harzes benutzt. In diesem Alter der Pflanze wird der Stengel nach dem Blühen und dem Reifen des Samens abgeschnitten; auf der Schnittfläche tritt nach einiger Zeit etwa in 1½ bis 2 Tagen ein dickem Rahm ähnlicher Saft von mattweißer Farbe hervor. Er wird nach einigen Tagen braun und hart. Etwa nach 12 Tagen wird er matt-bernsteinfarbig und wird dann von der Wurzel abgenommen. Die Menge des aus der Schnittfläche der Wurzel heraustretenden Saftes übersteigt keine 1 bis 1½ Unzen. Daraufhin macht man an derselben Wurzel einen neuen Schnitt, auf dessen Fläche von neuem in 12 bis 15 Tagen eine bestimmte Menge Saft heraustritt, der nun wiederum gesammelt wird. Diese Operation wird an ein und derselben Wurzel mehrere mal vorgenommen; in einem

[1]) Ferula Asa foetida gehört selber zu den Umbelliferen. Petzholdt („Umschau im russ. Turkestan" Lpz. 1877 S. 65, 68 u. 80) erwähnt das Vorkommen einer als Asa foetida bezeichneten Pflanze in der Turkestaner „Hungersteppe", auf dem Wege von Taschkent nach Samarkand. Anm. d. Uebers.

günstigen Sommer 6 bis 8 mal. Es ist aber zu bemerken, daß die folgenden Ernten des Saftes weniger ergiebig ausfallen und von geringerer Qualität sind. Auf diese Weise kann eine Wurzel in einem Sommer $^1/_2$ bis 1 Pfund Saft liefern, — nicht aber ein halbes Pud (!) wie die englischen Autoren schreiben.[1]) Wenn ein Regen zur Zeit des Ausschwitzens des Saftes fällt, so verdirbt das Harz und in einem solchen Jahre kann kein Saft mehr von der Wurzel gesammelt werden. Eine Wurzel, von welcher während eines Sommers der Saft gesammelt wurde, geht nicht zu Grunde, sondern kann in 10 bis 12 Jahren von neuem so weit anwachsen, daß man sie wiederum zum Sammeln des Harzes benutzt.[2])

Ich befragte einige Afghanen darüber, ob sie das Harz dieser Wurzel zu therapeutischen Zwecken verwenden und erhielt eine bejahende Antwort. Dagegen konnte ich nichts darüber herausbringen, wann und bei welchen Krankheiten sie das Harz benutzen. Jetzt dachte ich daran, wie ich mich in Besitz eines Exemplars einer anderen für mich ebenso interessanten Pflanze setzen könnte — es ist das nämlich der kabulische Rhabarber, von welchem Burnes mit so großem Entzücken spricht.[3])

Heute erkrankten seltsamerweise wiederum fünf Kosaken am Fieber. Indessen konnte hier von dem Vorhandensein eines Fiebermiasma nicht die Rede sein, hier, wo wir uns in einer so hochgelegenen und kühlen Gegend befanden. Diese Fälle von Erkrankung müssen darum auf Rechnung der Rezididen gebracht werden.

Von Ssaigan rückten wir um 5 Uhr morgens, bei 10° C. aus. Für den Juli-Monat war das keine hohe Temperatur. — Einige Zeit ritten wir gen Osten, dem Flusse Ssaigan entlang; daraufhin gelangten wir über eine Steinbrücke auf das rechte Ufer desselben und traten dem Dorfe Ssaigan gegenüber in eine Schlucht ein, die eine südliche Richtung nimmt. Bevor

[1]) Siehe hierüber Grigorjew „Kabulistan u. Kaffiristan" S. 965 (vielleicht nur ein Druckfehler?).

[2]) Die ersten Nachrichten über diese Pflanzen finden sich der Zeit nach bei den Historikern Alexanders des Großen. Siehe etwa Arrian *Ἀνάβασις* Buch III. Kap. 28.

[3]) Burnes Bokhara ꝛc. B. I. S. 151 u. 159.

wir in die Schlucht eintraten, hatten wir einen reißenden, aber nicht tiefen Bach, der die Schlucht durchströmt, durch die Furt zu passieren. Fernerhin erweitert sich die Schlucht im Süden und giebt ärmlichen Feldern Raum, die sich in einem schmalen Streif bald auf der einen, bald auf der anderen Seite des Baches hinziehen. Neben Weizen habe ich hier auch Gerste gesehen; weiterhin folgten Bohnen. An einigen Stellen ist, Gott weiß zu welchem Zweck, die Schlucht von niedrigen Erdwällen durchquert, auf denen sich verschiedene Windengewächse ranken. Rechts und links blinkt hin und wieder ein feiner Wasserstrahl, welcher eilig auf dem steinigen Grund des Bewässerungskanals dahinläuft. Rings umher kein Bäumchen; hoch oben der dunkelblaue Himmel, eingerahmt von den scharfkantigen, seltsamen Spitzen und Türmen der Berge, die hier die Schlucht beengen und miteinander mit ihrem geschnitzten, steinernen Schmuck wetteifern. Die Felsen sind hier von der außerordentlichsten Verschiedenheit in ihren Umrissen.

Wir müssen jetzt oft gerade durch das Bett des Baches reiten. Die Felder treten zurück, die Felsen sind näher aneinander gerückt; wir treten auf eine Menge Steine und Geröll, unter ihnen finden sich kryställinische Gesteine von roter, grauer und hellroter Farbe. Die Schlucht erweitert sich jetzt wiederum und von neuem wird die Fläche von Feldern, die hier vorwiegend mit Bohnen bebauet sind, in Besitz genommen. In der Mitte einer kleinen Schlucht sieht man das unvermeidliche „Lehmschloß". Unweit von demselben befinden sich zwei Weiden, die einzigen Vertreter des hiesigen Baumwuchses. Die Dorfschaft heißt Tschinar-Suchté (d. h. der verbrannte Tschinar). Der Name der Dorfschaft erschien mir sehr auffallend. Ich hatte es keineswegs vermutet, daß die Tschinaren auf solch' bedeutender Höhe wachsen könnten; ich wandte mich darum an den Gouverneur von Bamjan, um mir die Erklärung für diesen sonderbaren Namen zu holen. Der Chef von Bamjan konnte mir aber keine Erklärung liefern. Der Debir bemerkte jedoch, daß er nie davon gehört habe, daß hier Tschinaren wachsen könnten, und daß der Name nur eben „so" gegeben worden sei.

Hier hielten wir eine kleine Rast. Der Debir war diesmal vernünftiger als gestern: Er ließ sofort Thee bereiten nud wir

tranken mit dem größten Genuß, der nur einem Reisenden begreiflich sein kann, eine Tasse von diesem gesegneten Trank. Zum Thee wurden afghanische Fladen gereicht, mit Anis in Butter gebacken.

Die darauf folgende Hälfte des heutigen Marsches glich der ersten aufs Haar.

Mossin-Chan, Mir-Baba und mehrere andere Afghanen setzten mehrmals ihre Pferde in Carrière an den Orten, wo an Stelle der Schlucht die Thalengen, mit saftigen Gräsern bedeckt, auftraten. Ich blieb einmal zurück, um eine Pflanze auszugraben; es schien mir, daß ich die Wurzel des „Tschukri", des berühmten afghanischen Rhabarbers, gefunden habe. Ich hatte jedoch umsonst Zeit und Arbeit verloren; es war das eines der unschuldigsten Doldengewächse. Als ich hinter unserem Zuge zurückblieb, blieben auch etwa ein Dutzend Afghanen, unter der Anführung des „Bim-Baschi" zurück und verließen nicht eher den Ort, als bis ich mich wiederum auf den Weg gemacht hatte.

Die Hügel, die die Schlucht einrahmten, gewannen allmählich sanftere Umrisse. Hin und wieder erscheint bereits ein zeltartiger sandiger Gipfel. Bald werden nun die früheren Piks und Kämme durch Kegel und halbierte Ovale, die scharfen Kanten und wechselreichen Kolonnaden durch sanfte Gehänge völlig verdrängt. Ein prächtiger Rasen steigt an den Gehängen der Berge immer höher und höher empor. Schließlich gelangen wir auf eine weite, grüne Wiese. Es ist das Rigi-No'u (d. h. neun Sande). Rigi-No'u ist kein Dorf, auch keine Festung — es ist bloß ein Ort.[1]) Warum der Ort neun Sande heißt — mag vielleicht Allah allein wissen. Allerdings sind die Hügel, die die Wiese umgeben, sandig; aber fürs erste sind ihrer keineswegs neun, und zweitens stehen sie zwar im Kontrast zu der grünen Wiese, aber sie vermindern doch durchaus nicht das Leben und die Saftigkeit derselben. Was nun die letztgenannte Eigenschaft betrifft, so ist dieselbe sogar allzu stark ausgesprochen. Unter dem Boden befinden sich sehr viele Quellen und infolge

[1]) Masson erzählt davon, daß sich in der unmittelbaren Nachbarschaft von diesem Orte ein Dorf befände. — Various journeys, vol. II., p. 405. — Ich habe aber kein Dorf in der Nähe unserer Station bemerkt.

dessen hat sich die ganze Wiese wie ein Schwamm mit Wasser vollgesogen. Unsere Zelte waren gerade auf der Oberfläche dieses Schwammes aufgeschlagen. Mir schien der Platz, der für die Zelte gewählt war, recht ungeeignet zu sein. Ich trat darum mit dem Rat auf, daß man die Zelte, um eventuellen schlimmen Folgen vorzubeugen, etwas näher zu den Hügeln hin, auf einen trockeneren Platz rücken möge. Dem Chef der Gesandtschaft schien es jedoch unpassend zu sein, diesem Rat Folge zu leisten.

Lal-Mahomed-Chan schlug mit seinem Gefolge sein Lager auf dem entgegengesetzten Ufer des Baches, in einer bedeutenden Entfernung von uns auf. Ihm oblag gegenwärtig die Pflicht, die Gesandtschaft zu empfangen und sie während der ganzen Zeit ihres Aufenthaltes innerhalb der Grenzen seines Gouvernements zu bewirten. Er war darum beständig mit Lieferanten der verschiedenen Produkte und Vorräte beschäftigt, und sein Sekretär hatte stets verschiedene Quittungen auszustellen, die den Lieferanten eingehändigt und später bei der Erhebung der Abgaben ihnen verrechnet wurden.

Unser Lager, frei und weit in der grünen Thalenge verstreut, bot jetzt ein malerisches Bild dar. Dies Bild wurde aber noch malerischer, ja phantastischer, als der weißliche Abendnebel in den Spalten und Schluchten der Berge sich zu ballen begann und als an verschiedenen Orten Scheiterhaufen entflammten, deren flackerndes, phantastisches Licht die Gruppen der spitzen Zelte, die hin und herlaufenden Menschen und die träumerisch ihre Gerste fressenden Pferde beleuchtete; — die Gipfel der abgerundeten Hügel glüheten indessen im sanften Schein der Abenddämmerung... Es schien, als ob man sich in einer zauberischen Märchenwelt befände. Aber die grausame Wirklichkeit versäumte nicht, mir den Zauber, in welchem ich mich befand, zu zerstören: Es ließen sich Rufe der afghanischen Wachen vernehmen, die Signalrufe und die Antworten darauf — Mossin-Chan hat also die Inspektion der Wachen bereits begonnen. Bald gelangten die Rufe unmittelbar zu unserem Zelt. Die Flintenläufe, von dem rötlichen Lichte des Scheiterhaufens beschienen, blitzten in der Luft auf, die Soldaten salutierten — und Mossin-Chan begab sich würdevoll in unser Zelt hinein. Die Kosaken, wie das jetzt bereits die Regel war, schlugen ihre Zelte ab und lagerten sich

um das Zelt der Gesandtschaft auf der kalten und feuchten Wiese, indem sie die zerrissenen Koschma unter sich legten und sich in ihre Soldatenmäntel einhüllten. Die Armen! Wie sie doch während dieser Nacht frieren mußten, besonders gegen Morgen. Die Temperatur betrug um 5 Uhr morgens nur 7,6° C.

Das übliche Trompetensignal erweckte uns sehr früh am folgenden Morgen. In der Schlucht herrschte noch ein Nachtdunkel; die Sterne standen in ihrem Zenith, bis zur Morgendämmerung hatten wir, meiner Meinung nach, noch einige Stunden; ich konnte die Zeit nicht genauer bestimmen, da meine Uhr stehen geblieben war. Die durchfeuchteten Kosaken richteten sich auf und schüttelten sich, prustend und ächzend vor Kälte.

Auch der General hatte sich erhoben. „Was ist denn das?" rief er zornig aus. „Mossin-Chan scheint verrückt geworden zu sein! Es ist ja nur 2 Uhr nachts. Sagen Sie doch, bitte! wie kann man denn bei solch einer Dunkelheit reiten? Sollen wir denn unsere Pferde die Beine brechen lassen? Auf diese Weise kann man auch noch selber den Hals brechen . . . Nein, das ist doch mal schon zu viel Eifer von Seiten unseres verehrten „Majors."

Daraufhin erfolgte der Befehl, sich wiederum zum Schlaf zu begeben; das Gepäck, welches die Lautschen bereits hastig aufzuladen begonnen hatten, mußte abgelegt werden, man sollte bis zur Morgendämmerung warten. Indessen erschallte im afghanischen Lager bereits das Trommelgerassel — das Zeichen, daß der Ausmarsch begonnen hatte. Bald darauf erschien Mossin-Chan und verwunderte sich, als er sah, daß bei uns noch nichts zum Ausrücken bereit sei. Er fand indessen noch mehr Gelegenheit, sich zu wundern, indem der General ihm — zum ersten Mal seit dem Hinübersetzen über den Amu — einen Verweis erteilte. Mossin-Chan brachte seine Entschuldigungen vor und rechtfertigte sich dadurch, daß wir an diesem Tage einen langen und schwierigen Marsch vor uns hatten.

„Pendsch sseng rach est; beßjar kotel dared" (Der Weg ist 5 Ssaschenj (40 Werst) lang. Auf dem Wege werden viele Pässe sein) wiederholte er verlegen.

Es wurde jedoch beschlossen, bis zur Morgendämmerung zu warten. Der Topograph, den ich leider bei dem Ertönen der

Trompete aufgeweckt hatte, begann bald über heftige Kälte zu klagen, daraufhin stellte sich bei ihm ein förmlicher Schüttelfrost ein; die Temperatur in seiner Achselhöhle gelangte auf 39,5° C.

Der Nebelschleier erhob sich langsam in leichten Schwankungen und schwand dahin; die ersten Sonnenstrahlen glühten auf den Gipfeln der Hügel — als wir uns auf den Weg machten. Der „Naturforscher" war sehr bekümmert darüber, daß er infolge seiner Erkrankung die Marschroute nicht mehr führen konnte. Daraufhin teilten wir, nämlich ich, der Oberst, Samaan-Beg und Malewinskij unter uns die mit der Führung der Marschroute verknüpfte Arbeit: der eine hatte die Namen der Flecken und Ortschaften in Erfahrung zu bringen, der andere die Winkel auf der Bussole anzumerken, der dritte die Dauer des Ritts zu beobachten u. s. w. Bald aber mußte auch ich von meiner Beteiligung in der Führung der Marschroute abstehen: das Fieber kehrte auch bei mir zum Besuch ein. Glücklicherweise war der Besuch für diesmal wenigstens ein sehr bescheidener. Bald darauf machte mir der Feldscheer die Mitteilung, daß 4 Kosaken erkrankt seien. Ich untersuchte sie und konstatierte auch bei ihnen das Fieber. Zweifellos war die letzte Nachtrast auf dem sumpfigen Boden die Ursache dieser Erkrankungen, zumal da die Kosaken während der Nacht ihre Zelte entbehren mußten. Immerhin gab es Anlaß, die Unmittelbarkeit einer Ansteckung durch das Miasmagift in Zweifel ziehen zu können; die absolute Höhe der Gegend erreicht ja ihre 9000 Fuß; die Temperatur am Tage ist nicht über 22° C. hoch; morgens und nachts ist sie noch geringer. Es war klar, daß ich es mit Rezidiven des Fiebers zu thun hatte, welche ausschließlich durch die ungünstigen, ja direkt schädlichen Verhältnisse, in denen wir uns unglücklicherweise manchmal befanden, hervorgerufen waren. Was aber die Kosaken der Eskorte betraf, so war es auffallend, daß nicht noch mehr Erkrankungen unter ihnen vorkamen. Bei den Verhältnissen, unter denen sie sich befanden, konnte man eine allgemeine Erkrankung erwarten, denn erstens waren die Kosaken außerordentlich durch den Wachdienst geplagt; jede Nacht mußten 3 Kosaken Wache halten; zweitens fanden auch diejenigen Kosaken, die nicht auf der Wache standen, keine Möglichkeit, sich während der Nacht gut auszuruhen. Der Chef der Gesandtschaft hatte ein für allemal den Befehl gelten lassen,

die Zelte für die Nacht abzuschlagen: die Kosaken sollten unter freiem Himmel sich um das Zelt lagern, in welchem die Gesandtschaft schlief. Selbstverständlich mußten Feuchtigkeit und Nachtkälte auf die Gesundheit der Kosaken eine höchst nachteilige Wirkung ausüben. Ich versuchte dem Chef der Gesandtschaft darüber Vorstellungen zu machen und riet ihm, den Kosaken ihre Zelte für die Nacht zu lassen. Meine Ratschläge aber wurden für unpassend befunden und ich selber hatte mir hierdurch die Beschuldigung zugezogen, daß ich die Disziplin verletze. . . .

Auf der 5. Werst von Rigi-No'u beginnt der Aufstieg zum Paß Ak-Rabbat (d. h. weißer Karawanserai). Der Aufstieg zum Paß ist etwa 4 Werst lang; stellenweise ist der Weg sehr steil, überall aber gut angelegt und sogar für Rädergefährte geeignet. Da sind denn wir bereits auf dem Gipfel des letzten Bergzuges, der uns von dem märchenhaften Bamjan scheidet. Was für ein effektvolles Bild eröffnet sich vor unseren Blicken von dem Gipfel dieses Passes aus!

Unten, unmittelbar zu unseren Füßen, erstreckt sich ein schmales grünes, mit verschiedenem Getreide bebautes Thal. Inmitten des Thales befindet sich . . . . nun der Leser hat's bereits erraten — ein unvermeidliches „Schloß".

Fernerhin gabelt sich der Weg, der sich schlangenartig durch das Thal windet, in zwei Richtungen ab; der eine Weg lenkt nach links ein, führt über den Bach hinüber, welcher an der südlichen Fußseite des Ak-Rabbater Piks entspringt, und beginnt wiederum einen der Ausläufer des Ak-Rabbater Gebirgszuges zu erklimmen, den Paß Pelu nämlich. Der andere Zweig des Weges geht nach rechts und steigt steil bergauf. Der erste Weg führt nach Bamjan, der zweite nach Herat, wie mir das der gesprächige Lal-Mahomed-Chan mitteilte [1]).

Weiterhin zum Süden wird das Thal durch ein völliges Meer von Hügeln verschlossen, welche abgerundete sanfte Formen besitzen und mit prächtigen Wiesen bedeckt sind. Ein leichter Duft, gleichsam ein durchsichtiger Schleier, umhüllt dies steinerne

[1]) Wahrscheinlich hat der Sultan Baber im Jahre 1506 (?) diesen Weg eingeschlagen, als er von Herat aus nach Bamjan und von dort nach Kabul zog. Es ist das wahrscheinlich der einzige Feldherr, der während der Winterzeit mit einem Heere das ganze Hesarengebiet durchschritten hat.

Wellenmeer, zwischen welchem ich ein paar „Schlösser“ bemerkte. Lal-Mahomed-Chan teilte mir mit, daß dies die Niederlassungen der Hesaren seien. — Die Hügel nähern sich dicht dem gigantischen Gebirgszuge des Kuch-i-Baba, dessen scharfe Piks und Kämme einige tausend Fuß hoch mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dieser ununterbrochene Gebirgszug streicht in der Richtung von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West. Im Osten führt er zum Gebiet der Gildschi; sein westliches Ende verliert sich in der nebeligen Ferne.

Das allgemeine Niveau des Gebirgszuges wird bedeutend überragt von der massigen Gruppe des Schaitan, dessen drei blendend weiße Gipfel sich effektvoll von dem hellblauen Himmel abheben.

Ich blickte zurück und staunte über den Kontrast, der sich hier meinen Blicken darbot. Die eben von uns verlassene grüne, lachende Thalenge schien eine Wüste zu sein; hinter ihr aber verhüllte uns ein undurchdringlicher Nebel die finsteren Felsen der Bergfeste des „Deschti-Gaschak“.

Beim Schlosse Ak-Rabbat servierte uns der Debir auch diesmal Thee und Fladen. Ich hätte absolut nichts dagegen, wenn er diesen Brauch stets beobachten wollte.

Die Gerste stand in der Schlucht zu dieser Zeit noch kaum in vollen Aehren. Die Höhe des Ak-Rabbater Passes wird von englischen Reisenden verschieden angegeben: einige (Wood) schreiben ihm eine Höhe von 11 000 Fuß zu; andere (Burnes) 9 000 Fuß.

Kaum daß wir den Ak-Rabbater heruntergestiegen waren, so hatten wir bereits den Paß Pelu zu ersteigen; er ist recht kurz, aber sehr steil, wenngleich er auch einen recht weichen Boden hat. Weiterhin teilt sich der Weg, nachdem er die gänzlich wüste, wenn auch mit kärglichen Feldern bebaute Schlucht verläßt, wiederum in zwei Zweige; der eine geht direkt nach Süd, durch eine Schlucht, der andere nimmt seine Richtung mehr links und umgeht die Schlucht. Wir entschieden uns für den Umgang, da die hier kurz vor unserer Durchreise stattgefundenen Regen den Weg, der durch die Schlucht führte, stark verdorben hatten. Da wir nun den Umgang gewählt hatten, so mußten wir wiederum den steilen, wenn auch nicht hohen Paß Tscheschmai-Pelu ersteigen, woraufhin der Weg uns etwa 2 Stunden

durch eine stark hügelige Gegend führte. Ich könnte nicht genau angeben, wie viel mal wir aus Schluchten emporzusteigen und von Hügeln verschiedener Höhe wiederum in Niederungen niederzusteigen hatten. Ich weiß nur, daß ich, vom Fieber geplagt, sehr müde wurde. Einer von den erkrankten Kosaken war außer Stande, weiter zu kommen. Er fiel auf einem der Hügel nieder und blieb regungslos liegen. Ich führte stets eine Feldflasche mit Cognac bei mir und goß nun von diesem während der Reise wirklich sehr heilsamen „Balsam" dem Kranken 3 bis 4 Unzen auf einmal in den Mund. Einige Minuten darauf röteten sich die bleichen Wangen des Kosaken wiederum, die Augen verloren ihren gläsernen Glanz und bald darauf konnte er, wenn auch nur mühsam, seinen Weg fortsetzen.

Indessen war der General, auf dem ausgezeichneten „Renner" Mossin-Chans, den dieser ihm stets bei schwierigen Partieen des Weges anzubieten pflegte, rasch vorwärts geritten. Er hatte einen bedeutenden Vorsprung voraus und wir, die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, blieben weit zurück, indem wir uns in langer Reihe auf dem Wege verstreut hatten. — Nun kam auch der Abstieg zu der Schlucht Bamjan.[1]) Und bald auch der Ausgang aus der Schlucht in das Bamjaner Thal. Hier befindet sich die erste Gruppe der Höhlen; hier sind auch die Ruinen einiger weniger Häuser verstreut; in den aus Lehm erbaueten Mauern der Ruinen haben sich stellenweise noch kleine, rein übertünchte Nischen recht gut erhalten. Einige von den halbverfallenen Häusern und die ihnen angrenzenden Höhlen sind bewohnt.

Nach einem halbstündigen Ritt gelangten wir zu dem Orte unserer Tagesrast.

[1]) Denselben Weg, den wir von Al-Rabbat bis zu dem Eingang zum Bamjaner Thal einschlugen, hatte im Jahre 1832 Masson passiert, als er mit dem Heere des Chadschi-Chan nach Sfaigan zog. Auf dem Rückwege von Sfaigan nach Bamjan passierte er die Bamjaner Schlucht — auf demjenigen Wege, der sich von dem unsrigen zwischen den Pässen Peln und Tscheschma-i-Peln abzweigt. S. Masson, Various journeys, vol. II, p. 395—96 und 421—22. Welchen von diesen zwei Wegen die anderen englischen Reisenden eingeschlagen haben, läßt sich schwer ermitteln, da ihre Beschreibungen nicht so genau sind.

7. Kapitel.

Im Bamjaner Thal.

Drei Tage in Bamjan. — Die Denkmäler des Altertums: die Höhlen, die Ruinen. — Die Koloſſe von Bamjan. — Meine Wanderungen in den Höhlen. — Ich erſteige das Haupt eines der Koloſſe. — Beſchreibung der Koloſſe. — Die lokalen Sagen über die Koloſſe. — Die Sochack-Burg. — Der kleine Irak-Paß. — Geographie des Thales von Bamjan; Flora und Fauna desſelben. — Kurze Geſchichte von Bamjan von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. — Ein paar Worte über die Lage der alten Stadt Bamjan.

Der Schatten des kleinen Pappelhaines, in welchem unſere Zelte Unterkunft gefunden hatten, kam uns ſehr zu ſtatten. Selbſtverſtändlich beſtand der Dienſt, den uns dieſer Hain leiſtete, nicht darin, daß er uns vor der Hitze ſchützte: nach Burnes liegt das Thal über 8000 Fuß hoch; von einer Tageshitze könnte hier darum nicht die Rede ſein. Dieſe Vorausſetzung beſtätigte ſich auch in Wirklichkeit. Die Temperatur, im Schatten der Zelte um 1 Uhr nachmittags am 20. Juli gemeſſen, ergab 29° C. — eine geringe Ziffer, wenn man ſich deſſen erinnern will, daß wir in Turkeſtan gewöhnlich eine Tagestemperatur von 40° hatten. Nein, der Schatten des Haines kam uns in einer anderen Hinſicht zu Nutzen. Die unmittelbare Nachbarſchaft des mächtigen ſchneebedeckten Bergrückens Kuch-i-Baba und die geringen, oft außerordentlich ſanft abſchüſſigen Hügel, die das Thal von Nord und Süd einfaſſen, bedingen eine ſehr ſtarke Dispersion des Lichtes. Das Auge wird völlig geblendet durch die Ströme von Licht, die von den Schneemaſſen der Berge reflektiert werden. Dieſe Mengen von reflektierten Strahlen finden auf ihrem Wege

DIE GÖTZENBILDER VON BAMJAN.

durch das Thal keinerlei Hindernisse, die die Intensität ihrer Wirkung abgeschwächt hätten. Der Pappelhain schien nahezu einzig in dem Thale dazustehen. Natürlich ruhte nun das Auge mit Genuß auf dem sanften, matten Grün seiner Blätter.

An dem Eingang zum Hain befindet sich ein Lehmhüttchen, auf dessen Dach ein ganzer Haufen von Widderhörnern aufgeworfen ist. Wir waren hier also die Gäste eines muselmännischen Heiligen. Daß der Ort geheiligt war, wurde uns endgültig dadurch bestätigt, daß unsere Pferde, die wir beim Hüttchen abgestellt hatten, von der afghanischen Dienerschaft hastig an einen entfernteren Ort geführt wurden. Ich interessierte mich übrigens keineswegs für die Grabstätte, wie berühmt auch der Heilige, der in ihr lag, sein mochte. Ich war damit beschäftigt, das Alter des Patriarchen dieses Haines, einer gigantischen Pappel, abzuschätzen. Dem Durchmesser nach konnte der Baum seine 300 Jahre haben, was auch von dem Debir und Lal-Mahomed-Chan bestätigt wurde. Ein schöner Zug im Charakter des centralasiatischen Muselmanns ist die Achtung vor alten großen Bäumen. Diese Bäume gelten für unantastbar und werden oftmals Heiligen gewidmet oder mit irgend welchen Legenden in Beziehung gebracht. Häufig bekommt man in Central-Asien den Namen des Ali in Verbindung mit einem Baum, einem Feld, einem Dorf und dergl. zu hören. Nun soll der Volkssage gemäß der allgegenwärtige Ali auch das Bamjaner Thal besucht haben [1]).

[1]) In der Schlucht von Bamjan — von welcher wir nur das östliche Ende passierten — befand sich ein Fels „Adschega", Drachen genannt, weil hier Ali einen Drachen getötet haben soll. Burnes („Kabul") bringt eine ihm von Leech mitgeteilte Legende über die Heldenthaten des Ali (dtsch. v. Oelkers 1843, S. 218—219), die von diesem hier im Bamjaner Thal vollbracht wurden. Die Legende erzählt, daß der muselmännische Held, dem Herkules der Alten gleich, einige Zeit im Dienste des hiesigen Königs zu stehen hatte. Der König hieß Berber und seine Hauptstadt befand sich in dem Thal Bamjan. Ali hatte folgende zwei Aufgaben auszuführen: 1. einen Damm in einem Fluß zu errichten, woran vor ihm schon lange und fruchtlos 1000 Mann gearbeitet hatten — 1000 heißt persisch Hesar, aber auch die bei dem Dammbau beschäftigten Sklaven wurden Hesare genannt. — Ali führte diese Aufgabe glücklich aus, indem er mit seinem Schwert, das der Sage nach eine Länge von 70 Sfaschenj besaß, einen Teil des Felsens, der den Fluß überragte, niederhieb. 2. Mit dem gleichen Schwert tötete er auch den furchtbaren Drachen, der die Umgegend der königlichen Residenz verwüstete.

Zweifellos konnte Ali nie hier gewesen sein, aber die Volkssage pflegt nicht sonderliche Umstände zu machen, wenn es sich darum handelt, einen bemerkenswerten Ort mit dem geliebten Helden in Verbindnng zu bringen.

Wie dem auch sei, wahrscheinlich wird die Verehrung und die Liebe der Eingeborenen zu den alten Bäumen in hohem Grade durch derartige Legenden bedingt und vice versa. Im vorliegenden Fall hat die Legende einen guten Dienst gethan: der gigantische Baum ist unangetastet geblieben und hatte Zeit gefunden, einen jungen Nachwuchs von zartblätterigen, schlanken Pappeln um sich herum groß zu ziehen, deren Schatten uns gegenwärtig so sehr erfreute.

Allmählich trafen auch unsere Nachzügler zu den Zelten ein. Der Topograph war furchtbar müde und sah schläfrig aus. Vier von den Kosaken hatten sich kaum noch bis zum Zelt geschleppt, als sie sich schon auf den Boden niederwarfen. Der unermüdliche, unverwüstlich heitere M. lag gegenwärtig einer höchst ernsten Arbeit ob. Es war ihm gelungen, die Panik, die sich unserer bemächtigt hatte, als mehrere Personen mit einem Mal am Fieber erkrankt waren, zu verwerten und den General soweit zu bringen, daß dieser uns seine Weinvorräte zugänglich machte. Allerdings waren für uns bei der anstrengenden Reise kleine Dosen von Alkohol faktisch notwendig geworden. Gegenwärtig befand sich nun M., indem er in dem Koffer mit Weinen herumwirtschaftete, in starker Bedrängnis und arger Unschlüssigkeit. Er hatte die Wahl zwischen „Englisch-Bitter" und „China-Xeres" zu treffen. Uebrigens fand er einen Ausweg aus dieser schwierigen Situation, indem er das eine und das andere zur Seite that und schließlich noch, so zu sagen mitunter, ein gelbes Fläschchen Chartreuse hinzu fügte. An diesem Tage ließen wir somit eine bedeutende Veränderung in unserem üblichen Speiseregime eintreten. Selbst die Kosaken waren auf Anordnung des Generals damit beehrt, daß sie vom süßen Liqueur zu je einem Eßlöffel erhielten.

Die Nähe der berühmten Denkmäler des Altertums in diesem Gebirgsthal, die Bruchstücke der Legenden über diese Denkmäler, welche der Debir uns sofort mitgeteilt hatte, die historischen Reminiscenzen aus der jüngsten Vergangenheit von Bamjan — alles das lieferte heute Stoff zu einem langen, gemütlichen Ge-

spräch für das Häuflein der Russen, die sich durch ein Spiel des Zufalls in solche Länder versetzt fanden, von welchen wohl kaum jemand unter ihnen früher geträumt haben mochte. In dem lebhaften Gespräch kamen öfters die berühmten Namen der wenigen englischen Reisenden zur Erwähnung, die Bamjan besucht hatten. Moorcroft, Burnes, Masson traten in unserer Erinnerung auf, als ob sie lebend wären.

Manche von uns hätten über alles gern sich die hiesigen Merkwürdigkeiten beschaut: die Stadt Gul-Gulé (Ghul-Ghula), deren Ruinen sich im Süd-Ost von unseren Zelten zeigten, und die berühmten Kolosse von Bamjan; wir wollten in den Höhlen herumstreichen, die in den Felsen ausgehauen waren, und von deren Umfang eine Erzählung von Burnes eine so überspannte Vorstellung giebt und dergl. m. [1])

Der General traf darum die Anordnung, daß wir hier in Bamjan Rast halten und uns am anderen Tage die hiesigen Merkwürdigkeiten beschauen sollten. Für diese Nacht wurden den Kosaken ihre Zelte gelassen. Am anderen Tage, den 21. Juli, hatten wir einen Feiertag, d. h. eine Tagesrast. Allerdings war es an der Zeit, daß Menschen und Tiere sich Ruhe gönnten. Viele von unseren Pferden hatten wunde Beine, fast alle Pferde hatten wunde Rücken und waren überhaupt stark heruntergekommen. Die größte Sorge flößte uns der Zustand der Hufe unserer Pferde ein. Das ewige Beschlagen der Pferde, dadurch bedingt, daß unsere an den steinigten Bergpfad nicht gewöhnten Steppenpferde häufig ihre Hufeisen verloren, hatte stark auf die Integrität des Horns der Hufen eingewirkt. Bei einigen Pferden waren die Hufe, trotzdem daß sie mit Fett und Salben eingeschmiert wurden, völlig untauglich für das weitere Beschlagen geworden: das Horn konnte die Nägel nicht mehr halten. Hier fanden wir noch mehr Gelegenheit, unsere Begleiter, die Afghanen, um ihre Pferde von einheimischer Gebirgsrasse zu beneiden; diese Pferde, die nichts von Hufeisen wissen und keinerlei Bedürf-

[1]) Es wurde Burnes von den Eingeborenen erzählt, daß eine Mutter einst ihr Kind in den Höhlen verlor; das Kind hatte sich verirrt und wanderte in den Höhlen 12 Jahre umher, nach deren Verlauf es erst wiederum ans Tageslicht gelangte. Burnes „Bokhara", u. s. w. B. I. S. 187—88.

nis nach Hufeisen haben. Ihre Hufen sind dauerhafter als Eisen. A priori läßt es sich vermuten, daß der von keinem Hufeisen geschützte Huf sich bald abreiben muß, daß ein solcher Huf sich verdünnt, daß nicht viel mehr, als ein schmaler Hornstreif zurückbleibt. Indessen steht es in Wirklichkeit anders. Der Huf der einheimischen Gebirgspferde ist mit einer dicken elastischen Hornschicht versehen, deren untere Fläche einer rauhen, schwieligen Bürste ähnlich ist. Es scheint das auf den ersten Blick recht sonderbar zu sein, indessen muß ich bemerken, daß im Leben anderer organischer Gewebe ebenfalls gewisse, den Vorgängen am Pferdehuf analoge Erscheinungen vorzufinden sind. Es ist z. B. bekannt, daß der Gelenkknorpel nur dann gut funktionieren und sich entwickeln kann, wenn er periodisch und nach Möglichkeit häufig dem Druck und mechanischen Insulten überhaupt ausgesetzt wird. Im Gegensatz hierzu wird der Gelenkknorpel atrophisch, wenn er mehr oder weniger andauernd in Ruhestand versetzt wird: seine Ernährung leidet. Das Gleiche kann auch inbezug auf den Huf des Gebirgspferdes gesagt werden. Die Steine sind ihm ein gewohnter Boden, der beständige Druck — ein physiologisches Bedürfnis.

Immerhin waren wir genötigt, unsere „Steppenpferde" von neuem beschlagen zu lassen, denn ohne Hufeisen konnten sie unmöglich die Reise fortsetzen. Wir ließen zu diesem Zweck einen Schmied holen, einen Eingeborenen. Als dieser erfuhr, daß er etwa 15 Pferde zu beschlagen habe, erklärte er, daß er eine so große Menge Eisen nicht besitze. Es war die Einmischung des Gouverneurs in dieser Angelegenheit vonnöten, damit die Pferde mit Mühe und Not beschlagen werden konnten.

Die Mittagszeit war vorüber. Wir warteten jeden Moment darauf, daß der General uns auffordern werde, die Pferde zu besteigen, um zur Besichtigung des berühmten Thales auszurücken. Aber eine Stunde schwand nach der anderen hin, die erwünschte Aufforderung blieb noch immer aus. Es war die Verabredung getroffen, daß der Debir und Lal-Mahomed-Chan uns abholen und wir darauf uns insgesamt auf den Weg machen sollten. Aber weder vom Debir, noch von dem „Zwickelbärtchen" war etwas zu vernehmen. Da nun ihre Zelte unfern von den unserigen standen, so begab sich der General mit Mossin-Chan zum Debir hin. Er blieb volle zwei Stunden fort. Als er aber

schließlich zurückkehrte, machte er uns die Mitteilung, daß es sich nicht lohne, das Thal zu besichtigen, daß wir aber morgen bei den Kolossen vorbeireiten und sie dann gelegentlich uns anschauen würden. Allerdings versicherte er uns, daß wir auf dem Rückwege alles genau zu sehen bekommen würden. Aber meine Neugier war bereits außerordentlich aufgestachelt durch die originellen Mauern und Türme der Ruinen von Gul-Gulé, die sich im Süd-Ost von uns auf einem gesonderten, hohen Hügel erhoben und ferner durch die endlose Reihe von Höhlen, die sich an beiden Seiten der felsigen Thalwände hinzogen. Als Ersatz für die Reise machte der General mir den Vorschlag, durch einen Feldstecher den Aufstieg zu dem Paß Kalu zu mustern, der sich von hier aus auf dem riesenhaften Buckel des das Thal von Süd-Ost begrenzenden Bergrückens recht genau unterscheiden ließ. Durch den Feldstecher konnte man die weißen schlangenartigen Windungen des Pfades recht gut erkennen. Der General teilte uns hierbei mit, daß wir nicht über diesen, sondern über den anderen Paß, im Umweg durch den Irak-Paß, ziehen würden. So verging denn der ganze Tag, ohne daß wir etwas vornahmen, ruhig, nichts weniger als festlich.

Den 22. Juli. Von neuem im Sattel! Linker Hand treten wiederum die Höhlen in langer Reihe und stellenweise in mehreren Stockwerken über einander getürmt auf. Mitunter schaute aus diesen Höhlen das dunkle Gesicht eines ihrer scheuen Bewohner hervor, der sich bei aller Neugier doch nicht aus seiner Fensterthür herauswagte. Hin und wieder waren im dritten Stockwerk auf den Galerieen Futtervorräte zu bemerken, hauptsächlich Klee. Rechter Hand stiegen die Felder bis zum Bamjanerstrom hinab, der seine trüben Gewässer geräuschvoll fortwälzte. Selten nur zeigten sich auf ihren Ufern „Schlösser", die originellen Dörfer der Eingeborenen. Wir ritten an 2—3 ärmlichen Gärten vorbei, in denen als nahezu einzige Vertreter des Baumwuchses Pappeln und wilde Apfelbäume auftraten. Der Fels, der uns linker Hand begleitete, türmte sich allmählich immer höher und höher auf. Die Stockwerke hatten sich jetzt bis auf 5 vermehrt. Wir hatten noch eine kleine Wendung nach links gemacht und nun eröffnete sich vor unseren Augen ein wunderbares Bild. Direkt vor uns erhob sich ein mächtiger Koloß, das Bamjaner Götzen-

bild. Ich bin wohl kaum der Einzige gewesen, der beim Anblick dieses gigantischen Denkmals einer grauen Vorzeit von einem seltsamen Gefühl befangen wurde. Viele Jahrhunderte sind über dem Haupte dieses Riesen dahingezogen, er aber steht noch gegenwärtig gerade so unerschütterlich, wie vormals. Die Menschheit und die Elemente der Natur haben an ihm ihre zerstörende Kraft erprobt; aber weder das Erdbeben, noch die Kanonenschüsse der muselmännischen Fanatiker haben diesen Riesen zu zertrümmern vermocht; die vereinigten Anstrengungen derselben konnten ihn nur bis zu einem gewissen Grade verstümmeln.

Ich möchte den Versuch machen, den Koloß möglichst genau zu beschreiben:

In dem senkrechten ca. 200 Fuß hohen Fels ist eine Nische in einer Breite von ca. 10 Ssaschenj ausgehauen; sie geht in den Fels in eine Tiefe von etwa 5—7 Ssaschenj hinein. Der Fels besteht aus Konglomeraten. In der Nische befindet sich ein Koloß von ca. 140 Fuß Höhe. Drei Flächen desselben sind frei: die vordere und die beiden seitlichen, die hintere Fläche ist von dem Felsen nicht abgelöst. Das Gesicht des Kolosses ist bis zur unteren Lippe abgehauen; die Ohren haben sich erhalten; um den Hals herum führt ein Saum aus Ziegeln in der Art einer Galerie. Die Brust des Götzenbildes ist breit und flach. Die Beine unterhalb der Kniee sind durch Kanonenschüsse verstümmelt, wie die Afghanen erzählten. Der Koloß ist in einen Mantel aus Mörtel gehüllt; in den oberen Partieen hat sich der Mantel sehr gut erhalten. An den Stellen, wo der Mörtel abgefallen ist, sind Vertiefungen zu bemerken, als ob hier früher Nägel eingeschlagen waren, durch welche der Mörtelüberzug festgehalten wurde.

Die Wände der Nische sind ebenfalls mit Mörtel bedeckt, welcher sich überhaupt gut erhalten hat. Der gewölbte Teil der Nische, der obere somit, der sich über dem Haupte des Kolosses befindet, ist mit Freskomalereien bedeckt, welche Menschen in Gruppen und in einzelnen Figuren darstellen. Die Figuren sind von zweierlei Art: ganze und Kniestücke. Die ganzen Figuren sind von männlichem Typus, die Kniestücke von weiblichem. Die Physiognomieen, namentlich der Kniestücke, sind sehr fein ausgeführt, d. h. die Gesichtszüge sind fein und zart; allerdings ist

in ihnen wenig Leben. Die Manier der Zeichnung erinnert stark an die chinesische Malerei oder richtiger noch, an die byzantinische Heiligenbildermalerei. Das Haar ist auf den Häuptern der Kniestücke aufs Hinterhaupt zurückgekämmt und in einen Schopf zusammengefaßt. Ueber einigen Figuren schwebt eine Art von Heiligenschein. Indessen ist es doch zu bemerken, daß die Bilder, wenngleich sie auch teilweise noch eine bewunderungswürdige Farbenfrische aufweisen, doch kein Gesamtbild darbieten; es sind nur wenig Bilder unbeschädigt zurückgeblieben.

Zwischen den Beinen des Kolosses befindet sich der Eingang zu einer umfangreichen Höhle; das mit Ruß bedeckte Gewölbe derselben spricht dafür, daß die Höhle früher bewohnt gewesen war. Wie umfangreich nun aber diese Höhle auch sein mag, so kann sie doch jedenfalls nicht „ein halbes Regiment" fassen, wie das Burnes behauptet. [1])

In den Wänden der Nische sind auf verschiedener Höhe gewölbte Fensteröffnungen ausgehauen. Hier windet sich, wie mir erzählt wurde, eine Treppe empor, die zum Haupte des Kolosses hinaufführt. Ich äußerte den Wunsch, vermittelst dieser Treppe auf das Haupt des Kolosses zu gelangen, mußte aber von meiner Absicht abstehen: die Treppe war eingestürzt; sie zu ersteigen, wäre völlig unmöglich gewesen. Ich war durch diese Mitteilung sehr betrübt. Wie denn! Am Fuße der großartigsten Denkmäler des Altertums zu stehen und nicht dorthin hinaufgelangen zu können, wo kein Europäer gewesen war. Das ist doch eine unerträgliche Pein für einen Touristen! Ich wollte keineswegs darum den Koloß ersteigen, um auf einem Stein meinen Namen einzukratzen, wie das die professionellen Touristen und speziell die Engländer so gern thun, — nein, ich wollte lediglich einige neue Empfindungen kosten, wie sie wohl nur schwer ihresgleichen finden könnten. Wie kann sich etwa das Ersteigen des Domes zu Köln, der Kuppel des St. Peter in Rom oder auch des Vesuv mit dem Ersteigen dieses Kolosses messen? Derartige tours de force sind beliebige mal und zu beliebiger Zeit auszuführen; hier aber bot sich mir eine Gelegenheit, wie sie sich wohl kaum je in meinem Leben wiederholen würde. Ich sprach

[1]) Burnes, Bokhara ꝛc. B. I. S. 188.

darum den Wunsch aus, den Versuch zu wagen, selbst auf der eingestürzten Treppe hinaufzugelangen; ich verließ mich allerdings dabei auf das allmächtige russische „Vielleicht doch“ („awossj“). Der Versuch wurde mir übrigens untersagt, dafür aber wurde ich durch die Mitteilung erfreut, daß der andere Koloß, in etwa 200—300 Ssaschenj von dem ersten befindlich, zu besteigen sei, da dort die Treppen sich erhalten haben.

Wir schwangen uns wiederum in den Sattel und begaben uns zu dem nächsten Götzenbild. Wir ritten an zwei bis drei Nischen vorbei, welche ebenfalls im Felsen ausgehauen, aber von bedeutend geringerem Umfang waren, als die soeben von uns betrachteten. Zwei von ihnen waren leer, in einer derselben war nur ein Stück von einem Kopfe vorhanden; in der dritten fanden wir ein recht gut erhaltenes kleines Götzenbild. Bald darauf gelangten wir zu dem zweiten großen Koloß. Er ist ein wenig kleiner als der erste, von mir soeben geschilderte; im übrigen aber ihm durchaus gleich.

Das Gesicht ist ebenso verunstaltet, die Arme bis zu den Ellenbogeu abgeschlagen, die Füße aber haben sich erhalten. Der steinerne Saum um den Hals fehlt. Der Koloß hat eine Höhe von ca. 120 Fuß. — Jetzt also galt es, zum Haupt des Kolosses zu gelangen. Mossin-Chan machte mich sehr zuvorkommend darauf aufmerksam, daß ich nur ja nicht auf den Kopf des Kolosses treten möchte, denn, sagte er: „alle, die das gewagt haben, wurden von einem Schwindel, von einer seltsamen Angst erfaßt. Manche sind sogar hinuntergestürzt und haben sich tödlich zerschlagen.“ Der Bamjaner Gouverneur gab uns einen der Afghanen mit, der am besten in den Höhlen orientiert war und den Aufstieg zum Haupte des Götzen kannte, und nun begab ich mich mit N. O. Rasgonow und in Begleitung unseres Cicerone auf den Weg.

Wir gingen anfänglich einige Dutzend Ssaschenj rechts von der Nische ab, traten dann in eine der Höhlen ein, erstiegen das zweite Stockwerk auf einer in dem Fels ausgehauenen Treppe und gelangten in eine Galerie, die sich dem Thale zuwendet. Wir passierten diese Galerie und vertieften uns wiederum in die Höhlen, die hier von quadratischer Form und mit kuppelförmigen Decken versehen sind. Die Höhlen trugen Spuren eines menschlichen Aufenthalts; es fand sich hier verschiedener häuslicher

Kram, Futtervorrat u. dgl. m.; aber wir sahen keine Menschen. Durch einen schmalen Gang, der einer Treppe mit abgestürzten Stufen ähnlich war, gelangten wir zur Galerie des dritten Stockwerkes. Von hier aus eröffnete sich vor uns, wie aus Vogelschau, ein weiter Umblick in das Bamjaner Thal. Unter uns, unmittelbar zu unseren Füßen, stand die Gesandtschaftsgruppe, fernerhin zeigten sich Felder, hinter dem Felderstrich blitzte der rasche Bamjaner Fluß; hinter dem Fluß zeigten sich auf einem gesonderten, recht hohen Hügel die Ruinen der alten Stadt, die gegenwärtig Gul-Gulé genannt wird. Der Horizont wurde durch die grauen, mit ewigem Schnee bedeckten Riesen des Kuch-i-Baba begrenzt. Einige von trüben Bächen bewässerte Thäler stiegen von den dunklen Seiten der riesigen Berge hinab.

Daraufhin begannen wir wiederum höher zu steigen. Die Treppe führte uns jetzt auf die linke Seite der Nische, auf welche einige Fenster hinausgingen. Die Treppe war arg beschädigt. Die Stufen waren an manchen Stellen völlig abgestürzt und statt der Treppe fand sich dann lediglich nur ein steiler, glatter Abschuß. Ein Fehltritt und man wäre zurückgestürzt, vielleicht sogar in eines der Fenster der Nische gefallen. Es war das eine Wendeltreppe. Mein Verlangen, recht bald die Höhe zu erklimmen, war so heftig, daß ich, dem Führer folgend, mich rasch von N. O. Rasgonow entfernte; nur die Rufe des letzteren, „Doktor, wohin eilen Sie? warten Sie doch!“ die dumpf von unten her zu mir drangen, ließen mich für ein paar Augenblicke meine raschen Schritte hemmen. An einigen Stellen mußte man buchstäblich auf allen vieren kriechen, dermaßen glatt und steil war es hier. Schließlich hatten wir das Ende der Treppe erreicht. Sie führte in ein umfangreiches Gemach. Die Simse des Gemachs sind mit schlichter Stuckarbeit verziert. Eine dichte Rußschicht überzieht die Decke und die Wände. Der Ruß läßt die Malereien nicht mehr gut erkennen, sie sind allem Anschein nach denjenigen an den Wänden der Nischen ähnlich. Stellenweise sind diese Abbildungen von Säbelhieben zerhauen. Durch die Thür des Zimmers gelangten wir auf eine hinter dem Haupte des Kolosses befindliche Galerie. Ein kleines Fenster, das von der Galerie aus gerade auf das Haupt führt, läßt uns auf die Oberfläche desselben hinaustreten. Die Oberfläche des Hauptes

ist eine ovale Plattform von 1½ Sashenj im Durchmesser. Das Hinterhaupt des Kolosses ist in Verbindung mit der Hinterwand der Nische geblieben.

Ein banges Gefühl bemächtigte sich meiner, als ich mich dem Rande der Plattform näherte und hinunterschaute. Tief unter mir zeigten sich die kleinen Figuren der Menschen. Einige von ihnen versuchten kleine Steine bis zu uns hinaufzuwerfen, aber es gelang ihnen nicht. Die zu uns hinaufdringenden Stimmen der Menschen unten hatten jedoch ihre volle Kraft beibehalten; selbst das Flüstern konnte man genau vernehmen. Man konnte hier recht bequem die um den Kopf sich befindenden Figuren betrachten; leider aber hatten sich die Fresken in dieser Nische weniger gut erhalten, als in der ersten; sie waren nach allen Richtungen hin von Säbelhieben und Kugelspuren durchkreuzt.

Nach einigen Minuten waren wir wiederum unten. Ich wollte auf der anderen Treppe hinabsteigen; unser Cicerone aber erklärte, daß diese Treppe stark beschädigt sei und daß man auf ihr keinesfalls hinuntersteigen könne. Er selber war nicht auf den Kopf hinausgetreten; er befand sich die ganze Zeit über in der oberen Galerie hinter dem Kopf. Auf meine Frage, warum er nicht den Kopf besteigen wolle, antwortete er, „daß der Schaitan (der Teufel) die Leute, die es wagen, auf das Haupt der Schach-Mamá zu treten, schwindelig mache.“ [1])

„Nun, jetzt haben wir die Götzen besichtigt,“ sagte der General, als ich mit dem Oberst zu der Gesandtschaftsgruppe, die sich in Erwartung unserer Ankunft auf den Steinen niedergelassen hatte, hinabgestiegen war.

Die Ruinen der alten Stadt Gul-Gulé blieben indessen unbesichtigt. Ich glaube jedoch, daß es nicht unnütz sein dürfte, wenn ich hier eine Beschreibung der Ruinen gebe, so wie ich sie aus der Ferne gesehen habe.

Die Ruinen von Gul-Gulé befinden sich auf der Südseite des Thales in 1 oder höchstens in 1½ Werst Entfernung von dem größeren Koloß. Sie liegen nahezu dem Kolosse gegenüber, leicht nach Süd-West verrückt, und nehmen einen gesonderten und recht

[1]) Schach (Schah-) Mama — der dem Götzen von den Eingebornen und den Afghanen beigegebene Name. Offenbar das korrumpierte Schakjamuni (Buddha).

hohen, von Mauerüberresten umgürteten Hügel ein. Von der Mauer haben sich hauptsächlich nur die Ecktürme erhalten. Es läßt sich bemerken, daß der Hügel von einer Mauer umgürtet war, die geradezu wie in Stockwerken, in mehreren Reihen am Hügel hinaufstieg. Auf dem Gipfel zeigten sich Trümmer von Gebäuden. Der Gipfel ist gleichsam die Fläche einer abgestumpften Pyramide und nimmt, nach Augenmaß geschätzt, eine halbe Quadrat-Werst ein. Im Westen wird der Hügel von einem schroffen Abhang begrenzt, über welchem sich die Gebäude anscheinlich noch am besten erhalten haben.

Unten, am Fuße des Abhangs, in einer dem Bette eines Gebirgsbachs folgenden Thalenge, sind ebenfalls Ueberreste von Bauten zu bemerken. Die südliche, dem schneeigen Rücken des Kuch-i-Baba zugekehrte Seite des Hügels bekommt man nicht mal von der Höhe des von mir erstiegenen Kolosses zu sehen.

In bezug auf die Kolosse und Gul-Gulé haben sich weder unter der örtlichen Bevölkerung, noch unter den Afghanen irgend welche glaubwürdige Traditionen erhalten. Es wird von ihnen erzählt, daß die Kolosse einen König und dessen Gemahlin darstellen; der größere Koloß wird König Ssil-Ssal, der kleinere seine Frau Schach-Mamá genannt. Man vermutet, daß dieses königliche Ehepaar im hohen Altertum gelebt habe. Daß diese Erklärung rein willkürlich und die Vermutung nichts weniger als stichhaltig ist, ergibt sich schon daraus, daß beide Kolosse gleich aussehen und der kleinere keineswegs an eine Frau errinnert; seine Brust ist völlig flach. Von Gul-Gulé wird erzählt, daß das vor Zeiten eine sehr große, volksreiche und begüterte Stadt gewesen sei, die durch Tschingis-Chan, der sich ihrer vermittelst einer List bemächtigt hatte, zerstört wurde. Die Stadt war nämlich mit unterirdischen Wasserreservoiren versehen und konnte darum die Belagerung durch Tschingis-Chan sehr wohl bestehen. Tschingis-Chan versuchte die mit dreifacher Mauer umgürtete Stadt zu erstürmen, wurde aber mehrfach zurückgeschlagen. Die Stadt wurde aber schließlich doch zerstört und zwar auf folgende Weise. Die Tochter des Königs der Stadt Gul-Gulé hatte sich, wie das erzählt wird, in einen der Söhne von Tschingis-Chan verliebt; hingerissen von ihrer Liebe entdeckte sie ihm das Geheimnis der Wasserleitung, beschwor ihn aber, dies Geheimnis zu

bewahren. Tschingis-Chan gelang es jedoch, seinem Sohn, indem er ihm das Versprechen gab, die Stadt zu verschonen, das Geheimnis zu entlocken. Sobald aber die Wasserleitung unterbrochen und die Stadt infolge des Wassermangels zur Uebergabe gezwungen wurde, zerstörte Tschingis-Chan in seiner Wut über die lange und hartnäckige Gegenwehr die Stadt bis auf den Grund und metzelte die ganze Bevölkerung nieder; selbst die Kinder im Schoße der Mütter fanden keine Gnade. Das ist nun alles, was die Volkssage über diese Ruinen vorbringt. Das Wort „Gul-Gulé" bedeutet Lärm, Geschrei und soll den Ruinen der Stadt aus dem Grunde beigelegt worden sein, weil die Stadt vor ihrer Zerstörung außerordentlich stark bevölkert war und ein thätiges Leben in ihr geradezu sprudelte; die ganze Stadt tönte von dem Lärm der Bazare.

Immer am linken Ufer des Flusses Bamjan, an dem mit zahlreichen Höhlen besäheten Abhang des steilen Felsens rückten wir weiter gegen Osten oder richtiger gegen Ost-Nord-Ost. Der Weg war oftmals durch mächtige Steine verlagert; wir mußten sie im Zickzack umgehen. Bald darauf hörten die Höhlen auf, das Thal wurde immer schmäler, die Felder kleiner und nach einigen Werst traten wir bereits in die recht weite Schlucht Ahenger ein, deren südliche Seite eine senkrechte hohe Mauer aus verhärtetem Thon ist; die nördliche besteht noch immer aus Konglomeraten. Die Schlucht ist etwa eine Werst lang und erweitert sich daraufhin allmählich zu einem Thal, Toptschi, woselbst wiederum die Felder mit Weizen, Bohnen, Hafer u. dgl. Nahrpflanzen mehr in ihre Rechte treten. Schließlich zeigt sich auch das „Schloß" Toptschi; in einiger Entfernung von demselben schimmern die weißen Zelte unseres bereits aufgeschlagenen Lagers.

Beim Mittagessen brachte General Stolettow einen Toast zu Ehren der Kaiserin aus, da heute ihr Namenstag war. Ein begeistertes russisches Hurrah ertönte vielleicht zum ersten mal seit Schöpfung der Welt in diesem unbekannten und abgelegenen kleinen Thal und auch das köstliche Geschenk der Champagne erblickte hier wohl zum ersten Mal die wüsten Felsen. In diesem Augenblick drängten sich uns Erinnerungen auf an das ferne Vaterland, an die Anverwandten und Bekannten, an alles, was

nur dem Herzen teuer war, und alles sahen wir festlich und freudig, da ja dieser Tag „ein Fest unter den Festen“ in Rußland ist!

Die kranken Kosaken hatten sich heute ein wenig erholt; der Topograph fühlte sich ausgezeichnet; der Tag ging höchst lebhaft vorüber.

Am nächsten Tag verließen wir, wie üblich, sehr früh unser Lager und verfolgten nach wie vor eine östliche Richtung. Nach etwa 6 Werst näherten wir uns den gut erhaltenen Ruinen der Sochak-Burg (der Verfasser schreibt Sochchak; bei Burnes Zohak). Wir passierten hier durch die Furt den Bamjaner Fluß, der hier eine Breite von 30 Ssaschenj und eine Tiefe von 2 bis 4 Fuß besitzt. Der Lauf des Flusses ist ein außerordentlich rascher, das Flußbett ist mit großen und kleinen Steinen bedeckt; das Wasser ist sehr trübe, bräunlich gefärbt. Die Lasttiere konnten wir nur mit Mühe durch den Fluß bringen, namentlich die Ochsen. Einiges Gepäck wurde durchnäßt. Wir traten aus dem Fluß unmittelbar unter dem Fels hervor, auf welchem sich die Sochak-Burg erhebt. Der Fels erhebt sich senkrecht im Osten und auch im Westen, von Seiten des Bamjaner Flusses empor. Von Osten wird der Fels von dem Flüßchen Kalu umspült, das die schmale Thalenge von Kalu durchströmt und unmittelbar unter der Sochak-Burg in den Bamjaner Fluß mündet. Das Kalu-Flüßchen ist ca. 15 Ssaschenj breit und 3 Fuß tief und besitzt an dieser Stelle eine geradezu reißende Strömung. Hätten wir die Richtung zum Kalu-Fluß eingeschlagen, so müßten wir, uns am linken Ufer des Kalu-Flüßchens haltend, unter dem Fels der Sochak-Burg direkt nach Süden ziehen. Unser Weg führte uns aber über den Irak-Paß; wir passierten darum das Kalu-Flüßchen durch die Furt und gingen wiederum nach Osten. Als wir das gegenüberliegende, recht erhöhete Ufer des Flüßchens erstiegen hatten, mußten wir auf einige Zeit stehen bleiben, da es uns nicht wenig Müh und Zeit kostete, die Lasttiere über zwei rasche Gebirgsflüsse zu schaffen. Wir benutzten diese Rast, um, wiederum von weitem, die Ruinen der Burg zu betrachten. Uebrigens kam ich auch jetzt von neuem mit der Bitte ein, den Fels ersteigen zu dürfen, erhielt aber eine abschlägige Antwort.

Die Ruinen bestehen aus zwei gesonderten Partieen; die eine

Partie auf dem Gipfel des Fels ist ein Haufen von übereinandergetürmten Gebäuden, unter welchen 2 bis 3 gut erhaltene Kuppeln, anscheinlich aus Lehm, zu zählen sind. Die untere Partie der Ruinen grenzt unmittelbar an die Ostseite des Felsens und ist von dem Kalu-Flüßchen aus mit einer ca. 3 Ssaschenj hohen Mauer geschützt, welche aus Steinen besteht, die mit Cement gefestigt sind. Die Mauer hat sich im ganzen sehr gut erhalten und ist mit einigen Türmen versehen. Die Afghanen, die uns begleiteten, erzählten, daß aus dieser Partie der Ruinen ein Gang zur oberen Partie führe; der Gang ist im Fels ausgehauen; als ein Stück desselben wurde uns ein Vorsprung des Fels gezeigt, in der Art eines Altans, auf dem sich ein Stück Mauer erhalten hat. Die Sagen berichten über diese Stadt[1]) und ihren Begründer, den König Sochak, folgendes: Sochak war ein mächtiger Held, von böser Gesinnung, unmenschlich, ungeschlacht. Er trug auf jeder Schulter eine Schlange. Diese Schlangen wurden mit menschlichem Gehirn gefüttert, zu ihrer Ernährung tötete man täglich zwei Menschen. Die Bevölkerung der ganzen Umgegend litt schwer unter dieser Tyrannei. Schließlich erbarmte sich der Himmel ihrer: der fromme persische König Feridun drang durch die Schlucht Ahenger durch und tötete den Tyrannen.

Einige Zeit hielten wir uns daraufhin auf einem erhöhten Plateau, dann stiegen wir in eine tiefe Schlucht hinab, welche bei einer Richtung von NW. nach SO. vermutlich in das Thal des Bamjaner Flusses mündet. Die Schlucht ist trocken, im Frühjahr aber und ebenso zur Regenzeit stürmt hier wohl ein reißender Bach, was sich aus der Menge kleiner Kiesel schließen läßt, die den Boden der Schlucht bedecken. Hier existiert kein Karawanenweg. Wir zogen immer nach Süd-Ost, die Schlucht hinauf und gelangten nach einem Ritt von einer halben Stunde zum Fuß des kleinen Irak-Passes. Der Aufstieg zu diesem Paß ist recht bequem und geht im Zickzack an den Seiten des Berges

[1]) Burslem bringt in seinem Werk eine interessante Sage von Sochak vor, wenngleich sie einen anderen Charakter trägt. Seiner Sage zu Folge war Sochak ein einfacher Räuber aus dem Stamme der Hesaren und lebte noch vor der Eroberung Afghanistans durch Nadir-Scha. A peep into Toorkistan, p. 202—208.

hinauf. Auf dem Gipfelpunkt des Passes führt ein Saum an einem Anhang von einigen Dutzend Fuß Tiefe vorbei. Von der Höhe des Passes — die absolute Höhe desselben wird von Griffith auf 9 000 Fuß geschätzt — eröffnet sich ein weiter Umblick zum Norden in der Richtung des Bamjaner Thales hin; wie auf einem Teller lagen da vor uns die Sochak-Burg, die Höhen der Ak-Rabbater Mauer und im Osten die ungeheuere Masse der Schneeberge des Hindu-Kusch. Der Horizont ist im Süden durch den Pik des Irak-Passes begrenzt, auf dessen nördlicher Seite der von uns gegenwärtig benutzte Pfad die Höhe erklimmt. Der Niederstieg von dem Paß führte uns sofort auf ein hohes und recht weites Gebirgsplateau; wir ritten dem Plateau entlang $^3/_4$ Stunden und stets in südöstlicher Richtung. Selbst auf dieser Höhe war das Gras von der Sonne verbrannt, über dem Plateau aber, näher zu den Resten des schmelzenden Schneees, der die nächsten Piks krönte, da erschienen die Gehänge der Berge smaragden-grün und waren mit saftigem zarten Gras bedeckt. Von der Ostseite läuft das Plateau in einen schroffen Absturz aus. Durch einen steilen Abstieg gelangten wir von hier aus zum Irak-Thal, woselbst unser Lager aufgeschlagen war.

Blicken wir jetzt zurück auf „die glänzende Vami,“ [1]) die wir soeben hinter uns gelassen haben; orientieren wir uns über ihre gegenwärtigen Verhältnisse und erinnern wir uns ihrer Vergangenheit.

Das Bamjaner Thal ist ein schmaler, langer Streif fruchtbarer Erde, welcher sich längs dem Bamjaner Flüßchen dahinzieht. Die Hauptrichtung des Thales ist von West nach Ost, wenngleich es namentlich am Ostende ein wenig nach Nord-Ost ablenkt. Das Thal beginnt bei der Bamjaner Schlucht, deren Eingang beim Abstieg von dem Paß Ak-Rabbat und deren Ausgang bei der ersten Höhlengruppe zu liegen kommt; es erstreckt sich dann bis zur Schlucht Ahenger und ist in seiner gesamten Länge stets gleich breit oder besser gesagt gleich schmal, da es nirgends über 2 Werst breit ist. Die Länge des Thales beträgt

---

[1]) Para Vami, sanskrit, = glänzende Hauptstadt. Siehe Wilford: On mont Caucasus. Asiat. res. of the society instit. in Bengal. Vol. VI. p. 462—472. Anm. d. Ueberf.

20 Werſt. Von beiden Seiten iſt dies hochgelegene Thal von ſchroffen, mitunter ſogar ſenkrechten Felſen begrenzt. Die Bergwand im Norden hat das Ausſehen eines ununterbrochenen Walls, der nur ſelten von kleinen Schluchten geſpalten wird, welche den in den Bamjaner Fluß mündenden Bächen als Bett dienen. Die Felſen der Nordſeite ſind wilder und düſterer, als diejenigen der Südſeite des Thales. Weiterhin zum Norden ſetzen ſie ſich bis zum Ak-Rabbater Gebirgszug fort, in Form eines ſanft gehügelten Gebirgsplateau. Die Südſeite bietet kein ſo beſtändiges Bild. Die felſige, in allen Regenbogenfarben prangende Gebirgswand iſt vielfach von breiten Thalgründen durchbrochen, welche mit grünenden Teppichen der Felder bedeckt ſind. Aus dieſen Thalgründen bringen zumeiſt recht bedeutende Bäche hervor, welche mitunter ein intenſiv gefärbtes Waſſer führen. So finden wir z. B. in den Schluchten Sjurch-Dere, das in meridionaler Richtung liegt und ſich nicht weit von der Schlucht Ahenger befindet, das Waſſer von geſättigt roter Farbe; lange Zeit konnten wir dann dies Waſſer verfolgen, wie es, ohne ſich mit dem Waſſer des Bamjaner Fluſſes zu vermiſchen, in der allgemeinen Strömung als geſonderter Streif dahinzog. Die ſüdliche ſteile Wand des Thales geht ſofort in die ſanft welligen Erhebungen, die Vorläufer des Kuch-i-Baba, über; ohne ihre Umriſſe zu verändern, nähern dieſe ſich dem ſchneebedeckten Gebirgszug.

Faſt in der Mitte des Thales, häufiger aber dem ſüdlichen „Ufer“ näher, fließt der trübe und geräuſchvolle Abi-Bamjan — der Bamjaner Fluß. Die Menge mineraliſcher Beſtandteile, welche er befördert, iſt enorm. Der Fluß entſpringt am weſtlichen Ende des Thales noch in der Bamjaner Schlucht. Der Thalboden beſteht aus den verkleinerten Geſteinsarten der umgebenden Höhen; auffallend iſt die Uebermenge von Thon und kleinem Kieſelgeſtein. Das Thal iſt mit Feldern völlig bedeckt. Die Hauptvertreter des Getreides, das hier gepflanzt wird, ſind Weizen, Gerſte, Bohnen, Erbſen und — was beſonders bemerkenswert — Hafer. Ich habe mit Abſicht das Wort „bemerkenswert“ gebraucht. Nirgends in Central-Aſien, wo ich mich bis jetzt aufgehalten habe, in Afghaniſtan, in den buchariſchen Gebieten, in Ruſſiſch-Turkeſtan habe ich Haferfelder geſehen; hier begegneten wir ihnen zum erſten Mal. Auffallend waren mir auch die großen

Strecken, die unter Bohnen und Erbsen standen. Ich bemerke noch, daß wir auf unserer Reise über den Hindu-Kusch vom Amu aus bis zur Ortschaft Ssuchté-Tschinar nirgends weder Bohnen, noch Erbsen gesehen haben. Der Weizen gelangte eben erst (22. Juli a. St). zur völligen Reife, die Gerste war nahezu reif, das gleiche galt auch für den Hafer. Jedoch wird diese Nahrpflanze hier in sonderbarer Weise kultiviert: 1. wird der Hafer abgemäht, bevor er noch ordentlich reif ist; 2. wird das Korn nicht abgedroschen und überhaupt nicht vom Stroh gesondert, es wird dem Vieh die ganze abgemähte Pflanze wie einfaches Heu vorgelegt. Es wird hier auch Klee (Luzerne) gebaut. Der Baumwuchs hat hier nur wenige Vertreter: die Pappel, die Weide, der wilde Apfelbaum — das ist alles. Coniferen habe ich hier nicht bemerkt. Der Baumwuchs ist überhaupt ein spärlicher, selten nur sieht man kleine Gruppen der erwähnten, in bezug auf Boden und Klima genügsamen Bäume.

Jetzt aber möchte ich zur Beschreibung dessen übergehen, was hier gar nicht vorhanden ist, worüber man aber doch viel geschrieben und gestritten hat. Ich meine die „Stadt Bamjan".

Auf sämtlichen Karten findet man in großer und kleiner Schrift die Stadt Bamjan verzeichnet. [1]) Das ist aber noch nicht gerade auffallend. Wie bekannt, werden für Karten sämtliche durch Erkundigen erlangte Notizen verwendet; wenn folglich einmal an irgend jemand die Mitteilung gelangt, daß sich hier eine Stadt befinde, so wird sie auch hineingezeichnet. Wohl aber ist folgender Umstand im höchsten Grade sonderbar: Die neuesten Reisenden, selbst solche wie Burnes, sprechen ebenfalls von der Stadt Bamjan und tragen sie in die Karten ein. Es ist das durchaus fehlerhaft. In dem Bamjaner Thal giebt es gegenwärtig keinen Ort, der den Namen Stadt verdient hätte. Es finden sich nur die Ruinen von Gul-Gulé und der Sochak-Burg. Das übrige aber sind entweder die von mir bereits geschilderten Nieder-

[1]) Auch auf der vorzüglichen, vom kartographischen Institut der Kriegs-Topographischen Abteilung des russischen Generalstabs herausgegebenen neuen Karte „Russisch-Asien und die angrenzenden Gebiete" 1883—84 (russisch) findet sich die Stadt Bamjan verzeichnet und zwar mit der gleichen Schrift und unter der gleichen Klasse der Ortssignaturen wie etwa Karschi. Anm. d. Uebers.

lassungen, die „Schlösser" der englischen Reisenden, oder aber Gruppen von Höhlen, die in den Felsen des Thales ausgehauen sind. An manchen Stellen haben sich die Höhlen in recht bedeutender Weise concentriert, so etwa am westlichen Ende des Thales und bei der Gruppe der Kolosse; im großen und ganzen aber ziehen sie sich durch das ganze Thal durch. Wenn ich die Karte betrachte, so ist es mir klar, daß die Reisenden mit dem Namen Stadt diejenige Gruppe von Höhlen bezeichnet haben, welche am Eingang des Thales liegt, an seinem westlichen Ende nämlich. An dieser bezeichneten Stelle befindet sich die hypothetische Stadt auch auf der von Herrn Benderskij verfertigten Marschroute der russischen Gesandtschaft verzeichnet. Eine Stadt existiert in dem Bamjaner Thal gegenwärtig also nicht; es wäre an der Zeit, daß sie aus den Karten verschwände.

Die hiesigen originellen Niederlassungen finden sich im gesamten Thal verstreut; es sind ihrer ca. 15. Die Stärke der Bevölkerung konnte ich nicht feststellen. Die lokale Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Hesaren, übrigens giebt es auch Tadschiken; die Afghanen bilden hier ein fremdes, nur vorübergehend hier weilendes Element der Bevölkerung, als administrative Personen, als Militär u. dgl. m.

Ueber die Fauna des Thales habe ich nur sehr wenig zu berichten. Die hiesigen Pferde werden ihrer Unermüdlichkeit wegen gerühmt; sie sind klein gewachsen. Das Hornvieh besitzt eine charakteristische Eigentümlichkeit, indem die Ochsen sich durch einen recht ausgesprochenen Höcker auszeichnen. Schafe und Ziegen werden hier, den Erzählungen der Afghanen zufolge, in großer Menge gehalten. Von Raubtieren habe ich nichts vernommen; von den Vögeln habe ich keine einzige Spezies gesehen. Die Afghanen erzählten, daß in einem der Bäche, der im Süden in den Bamjaner Fluß mündet, sehr viele Forellen vorkämen (siehe hierüber auch Burslem); wir haben sie aber selber nicht gesehen.

Ich möchte noch hinzufügen, daß die Temperatur im Laufe der drei Tage, die wir hier in dem historischen Thal verbracht hatten, um 1 Uhr mittags im Schatten nicht über 31° C. betrug; morgens um 8 Uhr aber nicht unter 12° C. stand.

Ich möchte jetzt auf die längstvergangenen Zeiten dieses Thales zurückkommen und hoffe, daß der Leser mir diese Abschweifung von der Beschreibung der Reise unserer Gesandtschaft nicht übel anrechnen wird.

Bereits oben, wo es sich um das alte Baktriana handelte, sahen wir, daß sich an den Boden desselben außerordentlich wichtige Sagen knüpfen, die sich auf die gesamte Menschheit beziehen. In dieser Hinsicht steht das Bamjaner Thal wohl kaum dem klassischen Baktriana nach. Ja Bamjan selber kann sich wohl auch in bezug auf sein hohes Alter mit Balch messen. Die lokalen Sagen, die sich an einzelne Gegenstände in dem Thale knüpfen, sind von mir bereits oben erwähnt worden; gegenwärtig aber möchte ich noch diejenigen Sagen näher erwähnen, welche uns so zu sagen in die Geschichte der gesamten Menschheit einführen. Es wird das im vorliegenden Fall die Einleitung zur Geschichte von Bamjan sein.

„Die Eingeborenen," sagt Wilford, „betrachten Bamjan und die angrenzenden Gebiete als den Aufenthaltsort der Voreltern des menschlichen Geschlechts in den Zeiten vor und nach der Sintflut.[1]) Die buddhistischen Sagen schreiben Bamjan ebenfalls ein hohes Alter zu, indem sie die Stadt durch den Patriarchen Schim begründen lassen.[2]) Auch die persischen Autoren anerkennen den außerordentlich alten Ursprung von Bamjan, und das gleiche bezeugen gewisse Sagen, die sich an einige Ruinen im Thale knüpfen, so z. B. an die Sochak-Burg. Bamjan wird bereits in dem Werke Zoroasters, Zend-Aveſta, erwähnt.[3]) Nach Diod. von S. existierte Bamjan noch vor Ninus, dem König von Assyrien.[4]) Diese beiden Notizen gehören aber bereits

---

[1]) On mount Caucasus, Asiatic researches of the society instituted in Bengal ect. vol. VI. p. 470.

[2]) Ibid. p. 463.

[3]) Zend-Avesta, ouvrage de Zoroastre, trad. par Anketil du Perron, vol. II. p. 393. Paris 1771.

[4]) On mount Caucasus. p. 470. Uebrigens sieht hierin Wilford unbegründeter Weise einen Irrtum des großen griechischen Historikers, der angeblich Bamjan mit Balch verwechselt haben soll. Um Wilford zu prüfen habe ich den Diod. v. S. durchgenommen; ich fand, daß er viel und gern von Baktra (Balch) redet, aber kein Wort über Bamjan vorbringt.

nicht mehr dem Gebiet der Sagen, sondern vollinhaltlich der Geschichte an. Uebrigens ist es zu bemerken, daß die uns über dieses Thal aus der Zeit vor Chr. vorliegenden historischen Nachrichten außerordentlich spärlich sind.

Die Historiker Alexanders des Großen, die in so schöner Weise die Lebensverhältnisse in den Gebieten am Oxus und Jaxartes beleuchtet haben, bringen nichts über Bamjan, diese angebliche Wiege des Menschengeschlechtes. Auf Grund der geringen Mitteilungen, die wir von den Historikern Alexanders über seine Feldzüge in den kaukasischen Bergen erhalten haben, ist es selbst unmöglich, sich eine annähernd genaue Marschroute seines Zuges über den Hindu-Kusch zu konstruieren. Zweifellos aber kam dem Bamjaner Thal eine nicht unbedeutende Rolle zu unter den kleinen griechischen Staaten, welche sich nach der Auflösung der Monarchie Alexanders in Baktriana und Arriana gebildet hatten. Dem sogenannten Griechisch-Baktrischen Reich gehörten zu gewisser Zeit Kabulistan und ein Teil von Indien an. Bamjan müßte natürlicherweise ein Bestandteil dieses Reiches gewesen sein; indessen fehlt es absolut an positiven Nachrichten darüber, was Bamjan zu dieser Zeit repräsentiert haben mag.

Im ersten Jahrhundert nach Chr. finden wir den Namen der Stadt Bamjan bei dem chinesischen Schriftsteller Banj-hu in seinen Annalen der „Aelteren-Hanj" (Han).[1]) Die genaue Geschichte von Bamjan beginnt jedoch nur mit Sian-Tsjan (Hsüen-Tsang). Er war der erste der Zeit nach, der nicht bloß eine sehr genaue Beschreibung des Thales und seiner Denkmäler entworfen, sondern auch eine Beschreibung, welche genauer war, als alle diejenigen, die später nach ihm muselmännische Schriftsteller geliefert haben. Die Genauigkeit seiner Beschreibung geht so weit, daß selbst die englischen Reisenden des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts nur wenig Neues hinzufügen konnten. Ich gestatte mir darum hier ein Citat aus der Uebersetzung des berühmten chinesischen Pilgers vorzubringen.

„Das Reich Fan-yen-na (Bamjan) erstreckt sich von Ost nach West auf 2000 Li,[2]) von Süd nach Nord auf 300 Li und

[1]) Grigorjew. a. a. O. s. 986.

[2]) Der Verfasser rechnet hier selber die Li gleich 1/4 Werst. Vergleiche S. 202. Anm. Anmerkung d. Uebers.

befindet sich inmitten schneebedeckter Berge. Die Bevölkerung bewohnt kleine Städtchen (die „Schlösser" der englischen Reisenden), die gerade nach der Bodengestaltung sich bald auf den Gehängen der Berge, bald auf dem Grunde der Thäler befinden. Die Hauptstadt lehnt sich an die Gehänge zweier, einander gegenüberliegender Berge und durchquert ein Thal. Sie hat eine Länge von 6 bis 7 Li. Im Norden stützt sie sich auf hohe und schroffe Felsen. Das Land produziert späten Weizen, aber wenig Blumen und Früchte; es bietet prachtvolle Weideplätze und ernährt eine große Anzahl von Schafen und Pferden. Das Klima ist sehr kalt. Die Sitten roh und wild. Die Einwohner tragen in Mehrzahl Kleider aus Leder und Wolle; es ist das diejenige Art von Kleidern, die ihnen am meisten entspricht. Die Schriftzüge, die obrigkeitlichen Institutionen und die Münzen, die im Handel gebraucht werden, sind hier die gleichen, wie im Staate Tou-holo (Touchara); die Umgangssprache ist ein wenig different; inbezug auf ihre Gesichtszüge aber haben die beiden Völker eine große Aehnlichkeit. Durch die Reinheit ihres Glaubens übertreffen die Bewohner von Fan-yen-na diejenigen der benachbarten Staaten in bedeutendem Maße. Hier giebt's keinen einzigen Menschen, der nicht in bezug auf die „drei Kostbarkeiten" und in bezug auf alle Geister den aufrichtigsten Glauben und eine tiefe Ehrfurcht hegen würde." . . . „Es giebt hier mehrere Dutzend Klöster, in welchen einige tausend Mönche vom Orden Choue-tch'ou-chi-pou, die dem „petit Véhicule" folgen, (siehe S. 204) gezählt werden."

„Auf dem Abhang des Berges, im Nord-Osten von der Hauptstadt, befindet sich ein steinernes Bild des Buddha, welcher stehend dargestellt ist; es ist 140 bis 150 Fuß hoch. Das Bild ist von goldener Farbe, welche auf alle Seiten hin ausstrahlt, und das Auge wird durch den kostbaren Schmuck geblendet. Im Osten von diesem Ort befindet sich ein Kloster, das von dem ersten König dieses Reiches erbaut worden ist. Im Osten von dem Kloster erhebt sich eine Statue aus Teou-chi („laiton," Messing) des Chi-kia-fo, welcher stehend abgebildet ist; sie ist ca. 100 Fuß hoch. Ein jeder Teil des Körpers wurde besonders gegossen und man machte eine stehende Statue des Buddha, indem man alle Stücke zu einer Gesamtheit zusammenfügte. In 12

oder 13 Li im Osten von der Stadt kann man in einem Kloster eine liegende Statue des Buddha sehen, wie er sich in die Nirvana versenkt; sie ist ca. 1000 Fuß lang.[1]) Jedesmal, wenn der König den Festtag der Befreiung (Môkcha mahâparichad) feiert, bringt er alles zum Opfer, von seiner Frau und den Kindern an bis zu den Schätzen des Staates. Wenn dann der öffentliche Schatz aufgegangen ist, so bringt der König sich selber als Spende dar. Daraufhin kommen die Würdenträger des Landes zu den Mönchen und lösen den König aus. Derartige fromme Sorgen sind das vornehmlichste Geschäft des Königs." [2])

Trotzdem nun die Beschreibung so vollständig und genau ist, so sind doch gewisse Unkorrektheiten, Undeutlichkeiten und selbst Unterlassungssünden in dem Werke des berühmten Chinesen nachzuweisen. Vor allem gilt das in bezug auf die Dimensionen des Reiches Bamjan. Den Zahlen, die uns Sian-Tsjan vorbringt, zufolge, d. h. wenn wir den Umfang des Bamjaner Reiches von West nach Ost auf 500 bis 1000 Werst annehmen, müßten in dem Bamjaner Reich im Westen das Reich Kiet-chi, im Osten nicht nur Kapiça, Kophene, sondern auch Gandhara aufgehen. Indessen aber werden von Sian-Tsjan diese Reiche als völlig gesonderte und unabhängige Gebiete beschrieben. Nicht unberücksichtigt zu lassen ist auch die Behauptung des Sian-Tsjan, daß die zweite kleinere Statue des Buddha aus Messing gegossen gewesen ist. Nach der von dem chinesischen Reisenden bezeichneten Lage der Statue müßte das gerade diejenige sein, welche ich mit dem Oberst Rasgonow bestiegen habe. Aber diese Statue ist gerade so gut von Stein, wie die erste, ich habe sie nicht nur betrachtet, sondern auch betastet.

Was sich auf die Behauptung des Sian-Tsjan bezieht, daß der größere Koloß von goldener Farbe gewesen sei, so sind heutzutage keine Spuren mehr von einer früheren Vergoldung zurückgeblieben. Immerhin muß ich bemerken, daß der Mörtel eine

[1]) Masson spricht ebenfalls von einem Götzen, der sich im Osten von Gul-Gulé befindet, in einem kleinen Thal, das in das Bamjaner Thal mündet. Nur ist die Größe seiner Statue bloß 50 Fuß. Ueber die Identität von Gul-Gulé und dem Kastell von Bamjan siehe weiter unten das gleiche Kapitel.

[2]) Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen-Thsang, trad. p. St. Julien vol. I. p. 36—38.

gelbe Farbe besitzt. Auffallend ist es ferner, daß Sian-Tsjan kein Wort über die Malereien bringt, mit welchen das Gewölbe der Nische bedeckt ist. Gerade so gut läßt er nichts über die kleinen Statuen verlauten, welche in den drei anderen Nischen ausgehauen sind und von denen ich in meiner Beschreibung gesprochen habe. Was sich auf die dritte Kolossalstatue des in die Nirvana sich versenkenden Buddha bezieht, so bekam die Gesandtschaft nicht nur nichts von ihr zu sehen, sondern auch nichts zu hören, selbst von den Eingeborenen, die in der Umgegend bekannt waren. Zu beachten ist es schließlich, daß Sian-Tsjan sehr wichtige Angaben über den Ort lieferte, wo sich die ihm vermutlich kontemporäre Stadt, das alte Bamjan, befand. Hierauf komme ich jedoch später zurück.

Zur Zeit Sian-Tsjans herrschte in Bamjan der religiöse Kultus des Buddha. Aus dem Umstand, daß diese Religion hier zu seiner Zeit so feste Wurzeln gefaßt hatte, was sich unter anderem auch aus der enormen Entwickelung des Mönchswesens ergiebt, läßt sich schließen, daß die buddhistische Propaganda hier lange noch vor seiner Zeit gewirkt haben mußte. Man vermuthet, daß die ersten Spuren des Buddhismus noch im dritten Jahrhundert vor Chr. hierher gelangt wären.[1]) Allem Anschein nach befanden sich die Bewohner von Bamjan zur Zeit des Sian-Tsjan im Wohlstand, wenn sie imstande waren, Dutzende von Klöstern und viele Tausende von Mönchen zu unterhalten; die großartigen Denkmäler der Bildhauerkunst, die sich noch bis auf die Gegenwart erhalten haben, reden ferner dafür, daß die Bevölkerung auch einer recht hohen Stufe der Bildung teilhaftig gewesen war. Immerhin spricht der Reisende davon, daß die Sitten der Bevölkerung rauh und wild waren; gleichzeitig hebt er lobend ihre Religiosität hervor. Wenn es eine Erklärung für diesen Widerspruch giebt, so ist sie jedenfalls darin zu finden, daß schon von altersher die religiöse Scheinheiligkeit Hand in Hand mit der Roheit der Sitten ging.

Abgesehen von den Nachrichten des Sian-Tsjan über Bamjan, giebt es noch andere chinesische Nachrichten über diese Stadt; sie beziehen sich auf das gleiche VII. Jahrhundert. Diese Nachrichten

[1]) Grigorjew „Kabulistan u. Kafiristan" (russisch) S. 986.

finden sich in den „Annalen der Tchan-(Thang)-Dynastie." Dort heißt es, daß das Gebiet Fan-yen, das am Fuße des Berges Sy-bi-mo-ljanj liegt, in der Nachbarschaft von Tou-cho-lo und an die Gebiete von Hu-schi-hjanj, Gibinj, und Che-da-lo-tschi grenzt. (Ritter: Scepimuyun, Huschikian Kipin, Ko-tha-lo-tschi). Das Klima ist kalt, die Bevölkerung wohnt in Höhlen, die Residenz des Herrschers ist die Stadt Lolanj (Ritter: Lolan); in dem Reich werden an fünf große Städte gezählt; der Strom, der das Land bewässert, fließt nach Nord und ergießt sich in den Fluß U-chu (Oxus)[1] (Ritter: Uhiu). Aus der gleichen Quelle erfahren wir, daß im Jahre 627 der Herrscher des Reiches Fan-yen einen Gesandten an den chinesischen Hof entsandte, und daß schon um 658 das Reich als Gouvernement des chinesischen Reiches unter dem Namen Sse-fynj (Ritter: Sieifung) einverleibt wurde. Der Bamjaner Gouverneur hieß jetzt nur „Toutounj (Tou-Tou) von Sse-fynj". Bamjan schien zu dem chinesischen Reich in ausgesprochenem Abhängigkeitsverhältnis zu stehen: es zahlte der chinesischen Regierung jährlichen Tribut.[2])

Etwa hundert Jahre später, vielleicht aber schon früher, erblickte Bamjan in seinen Mauern die Scharen der fanatischen Muselmänner. Trotzdem nun die hiesigen Fürsten der Religion des Buddha so sehr ergeben waren, wovon Sian-Tsjan mit so viel Liebe berichtet, wurden die Bamjaner Herrscher, wie es scheint, doch noch früher zu Muselmännern, als selbst die benachbarten Herrscher, z. B. diejenigen von Kabul. Der arabische Schriftsteller des 10. Jahrhunderts, Achmed-ibn-Jakubi, berichtet, daß der erste der Bamjaner Herrscher, der zum Islam übergegangen war, Schir mit dem Beinamen „Digan" (ein alter persischer Titel) war; er lebte zur Zeit des Khalifen Mansur (von 755 bis 774 n. Ch.)[3])

Von dieser Zeit an wurden die Bamjaner Könige, ci-devant die Toutoni von Sse-fynj des chinesischen Reiches, zu Vasallen des Khalifs von Bagdad.

Im Jahre 871 n. Ch. beabsichtigte Jakub, Sohn des Seith, der Statthalter von Chorassan, der Balch und Tocharistan er-

[1]) Grigorjew a. a. O. S. 989. (Ritter, Asien B. VII. S. 688.)
[2]) Ibid. S. 989. (Ritter a. a. O.)
[3]) Ibid. S. 990.

obert hatte, den Herrscher von Kabul im Herzen seiner Gebiete anzugreifen. Er schlug die Bamjaner Route ein. Kabul wurde erobert, der Herrscher von Kabul geriet in muselmännische Gefangenschaft. Jakub eroberte auch das mit Bamjan benachbarte Arrachosia (Reinaud: Al-Rakhodj); er tötete den König des Reiches und zwang der Bevölkerung den Islam auf. [1]) Der arabische Feldherr kehrte zu seiner Hauptstadt mit reicher Beute zurück, worunter sich auch viele goldene Statuetten indischer Götter befanden. Einen Teil dieser Statuetten hatte der Eroberer dem Tempel von Bamjan entnommen. [2]) Der erwähnte Ibn-Abi-Jakub erzählt uns in seinem Werk, Ketab-al-Fichrist, über Bamjan folgendes:

„In Bamjan befindet sich ein Tempel, in welchem die Pilger von allen Ländern Indiens zusammenströmen. In dem Tempel befinden sich viele goldene Götzen, geschmückt mit kostbaren Steinen. Aus diesem Tempel eben hatte Jakub, Sohn des Leith, einen Teil der Götzen entnommen, die er nach Bagdad, dem Khalifen zum Geschenk zusandte."

Der Verfasser spricht fernerhin von zwei Kolossalstatuen, welche im Felsen, der das Thalufer bildet, ausgehauen sind; die Bildsäulen haben eine Höhe von 80 Ellen. Die Indier, die die Kolosse besuchten, spendeten ihnen Wohlgerüche und Opfer. Die Bildsäulen sind von weitem her zu sehen. Die Pilger, die sich ihnen nähern, haben, schon bevor sie der Götzen ansichtig werden, die Augen zur Erde zu senken. Wenn der Pilger aber zufällig die Bildsäule gewahr wird, so muß er umkehren und die Wanderung von neuem antreten. [3])

Es weist uns das folglich darauf hin, daß trotz der häufigen Einfälle der Muselmänner in das für die Indier heilige Thal und trotzdem, daß die Bamjaner Herrscher sich bereits von dem Glauben ihrer Ahnen losgesagt hatten und dem Islam huldigten, die Bamjaner Heiligtümer sich dennoch einer gewissen Verehrung von Seiten der örtlichen Bevölkeruug erfreueten; ja das muselmännische Regime vermochte allem Anschein nach vorläufig noch

[1]) Reinaud „Mémoire sur l'Inde" p. 209.
[2]) Ibid. p. 289.
[3]) Ibid. p. 290.

nicht mit seinen Versuchen, den Buddhismus hier auszurotten, durchzudringen. Aber mehr noch als dies. Wir lesen bei dem gleichen arabischen Autor: „An diesem Ort wurde viel Blut vergossen; es kam vor, daß an 50 000 Mann ihr Leben den Götzen zu Opfer brachten.“ [1]) Daraufhin spielte im 10. Jahrhundert Bamjan anscheinend eine hervorragende politische Rolle in der Reihe der benachbarten, halb unabhängigen Staaten. So macht Ibn-Haukal unter den Ländern und Städten, die zu Bamjan in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, auch Kabul namhaft. Im großen und ganzen aber sind die Nachrichten, die uns die arabischen Geographen und Reisenden über diese Stadt liefern, sehr kurz, wenngleich auch charakteristisch.

„Bamjan ist eine Stadt nahezu halb so groß wie Balch,“ erzählt uns Ibn-Haukal, „es befindet sich auf einem Hügel. Von dem Hügel fließt ein Fluß, der seine Gewässer dem Gardschestan zuführt. Bamjan hat weder Obst- noch Gemüsegärten; es befindet sich in diesem Gebiet eine Stadt, welche auf einem Hügel liegt.“ [2])

Bei einem anderen arabischen Geographen und Reisenden, einem Zeitgenossen von Ibn-Haukal, dem Istachri, findet sich über Bamjan noch weniger: „Die Hauptstadt von Bamjan ist nahezu halb so groß, wie Balch und befindet sich auf einem Berg, vor welchem ein großer Fluß vorbeiströmt.“ [3]) Mehr nichts.

Auch bei den späteren arabischen Schriftstellern sind die Nachrichten über Bamjan sehr unvollständig. Sie wiederholen nahezu Wort für Wort das, was vor ihnen von anderen Schriftstellern gesagt worden ist. So beschränkt sich Edrisi, der arabische Geograph aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, bei der Beschreibung von Bamjan auf folgende wenige Worte:

„Bamjan ist eine Stadt, in ihrem Umfang fast ein Drittel so groß, wie Balch; sie liegt auf dem Gipfel des Berges Bamjan; in dem Gebiete giebt es keine andere Stadt, welche sich auf ähnlicher Höhe befände. Von den Bamjaner Bergen entspringen mancherlei Ströme und Bäche, welche in den Fluß Anderab

[1]) Reinaud „Mémoire sur l'Inde“ p. 290

[2]) Oriental Geography of Ebn Haukal p. 225.

[3]) Al-Estakry, Liber climatum; aus dem Arabischen übersetzt von Mordtmann, Hamburg 1845. S. 120.

münden. Die Stadt ist von Mauern umgürtet, besitzt ein Kastell, eine große Moschee, eine umfangreiche Vorstadt. In einem Abhängigkeitsverhältnis zu Bamjan stehen: Sfigurkand, Sfekfvend, Kabul, Bochra, Karwan und Goria. [1])

Hierbei aber kein Wort über die berühmten Altertümer des Thales! Nicht viel ausführlicher ist auch der spätere muselmännische Schriftsteller Jakut (Beginn des 13. Jahrhunderts). Dieser aber berührt wenigstens doch mit einigen Worten die berühmten Bamjaner Kolosse: „Bamjan," sagt er, „ist der Name einer Stadt und eines bedeutenden Gebietes, das sich zwischen Balch und Gasna im Gebirge befindet; die Stadt ist nicht groß, aber sie ist der Mittelpunkt des umfangreichen Territoriums. Es steht die Stadt auf 10 Tagesreisen von Balch und auf 8 von Gasna ab. Hier ist ein Gebäude von bemerkenswerter Höhe zu sehen; es wird von großartigen Kolonnen gestützt und ist mit Malereien bedeckt, die alle Arten der von Gott erschaffenen Vögel darstellen. Im Felsen befinden sich zwei in demselben ausgehauene Götzen, die sich vom Fuß des Felsens bis zu seinem Gipfel erstrecken. Der eine heißt der „Rote Götze", der andere der „Weiße Götze". Auf der ganzen Welt giebt es nichts diesen Statuen Aehnliches zu sehen". [2])

Auffallend ist das fast einstimmige Zeugnis der persischen und arabischen Geographen, daß sich in dem Bamjaner Bezirk nur eine Stadt befindet, nämlich Bamjan (das Namjan des Edrisi). Im Laufe mehrerer Jahrhunderte war es nicht nur die Hauptstadt des Gebietes, sondern selbst so berühmte Städte, wie Kabul und Pendschhir standen zu ihm in politischer Abhängigkeit. Derartige Verhältnisse herrschten nach dem Zeugnis des Edrisi selbst im 12. Jahrhundert. Immerhin ist es zu bemerken, daß im vorliegenden Fall die arabischen Geographen sich selber widersprechen, worauf ich gelegentlich hinweisen werde.

Die muselmännischen Autoren von Ibn-Haukal an sagen nichts davon, daß Bamjan von einem eigenen, mehr oder weniger selbständigen König regiert wurde, was ja faktisch vor dem Feld-

[1]) Géographie d'Edrisi, trad. de l'arabe en franc. par A. Jaubert, v. I. p. 477.

[2]) Barbier de Meynard, Dictionnaire de la Perse, p. 80.

zuge des Jakub-ben-Leith der Fall war. Im 10. Jahrhundert stand Bamjan unter der Oberherrschaft der Gebieter von Transoxanien, der Sſamaniden. Späterhin nach dem Fall des Hauses der Sſamaniden und als die Dynastie der Gasneviden zum Aufschwung kam, war Bamjan ein Bestandteil der Gasneviden-Monarchie. Im 12. Jahrhundert, zu eben der Zeit, wo nach Edrisi Kabul zu Bamjan im Abhängigkeitsverhältnisse gestanden haben soll, befand sich Bamjan selber in Abhängigkeit von den Fürsten der Gura, die die Monarchie der Gasneviden zerstört und auf ihren Trümmern ihr wildes Reich begründet hatten. [1])

Zu Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts finden wir Bamjan als Bestandteil der umfangreichen, so plötzlich aus nichts entstandenen Monarchie der Charesmier. Aus den Zeiten des charesmischen Schahs, Ala-ed-Din, der Bamjan den Guriden entrissen, hat sich eine Münze erhalten, als deren Prägstätte Bamjan angegeben ist.

Nun aber brach auch über Bamjan im Jahre 1221 der gleiche Sturm los, der gleiche Orkan, der alles auf seinem Wege verwüstete, und unter welchem Chorassan und Mawerain-nehr zu leiden gehabt hatten. Dieser Orkan war die Invasion der Scharen des Tschingis-Chan. Kurz vorher noch hatte Tschingis-Chan die blühenden Städte von Transoxanien und Chorassan in Trümmer gelegt. Bei der Verfolgung seines Todfeindes, des Schahs von Charesmien, Dschelal-ed-Din (Sohn des Ala-ed-Din), belagerte Tschingis-Chan Bamjan. Mehrere Stürme wurden von der Stadt zurückgeschlagen, schließlich aber erlag sie doch. In dieser Schlacht fiel der Großsohn des Tschingis-Chan, Mutugan, der älteste Sohn des Dschagatai-Chan. Die Mongolen gerieten hierüber in Wut und metzelten die gesamte Bevölkerung der Stadt nieder ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter. Die Citadelle wurde der Erde gleich gemacht, der Ort aber Mubalig, d. h. böse Stadt genannt. [2])

---

[1]) Grigorjew a. a. O., S. 990.

[2]) Aboul Ghazi Behadour-Khan, Histoire des Mogols, v. II. p. 122.

(Bei Ritter „Asien Bd. VII. S. 274": Mu-balig = traurige Stadt. Anm. d. Ueberf.)

Von diesem Zeitpunkt an verschwindet Bamjan vom Antlitz der Erde; es ist ihm nie mehr gelungen, sich überhaupt nur ein wenig von der Zerstörung zu erholen, geschweige denn sich zur früheren Blüte aufzuschwingen.

Bamjan wurde daraufhin zur üblichen Station für die central-asiatischen Eroberer auf ihrem Wege nach dem reichen Indien. So folgte Tamerlan dem Bamjaner Thale entlang. Durch das gleiche Thal kam auch der Sultan Baber; allerdings zog er nicht mit der Absicht aus, Indien zu erobern, und kam nicht vom Amuthal her, als er durch das jetzt verwüstete Thal zog. Nein, er war zu dieser Zeit bereits Herrscher in Kabul und Indien. Baber kehrte gegenwärtig mit seinem Heere aus Herat nach Kabul zurück. Es war das vielleicht das einzige Mal, daß ein Feldherr mit einem Heere durch das ganze Gebiet der Hesaren und zudem noch zur Winterzeit gezogen war.

Abul-Fas'l (Fazl), der Wesir des indischen Kaisers Akbar, liefert uns in seinem Werk Aïn-Akbari (die Gebiete des Akbars) einige Nachrichten über Bamjan. Das Bamjaner Thal war zur Zeit dem Reiche der Mongolen einverleibt, nämlich der Kaschmirer Subah. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts befand sich dies Gebiet in folgender Lage: „In dem Tuman Sochak-Bamjan," sagt der Verfasser, „befindet sich das Schloß Sochak, ein Denkmal von hohem Alter; es ist in recht gutem Stande, während die Festung Bamjan in Trümmern liegt. Inmitten dieser Berge (der Bamjaner) befinden sich 12 000 Höhlen, die in den Felsen ausgehauen und mit Gypsstukkatur und Ornamenten verziert sind. Diese Höhlen werden Sumidsch (Summij) genannt und dienten in alten Zeiten der hiesigen Bevölkerung als Winterwohnungen. Es befinden sich hier 3 wunderbare Götzen. Der eine ein Mann von 80 Arschin Höhe, der zweite — ein Weib von 50 Arschin Höhe, der dritte, einem Kinde ähnlich, von 15 Arschin Höhe".

„In einer dieser Höhlen befindet sich eine Grabstätte. Sie enthält einen Sarg, im Sarge aber liegt eine Leiche. In bezug auf diese Leiche haben sich selbst bei den ältesten unter den Einwohnern keinerlei Erinnerungen erhalten, aber die Leiche genießt doch eine allgemeine Verehrung. Zu alten Zeiten besaßen die Menschen zweifellos solche medizinische Mittel, daß die Körper

mit ihnen eingesalbt und, in trockener Erde begraben, von der Zeit nicht angegriffen wurde; es steht außer jedem Zweifel, daß im vorliegenden Fall der Körper eben in dieser Weise bearbeitet worden war, wenn gleich die Ungebildeten hierin etwas Wunderbares sehen." [1])

Es ist das wahrscheinlich das erste Mal, daß der Name der Sochak-Burg in den Chroniken der muselmännischen Schriftsteller zur Erwähnung kommt. Bis auf diese Zeit haben, wie wir das gesehen, weder arabische, noch persische Geographen etwas über die Sochak-Burg verlauten lassen. Es ist ferner bekannt, daß Aurengseb auf seinem Zuge gegen Balch durch das Bamjaner Thal kam. Seinem Befehl zufolge wurden gegen den großen Koloß einige Kanonenschüsse abgefeuert, durch welche ihm die Beine stark zerstört wurden. In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts finden wir Bamjan als Bestandteil der ephemeren Monarchie des Nadir-Schahs; nach ihm wird es dem afghanischen Reiche einverleibt, zu welchem es auch gegenwärtig noch gehört. Das berühmte Thal zog schon seit lange die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich. Bevor noch jemand das Thal besucht hatte, wurde schon viel über dasselbe in europäischen und asiatischen Zeitschriften geschrieben, wobei man teilweise die muselmännischen Schriftsteller, teilweise die durch Erkundigungen eingezogenen Berichte verwertete. Als ein Beispiel derartiger Arbeiten kann der Aufsatz von Wilford mit dem Titel „On mount Caucasus", im 6. Band der englischen Zeitschrift „Asiatic researches" namhaft gemacht werden. Der Verfasser benutzte unter anderem die Nachrichten, die ihm der muselmännische Reisende namens Me'yan-Asod-Shah zugestellt hatte. Neben einigen durchaus genauen Nachrichten stoßen wir in den Berichten desselben auf Erdichtungen, die nicht im geringsten begründet sind. So wiederholt er z. B. die unrichtige Angabe des Abu-Fas'l, daß der kleinere von den beiden Kolossen ein Weib darstelle und hebt diesen Umstand mit besonderem Nachdruck hervor: „Ein Koloß stellt wirklich ein Weib dar, wie durch die Schönheit und Zartheit der Züge, so auch durch die Hervorwölbung der Brüste". [2])

[1]) Ayeen Akbery, transl. by Francis Gladwin, vol. 2, p. 183. London 1800.

[2]) Asiatic researches, vol. VI. p. 466.

In Wirklichkeit aber ist keine Spur davon vorhanden: die Brust des dem Wuchs nach geringeren Kolosses ist geradezu so flach und die ganze Figur gerade so unschön und unsymmetrisch, wie diejenige des größeren. Wir lesen hier ferner, daß der Abstand von einem Koloß zum andern gleich 40 Schritten sei. Auch diese Angabe ist unrichtig: der Abstand zwischen den beiden Kolossen beträgt einige hundert Schritt. Wilford erzählt ferner, daß beide Kolosse nach Osten blicken und daß sie morgens, bei Sonnenaufgang zu lächeln scheinen. Ich kann hierbei nur wiederholen, daß die Gesichter der Kolosse völlig zerstört sind, so daß diejenige optische Täuschung, von welcher Wilford redet, selbst wenn sie nach Ost schauen sollten, auf keinen Fall zustande kommen könnte; nun aber blickt der eine von ihnen nach Süd, der andere nach Süd-Ost.

Derartige Fehler können natürlich leicht vorkommen und sind bis zu gewissem Grade verzeihlich, indem ja die Angaben auf welchen der Aufsatz beruht, durch Erkundigungen erlangt wurden, also mehr oder weniger zweifelhafter Natur sind. Mit anderen Forderungen aber darf man an diejenigen europäischen Autoren treten, die als Augenzeugen über dieses Thal geschrieben haben. Wollen wir zu ihnen übergehen.

Die ersten Europäer, die die berühmten Altertümer von Bamjan zu sehen bekamen, waren Moorcroft und Trebeck im Jahre 1824. Die Memoiren der unglücklichen Reisenden, von Dr. Lord aufgefunden und von dem berühmten Sanskritforscher Wilson 16 Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht, liefern uns recht ausführliche Nachrichten über Bamjan. Die späteren englischen Reisenden konnten nur sehr wenig zu der Beschreibung von Moorcroft hinzufügen. Indessen dürfen wir bemerken, daß bei Moorcroft, abgesehen von der allen englischen Reisenden gemeinsamen Unbestimmtheit in bezug darauf, was sie unter der Stadt Bamjan verstehen, auch noch andere Unkorrektheiten, übrigens nicht von Belang, vorzufinden sind. Zu diesen Unkorrektheiten gehören beispielsweise folgende Aeußerungen: „Linker Hand von uns," sagt der Reisende, „und gerade vor uns erhob sich der senkrechte Fels, in welchem sich die beiden berühmten Götzenbilder befinden und deren ganze senkrechte Fläche von

Höhlen, gleich wie Honigwaben, durchlöchert ist".[1]) Der Reisende kam von der Schlucht Ahenger, d. h. er näherte sich den Götzen von Osten her und konnte darum keineswegs die Götzen zur linken Hand haben, da der senkrechte Fels, der das nördliche „Ufer" des Thales bildet und in welchem die Kolosse ausgehauen sind, natürlicherweise von rechts zu ihm zu liegen kommen mußte. Oder ferner: „Daraufhin durchkreuzten wir den Bamjaner Fluß, welcher, indem er sich nach West richtet, mit dem Fluß Kalu zusammenfließt".[2]) Hier liegt der Fehler darin, daß der Fluß Bamjan nicht in westlicher, sondern in östlicher Richtung fließt.

Im Jahre 1828 passierte das Bamjaner Thal auf einer Reise aus Persien nach Indien der Agent der englischen Regierung, Stirling. Er giebt aber überhaupt nur wenig Nachrichten über das von ihm besuchte Land. Im Jahre 1832 reiste hier der Siebenbürger Honigberger durch, der als Arzt am Hofe des „Löwen von Lahore", Rundshit-Singh, angestellt war. Dieser nun reiste im Gegensatz zu Stirling von Indien aus nach Europa zurück über Kabul, Bamjan und Buchara; er hat ebenfalls nahezu gar nichts über Bamjan berichtet.

Burnes war es, der eine neue Epoche in der Geographie von Bamjan eröffnete. Die genauesten Beschreibungen des Thales wurden zu allererst von ihm gegeben. Wenngleich Moorcroft das Thal vor Burnes besucht hatte, so erschien die Beschreibung seiner Reisen viel später als die „Travels into Bokhara" von Burnes; die Ehre, der erste Geograph des ehemaligen Mekka des Buddhismus gewesen zu sein, muß darum vollinhaltlich Burnes zugesprochen werden. Ich werde hier nicht die gesamte Beschreibung des Bamjaner Thales, die sich in dem Werke von Burnes findet, vorführen. Ich möchte mich bloß darauf beschränken, daß ich auf diejenigen Unkorrektheiten und Fehler des kühnen englischen Reisenden hinweise, die mir aufgefallen sind.

So gibt Burnes z. B. nicht an, was er unter dem Wort Bamjan versteht, ob die Stadt Gul-Gulé, oder den Platz, wo die

[1]) Moorcroft, Journey to Himalayen provinces, Kaboul, Bokhara etc. vol. II p. 386.

[2]) Ibid, vol. II. p. 387.

Kolosse stehen und wo sich die größte Menge der Höhlen befindet oder aber das ganze Thal überhaupt? Eine Stelle läßt uns vermuten, daß Burnes unter dem Worte Bamjan diejenige Gruppe von Höhlen versteht, welche sich bei dem größeren Koloß befindet: „Auf beiden Seiten des Thales," sagt er, „sieht man Höhlen ausgegraben; jedoch befinden sie sich meistens auf der Nordseite, wo wir die Götzenbilder erblickten: sie alle zusammen aber bilden eine unermeßliche Stadt".[1]) Wenn aber diese Gruppe der Höhlen als Stadt gelten soll, so muß als Stadt auch das ganze nördliche „Ufer" des Thales bezeichnet werden, welches auf der gesamten Strecke von 10 Werst mit vereinzelt oder in Gruppen liegenden Höhlen bedeckt ist. — Burnes spricht ferner nur von zwei Kolossen und wiederholt in bezug auf ihr Geschlecht die Erdichtungen der muselmännischen Autoren, nämlich daß die eine Statue einen Mann, die andre, die kleinere, ein Weib darstelle. Ich habe bereits oben erwähnt, daß aus der äußeren Erscheinung der beiden Statuen nichts auf ihr Geschlecht zu schließen sei; beide Figuren sind gleich roh und recht unsymmetrisch gearbeitet. „Die Lippen des Götzenbildes sind sehr groß," sagt Burnes, „die Ohren lang und herabhängend und der Kopf scheint mit einer Tiara bedeckt gewesen zu sein."[2]) Ich habe weder die sehr großen Lippen, noch die langen und herabhängenden Ohren gesehen; was aber die Tiara auf dem Kopfe betrifft, so fehlt es gegenwärtig an jeglichem Anhaltspunkt, welcher uns etwas derartiges vermuten lassen dürfte. Gewissermaßen interessant ist durch ihre Naivität die von Burnes vorgebrachte Anschauung über den Ursprung der beiden Kolosse: „Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß wir die Götzenbilder von Bameean der Laune irgend einer Person von Rang verdanken, welche in dieser höhlengrabenden Nachbarschaft ihren Wohnsitz hatte und in den hier beschriebenen kolossalen Bildern nach einer Unsterblichkeit trachtete".[3])

Mit Burnes zusammen reisten Dr. Gerard und Mohan-Lal aus Kaschmir. Der erstere berichtet in seinen zwei Briefen von

---

[1]) Burnes „Bokhara" ꝛc. Bd. I. S. 187.
[2]) Ibid. Bd. I. S. 189.
[3]) Ibid. Bd. I. S. 192.

der Reise[1]) nur sehr Weniges über Bamjan. Mohan-Lal hingegen erwähnt einen dritten Koloß, der kleiner ist, als die ersten beiden, wobei er alle drei Statuen „schön" nennt.[2])

Im gleichen Jahre 1832 wurde das Bamjaner Thal von dem genauesten unter den englischen Reisenden der dreißiger Jahre in Afghanistan, von Masson, besucht. Aber auch dieser, der doch unter günstigeren Verhältnissen seine Reise gemacht hatte, als alle seine Vorgänger und Zeitgenossen, bringt uns über Bamjan weniger Notizen, als das zu vermuten wäre. Auch er spricht gleich Mohan-Lal von drei großen Kolossen. Er erzählt ferner, daß noch viele leere Nischen existieren, in welchen sich vor Zeiten Götzenbilder befunden haben.[3]) Aber auch der Beschreibung von Masson läßt sich nicht entnehmen, was er unter dem Wort Bamjan verstanden habe: die Zusammenhäufung der Höhlen bei den beiden Kolossen oder eines der Dörfer, der Schlösser, die längs dem Strom verstreut sind, und von denen eines Mohan-Lal geradezu als Bamjan namhaft macht, oder aber etwas anderes. Wir lesen bei Masson hierüber folgendes: „Rechts von uns blieb das Schloß des Emirs Mahomed-Tadschik und wir gelangten an einen den Ruinen von Gul-Gulé gerade gegenüber liegenden Platz, woselbst sich in den Bergen auf der Gul-Gulé entgegengesetzten Seite, aber nicht weit von ihm entfernt, eine große Menge von Höhlen befindet. Nach einer weiteren kleinen Strecke kamen wir zu Bamjan, woselbst wir unser Lager, den kolossalen Götzenbildern gegenüber, aufschlugen.[4]) Nach dem vorgebrachten Citat aus Masson läßt es sich vermuten, daß er als Bamjan eines der Dörfer bezeichnet, welches sich in Nähe der Gruppe der Kolosse befindet. Der Reisende beschreibt daraufhin recht ausführlich die Ruinen von Gul-Gulé und kommt auf Grund der von ihm vorgefundenen Ruinen zahlreicher Moscheeen zu dem Schluß, daß Gul-Gulé ursprünglich eine muselmännische Stadt gewesen sein müsse.

---

[1]) Journal of the Asiatic Society of Bengal. vol. II.

[2]) North of the village of Bamjan runs a range of hills and in it stand three beautiful images. — Travels in the Penjab, Afghanistan etc. p. 86. London 1846.

[3]) Masson, Various journeys, vol. II. p. 383.

[4]) Ibid., vol. II., p. 379.

Im Laufe der Jahre 1840 und 1841 wurde das Bamjaner Thal nicht nur von einzelnen englischen Reisenden, sondern auch von ganzen Truppenabteilungen besucht. Von diesen Zeitpunkten und bis auf 1878 war in dem Bamjaner Thal kein einziger Europäer gewesen. Im Jahre 1878 erblickte das historische Thal zum ersten Mal auf seinem geheiligten Boden „die nordischen Gäste", die russische Gesandtschaft.

Ich könnte jetzt meine historische Beschreibung des Thales abschließen, möchte aber noch einigen Vermutungen in bezug auf die Lage der alten Stadt Bamjan Raum geben. Sollten diese Vermutungen, wenn auch nur einigermaßen, zur Aufhellung dieser dunklen und vielumstrittenen Frage beitragen, so hätte ich meinen Zweck mehr als erreicht.

Wie bekannt war der berühmte Berliner Geograph Ritter davon überzeugt, daß gerade hier von Alexander dem Großen das Alexandria sub ipso Caucaso [1]), über welches uns die Historiker berichten, begründet wurde. Die Nachrichten aber, die uns von den alten Geographen und Historikern des Alexanders erhalten worden sind, fallen so kurz und unbestimmt aus, daß Ritter selber Anstand nimmt, die Lage der Stadt in dem angegebenen Thal an einer bestimmten Stelle zu fixieren.[2])

Uebrigens ist es zu bemerken, daß auf Grund der von Ritter benutzten Quelle nicht mal zu behaupten ist, daß Alexandria in dem Bamjaner Thal errichtet worden war. Wir lesen hierüber bei Arrian: „Mittlerweile kam Alexander (nachdem er die abgefallenen Arier besiegt hatte) zu dem Gebirge Kaukasus, wo er auch eine Stadt gründete und sie Alexandria nannte. Nachdem er daselbst seinen Göttern allen nach heimischem Brauche geopfert, überstieg er das Gebirge." [3]) Und weiter nichts. Bei Quintus Curtius lesen wir hierüber folgendes: „In 17 Tagen machten die Truppen den Uebergang über den Kaukasus. Hier

---

[1]) Grigorjew a. a. O. nach Ritter S. 101 (deutsch Ritter „Asien" Bd. VII. S. 278. cf. über die Ritterschе „Vermutung" den ang. Passus in „Asien" Bd. VII., ferner Ritter: „Alexander M. Feldzug", 1832 „Die Stupa und die Kolosse von Bamiyan" 1838. Anm. d. Uebers.).

[2]) Grigorjew a. a. O. S. 114. (Deutsch Ritter a. a. O. S. 280.)

[3]) Ἀρριάνου Ἀνάβασις. Bd. III. Kap. 28 (deutsch: Sammlung von Osiander u. Tafel, Bd. LXII. S. 307).

findet sich ein Fels von 10 Stadien im Umfang und 4 Stadien hoch, an welchem nach der Ueberlieferung des Altertums Prometheus angekettet gewesen war. An dem Fuße des Berges war der Platz für die zu begründende Stadt ausersehen. Siebentausend macedonischen Veteranen, und überdies den Soldaten, die sich nicht mehr zum weiteren Feldzug eigneten, wurde es gestattet, sich in der neuen Stadt niederzulassen. Die Angesiedelten nannten die Stadt Alexandria". [1])

Strabo bringt über diese Stadt noch weniger: „Nachdem er dort überwintert (d. h. im Lande der Paropamisaden) und die Stadt Alexandria begründet hatte, stieg Alexander über die Gebirge nach Baktriana, wobei er Indien zur Rechten liegen ließ." [2]) Und weiter nichts mehr.

Der Leser mag selber darüber urteilen, inwiefern es begründet sei, wenn man, gestützt auf die soeben mitgeteilten Angaben, die „Alexandria sub Caucaso" in das Bamjaner Thal verlegen will; wenngleich die Idee, die Sage von dem gefesselten Prometheus mit den Bamjaner Kolossen in Verbindung zu bringen, auch sehr verlockend ist, so muß zuvörderst doch bewiesen werden, daß die Kolosse von Bamjan vor den Zeiten Alexanders des Großen, wenigstens auf mehrere Jahrhunderte vorher, hier existiert haben. Etwas derartiges zu beweisen ist aber momentan unmöglich. Allerdings setzt die Sage die Errichtung dieser Kolosse auf mehr als 1000 Jahre v. Chr. zurück, [3]) und die Legenden der Afghanen, die uns erzählten, daß Gul-Gulé gerade die Ueberreste einer von Sikander-Sulkarnein (Alexander von Macedonien) erbauten Stadt waren, reden ebenfalls für ein hohes Alter der Ruinen des Thales, immerhin aber sind das natürlich noch keine Beweise dafür, daß hier die „Alexandria sub Caucaso" existiert habe. Völlig unbegründet vermutet auch Burnes, daß diese Stadt sich hier befinden könnte. [4])

Was sich nun auf die Lage des Bamjan der Buddhisten bezieht, das Bamjan der Epoche des Sian-Tsjan, so sind wir in

[1]) Quintus Curtius, lib. 7 cap. III. (Ausgabe von Hedicke. Berlin 1867, S. 141.)

[2]) Strabo „Geographie", Buch XV. Kap. 2.

[3]) Mohan-Lal. „Travels in the Penjab etc." p. 86.

[4]) Burnes „Bokhara" ꝛc. Bd. I. S. 188.

diesem Fall weit besser mit topographischen Angaben versehen. Auf Grund des oben angeführten Textes des Sian-Tsja (siehe S. 300—302) muß sich das alte Bamjan in Nähe der Ruinen von Gul-Gulé befinden, welche die Ueberreste der Feste der Stadt repräsentieren. Diese mehr als glaubwürdige Vermutung wird auch keineswegs durch die Angaben der ersten muselmännischen Schriftsteller widerlegt, welche einstimmig wiederholen, daß sich in dem Bamjaner Gebiet nur eine Stadt befand, wobei sie von keinerlei Ruinen reden, die in der Nähe dieser Stadt gelegen wären. Indessen aber sagt hierüber W. W. Grigorjew der Verfasser einer so kapitalen Arbeit, wie die Uebersetzung des 2. Kapitels des 5. Bandes von Ritters Erdkunde[1]) folgendes: „In der buddhistischen Periode und früher noch, als Gul-Gulé nicht existierte, da wurde als Bamjan eine andere Stadt bezeichnet, welche sich entweder an Stelle des im Westen von Gul-Gulé befindlichen, heute als Bamjan genannten Städtchens oder etwas südlicher von ihm befinden mußte; es ist eine solche Lage des alten Bamjan auf Grund der Angabe des Sian-Tsjan anzunehmen, daß die größere von den Bildsäulen des Schakjamun Buddha zu seiner Zeit sich im Nord-Osten von der Hauptstadt befand. Als in unbekannten Zeiten und aus Gründen, die uns ebenfalls unbekannt geblieben, das alte ursprüngliche Bamjan zerstört wurde, ging sein Name in natürlicher Weise auf eine andere neue Stadt über, welche in seiner Nachbarschaft aufzublühen begann. Als aber diese neue Stadt (Gul-Gulé) ihrerseits von dem schrecklichen Tschingis-Chan zerstört wurde, da ging der Name wiederum auf den alten Ort über, wo die neueste Niederlassung entstanden war, die heutzutage noch diesen Namen führt."[2])

---

[1]) Auf Anregung der kaiserlichen russischen geographischen Gesellschaft und unter der Redaktion des verdienstvollen Vice-Präsidenten derselben P. P. Ssemionow werden die für das russische Reich speziell in Betracht kommenden Partieen aus K. Ritters „Asien" ins Russische übersetzt und kommentiert. Hervorragende russische Geographen arbeiten an der Fortsetzung des Ritterschen Werkes. Prof. W. Grigorjew ist der Verfasser des Bd. IV. („Kabulistan und Kafiristan") und Bd. V. („Der östliche und chinesische Turkestan") der russischen Ausgabe von Ritter. Anm. d. Uebers.

[2]) Grigorjew, „Kabulistan und Kafiristan", S. 991.

Um aber die Frage über die Lage des alten Bamjan zu lösen, müßte anfänglich bestimmt werden, wo sich denn die heutige Stadt Bamjan befindet. Aus meiner Beschreibung hat der Leser gesehen, daß gegenwärtig keine Stadt Bamjan existiert, sondern nur einige Dörfer, die in den verschiedenen Teilen des Thales zerstreut sind. Es ist klar, daß wir, wenn wir eines dieser Dörfer für die Stadt gelten lassen, noch um keinen Schritt in der Lösung der Frage vorwärts kommen. Soll aber unter der Stadt Bamjan diejenige Gruppe von Höhlen angenommen werden, welche Burnes mit diesem Namen bezeichnet, so steht mit dieser Vermutung doch die Angabe von Sian-Tsjan, daß die Hauptstadt im Süd-Westen von dem großen Koloß zu liegen kommt, in direktem Widerspruch. Es ist aber auch zu berücksichtigen, daß die buddhistischen Klöster, denn als solche müssen die Gruppen der Höhlen in der Nachbarschaft der Kolosse aufgefaßt werden — nie in der Nähe der Städte erbaut wurden. Lediglich schon aus diesem Grunde konnte die Hauptstadt sich nicht in den Höhlen befinden, unmittelbar neben den Kolossen und folglich auch neben den Klöstern.

Der Hinweis Grigorjews auf das neueste Bamjan und die Identifizierung desselben mit dem ältesten Bamjan ist somit als mißlungen zu bezeichnen. Die Uebertragung der Stadt Bamjan von einem Ort auf den anderen bleibt darum ebenfalls unbewiesen.

Ich habe oben erwähnt, daß Gul-Gulé meiner Meinung nach die Citadelle derjenigen Stadt repräsentiert, die von Sian-Tsjan beschrieben wird. Gul-Gulé war aber auch die Citadelle der muselmännischen Stadt, die durch Tschingis-Chan zerstört wurde. Diese Anschauung stützt sich auf folgende Angaben: „Die Hauptstadt," sagt Sian-Tsjan, „lehnt sich an die Gehänge zweier, einander gegenüber liegender Berge und durchquert ein Thal. Sie hat eine Länge von 6 bis 7 Li. Im Norden stützt sie sich auf hohe und schroffe Felsen .... Auf dem Abhang des Berges, im Nordosten von der Hauptstadt, befindet sich ein steinernes Bild des Buddha" ....

Es ist zu bemerken, daß an Gul-Gulé im Westen die Ruinen stoßen, die sich im Thal befinden. Diese Ruinen und auch Gul-Gulé befinden sich zu den Kolossen gerade in dem von Sian-

Tsjan für seine Stadt angenommenen Verhältnisse. Der chinesische Reisende berichtet ferner, daß „die Hauptstadt sich im Norden auf hohe und schroffe Felsen stützt." Es ist das klar, denn zum Norden hin und das Thal durchquerend konnte sich die Hauptstadt nur dann erstrecken, wenn sie sich auf die Felsen stützte, da diese hier sich senkrecht erheben; im Süden hingegen konnte die Stadt sich nicht nur bis zu den Hügeln erstrecken, sondern diese auch ersteigen, da sie hier bedeutend abschüssiger als im Norden sind.

Erinnern wir uns ferner daran, daß Masson von einem der Kolosse spricht, der sich im Osten von Gul-Gulé in einem gesonderten Thal befindet, das in das Bamjaner Thal im Süden mündet. Es drängt sich unwillkürlich ein Vergleich zwischen dieser Nachricht und der folgenden Angabe des Sian-Tsjan auf: „In 12 oder 13 Li im Osten von der Stadt kann man in einem Kloster eine liegende Statue des Buddha sehen, wie er sich in die Nirvana versenkt; sie ist circa 1000 Fuß lang." Vergleicht man den Abstand der Ruinen im Westen von Gul-Gulé von dem kleinen Thal im Osten von Gul-Gulé, woselbst Masson eine Statue von 50 Fuß gesehen hat, mit dem Abstand der Hauptstadt von dem Kloster mit der liegenden Statue des Buddha, so findet sich hier ja natürlich eine nahezu völlige Uebereinstimmung; 12 oder 13 Li, d. h. 3 bis 4 Werst, also gerade die Distanz, in welcher sich das kleine Thal des Masson von den erwähnten Ruinen befindet. Wenn hier etwas unvereinbar erscheint, so ist das die Größe der Statue. Masson schätzt die Statue auf 50 Fuß, Sian-Tsjan aber spricht von einer 1000 Fuß langen Statue. Vielleicht aber ist die Ziffer des Sian-Tsjan von den Abschreibern einfach falsch abgeschrieben worden. Im übrigen herrscht volle Uebereinstimmung.

8. Kapitel.

Von Bamjan bis Kabul.

Das Thal Irak. — Der Aufstieg zu dem großen Irak-Paß. — Der Bergknoten zwischen dem Hindu-Kusch und dem Kuch-i-Baba. — Das Dorf Charsar. — Das Kastell Gerden-Divar. — Der Paß Unai. — Der Niedergang zum Thal des Kabul-Flusses. — Sser-Tscheschme. — Koti-Aschru. — Die Ankunft des Sserdars Abdullah-Chan. — Der letzte Paß auf dem Wege nach Kabul Sseffid-Chak. — Der Kulturzustand in den oberen Partieen des Kabul-Darja-Thales. — Ankunft des Vesirs Schah-Mohamed-Chan. — Ein Tag in Kalja-i-Kasy. — Die Elephanten. — Die letzte Post von Taschkent; der telegraphische Bericht über den Schluß des Berliner Kongresses. — Die feierliche Prozession der russischen Gesandtschaft auf Elephanten und der Einzug in Kabul. — Die Aufnahme der Gesandtschaft von Seiten der Kabuler Bevölkerung.

Nachdem wir durch eine sehr steile und enge Gebirgsschlucht zum Irakthal hinabgestiegen waren, ritten wir einige Zeit der westlichen Thalwand entlang, dicht am Fuße der Berge. Das von allen Seiten von fast senkrechten, hohen Felsen eingeschlossene, anmutige Thal war durchweg von mächtig strömenden, glühenden Strahlen der Südsonne erfüllt. Die Felsen, in allen Farben des Regenbogens prangend, bestehen hier hauptsächlich aus verhärtetem Thon. Die Gipfel der angrenzenden Berge waren mit Schnee bedeckt, weit weniger jedoch auf der östlichen und nördlichen Seite, als auf den anderen. Das ganze Thal bildet eine viereckige, in der Richtung des Meridians etwas ausgedehnte Fläche. Diese Fläche ist nicht über 1 Werst breit, währenddem ihre Länge eine viel bedeutendere ist; im Süden geht das Thal direkt in diejenige Schlucht über, die zum großen Irak-Paß führt; im Norden hängt es wahrscheinlich mit dem Thale des Bamjanerflüßchens zusammen.

Man konnte ferner bemerken, wie das Thal im Nord-Osten golfartig vordrang; sehr wahrscheinlich hatte Masson im Jahre 1832 seinen Weg durch eben diese Schlucht genommen. [1])

Durch das Thal schlängelt sich im Zickzack ein Fluß, der recht bedeutende Wassermengen führt. Er fließt von Süd nach Nord und verschwindet in einer Schlucht am nördlichen Ende des Thales. Zweifellos mündet der Fluß in den Bamjaner-Strom. Wenn man die bedeutende absolute Höhe des Thales (nach Griffith 9 000 Fuß) berücksichtigt, so könnte man denken, daß hier kein Bedürfnis nach künstlicher Bewässerung der Felder vorhanden sein dürfte, da ja die Sommerhitze hier sehr mäßig ist und der Sommerregen relativ reichlich fällt. Und doch durchkreuzen Bewässerungskanäle dies schöne Thal in verschiedenen Richtungen. In der Nähe eines dieser Kanäle, der über eine Ssaschenj breit war, hatte man unsere Zelte aufgeschlagen.

Das Thal ist sehr gut kultiviert; der größte Teil seiner Fläche ist von Weizenfeldern eingenommen. Uebrigens werden auch hier viel Bohnen gepflanzt. Der Weizen war bereits völlig gereift und stellenweise sogar geschnitten. Es war das eine recht bemerkenswerte Erscheinung: im Bamjaner Thal, dessen absolute Höhe eine etwas geringere ist, als diejenige von Irak, war der Weizen zur erwähnten Zeit noch unreif, hier aber, wie gesagt, teilweise schon geschnitten. Ich glaube, daß sich diese Differenz in bezug auf die Zeit der Getreidereife darauf zurückführen läßt, daß das Bamjaner Thal viel offener liegt und mehr der Wirkung von kalten Winden ausgesetzt ist, da es gegen Norden nur durch eine relativ geringe Gebirgsbarriere geschützt wird; das Irak-Thal hingegen ist ein von allen Seiten geschlossener, tiefer Bergkessel; die Sonnenstrahlen, die von den umgebenden Bergen und Felsen reflektiert werden, sammeln sich in diesem Thal wie in einem Brennpunkt und bedingen hierdurch für diesen Ort eine bedeutendere mittlere Temperatur, als sie das Bamjaner Thal aufzuweisen hat. Im Thal sind an verschiedenen Stellen etwa 10 befestigte Dörfer zu finden, die ich selber gern als Schlösser bezeichnen möchte, wenngleich sie auch nur aus Lehm sind. Eines dieser Schlösser befand sich von unseren Zelten in einem Abstand von kaum einigen

[1]) Siehe Masson. Various journeys. vol. II p. 447—49.

Sſaſchenj. Die Temperatur, die hier um 1 Uhr 30 Minuten nachmittags im Schatten der Zelte gemeſſen wurde, betrug 28,6° C.

Der Uebergang, den wir heute gemacht hatten, war unbedeutend. Der Debir behauptete, daß der geſamte Weg vom Schloß Mahomed-Toptſchi bis zum Irak-Thal höchſtens nur „pendſch kuruch", d. h. etwa 15 Werſt ausmache; ich bezweifle das jedoch ſtark. Wir haben wohl kaum weniger als 20 Werſt zurückgelegt.

Am Abend wurde die gemütliche Stimmung, die in unſerem kleinen Lager herrſchte, durch ein ſcheinbar höchſt unweſentliches Ereignis geſtört. Die Afghanen bemerkten nämlich direkt im Norden von uns in einem, durch zwei benachbarte Piks gebildeten Sattel eine kleine Gruppe von Reitern. Dort wo die Reiter ſtanden, war anſcheinlich weder Weg noch Steg vorhanden; ſie hatten ſich offenbar an dieſen Umſtand nicht gekehrt, als ſie dorthin gelangten. Die Reiter blieben einige Zeit ſtehen, beſchauten unſer Lager und verſchwanden bald darauf hinter den benachbarten Felſen.

Für die Geſandtſchaft lag in einem ſolchen Ereignis nichts Auffallendes, ja wir hätten ihm wahrſcheinlich keinerlei Aufmerkſamkeit geſchenkt. Anders aber faßten unſere Begleiter die Sache auf. Moſſin-Chan wurde außerordentlich ernſt. Er krümmte ſeine Fäuſte zu ein paar Fernrohren zuſammen und begann nun die verdächtige Gruppe genau zu fixieren. Er entſchied dafür, daß das Heſaren ſeien und daß man darum auf der Hut ſein müſſe. Er ließ ſofort die gewöhnlichen Nachtwachen verſtärken. Die Zelte der Koſaken wurden für dieſe Nacht wiederum abgeſchlagen, die Koſaken ſelber aber hatten ſich um das Zelt der Geſandtſchaft zu lagern.

Indeſſen ging die Nacht völlig ungeſtört vorüber und am anderen Tage begannen wir bereits um 5 Uhr morgens den Großen Irak-Paß zu erſteigen.

Vorerſt ging es durch die Felder des Thales und an den kleinen maleriſchen Gärten vorbei, die ſo reizend die Lehmmauern einiger Schlöſſer umſchatteten. Auf dieſem Wege hatten wir mehrfach einen Bach zu paſſieren, der lärmend ſein klares blitzendes Waſſer dahinrollte. Im Süden, in etwa 2 Werſt von unſerem Lager, wird die Schlucht recht eng, die ſcharfen Wände der Schiefer-

felsen erheben sich hier fast senkrecht und verwehren den Sonnenstrahlen den Zugang zu der engen Schlucht. Es vermochte dieser Umstand jedoch nicht zu verhindern, daß ein smaragdengrüner, weicher Rasenteppich die beiden Ufer des Baches bekleidet hatte. Linker Hand vom Wege erstrecken sich auf ½ Werst Weges wiederum Höhlen, aber sie sind nicht so zahlreich wie im Bamjaner Thal und nicht so gut ausgehauen, wie dort. In 5 bis 6 Werst von unserem Lager, ebenfalls linker Hand, eröffnet sich eine quer nach Ost gerichtete Schlucht, in ihr schlängelt sich ein Pfad. Auf meine Frage, wohin der Pfad führe, antworteten die mich begleitenden Afghanen, daß das der Pfad zum Paß Schibr sei. Um ihre Aussage zu prüfen, befragte ich hierüber noch Mossin-Chan und erhielt die gleiche Antwort.[1]) Wir hatten daraufhin noch ca. 8 Werst Weges in unserer Schlucht zurückzulegen, bis wir schließlich zu einer recht umfangreichen Plattform gelangten. Beim Eingang zur Plattform sind die Ueberreste einer quer zu dem Eingang gestellten Mauer zu sehen mit den Trümmern eines Kastells inmitten. Auf meine Frage, was das für Ruinen seien, antworteten mir die Afghanen, das sei ein „Kaffir-Kala", das Kala(Kastell) sei in grauer Vorzeit begründet worden, „als noch die Kaffiren das Land besaßen," fügte ein langbärtiger, ältlicher Afghane hinzu. Wir zogen ferner wiederum durch eine enge Schlucht zwischen zottigen Schieferfelsen. Der Pfad ist dicht bedeckt mit Blöcken und Stücken verschiedener Gesteinsarten; neben den Schieferbruchstücken fanden sich krystallinische Gesteine; hin und wieder lagen Schieferscheiben. Mitunter stießen wir am Ufer der Bäche auf eisenhaltige Quellen mit kleinen rostig-gelben Flußbetten. Stellenweise war der Geruch von Schwefelwasserstoff höchst intensiv; aus einigen Miniatur-Kratern, die sich an den Ufern des Baches befanden, traten beständig auf der Oberfläche des Wassers Bläschen von diesem Gas hervor, wobei ein schwaches Brodeln zu vernehmen war. Stellenweise hielt sich der Pfad an einem schmalen Saum; wie ungemütlich war es, wenn man dann unter den Hufen der Pferde die zerstampften Schieferplatten knistern hörte. In ca. 15 Werst von unserem Lager begannen

[1]) In der Marschroute des Herrn Benderskij ist die Richtung nach Schibr eine andere.

die Höhen der Berge sich abzurunden. An den Bergabhängen stiegen magere Felder hinab mit Gerste bepflanzt; sie war noch völlig grün, wenngleich sie auch schon in Aehren stand. Zu den Feldern hin führten hin und wieder über die steilen Gehänge der Hügel Bewässerungsgräben, die aus dem auf der Sohle der Schlucht dahinströmenden Bach abgeleitet waren. Oft erhoben sich diese Gräben auf einige Dutzend Fuß hoch über dem Wasserspiegel des Baches; sie mußten infolge dessen zu den Feldern durch eine Strecke von einigen Werst geführt werden.

In 20 Werst von unserem Nachtlager gabelt sich die Schlucht ab, in süd-östlicher und westlicher Richtung; wir schlugen die erste Richtung ein und gelangten bald zu einem Schneefeld. welches die Schlucht auf eine Strecke von mehreren hundert Quadrat-Ssaschenj besetzt hielt. Der Schnee war dermaßen fest, daß nicht nur die Reitpferde, sondern auch die Lastpferde leicht hinüber gehen konnten, ohne auch nur einzusinken.

Als wir die Schneefläche hinter uns hatten, stellte ich eine Temperaturmessung des Wassers im Bache ein wenig oberhalb des Schneestreifs an und fand 8° C.; die Temperatur der Luft an dem gleichen Ort im Schatten gemessen betrug 13° C. Es war das gegen 8 Uhr morgens. Nachdem wir etwa 2 Werst in der Schlucht zurückgelegt hatten, kamen wir wiederum zu einem Schneefeld von etwas geringeren Dimensionen, als das vorherige, Jetzt begann ein äußerst steiler Aufstieg zu dem Paß, dessen Gipfel wir vor uns und noch in beträchtlicher Höhe sehen konnten, Wir gönnten den Pferden eine Rast. Während dieser Rast bewirtete uns eine Hesarenfamilie mit frischem Schafskäse. Dieser Käse hat anscheinend einen recht bedeutenden Nahrwert und ist von sehr scharfem Geschmack. Seinem Geschmack nach erinnert er bis zu gewissem Grade an den Käse unserer Baschkiren und Kirgisen, der unter dem Namen „Krutt“ bekannt ist. Das Nomadenlager unserer zufälligen Gastherren bestand aus einigen Zelten und jurtenähnlichen Hütten, die mit rußgeschwärzter und vom Alter zerlöcherter Koschma bedeckt waren. Aus den Zelten schauten einige Frauen- und Kinderphysiognomieen hervor. Ihre Gesichtszüge erinnerten nur wenig an den tatarischen oder mongolischen Typus. Schwarzes Haupthaar, glänzend schwarze Augen, leicht gekrümmte Nasen und keineswegs stark hervortretende Backen-

knochen — das waren die Hauptcharaktere dieſer Phyſiognomieen. Außerhalb des Zeltes ſtanden 2 bis 3 erwachſene Heſaren, die uns Käſe und Milch anboten. Auf den Bergen irrten die „Ataren“ (Otaren), die Herden der Schafe umher; eine Herde zeigte ſich ſogar faſt auf dem Gipfel des Irak-Piks.

Der eigentliche Aufſtieg zu dem Paß hat eine Länge von 1 ½ Werſt und iſt außerordentlich ſteil. Der Weg iſt übrigens recht bequem; er iſt recht breit (1 bis 2 Sſaſchenj) und führt auf weichem, lehmigem Boden. Die Unbequemlichkeit beſteht jedoch darin, daß er zu einer Seite hin ſtark abſchüſſig iſt, ſo daß Rädergefährte hier wohl kaum durchkommen können. Auf die letzten 2 Werſt des Weges hatten wir über eine Stunde Zeit verwendet. Nach jeden 10 bis 20 Schritten blieben die Pferde ſtehen und mußten ſich ausruhen, nach neuen 20 Schritten gab es wiederum einen Halt; auf dieſe Weiſe ging es bis auf den Gipfel des Paſſes. Den Gipfel erreichten wir um 10 Uhr morgens. Nach den Berechnungen von Griffith beträgt die Höhe des Paſſes 13 000 Fuß. Es konnte darum natürlicherweiſe vermutet werden, daß wir die üblichen Folgen der Luftverdünnung, wie ſie bei der bedeutenden Höhe, auf welcher wir uns befanden, eintreten mußten, zu ſpüren bekommen würden. Indeſſen hatte kaum jemand von uns über Atembeſchwerden, über Herzklopfen, geſchweige denn über noch unangenehmere Symptome, wie Blutungen aus Naſe und Ohren, Ohnmachten und dgl. m. zu klagen. Nur der Koſak Sſolodownikow, ein Emphyſematiker, hatte ſtark zu leiden; als er auf dem Gipfel des Paſſes anlangte, ſtürzte er mit ganzer Wucht zu Boden; eine unbedeutende Atemnot verſpürte noch ein anderer Koſak, der durch das Wechſelfieber entkräftet war. Es iſt übrigens zu erwähnen, daß die Koſaken den Paß zu Fuß erſtiegen; wären ſie zu Pferde nach oben gelangt, ſo zweifle ich wirklich daran, ob bei den beiden Koſaken die von mir ſoeben erwähnten Symptome der „Bergkrankheit“ ſich eingeſtellt hätten. Ich zählte bei mir und bei einigen Herren aus dem Perſonal unſerer Geſandtſchaft die Pulsſchläge und fand im Mittel 84 Schläge in einer Minute.

Von dem Gipfel des Paſſes aus eröffnet ſich eine recht intereſſante Ausſicht auf die Umgegend. Vor allem läßt ſich bemerken, daß der Paß von mehreren der Bergpiks an Höhe überragt wird. Es war ferner klar, daß weder dieſer Paß,

noch der westlicher gelegene Hadschichak-Paß eigentlich im Hindu-Kusch selber, wenn man diesen im Sinne des typischen Gebirgsrücken begrenzt, sondern in dem Bergknoten zu liegen kommen, welcher den Hindu-Kusch flankirt, dessen Schneegipfel sich in beträchtlicher Ferne im Osten zeigten, mit dem Rücken des Kuch-i-Baba, der von dem im erwähnten Sinne bezeichneten Hindu-Kusch völlig unabhängig ist. Der Bergrücken Kuch-i-Baba beginnt 20 bis 30 Werst südlicher vom Paß mit einem dreigipfeligen Schneepik, der sich in einem von dem Abi-Gil-dschatui, einem am Fuß des Irak-Passes entspringenden Flüßchen, und von dem Hilmend gebildeten stumpfen Winkel befindet. Von diesem dreigipfeligen Pik aus erstreckt sich der Rücken des Kuch-i-Baba in ununterbrochener Schneekette in west-süd-westlicher Richtung. Uebrigens läßt sich hier die Richtung des Kuch-i-Baba nicht auf mehr oder weniger bedeutender Strecke verfolgen, da er sich bald hinter dem Schneepik des Passes Kalu den Blicken entzieht.

Die Gegend, in welcher sich der Fluß befindet, zeichnet sich durch vielfache Erhebungen aus. Die Hügel, Piks und Bergketten sind hier auf weiter Strecke ohne jegliche Ordnung aufgeworfen. Die Gegend ist in allen Richtungen von Schluchten und schmalen Thälern durchzogen. Zu bemerken ist es übrigens, daß in der Nähe des Passes sich nur wenige von den schneebedeckten Piks befinden; die Hauptmassen des Schneees zeigen sich in östlicher und süd-westlicher Richtung von ihm.

Auf dem Gipfel des Passes blies ein heftiger Wind. Nolens volens sahen wir uns genötigt, unsere Rast abzukürzen. Es gab hier 20° C. im Schatten. Der Niederstieg besitzt die gleichen Vorzüge und Nachteile, wie der Aufstieg. Vom Paß aus bis zum Hesaren-Kastell Charsar werden 6 Werst angegeben. Hier hatten wir Nachtlager. Ueber die Strecke von dem Paß bis zum Kastell, das sich nach Griffith auf einer Höhe von 11 000 Fuß befindet, ist nichts Besonderes zu sagen. Allerdings ist der Weg hier viel bequemer, als derjenige jenseits des Passes: die Schlucht ist weiter, der Boden weicher, die Steine sind spärlicher. Auf dem Wege und auf dem Paß selber wächst ein Gras, das der dactylis glomerata ähnlich ist und, den Behauptungen der Afghanen gemäß, im höchsten Grade giftige Eigenschaften besitzen

soll. Sie achten sorgsam darauf, daß die Pferde und Kamele auf dem Wege durch diese Gegend nicht von dem Gras fressen; das Gras ist, wie sie behaupten, für diese Tiere tötlich, wenn sie eine größere Quantität davon fressen. Die Schafe aber können das Gras ungestraft abweiden.

In der Nähe von Kala-Charsar zeigten sich wiederum Felder mit Klee und Gerste; Weizen ist hier gar nicht zu sehen. Die Gerste stand zur Zeit in den Aehren. Der Klee wird nur einmal im Sommer gemäht. Die hiesigen Hesaren verraten in ihren Gesichtszügen eine größere Aehnlichkeit mit den Mongolen, als diejenigen, die wir auf der Nordseite des Großen Irak-Passes gesehen hatten.

Vor der russischen Gesandtschaft hat wohl kaum ein Europäer diesen Paß betreten. [1])

Der heutige Uebergang hatte uns recht tüchtig ermüdet. Nicht zu verwundern war es darum, daß wir, als wir des Lagers ansichtig wurden, die Pferde instinktiv zur Eile antrieben; bald darauf empfing uns der Schatten der Zelte mit üblicher Gastfreundschaft. Das schon bereite Frühstück kam uns außerordentlich gelegen. Die ermüdeten Glieder sehnten sich energisch nach einer horizontalen Lage, die Nerven nach Schlaf. Wir alle beeilten uns, dem Wunsche der Natur nachzukommen. Unser „Naturforscher" aber hatte noch ein während der Reise höchst fatales Abenteuer zu bestehen: sein Gepäck mit seinem Bett war nicht eingetroffen und lange noch mußte er auf das gehörnte Saumtier warten, das sein Gepäck schleppte. Mit dem gehörnten Saumtier aber hatte es folgende Bewandtnis. Unsere Lastpferde waren nämlich bei der unausgesetzten, anstrengenden Reise völlig heruntergekommen; die meisten von ihnen hatten wunde Rücken und gequetschte Seiten, so daß sie zur weiteren Arbeit fast durchweg

[1]) Uebrigens hat Dennie den Irak-Paß passiert. Wood, Journey to the source of the Oxus. p. LXVI. „The Irak pass was that, by which Brigadier Dennie crossed to Bamian in 1840 before fighting his action with Dost Mahommed on that famous site." Allerdings bleibt es unbestimmt, welchen von den Irak-Pässen er passiert hat, den Großen oder den Kleinen? Aus dem Kabul-Thal kann man nach Bamjan auch durch den Kleinen Irak-Paß gelangen, ohne den Großen zu berühren; man muß hierbei nur die Richtung zum Paß Schibr einschlagen.

untauglich geworden waren. Die Afghanen, deren Zuvorkommenheit aller Achtung wert war, hatten das bemerkt und für uns nun einen Gepäcktrain aus Ochsen arrangiert. Die Ochsen erwiesen sich als ausgezeichnete Lasttiere, trotzdem daß sie hier überhaupt nicht von großem Wuchs sind. Sie haben recht bedeutend entwickelte Höcker, eine völlig glatte Behaarung und sehr fein gebaute schlanke Beine. Sie zeichnen sich durch große Gutmütigkeit aus, wenngleich sie auch nicht kastriert sind. [1])

Am anderen Tage hielt sich unser Weg die ganze Tagesreise über am Ufer des Baches. In 3 bis 4 Werst von dem Kala Charsar, rechts von uns, erschien der Weg von dem Paß Hadschichak; bald nach diesem zeigte sich, ebenfalls zu rechter Hand, das Dorf Gildschatui. Hier schließt sich dem Bach Abi-Charsar der Bach Abi-Gildschatui an. Sie bilden nach ihrer Vereinigung ein recht wasserreiches Flüßchen, das den Namen des letztgenannten Baches führt. Im Süd-Ost von dem Dorfe Gildschatui erstreckt sich eine recht weite Ebene, welche im Süden durch den hohen Pik des Kuch-i-Baba begrenzt wird. Es ist das der Pik, den wir vom Großen Irak-Paß aus gesehen hatten. Er ist mit ewigem Schnee bedeckt und bildet den Anfang des Bergrückens Kuch-i-Baba. Sehr wahrscheinlich, daß das derselbe Pik ist, der durch Burslem [2]) und nach ihm durch Lady Sale bestiegen wurde.

Auf der ganzen Strecke von dem Dörfchen Gildschatui bis Gerden-Divar giebt es fast kein einziges Dorf. Der Weg führt uns auf der Sohle einer tiefen Schlucht; hier schießt mit Getöse ein schäumender und reißender Gebirgsbach dahin und bespritzt die benachbarten, schwarzen, geradezu wie verkohlten Felsen mit Millionen seiner Tropfen. Wir mußten mehrmals von einem Ufer des Flusses zum anderen gehen, oft durch das Flußbett selber, wobei das Wasser den Pferden bis zu den Knieen reichte. Mitunter zog sich dem Ufer entlang ein glatt abgeschliffener Weg, gleich einem künstlich aufgeführten Trottoir. Die benachbarten

[1]) Schon in sehr ferner Zeit figurierten im Hindu-Kusch die Ochsen als Lasttiere gerade so gut, wie sie das heutzutage thun. Apollonius von Tyana, der hier in der Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. reiste, berichtet, daß hier der Transport von Lasten auf Ochsen üblich war. Siehe Reinaud, „Mémoire sur l'Inde", p. 84.

[2]) Burslem loc. cit. p. 34.

Felsen sind unbelebt, tot, man sieht hier nicht einmal die „Koljutschka"; selten nur erglänzt in der Sonne das purpurfarbige, gegenwärtig schon völlig dürre Blatt des „Tschukri". Dieser „Tschukri" oder „Rauasch" ist der Rhabarber von Burnes.

Fast auf der Hälfte des Weges von Gildschatui bis Gerden-Divar finden sich kräftige, eisenhaltige Quellen, welche unter einem Schieferfels hervorbrechen. Das Wasser der Quellen ist stark kohlensäurehaltig; der Geschmack ist ein angenehmer, leicht zusammenziehend, metallisch; die Temperatur des Wassers beträgt 11,6° C. Bei den Quellen, die aus 10 bis 15 Löchern aus dem Boden hervorbrechen, hat sich ein kleiner ovalgeförmter Hügel von rostig-roter Farbe gebildet, vermutlich infolge des Absatzes von Eisenoxyd. Leider konnten wir, da uns die nötigen Reagentien fehlten, keinerlei chemische Analyse vornehmen. Spaßes halber machten wir den Vorschlag, die Quelle den „afghanischen Narsan"[1]) zu nennen. Von diesen Quellen spricht unter allen englischen Reisenden nur Dr. Lord[2]) allein.

Nach einem Ritt von einer Stunde gelangten wir zum Fluß Hilmend. Der Abi-Gildschatui, dessen Ufern wir bis jetzt gefolgt waren, mündet fast unter rechtem Winkel in den Hilmend ein. Er fließt von Nord-Nord-Ost nach Süd-Süd-Ost; der Hilmend hingegen von Nord-Ost nach Süd-West. Auf der Landzunge, die durch den oberen Abschnitt des Hilmend und des Abi-Gildschatui gebildet wurde, war unser Lager aufgeschlagen. Die Zelte befanden sich diesmal auf extra für diesen Zweck aufgeworfenen Erhöhungen am Ufer des Flusses. Im Süden und Westen der Zelte war Wasser, im Norden nahezu senkrechte Felsen, im Osten wogten die grünen Gersten- und Weizenfelder. Auf der gegenüberliegenden Landzunge, welche durch den unteren Abschnitt des Hilmend und des Abi-Gildschatui gebildet wird, liegt auf einer Höhe von ein paar Hundert Fuß über dem Wasserspiegel des Flusses das Kastell Gerden-Divar. Seine gezackten Mauern machen einen recht imponierenden Eindruck auf den Wanderer, zumal da ja rund herum eine Stille wie in einer Wüste herrscht;

[1]) Der kaukasische Narsan (Nartsan) bei Kißlowodsk, 30 Werst von Pjatigorsk, eine berühmte, kohlensäurehaltige Quelle von außerordentlicher Stärke. Anm. d. Ueb.

[2]) Journal of the Asiat. Society of Bengal. Vol. VII p. 531. Dr. Lord's letter.

ja dieſe Wüſte würde eine tote ſein, wenn nicht die Felder um unſere Zelte herum vorhanden wären. Das Kaſtell wird durch eine kleine, afghaniſche Garniſon beſetzt. Es wird durch einen aus dem Abi-Gildſchatui abgeleiteten Arick mit Waſſer verſorgt; um das Waſſer auf die bedeutende Höhe zu ſchaffen, auf welcher ſich das Kaſtell befindet, hat man den Arick auf einige Werſt oberhalb der Feſtung begonnen.

Die beiden Ufer des Gildſchatui werden durch eine hölzerne Brücke verbunden, die übrigens ſo baufällig und unzuverläſſig war, daß wir ſie zu benutzen nicht riskieren wollten und darum den Fluß durch eine Furt paſſirten, trotzdem daß er hier nicht weniger als 20 Sſaſchenj breit iſt und eine recht ſtarke Stromgeſchwindigkeit beſitzt.

Der Fluß Hilmend führt recht bedeutende Waſſermengen. Er iſt hier ca. 30 bis 50 Sſaſchenj breit und 3 bis 5 Fuß tief. Ueber den Fluß führt eine hölzerne, recht ſolide Brücke. Der Fluß iſt anſcheinend zwar nicht gar ſehr mit Geſtein verlagert, dürfte ſich aber bei ſeiner reißenden Strömung wohl kaum für die Schiffahrt, ja ſelbſt für das Abflößen eignen. Ich habe in dieſem Thale keinen einzigen Baum geſehen; es läßt ſich überhaupt ſagen, daß das Gebiet außerordentlich wüſt iſt. Die abſolute Höhe des Kaſtells Gerden-Divar beträgt nach engliſchen Angaben 10 000 Fuß.

Am folgenden Tage, am 26. Juli, hatten wir eine recht lange und ermüdende Tagereiſe zurückgelegt. Aus dem Thal des Hilmend kamen wir in das Thal des Kabul-Darja.

Nachdem wir über die hölzerne Brücke auf das andere Ufer des Hilmend gelangt waren, folgten wir in einer Strecke von etwa 2 Werſt dem linken Ufer desſelben. Der Weg hält ſich auf einem nicht gerade hohen Saum, lenkt darauf ſcharf nach Süden ab und führt einige Zeit durch eine enge Schlucht, auf deren Sohle ein ſchmutziger Bach ſtrömt. Nachdem wir auf dieſe Weiſe ca. 3 Werſt zurückgelegt hatten, gelangten wir wiederum in eine offene Gegend, welche ſich bald darauf in öſtlicher Richtung zu erheben begann. Noch ein kleiner und recht ſteiler Aufſtieg und wir kommen wiederum in eine Thalenge. Der Weg iſt mit erratiſchen Blöcken und mit Geſtein von verſchiedentlicher Größe bedeckt. An den Seiten des Weges erſtrecken ſich mitunter kleine

Felder mit Weizen, Gerste und Erbsen. Abseits, in der Ferne, namentlich im Süden und näher zu den Bergen hin, die ihre scharfen Piks mit den noch erhaltenen Schneeflecken hoch über die sie umgebende Gebirgsterrasse erheben, zeigen sich die charakteristischen Niederlassungen, die Schlösser. Bald darauf erschien linker Hand von uns eine recht umfangreiche Niederlassung. Es ist das Jurt. Die gesamte der Niederlassung angrenzende Fläche wird nach diesem Dorf benannt. Jurt ist in der Umgegend berühmt durch seine unermüdlichen Pferde und auch durch seine Schafe. Uebrigens ist dies Gebiet überhaupt so arm, daß es hier wahrhaftig nicht schwer fallen kann, durch irgend etwas zur Berühmtheit zu gelangen. In einer anderen, gesegneteren Gegend würden die gleichen Pferde und Schafe wohl kaum für etwas Besonderes gelten. Von den Hesaren, die das außerordentlich hohe Plateau (ca. 11 000 Fuß) bewohnen, wird erzählt, daß sie sehr kühne Räuber seien.

Die Gegend beginnt daraufhin wiederum im Osten zu steigen, währenddem sie gegen Westen als weite absteigende Fläche erscheint. In gewissen Abständen wird dies Gebiet durch relativ steile und tiefe Schluchten durchbrochen, deren nackte Wände auf Urgestein hinweisen. Aufstieg und Niederstieg sind hier außerordentlich glatt und scheinen stellenweise geradezu über abgeschliffene Granitplatten zu führen. Auf der Sohle dieser Schluchten, die von Süden nach Norden in der Richtung zum Fluß Hilmend hin streichen, finden sich gewöhnlich Bäche. Schließlich haben wir die letzte Schlucht erreicht und es führt uns ein steiler, wenn auch kurzer Aufstieg zum Gipfel des Passes Unai, der nach Griffith über 11 000 Fuß hoch liegt. Indessen sollte als Paß nicht bloß diese, die umgebende Terrasse nur sehr wenig überragende Erhebung bezeichnet werden, sondern auch das gesamte angrenzende Plateau. Der Paß Unai repräsentiert somit eine sehr breite Gebirgsterrasse, welche in der Richtung des Meridians von Schluchten durchzogen wird. Ich glaube aus dem Grunde den Paß in dieser Weise bezeichnen zu müssen, weil eben derjenige Vorsprung, der den sogen. Paß bildet, wie gesagt, nur sehr wenig sich über das umliegende Gebiet erhebt. Immerhin aber bildet er die Wasserscheide für die Flüsse Hilmend und Kabul-Darja.

Daraufhin begann der Niederstieg zum Kabuler Thal. Dieser Niederstieg war anfänglich sehr glatt und recht steil. Aber hier sind doch weder die bodenlosen Abgründe an den Seiten zu sehen, noch die Säume, die über die Abhänge ragen und auf denen der Pfad sich schlängelt, wie das Burslem[1]) beschreibt. Allerdings finden sich auf dem Wege Steine und Granitblöcke, durch welche er mitunter nahezu völlig verlagert erscheint. Die Schlucht erweitert sich allmählich, hauptsächlich nach rechts. Bald darauf zeigen sich klare Bäche und noch etwas weiter, da beginnen bereits die Felder.

Das Thal erweitert sich mit jedem Schritt immer mehr und mehr nach rechts; jetzt zeigt sich das erste Gärtchen, allerdings ein kleines und recht kümmerliches. Aber das Auge haftet mit Genuß an dem ärmlichen Laub: vom Irak-Thal an haben wir ja kein einziges Bäumchen gesehen. Die rechte Wand der Schlucht bewahrt noch für einige Zeit den schroffen, felsigen Charakter.

Plötzlich kam uns eine Reitertruppe entgegen. Ihr Anführer war in ein seltsames, aber höchst effektvolles, grünes Gewand gekleidet. Als der Kemnab Mahomed-Hassan-Chan, der Debir also, sich ihm genähert hatte, sprang der Reiter aus dem Sattel und begrüßte ihn und auch die Gesandtschaft ehrfurchtsvoll. Der Kemnab reichte ihm die Hand und umfaßte dann seinen Kopf mit den Händen und sprach lange und herzlich mit ihm. Der Afghane schloß sich daraufhin mit seiner Reitertruppe unserer Eskorte an.

Bald darauf veränderte sich die Gegend von neuem. Die Berge rückten zusammen und bildeten eine wilde, aber außerordentlich malerische Schlucht, deren Boden durchweg mit grobem Sand und Kieseln bedeckt war. Wie schallte hier die Schlucht von den scharfen Tönen der Trompete und wie rasselte die

---

[1]) Burslem l. cit. p. 25—26: „We soon entered the mouth of the pass, which was girt on either side by magnificent precipices; the road was narrow and slippery — of course without even an apology for a parapet-running along a natural ledge on the verge of a perpendicular cliff, and so sheer was the side, that from a horse's back you might sometimes have dropped a stone into the apparently bottomless ravine-bottomless, for the rays of a noonday sun have never broken the eternal darkness of the owful chasm beneath."

Trommel, deren Laute das hundertfältige Echo in unglaublicher Weise verstärkte!

Die Gegend, durch welche wir jetzt zogen, gewann allmählich einen immer romantischeren Charakter. Die Granitfelsen der Schlucht waren malerisch von dem dichten Laub der üppigen Gärten beschattet; hoch in den Lüften und mit den benachbarten Felsen an Höhe wetteifernd erhob die pyramidale Pappel ihre grünen Wipfel. Stellenweise schauten goldige Aprikosen unter dem grünen Laub hervor. In die hellen Fluten des lebhaften, unablässig murmelnden Baches hinab neigten die Uferweiden langsam ihre grünen Zweige. Mitunter zeigte sich auf den Anhöhen, bald auf einer, bald auf der anderen Seite der Schlucht, ein Schloß, das hier auch wirklich seines Namens würdig war.

Wir zogen durch mehrere Dörfer, durchkreuzten einige Felder, die mit Weizen besäet waren, dessen große und volle Aehren schon völlig gereift waren; wir passierten mehrmals den Bach durch die Furt, gingen einmal über eine hölzerne Brücke hinüber und kamen schließlich zur Station Sser-Tscheschmeh.

Mit Genuß streckte ich mich auf dem Teppich aus, der unmittelbar am Ufer des Baches Sser-Tscheschmeh ausgebreitet war. Dieses Sser-Tscheschmeh ist die Quelle des Kabul-Flusses.

Auf einer felsigen Anhöhe in einigen Dutzend Schritt von unseren Zelten hatte sich ein großer Haufe von Eingeborenen angesammelt. Mehrere Stunden lang saßen sie regungslos auf einem Fleck in Betrachtung der noch nie von ihnen gesehenen Ankömmlinge verloren, nur hie und da teilten sie einander kurze Bemerkungen mit. Mehrere Knaben kletterten mit affenartiger Behendigkeit auf den Felsen und Vorsprüngen der Anhöhe umher, auf welcher sich eines der unvermeidlichen „Schlösser" befand. Die Thore des Schlosses, d. h. also der Niederlassung, wurden häufig geöffnet und geschlossen, indem die mit Futter für unsere Pferde bestimmten beladenen Leute durchpassierten. Sehr wahrscheinlich, daß hier überhaupt alles für unseren Unterhalt Erforderliche von dieser Niederlassung geliefert wurde. Die Gesandtschaft hatte ja während ihrer ganzen Reise durch Afghanistan gar nichts für ihren Unterhalt zu zahlen. Die afghanische Regierung konnte dem, allen Völkern und Staaten gemeinsamen

Brauch der Gastfreundschaft folgend, natürlich nicht zugeben, daß wir für unseren Unterhalt selbst zahlten.

Das Volk, das sich auf der Anhöhe postiert hatte und am Thore hin- und herging, gehörte offenbar nicht dem afghanischen Geschlecht an. Die rasierten kesselförmigen Schädel, die starken Jochbeine, die gewissermaßen ein wenig nach innen schiefgestellten, geschlitzten Augen — sprachen für ihre Zugehörigkeit zu den Völkern mongolischer Rasse. Unsere Nachfragen überzeugten uns davon, daß das Hesaren waren, deren sich recht viele am Oberlauf des Kabul-Darja finden. Ihr Charakter erinnerte an das Tatarische; die Wurzeln der Wörter sind dschagataischen Ursprungs. Wie schade, daß es uns nicht möglich war, mit diesem interessanten Volke näher bekannt zu werden! In der Armee des Schir-Ali-Chan dienen viele Hesarensoldaten; seine Leibwache besteht fast ausschließlich aus Hesaren.

Gegen 4 Uhr nachmittags wurden die weißen Wolken auf den Gipfeln der im Osten von uns befindlichen Berge durch dunkle Wolken verdrängt. Diese Wolken wuchsen rasch zu einer drohenden finsteren Regenwolke an und bald darauf ertönte das dumpfe Rollen des Donners. Die Regenwolke zog in der Richtung zu unseren Zelten hin und wir empfanden schon im voraus den ganzen Genuß einer durchaus unerwünschten und nichts weniger als angenehmen Regendouche. Auf den Schutz der Zelte konnten wir uns bei einigermaßen heftigem Regenguß nicht verlassen. Ja die Zelte konnten bei starkem Winde vollständig niedergerissen werden. Mit diesen Aussichten folgten wir alle sehr gespannt den Bewegungen des ungebetenen Gastes. Schon hatten die zerrissenen Fetzen seines Gewandes die uns anscheinend sehr nahen Berghöhen bedeckt. Jetzt durchzuckte die Luft, einer glänzenden Schlange gleich, ein Blitz — und ein starker Donnerschlag erdröhnte in den Schluchten und in den Tiefen der Felsen. — Aber unsere Befürchtungen waren unbegründet gewesen: die Regenwolke zog rasch am nördlichen Zuge der Berge an uns vorüber. Auf unsere Lagerstätte waren nur einige Regentropfen gefallen. Es war das das erste Gewitter, das wir in den Bergen des Hindu-Kusch gesehen hatten.

Den ganzen folgenden Tag gingen wir in dem schön kultivierten Thal des Kabuler Flusses. Früh morgens, nachdem wir,

wie üblich, rasch eine Tasse Thee hinuntergegossen hatten, waren wir im Sattel. Es fiel uns schwer, ein so reizendes und gemütliches Oertchen wie Sser-Tscheschmeh zu verlassen, um so mehr, als der Weg schon auf den ersten 2 Werst vom Flusse nach rechts ablenkte und wir diese 2 Werst auf einer ununterbrochenen Auflagerung von Kieseln und scharfem, grobem Sand zu machen hatten. Unsere armen, schwerbepackten „Steppenrenner" sanken fast bis zu den Knöcheln in diese Masse hinein und waren nahe daran, ihre müden Beine völlig zu verderben. Bald darauf aber führte der Weg wieder durch kultiviertes Land, durch Gärten und Felder. Mitunter traten die Felsen der beiden Hügelreihen wiederum nahe an einander und verengten das Thal. Stellenweise mußten wir auf nicht gerade hohem, granitenem Saum gehen. Etwa drei mal mußten wir den Fluß überschreiten. Hier waren nun allerorts recht brauchbare hölzerne Brücken vorhanden. In bezug auf Solidität und Schönheit standen sie jedoch bei weitem denjenigen Brücken nach, die wir im afghanischen Turkestan gesehen hatten. Die letzteren hätten selbst europäischen Ländern Ehre eingebracht. Bald darauf stießen wir auf dem Wege auf Wasserlachen — die Spuren des gestrigen Gewitters und des Regenusses. Die Gärten, an denen wir vorbeikamen, bestanden hauptsächlich aus Pappeln, Aprikosen und Weiden, selten nur fanden wir Tschinaren. Auf den Feldern sahen wir Mais; die bereits hervorgebrochenen Kolben desselben hoben ihre Häupter bereits in die Höhe und suchten gierig nach den freundlichen Strahlen der Sonne. Weiterhin schlossen sich den erwähnten Bäumen noch Nußbäume an und weiter noch, da zeigte sich bereits die Weinrebe.

In ca. 10 Werst von unserem Lager erweitert sich plötzlich das Thal in bedeutender Weise, hauptsächlich nach links, so daß sich ein weites Nebenthal bildet. Dies Nebenthal ist anscheinend selbständig und wird von einem recht wasserreichen Flüßchen bewässert, welches gerade hier in den Kabul-Darja mündet.

Aber auch rechter Hand traten jetzt die Berge mehr zurück und erschienen abgerundeter. Diese Berge boten uns momentan ein prachtvolles Panorama dar. Die höchsten Gipfel waren in einen undurchdringlichen weißen Nebel eingehüllt. An ihren schroffen Gehängen kletterten halbdurchsichtige, zarte, elastische

Wolken herab, deren Umrisse sich beständig und launenhaft veränderten. Tiefer noch und statt der grünen Matten traten Felder auf, deren Bewässerungsgräben in regelmäßige Reihen, einer über dem anderen an dem Abhang gezogen waren, und die Berge somit in mehreren Stockwerken umgürteten. Die Baumgruppen und die in ihrem Schatten stehenden „Schlösser" erschienen von hier aus, von unten, wie Puppenhäuser, die auf den smaragdenfarbigen Gewändern von Riesen verstreut lagen. Zum Flusse selber steigen die Felder in Terrassen hinab; ein jedes Feld ist zum Schutz vor Ueberschwemmung von Seiten des Flusses und auch der Gebirgsströme mit steinernen Mauern und Dämmen versehen. Kein Stückchen Land, das anbaufähig ist, bleibt hier unbenutzt, unbebaut. Die Ufer des Flusses und die winzigen Inseln auf demselben sind ausschließlich von Gärten okkupiert, die hier Wäldern gleich sind. Ueber dem ganzen Gemälde aber strahlt ein klarer, türkisenblauer Himmel, unendlich tief, unfaßbar, wie die Ewigkeit selber.

Der General ritt heute, gerade so wie er es gestern gemacht hatte, uns voraus. Ich und der Oberst blieben diesmal nicht hinter ihm zurück. Die übrigen Mitglieder unserer Gesandtschaft hielten sich mit der Kosakeneskorte und unter der Obhut des bekannten ungehobelten, aber doch außerordentlich zuverlässigen Mossin-Chan hinter uns. In unserer Gruppe befand sich, wie bereits oben erwähnt, der Chef der Hesaren des Bezirks Kalu, Mir-Baba. Seine Physiognomie fesselte in außerordentlicher Weise meine Aufmerksamkeit. Ich schaute öfters mit Neugierde zu ihm hinüber. Er bemerkte meinen forschenden Blick und begann mir zuzulächeln, wobei er zwei Reihen kräftiger und glänzend-weißer Zähne vorwies. Er versuchte daraufhin sogar ein Gespräch mit mir anzuknüpfen, aber seine Unterhaltung beschränkte sich eben lediglich auf einige Versuche. Natürlich konnte weder ich ihn, noch er mich verstehen, an Dolmetschern aber fehlte es in unserer Gruppe. Wir mußten zur allgemein-menschlichen Sprache, zur Universalsprache greifen, d. h. uns durch Geberden zu verständigen suchen. Er nickte nun mit dem Kopf, fuchtelte und ruderte mit den Armen, hüpfte und schob sich auf seinem Sattel umher, immerhin aber konnte unsere originelle Unterhaltung nur schwer von statten gehen. Der General war

so liebenswürdig, daß er mir mit Hülfe des Debirs manches von dem übersetzte, was mir der Nachkomme des Tschingis mitteilen wollte. Dieser aber hatte mir über den Weg zu erzählen und über die Thäler in den benachbarten Bergen und würde sich bei seiner Gesprächigkeit wohl kaum darauf beschränkt haben, wenn eben nur eine Möglichkeit zur Fortsetzung des Gespräches vorhanden gewesen wäre.

Schließlich kamen wir zur Niederlassung Jalris (sprich das J = franz. j). Hier verengt sich das Thal wiederum. Der Weg führt dem linken Flußufer entlang durch eine hügelige Gegend. Die Hügel bestehen aus Konglomeraten. Die übrige Hälfte des Weges bis Koti-Aschru legten wir noch schneller als die erste zurück. Auf unserem Wege wunderte ich mich nicht wenig darüber, daß die Felder auf großen Strecken mit Bohnen und Erbsen nebst Mais und Reis bepflanzt waren. Ich vermag mir absolut nicht die Vorliebe der Eingeborenen für diese Pflanzen zu erklären.

Auf dem Wege kamen uns von Zeit zu Zeit große Karawanen entgegen, die ins Amuthal und hauptsächlich nach Buchara zogen.

Einige Werst vor unserer Station machte uns der Debir darauf aufmerksam, daß die Gesandtschaft daselbst von dem Minister des Hofes des Emirs Schir-Ali-Chan empfangen werden würde, der speziell zu diesem Zwecke aus Kabul uns entgegengesandt sei. Nach einem Ritt von wenigen Minuten bemerkten wir unter einem hohen, das umliegende Thal beherrschenden Tschinar den Serdar mit einem Gefolge von mehreren Männern; er wartete hier auf unsere Ankunft. Sobald er der Gesandtschaft ansichtig wurde, ritt er uns entgegen. Es war das ein hochgewachsener, kräftiger, alter Mann von etwa 70 Jahren mit weißem Haar. Sein Gesicht zeichnete sich durch einen angenehmen, offenen Ausdruck aus; die dunklen Augen schauten klug und freundlich unter den schönen Augenbrauen hervor. Eine Adlernase verlieh seinem Gesicht den Ausdruck von Kraft und Energie. Auf seine Brust fiel ein schneeweißer, nicht sehr langer Bart hinab. Er trug eine nach europäischem Zuschnitt und anscheinend auch aus europäischem Material verfertigte Kleidung. Seine feste und noch schlanke Taille umspannte ein schmaler lederner Riemen mit

goldener Borte, an welchem von links ein langer Kabuler Säbel und von rechts ein Revolver von ehrerbietigem Kaliber hing. Auf dem Haupte hatte er die afghanische nationale Kopfbedeckung — eine hohe, kegelförmige Mütze aus schwarzem sehr feinen Karakuler Lammfell. Er ritt einen prachtvollen feurigen Vollbluthengst von goldgelber Farbe. Der Sattel und der Zaum mit dem Mundstück waren zweifellos englische Arbeit. Der Name des Serdars war Abdullah-Chan.

Nachdem wir die ersten Begrüßungen gewechselt hatten, begaben wir uns insgesamt zu den Zelten, in welche wir durch den ehrwürdigen Serdar hineingeführt wurden. Er hielt sich einige Minuten in unserem Zelt auf, sprach von dem bevorstehenden Weg und teilte uns dabei mit, daß uns auf der nächsten Station der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Afghanistan, der Wesir Schah-Mahomed-Chan, erwarten werde.

Jetzt wurde uns Thee vorgesetzt. Der Serdar trank eine Tasse Thee und empfahl sich darauf mit Würde der Gesandtschaft, indem er ihr gute Ruhe nach der ermüdenden Reise wünschte, und seinen Besuch für den Abend zusagte. Inzwischen hatte sich der Himmel von neuem überzogen, die Gipfel der nördlichen Bergkette hatten sich wiederum mit feuchten dunklen Regenwolken bedeckt. Bald darauf erschallten die Donnerschläge und dünne, zackige Blitze durchschnitten die Luft. Wir waren wiederum darauf gefaßt, ein Bad unter freiem Himmel nehmen zu müssen. — Aber auch diesmal war der Himmel uns gnädig. Der Guß entlud sich im Westen, in etwa 10 Werst von unseren Zelten. Uebrigens war der Regen auch bei uns so stark gewesen, daß er den Boden gut durchnäßt hatte.

Wir befanden uns gegenwärtig am Nordrand des durch seine Fruchtbarkeit und den kriegerischen Sinn seiner Bevölkerung bekannten Thales Maidan. Bei dem Dorf Koti-Aschru gewinnt das Thal einen Durchmesser von 6 bis 7 Werst und lenkt, dem Laufe des Kabulflusses folgend, nach Süd-Ost ab, wobei es den gerade im Osten vom Dorfe liegenden Paß Sefid-Chak (weiße Erde), den letzten auf dem Wege nach Kabul, umgeht. Die Ausläufer des Hindu-Kusch im Norden des Thales, in bezug auf den Hindu-Kusch sind es die südlichen, werden hier bedeutend niedriger und sind auch in ihren Umrissen bedeutend

weniger schroff als die Gebirgsbarrière, welche das Thal Maiden vom Süden begrenzt. Diese letztere nun erhebt sich nahezu als senkrechte Mauer vor dem malerischen grünen Thal; im Norden indessen wird der Gebirgszug hin und wieder durch enge Bergthäler durchschnitten, in denen Gartenhaine und grüne Felder dunkeln. Das Thal Maidan ist gleichsam ein einziges großartiges Dorf, das sich auf viele Werst in die Länge und Breite erstreckt. Die Gärten in diesem Thale sind wahre Wälder. Das Thal gilt als die nahezu wichtigste Kornkammer für Kabul. Die Bevölkerung ist hier sehr bedeutend und wird auf fast 100 000 Mann geschätzt. Es wohnen hier sehr viele Afghanen, aber auch Tadschiken und selbst Hesaren.

Gegen 6 Uhr abends erschien der Serdar wiederum bei uns. Der Debir, der es gesehen hatte, daß ich mit dem Oberst Schach spielte, machte mir den Vorschlag, mit ihm eine Partie zu spielen. Ich ging darauf ein, wenngleich ich auch erwarten konnte, daß unser Turnier nicht streng lokalisiert bleiben und der Debir Beistand von der Umgebung erhalten werde. So war es denn auch wirklich. Schon nach einigen Zügen hatte es sich herausgestellt, daß gegen mich drei kämpften, darunter Mossin-Chan und noch ein afghanischer „Kernel". Abdullah-Chan folgte mit Aufmerksamkeit dem Spiel. Ich ereiferte mich wie üblich, namentlich weil der Kampf so ungleich war, ich machte einen Fehler nach dem anderen und wurde bald „Matt".

Der ehrwürdige Alte meinte jedoch, daß dies Matt noch keineswegs eine Niederlage für mich sei; im Gegenteil aber wäre der Sieg, den die drei Gegner über den Einzelnen davongetragen, eigentlich eine Niederlage für die Sieger, „da sie," so erklärte sich der Serdar, „im vorliegenden Falle eine Niederlage auf dem Gebiete der Großmut und der Gastfreundschaft erlitten haben."

Der Anblick des rüstigen und würdevollen Alten gewährte eine wahre Freude. Das Gespräch lenkte daraufhin auf politisches Gebiet ein. Der Serdar äußerte unter anderem, daß die Gegenwart ihn an das Ende der 30er Jahre erinnere, wo es ihm ebenfalls zu Teil ward, den russischen Gesandten Witkewitsch zu empfangen, der dann auch während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Kabul in seinem, des Serdars, Hause wohnte.

„Schon dazumal," sagte der Sserdar, „war es uns klar, daß eine friedliche Entwickelung unsres Staates für uns nur bei einem Bündnis mit Rußland möglich sein werde. Schon dazumal sah Dost-Mahomed-Chan ein, daß nur Rußland allein eine Schutzwehr gegen die Eingriffe der ländergierigen Engländer gewähren könne. Allerdings hat uns Rußland damals nicht beigestanden, wahrscheinlich aber fehlte es auch an einer Möglichkeit, uns irgendwie zu Hülfe zu kommen. Uebrigens konnten wir ja damals auch allein mit unseren Todfeinden fertig werden. Jetzt aber werden Sie von dem Sohn des Dost-Mahomed, dem Emir Schir-Ali-Chan, aufgefordert, zu ihm nach Kabul zu kommen — als teure Gäste, als Boten des Friedens und des Guten. Allah möge es gewähren, daß wir keinerlei Anlaß finden, unsere Freundschaft zu bereuen!"

So redete der energische Alte und sein Gesicht glühte begeistert und seine feurigen Augen bezeugten, daß seine Worte von Herzen kamen und aus voller Ueberzeugung gesprochen wurden. Er redete noch einige Zeit über das gleiche Thema. Daraufhin wurde ihm das Porträt von Dost-Mahomed-Chan gezeigt, das dem Burnesschen Werke „Kabul" beigefügt ist. Der Sserdar sprach sich über das Bild mit vielem Lob aus und meinte, daß es dem verstorbenen Emir sehr ähnlich sei. Als ihm nun mitgeteilt wurde, daß das Buch von dem bekannten Burnes, dem politischen Gegner des Witkewitsch, geschrieben worden sei, so sagte er, daß er sich sehr gut auch an Burnes erinnern könne, „an diesen sehr eitlen und ehrsüchtigen Menschen."

„Witkewitsch war das ausgesprochene Gegenteil von ihm," sagte der Sserdar.

Er zog sich gegen 7½ Uhr abends, nachdem er der Gesandtschaft gute Nacht (schebi schuma ba chair) gewünscht hatte, zurück.

Am anderen Tage, den 28. Juli, hatten wir den letzten Paß auf dem Wege nach Kabul zu passieren, den Sfefid-Chak-Paß. Die Station, zu welcher wir dann kamen, hieß Kalja-i-Kasy; von hier aus bis Kabul blieb uns eine Distanz von 15 Werst.

Wir brachen, wie üblich, morgens in der Frühe auf. Der Weg zog sich anfänglich in östlicher Richtung mit unbedeutenden Ablenkungen bald nach Nord, bald nach Süd. Nach kurzer Zeit

ließ der Weg den Kulturstreif des Thales völlig hinter sich und trat in ein leicht gehügeltes, stellenweise von Gebirgspässen durchschnittenes und mit Kiesel und recht bedeutenden erratischen Blöcken bedecktes Terrain. Ungefähr 8 Werst von unserer Station in Koti-Aschru begann ein recht steiler Aufstieg zu dem Paß. Man steigt auf einen, wenn auch nicht sehr schmalen, so doch recht glatten Pfad, der in Kalkgestein ausgehauen ist. Der ganze Aufstieg hat eine Länge von 2 Werst. Der Sattel des Passes ist Granit. Die Blättchen des Glimmers, im Granit eingestreut, glitzerten blendendhell in der Sonne. Der Niederstieg war nicht weniger steil und schmal als der Aufstieg.

Nachdem wir vom Paß bereits niedergestiegen waren, zogen wir noch einige Zeit durch eine schmale Schlucht, welche sich allmählich zum Osten hin erweitert und in das Arhandiler Thal führt. Auf der ganzen Strecke über den Paß war die Gegend völlig wüst. Nirgends war auch nur ein Bäumchen oder ein Strauch zu sehen.

Im Thal Arhandil kommt die Vegetation wiederum zur Geltung. Das Thal ist sehr gut kultiviert. Es ist durchweg, in seiner ganzen Breite von 5 Werst, in der Richtung von Nord nach Süd mit Feldern bedeckt, aus deren Mitte die von schattigen Hainen umgebenen Niederlassungen freundlich hervorschauen. Die dichtlaubigen Baumgruppen der Gärten bringen einen höchst anmutigen Wechsel in die Landschaft.

Der Weg führt mehrfach durch die Furt von einigen Bewässerungsgräben und Flüssen; ein Flüßchen hat eine Breite von 10 Ssaschenj bei einer Tiefe von 2 bis 3 Fuß. Je weiter wir nach Osten vorrückten, desto mehr und mehr erweiterte sich auch das Thal; unweit von Kalja-i-Kasy hatte es bereits eine Breite von 10 bis 15 Werst. Hier aber fanden wir schon lange nicht mehr die ununterbrochene Fläche von grünen Feldern und Gärten wie vormals. Im Gegenteil, wir mußten wiederum einige Zeit durch ein wüstes, mit mächtigen Steinblöcken bedecktes Gebiet ziehen, in der Nähe von einem ausgetrockneten Flußbett, das ebenfalls mit Steinen, Kieseln und grobem Sand verlagert war. Linker Hand, in 6 bis 7 Werst von uns, im Nord-Osten, zeigte sich ein Thal, höher gelegen als das unsrige und völlig mit Gärten bedeckt. Der Kemnab geriet beim Anblick des Thales in

Entzücken und sagte, indem er sich an mich wandte: „serdalu, schaftalu, miwe beßjar, cheili chub der ondscha!“ (Aprikosen, Pfirsiche, es giebt da verschiedene Früchte — wunderbar und wie viel!) „Beßjar, cheili chub, Doktor-Saib,“ wiederholte er mehrmals.

Ich dachte mir allerdings dabei, daß es wohl angenehmer sein würde, alles selber zu sehen, als bloße Berichte darüber, wie außerordentlich begeistert sie auch sein mochten, zu vernehmen.

Plötzlich zeigte sich im Osten in einigen Werst von uns eine seltsame Reitergruppe. Man konnte unter anderem drei Figuren irgendwelcher kolossaler Tiere unterscheiden. Der Debir sagte, daß das die „Filjan“, Elefanten wären und daß auf einem der Elefanten der Wesir-Saib uns entgegenreite. Wir spornten unsere Pferde an — der Zwischenraum zwischen uns und den Elefanten verringerte sich rasch. Nach einigen Minuten waren wir bereits imstande, die Figur des Wesirs genau zu unterscheiden, der auf einem der Elefanten saß. Nur wenige Dutzend Ssaschenj sind es, die uns jetzt von den mächtigen Tieren trennen; jetzt bleiben sie stehen: der Elefant, der den Wesir trägt, läßt sich auf die Kniee nieder — der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Afghanistan steigt auf einer Treppe zum Boden hinab.

„Choschⁱ amedit, choschⁱ amedit, Dschenerel-Saib!“ (willkommen, General Saib) rief der Wesir in herzlichem Tone, indem er sich dem General zuwendete und ihm die rechte Hand entgegenstreckte. Er schloß daraufhin den General in seine Umarmungen und drückte ihn an seine Brust. In gleicher Weise begrüßte er daraufhin auch den Oberst und mich. Bald darauf näherte sich uns auch der übrige Teil der Gesandtschaft.

Einige von uns nahmen auf den Elefanten Platz, die anderen blieben zu Pferde. Der General saß mit dem Wesir zusammen auf einem Elefanten. Bis Kalja-i-Kasy hatten wir noch 5 Werst und bald waren wir schon bei unseren Zelten.

Kalja-i-Kasy ist ein kleines, von Obst- und Gemüsegärten umgebenes Schloß. In einiger Entfernung von ihm befindet sich ein recht hoher, völlig offener Hügel, dessen südliche Seite von einer Mauer besetzt wird. Auf diesem Hügel nun

waren unsere Zelte aufgeschlagen. Es konnte kaum einen besseren Platz für ein Lager geben. Auf allen Seiten hin eröffnete sich eine weite Aussicht. Die Berge treten hier sehr weit auseinander, die Ebene umfaßt ein umfangreiches Gebiet. Im Osten erstreckt sich das außerordentlich schön kultivierte Thal Tschaar-Deg, dessen Gärten uns von unserem Hügel aus wie Wälder erschienen. Die gleichen waldähnlichen Gärten reichen bis zum Fuß der beiden Piks, oder besser gesagt der beiden hohen Hügel, zwischen denen der Weg nach Kabul gelegen ist.

Kabul ist von hier aus auf 15 Werst entfernt und wenn die Stadt nicht von unserem Hügel zu sehen war, so geschah das eben darum, weil sie gerade durch denjenigen Hügel verdeckt wurde, an dem der Weg nach Kabul vorbeiführte und auf dessen östlichen und nördlichen Gehängen die Stadt liegt.

Ueber diesen Hügeln und in der Ferne erheben sich die leicht-rosigen schneebedeckten Gipfel des Hindu-Kusch. Im Norden stößt das Thal auf relativ niedrige und weiche Gehänge der Berge, die sich übrigens bald energisch erheben. Im Westen windet sich schlangenartig der Weg, welchen wir eben zurückgelegt hatten; im Süden ist der Horizont nahezu unbegrenzt, in weiter Ferne nur lassen sich wie im Nebelduft niedrige Berge unterscheiden. Näher zu den Bergen führt der Weg aus Maidan nach Gasni. Der Kabul-Darja fließt ebenfalls weit im Süden von Kalja-i-Kasy und tritt, indem er den am Ostrand des Tschaar-Deg-Thales befindlichen und oben bereits erwähnten südlichen Hügel umgeht, in eine Schlucht ein und strömt daraufhin eine gewisse Strecke lang durch die Vorstädte von Kabul.

Die Elefanten ließen sich unmittelbar vor unseren Zelten auf die Kniee nieder und wir stiegen hinab. Der Wesir führte uns sofort in unsere Zelte hinein.

Ich möchte mich hier nicht in die Einzelheiten der Charakteristik des ersten Würdenträgers des Emirs verlieren. Ich werde das später thun können. Vorläufig möchte ich nur bemerken, daß das ein magerer, hochgewachsener Mann war, auf welchem die Kleider — von europäischem Schnitt — wie auf einem Kleiderständer hingen. Seine niedrige Stirn und die wenig markierten Gesichtszüge konnten den Beobachter nicht gerade sehr für ihn

einnehmen. Aber seine schwarzen Augen hatten einen offenen Blick und der Ton seiner Rede war herzlich und von Aufrichtigkeit durchdrungen.

Der Wesir verblieb einige Zeit in unserem Zelt und zog sich dann, nachdem er uns gute Ruh — „chub isterahat kerden" gewünscht hatte, zurück.

Heute hatte uns der Emir zum Nachtisch, zum Dessert, aus Kabul eine große Menge verschiedener Früchte zugesandt. Da waren Kirschen, Aprikosen, Alutscha (eine Art Pflaumen), Weintrauben verschiedener Sorten, Birnen, Aepfel, die mir während der ganzen Reise in Afghanistan überhaupt nur in Kabul zu Gesicht gekommen waren, Pfirsiche, Maulbeeren, weiß und purpurfarbig, Arbusen (Wassermelonen), Melonen von verschiedenen Sorten, selbst rosafarbige. Hierzu kamen noch einige Sorten von Backwerk aus der Küche des Emirs. Ein Gebäck aus geschlagenem Rahm war uns von den Verwandten Mossin-Chans zugesandt worden. Ich staunte nicht über die Menge der Früchte, sondern darüber, daß manche von ihnen, trotzdem daß sie zu verschiedenen Jahreszeiten reiften, hier zusammen vor uns lagen. So hatten wir z. B. hier Aprikosen und Pfirsiche vor uns, was für die Taschkenter Verhältnisse etwas durchaus Seltsames gewesen wäre.

M. legte sich sofort den Samen von einigen Früchten zur Seite, in der Absicht, ihn zur Aussaat in Taschkent aufzuheben.

Nach dem Mittag machte ich mich mit M. B. und S. auf, um die Elefanten zu betrachten, die hier am Fuße des Hügels abgestellt waren. Es waren ihrer drei, darunter zwei Weibchen und ein Männchen. Das Männchen war nicht über 40 Jahre alt; von den Weibchen war das eine gegen 60, das andere 100 Jahre alt. Bei keinem der Elefanten waren die Stoßzähne vorhanden. Das Männchen war an den Beinen gefesselt, die Weibchen nicht. Auf meine Frage, warum bloß das Männchen allein gefesselt sei? antwortete der Führer, daß es „bloß nötig sei, daß das Männchen nicht fortgehe, die Weibchen würden schon stets bei ihm bleiben und ohne das Männchen keinen Schritt machen." Das Männchen war relativ klein, kaum über 10 Fuß hoch, die Weibchen hingegen viel größer. Alle drei Elefanten

waren vom Emir in Indien gekauft. Außerdem hatte der Emir, wie die Führer erzählten, noch über 10 Elefanten, welche sich gegenwärtig in Kabul befanden. In unserer Gegenwart putzten und wuschen die Führer ihre Elefanten, was ihnen bei den verschiedentlichen Streichen, die diese kolossalen Schlingel dabei ausführten, nicht geringe Mühe kostete. Um den Elefanten zu putzen, stellt der Führer ihn auf die Kniee und bearbeitet ihn nun mit einer Bürste wie ein Bodenwichser. Nun ist der Führer mit seiner Arbeit scheinbar zu Ende. Er gießt den letzten Eimer Wasser dem Elefanten über den kolossalen Rücken aus und läßt ihn aufstehen. Der Elefant gehorcht willig. Sobald aber der Führer ihn mit der Decke bedecken will, so ergreift der mutwillige Gigant mit seinem Rüssel eine Menge Staub und Erde und überschüttet sich damit den Rücken. Wiederum muß der Führer ihn auf die Kniee stellen und wiederum spaziert er auf dem unendlichen Rücken mit der Bürste in der einen Hand, mit dem Eimer in der anderen herum. Nun ist er fertig, er hat nur noch die Decke aufzulegen, aber der Elefant verzieht seinen ungeheueren Mund zu einem Lächeln und macht den gleichen Streich. Jetzt schlägt ihn der Führer mit der Bürste und befiehlt ihm, daß der Elefant ihn auf seinen Rücken heben möge. Sofort wird die Taille des Führers von dem Rüssel umwunden — und nun spaziert der Führer schon selber auf dem Rücken des Elefanten umher und arbeitet mit Wuth mit seiner Bürste.

Nachdem er seine Arbeit beendet, bedroht er den Elefanten mit einer strengeren Strafe, wenn er wagen sollte, seinen Streich zu wiederholen. Aber der Streich wird jetzt nicht mehr wiederholt; der Elefant wackelt bloß mit gewisser Komik mit seinem unverhältnismäßig großen Kopf und bewegt seine Ohren langsam hin und her, gerade wie wenn er sich mit einem Fächer Luft zufächelte. Schließlich ist der Elefant mit der Decke bedeckt und verliert sich in die angenehme Betrachtung dessen, wie vor seinen Augen das Mittagsmahl für ihn bereitet wird.

Das Mahl besteht aus einem Gemisch von Brotfladen und Butter, aus einem ganzen Haufen von frischem Grünwerk und Gemüse. Der Elefant frißt viel; er wird zweimal täglich gefüttert; dreimal am Tage wird er geputzt. Der Unterhalt des Elefanten mitsamt dem Führer, welcher noch einen Gehülfen

hat, kommt jährlich auf 5 bis 8 tausend Rupien (nominell 1 rupier = 60 Kop., im Kurs bis 70 Kop.).

Für den Ritt, wenn der Ausdruck hier zu gebrauchen wäre, wird der Elefant in folgender Weise gesattelt: es werden ihm auf den Rücken Unterlagen gelegt, wie sie gewöhnlich unter den Sattel kommen; auf diese Unterlagen kommt eine Decke. Auf dieser Decke wird eine recht umfangreiche hölzerne Plattform befestigt. Sie wird durch Stricke und Ketten festgehalten, welche unter den Bauch des Elefanten greifen, und ferner noch durch starke Schwanz- und Brustriemen. Auf der Plattform wird an vier eingeschraubten Ringen ein Korb aus Holz befestigt. Der Korb ist von außen mit Silber und Gold verziert, das Innere ist mit Seidenmatratzen und Kaschmir-Shawls ausgelegt. Ueber der Plattform wird ebenfalls eine mehr oder weniger reiche Decke gebreitet, z. B. aus Sammet oder Brocat u. dgl. m. Im Korb kann sich eine Person mit Bequemlichkeit plazieren, man kann hier selbst der ganzen Länge nach ausgestreckt liegen. Zwei Mann können ungeniert nach asiatischer Art sitzen, für drei ist es schon recht eng. An der Seite des Elefanten ist eine Treppe angehängt, da man, um den Elefanten zu besteigen, oder von ihm abzusteigen — trotzdem daß er sich auf die Kniee hinunterläßt — doch nicht ohne Treppe abkommen kann.

Der Elefant kann recht langsam und auch recht schnell gehen, er legt 5 bis 10 Werst in einer Stunde zurück. Er kann im Trab laufen, gewöhnlich aber läßt man ihm beim Reiten im Schritt gehen. Manche Elefanten tragen den Reiter sehr angenehm, ohne Rütteln und Stöße. Andere wiederum, namentlich die Weibchen, haben einen sehr ungleichen Gang; der Korb schwankt dann stark hin und her, der Reiter fühlt sich etwa so, als ob er auf der See geschaukelt würde. Man wird ungefähr in der Weise gerüttelt, wie auf einem Dromedar. Eine längere Reise auf einem solchen Elefanten wäre wohl kaum zu ertragen: schon nach einem Ritt von wenigen Stunden würde sich entschieden ein Schwindel einstellen und ein Schmerz in den Nacken- und Rückenmuskeln, die ja unausgesetzt arbeiten müssen, um den Körper und den Kopf im Gleichgewicht zu halten.

Der Elefant folgt dem Kommando des Führers, welcher sich gewöhnlich auf dem Hinterhaupte des Elefanten auf einem spezifisch eingerichteten Sattel befindet. Ohne Führer macht der Elefant keinen Schritt. Die allgemein verbreitete Anschauung, daß der Elefant von seinem Führer durch Schläge auf den Kopf mit einem zugespitzten Hammer gelenkt werde, ist wohl kaum begründet. Der Elefant wird durch Worte gelenkt, wie: „vorwärts", „zurück", „rechts", „links", „rasch", „langsam", „still" u. s. w. Alles das wird dem Elefanten in Worten gesagt und alles das versteht er in vorzüglichster Weise. Die Schläge mit einem Hammer, aber keineswegs mit einem zugespitzten, werden nur dann in Anwendung gebracht, wenn der Elefant eigensinnig wird, dumme Streiche macht oder aus irgend welchen Gründen dem wörtlichen Befehl nicht Folge leisten will.

Die Elefanten werden nicht nur in Indien, sondern auch in Kabul zu verschiedentlichen Arbeiten verwendet, so wurden sie z. B. für Erdarbeiten im Schirapurer Lager, an der Nordseite von Kabul, verwendet; sie beförderten auch das Geschütz über das Gebirge. Ein vollständig erwachsener Elefant kann auf seinem Rücken eine Last von etwa 60 Pud schleppen, ja vielleicht noch mehr. Ueber die Verständigkeit und die Ausdauer der Elefanten werden viele Anekdoten erzählt, welche hier natürlich nicht zu wiederholen sind.

Am Abend traf eine Post für die Gesandtschaft aus Taschkent ein. Der General Kaufmann hatte seinem Brief an den Chef der Gesandtschaft ein Telegramm, das er aus Petersburg erhalten, beigefügt. Das Telegramm bekundete, daß der Berliner Kongreß seine Sitzungen beschlossen habe. Die Hauptpunkte der Friedensbedingungen, zu welchen man sich mit der Türkei verständigt hatte, lauteten dem Telegramm nach wie folgt: Bildung eines Vasallenfürstentums Bulgarien bis zu der Grenze der Balkanen; Selbständigkeit von Serbien und Montenegro mit Einhaltung der früheren Grenzen und 400 Millionen Rubel Entschädigung an Rußland für Kriegsverluste. General Kaufmann schrieb in bezug auf dies Telegramm, daß „das ein trauriges Telegramm sei, wenn es seine Richtigkeit damit habe." „Jedenfalls," bemerkte er, „habe der Kongreß seine Sitzungen

beſchloſſen," er empfahl darum dem Chef der Geſandtſchaft, ſich in den Unterhandlungen mit der afghaniſchen Regierung von jeglichen entſcheidenden Schritten, Zuſicherungen u. dgl. m. zu enthalten und jedenfalls nicht ſo weit zu gehen, als wie das unter anderen Umſtänden möglich geweſen wäre, d. h. wenn uns ein Krieg mit England bevorgeſtanden hätte. Im gleichen Brief befanden ſich auch ein paar chiffrierte Zeilen, welche der Chef der Geſandtſchaft ſpäterhin mit Oberſt Rasgonow allein durchleſen wollte.

In dem lebhaften Geſpräch, das ſich unter uns in bezug auf die eingetroffenen Nachrichten entſpann, wiederholte der General mehrfach, daß er ſehr froh ſei, daß dieſe wichtigen Nachrichten gerade noch zeitig, tags vor unſerem Einrücken in die Hauptſtadt von Afghaniſtan, eingetroffen ſeien. Dieſes Ereignis, d. h. das Eintreffen der letzten Poſt, war natürlich im hohen Grade wichtig, da die Geſandtſchaft ſich hierdurch in ihren Unterhandlungen mit der afghaniſchen Regierung auf durchaus anderen Boden geſtellt ſah.

Abends brach bei mir ein äußerſt heftiges Fieber aus. Der Paroxismus hielt die ganze Nacht an; trotz der bedeutenden Doſen von narkotiſchen Mitteln ſtellte ſich mehrfach ein ſtarkes Erbrechen ein. Die ganze Nacht über hatte ich eine Hitze, als ob ich im Feuer brannte. Indeſſen galt es, morgen in Kabul einzurücken. Man mußte ſich wacker halten, man mußte die nötigen Anſtalten zum feſtlichen Einzug treffen — nun aber lag ich ſchweißbedeckt, mit vor Hitze aufgeſprungenen Lippen, im höchſten Grade erſchöpft .....

Am 29. Juli erwachte unſer Lager gegen 7 Uhr morgens. Alles lärmte und eilte. Alle waren in feſtlicher Stimmung, gerade als ob man ſich zu einer Opferhandlung vorbereitete. Bald darauf erſchien der Weſir mit ſeinem Gefolge. Gegen 8 Uhr morgens rückten wir aus. Ich fühlte mich außerordentlich miſerabel. Im Kopf das Gefühl einer bleiernen Schwere, im Magen das Gefühl von Uebelkeit, beſtändigen Brechreiz. Die Beine wollten völlig den Dienſt verſagen. Was war da aber zu machen, auch ich mußte mich rüſten. Mit Mühe und Not hatte ich mich angekleidet und erkletterte nun einen Elefanten, in der Hoffnung, daß es ſich auf ihm bequemer reiten laſſen würde, als auf dem

Pferde. Ich fürchtete nämlich, vor Schwäche aus dem Sattel zu fallen. Als nun aber das „Schaukeln des Elefanten" begann, da konnte ich mich kaum noch weiter halten. Ich war mehrmals nahe daran, vom Rücken des Kolosses hinabzusteigen, bezwang mich aber doch und suchte mich in dem Gedanken zu befestigen, daß das „Fleisch zwar schwach, der Geist aber stark sein müsse." Wie dem auch sei — nach einiger Zeit hatte ich mich bereits soweit in meine Lage hineingefunden, daß ich bald imstande war, mich darüber, was um mich geschah, zu orientieren. Es geschah nun aber folgendes: Der Zug selber war höchst effektvoll. Voraus, in einigen Dutzend Sschaschenj vor uns, ritt ein Trupp glänzender afghanischer Kavalleristen. Daraufhin folgten einer nach dem anderen unsere Elefanten, hinter welchen sich die Kosakeneskorte hielt. Der Eskorte folgte wiederum ein Trupp afghanischer Kavalleristen. Zu beiden Seiten der Kavalkade marschierte in zwei langen Reihen die Garde des Emirs, imponierende Soldaten von hohem Wuchs. Sie trugen eine grellrote Uniform.

Nachdem wir die Felder hinter uns hatten, gelangten wir in ein mit dichtlaubigen Gärten bedecktes Gebiet. Hin und wieder zeigten sich Plantagen von Tabak und Mais. Der Weizen war hier bereits geschnitten. Abseits vom Wege zeigten sich an einigen Stellen Gruppen von Eingeborenen, die den soeben von den Feldern eingeheimsten Weizen ausdroschen. Der Weizen wurde durch Ochsen und Pferde gedroschen, die man auf den auf der Tenne ausgestreuten Garben herumstampfen ließ. An einigen Stellen erhoben sich bereits Kegel von ausgedroschenem und durchgewehtem Weizen und das bernsteinfarbige Korn desselben blitzte schön in der Sonne.

Nachdem wir 8 Werst von der Station zurückgelegt hatten, kam uns der leibliche Bruder des Emirs, der Sserdar Habib-Ullah-Chan, entgegen. Er war uns von Kabul aus auf einem riesigen aschgrauen Elefanten entgegengeritten. Der Elefant besaß mächtige vergoldete Stoßzähne, deren Spitzen abgefeilt waren. Der Sserdar wurde von einem Trupp Panzerreiter, die mit schönen Kabuler Säbeln bewaffnet waren, begleitet. Auf dem Haupte hatten sie glänzende Metallhelme mit Kettchen, welche bis zur Unterlippe reichten.

Sobald Habib-Ullah-Chan uns näher gekommen war, verließ er seinen Elefanten, um die Gesandtschaft zu begrüßen. Auch der Chef der Gesandtschaft stieg von seinem Elefanten herab. Nun wechselten die Reiter ihre Plätze auf den Elefanten. Der General bestieg mit dem Serdar den Elefanten des letzteren; der Oberst setzte sich zum Wesir, ich kam zum Kemnab. Jetzt war es mir viel bequemer zu reiten; der Elefant hatte einen sehr angenehmen Schritt. Nun zogen wir wieder weiter.

Zu den Seiten des Weges sammelten sich jetzt die Eingeborenen in großen Mengen, um die Fremdlinge anzuschauen, die wenn auch „Firindschis" (Europäer), so doch von ganz anderer Sorte waren. Diese „Firindschis" waren „Urussen".

In 10 Werst von Kalja-i-Kasy beginnen die Vorstädte von Kabul. Der Weg führt hier durch eine Schlucht, die durch die beiden oben erwähnten Hügel gebildet wird.

Vor Zeiten wurde diese Schlucht durch eine Mauer aus gebrannten Ziegeln verschlossen. Diese Mauer, von welcher jetzt nur die Trümmer zurückgeblieben sind, ersteigt in Absätzen die beiden Hügel und erstreckt sich auf den Gipfeln derselben in der Richtung von Süd nach Nord. Wohin der nördliche Teil der Mauer führt und wo sie ihr Ende findet, das weiß ich nicht, der südliche Teil aber umgeht die Stadt im Westen, lenkt nach Süden ein und endet im oberen Bala-Hissar (der Citadelle von Kabul).

Es sammelte sich immer mehr und mehr Volk. Von beiden Seiten unseres Zuges hatte die Menge ein ununterbrochenes lebendes Spalier gebildet. Die nächsten Felsen und Vorsprünge der Hügel und die Ueberreste der zerstörten Mauern — waren durchweg mit Leuten von den verschiedentlichsten Typen besetzt. Die Dächer der Häuser, ja selbst die Bäume zu beiden Seiten des Weges waren mit Neugierigen übersäet. Da zeigten sich Afghanen mit bronzefarbiger Haut, mit blitzenden Augen und mit pechschwarzem Haar; hier mitten in der Volksmenge zeigten sich auch die Mongolenköpfe der Hesaren mit enggeschlitzten Augen und mit abstehenden Ohren.

Hinter der Schlucht beginnt bereits die Stadt Kabul. Wir passierten jetzt die Nordwestseite derselben. Wir mußten durch die Bazarstraße gehen, die sehr eng, aber doch gepflastert,

wenn auch sehr schlecht gepflastert war. Ueberhaupt begannen hier die gepflasterten Straßen. Weiterhin folgte eine Chaussee, eine recht ordentliche Chaussee, die zu beiden Seiten mit Bäumen, hauptsächlich mit Maulbeerbäumen und Weiden, bepflanzt war.

Nach einiger Zeit gelangten wir zur Brücke über den Fluß Kabul-Darja, der hier von Süd-West nach Nord-Ost fließt. Es war das eine steinerne Brücke, aber sie befand sich in sehr schlechtem Zustande. Die Elefanten passierten den Fluß durch eine Furt. Der Fluß ist hier nicht über 3 bis 4 Fuß tief bei einer Breite von 20 bis 30 Werst. Die Elefanten gingen langsam durch den Fluß und machten dabei mit ihren Rüsseln die verschiedentlichsten Kunststücke, indem sie Wasser einsogen und es dann mit großer Kraft ausstießen. Ich erwartete jeden Moment, daß der Elefant seinen Rüssel erheben und seine Reiter durch eine wohl kaum erwünschte Douche erfreuen würde. Aber der Führer gab sorgsam Acht auf ihn; sobald nur der Elefant das Wasser in den Rüssel einsog, so begann er ihm sofort etwas in's Ohr zu flüstern, der riesige Schlingel fing dann sofort an mit den Ohren zu klappen und warf daraufhin das Wasser hinaus.

Nachdem wir den Fluß passiert hatten, lenkten wir vom Weg nach links ab, zum Norden von der Stadt und kamen auf ein weites, freies Feld. Inmitten des Feldes standen afghanische Truppen von allen Waffengattungen. Auf den Flügeln war Kavallerie aufgestellt, im Centrum Infanterie, vor der Front Artillerie. Im ganzen war hier wohl kaum über eine Division Militär zusammen. Sobald sich die Elefanten dem Centrum der Truppen genähert hatten, wurden von der Artillerie Salutschüsse abgefeuert; es wurden 34 Kanonenschüsse abgegeben. Daraufhin begann die Musik ihr Spiel und die Truppen defilierten an uns vorbei. Die Elefanten traten wieder auf die Chaussee und schlugen die Richtung nach Bala-Hissar ein, dessen weiße Mauern in kaum einer Werst von uns schimmerten. Gleichzeitig erhob die Volksmenge, die sich auf der Chaussee drängte, ein Geschrei, indem sie den Segen der vier Khalifen auf die Gesandtschaft herabrief, was unserem Begrüßungs-Hurrah entspricht. Unter den Rufen der vieltausendköpfigen Menge und den Klängen der

Musik traten wir in das Thor des Bala-Hissar ein. Am Thor der Citadelle empfing uns eine Ehrenwache in originellem Kostüm, das aus einem bis zu den Knieen reichenden karrierten Röckchen, Schuhen und Helm bestand.

Nach einem kurzen Weg durch recht enge, teilweise gepflasterte Straßen mit zweistöckigen Häusern, deren Fenster auf die Straße hinausgingen, gelangten wir in unsere Wohnung. Bis zu unserem Hause wurden wir von dem gesamten afghanischen Adel, der hier nur vorhanden war, begleitet.

9. Kapitel.

In Kabul.

Die Wohnung der Gesandtschaft in Bala-Hissar. — Die Audienz der Gesandtschaft beim Emir Schir-Ali-Chan. — Volksfestlichkeiten. — Die dem Emir vom Turkestaner General-Gouverneur zugesandten Geschenke. — Der Emir schenkt der Gesandtschaft 11 000 Rupien. — Das Leben der Gesandtschaft in Kabul. — Englische Zeitungen beim Emir. — Wir erhalten eine Post aus Taschkent. — Krankheit und Tod des Kronprinzen Abdullah-Dschan. — Die Unterhandlungen des Generals Stolettow mit der afghanischen Regierung. — Die Nachricht von der Ausrüstung einer englischen Gesandtschaft nach Kabul. — Diese Gesandtschaft wird von dem Emir abgewiesen. — Ein Bazar in unserer Wohnung.

Unsere Elefanten hielten in einem recht schmalen Gäßchen vor dem Thore des der Gesandtschaft angewiesenen Palastes. Das Gäßchen trennte unseren Palast von der Residenz des Emirs.

Ein weites Thor in einer recht dicken und hohen Lehmmauer führte uns in den äußeren Hof unserer Wohnung, woselbst sich die Gebäude für die der Gesandtschaft zur Verfügung gestellte Dienerschaft und für die lokale Administration des Palastes befanden. Von hier aus führte ein minder weites Thor in den Palast selber. — Das ganze Gebäude glich auf den ersten Blick einem viereckigen Kasten, der von zwei Seiten von dicken Mauern begrenzt war; die beiden anderen Seiten desselben waren aber von zwei Gebäuden eingenommen. Das Viereck hatte eine Fläche von einigen Hundert Quadrat-Ssaschenj inne.

Wir gingen durch den sorgfältig gefegten und mit Sand und Kies bestreuten Hof unseres Palastes und erstiegen die Terrasse, die sich vor dem nördlichen Gebäude befand. Die Terrasse war

mit gebrannten Ziegeln gepflastert und nahm etwa den fünften Theil des Hofes ein. Wir stiegen darauf in den zweiten Stock des nördlichen Gebäudes, woselbst uns bereits ein serviertes Frühstück und der Thee erwarteten. Die Kabuler haben allem Anschein nach das Obst sehr gern. So waren z. B. auch jetzt zum Frühstück ganze Berge von Obst aufgetischt. Ich verhielt mich jedoch völlig gleichgültig, wie zum Frühstück, so auch zur Umgebung und zu den Personen um mich herum. Die Fieberhitze hatte sich meiner gar zu arg bemächtigt. Zwischen den Mitgliedern der Gesandtschaft und den afghanischen Würdenträgern hatte sich eine sehr rege Unterhaltung angeknüpft, ich war aber völlig außer Stande, ihr zu folgen. Ich wünschte nur eines, daß unsere Gäste baldigst ihrer offiziellen Visite ein Ende machen sollten, denn dadurch hätte ich die Möglichkeit gewonnen, mich sofort zu Bette zu legen. Nun aber kam mir da noch der Wesir, die gute Seele, mit seinem Trösten und mit der Versicherung, daß mein Fieber bald vorüber sein werde und „daß einem Doktor doch nicht gezieme, krank zu sein".

Immerhin verabschiedeten sich unsere Gäste bald und entfernten sich. Der Wesir wünschte darüber Auskunft zu erhalten, wann es der Gesandtschaft genehm sein würde, beim Emir zur Audienz zu erscheinen, bemerkte aber, daß der Gesandtschaft einige Ruhe nach dem Wege gut thun werde. Der General beschloß hierauf, daß die Gesandtschaft den ganzen folgenden Tag ruhen, „übermorgen aber, wenn es dem Emir Saib beliebe, bei ihm zur Audienz erscheinen" werde.

Nachdem sich unsere hohen Gäste zurückgezogen hatten, beeilten wir uns, uns in der umfangreichen Wohnung bequem einzurichten.

Der Palast hatte, wie erwähnt, nahezu die Form eines Quadrats, von welchem zwei Seiten, die nördliche und südliche nämlich, von Gebäuden eingenommen waren. Das umfangreichere von den Gebäuden befindet sich auf der Nordseite des Vierecks. Es ist aus ungebrannten Ziegeln errichtet und von außen mit einer Holzbekleidung versehen. Das Gebäude ist vierstöckig. Eine umfangreiche Terrasse mit Steingeländer reicht bis zum dritten Stocke. An verschiedenen Stellen der Vorderseite sind Erker und Thürmchen angebracht. Die ganze Vorderseite ist mit Holz-

schnitzereien verziert. Das Gebäude erinnert überhaupt an unsere „Choromy-Terema", die Wohnungen der Bojaren aus der Epoche vor Peter I. Die volle Illusion wurde bloß durch das flache Dach gestört und durch die Fenster ohne Scheiben, die mit geschnitzten Läden verschlossen wurden. Uebrigens war im dritten Stock ein Zimmer, von uns das „Nachtisch-Zimmer" genannt, da die Süßigkeiten und Früchte gewöhnlich dorthin gebracht wurden, mit Fensterscheiben versehen.

Es befanden sich im Hause sehr viele Zimmer. Aber nur wenige von ihnen waren im europäischen Sinne des Wortes bequem eingerichtet. Die Möblierung war sehr spärlich: ein paar Sessel von sehr anspruchsloser Arbeit, einige einfache Stühle und Tische mit Tischdecken von englischem Fabrikat bedeckt; einheimische Betten mit einem Netz aus Stricken an Stelle von Federn und mit Matratzen, die mit Watte statt mit Roßhaar gepolstert waren — das war die innere Einrichtung des Palastes. Nirgends gab es einen Spiegel. Die Zimmer waren sehr klein, nur wenige hatten mehr als 4 bis 5 Sschaschenj in der Länge und 2 bis 3 in der Breite. Der Fußboden war in einigen Zimmern mit persischen Teppichen, in anderen mit einfachen Palassen, wieder in anderen mit dichten und weichen gemusterten kirgisischen Koschmas bedeckt. In einigen Zimmern waren die Teppiche mit weißem Calico, ebenfalls einem englischen Produkt, überdeckt. Die Decken der Zimmer waren von der in Central-Asien üblichen Art. Sie waren aus Schilfmatten verfertigt, welche direkt auf die Balken gelagert und von unten mit billigem Zitz beschlagen waren. Die Wände der Zimmer sind recht gut geweißt, was übrigens lange nicht in allen Zimmern der Fall ist, und an einigen Stellen mit einfachen Skulpturverzierungen aus Alabaster versehen. In den Wänden sind Nischen ausgehöhlt, wo Theeservice, Leuchter und andere Kabinetstücke standen. Nachdem ich dies Gebäude flüchtig gemustert hatte, begab ich mich in das südliche Gebäude.

Es war das ein zweistöckiges Haus. Die Einrichtung war die gleiche wie im vorhergehenden Gebäude. Der zweite Stock war viel besser eingerichtet als der erste. Die Zimmer schauten hier viel gemütlicher aus, als das in dem ersten, im nördlichen Hause der Fall war. Ein besonderer Vorzug des Hauses war

es, daß die Fenster desselben nicht nur auf den Hof, sondern auch auf die Südseite, d. h. auf die Straße hinausgingen.

Unmittelbar unter den Fenstern des nördlichen Gebäudes beginnt die weite Kabuler Ebene. Von der Höhe des zweiten Stockes in diesem Hause eröffnet sich ein wunderbarer Ausblick nach Süd und Ost auf die Umgebung der Stadt. Der Blick überfliegt die von niedrigen Bergen begrenzte Fläche auf etwa 10 Werst in südlicher und in östlicher Richtung. Ein bedeutender Teil der Fläche, namentlich der unserem Hause zunächstliegende, steht unter Feldern und Wiesen. In einer Werst von unserem Hause befindet sich ein großer Sumpf, der einige Quadrat-Werst bedeckt. Weiter von unserem Palast, näher zu den Bergen hin, liegen in verschiedenen Abständen von einander, vom Laube ihrer Gärten umgeben, umfangreiche Niederlassungen. Im Osten stehen die Niederlassungen und Gärten viel näher zur Stadt als im Süden. Im Osten ebenfalls zeigten sich in der Ferne, in 3 bis 4 Werst von der Stadt, die weißen Zelte des Lagers der afghanischen Truppen. Wir konnten späterhin öfters das Schießen aus Geschützen vernehmen, das von dort aus zu uns herüber drang. Das afghanische Militär übte sich dort im Zielschießen. Fast von der Mauer unseres Hauses her ziehen sich radienartig drei Wege über die Fläche, der eine nach West, der andere nach Süd, der dritte nach Südwest. Der letztere Weg zieht buchstäblich unter den Fenstern des südlichen Gebäudes vorüber, er hält sich unmittelbar am Fuße der Berge, die sich westlich von Bala-Hissar befinden und entzieht sich den Blicken, indem er sie vom Süden aus umgeht. In anderthalb Werst von unserer Wohnung war inmitten der Wiesen auf der Fläche und am Ufer des großen Sumpfes eine Anzahl von Elefanten zu bemerken. Hier befand sich das Lager der Elefanten. Wir konnten ihrer gegen 11 Stück zählen. Späterhin bemerkten wir, daß in der Regel ein Teil von ihnen gewöhnlich am Morgen irgendwohin fortgeführt und nur des Abends zurückgebracht wurde. Die zurückgebliebenen Elefanten wurden regelmäßig drei mal am Tage in den See geführt und dort gebadet. Mitunter waren ihrer mehr als elf.

Ich hatte ein Zimmer im südlichen Gebäude eingenommen. Im selben Hause hatten auch einige Mitglieder unserer Gesandt-

schaft Unterkunft gefunden. Der General nahm einige Gemächer im zweiten Stock des nördlichen Gebäudes ein. Die Kosaken wurden in dem unteren Stock des südlichen Hauses untergebracht. Wenngleich nun unser „Palast“ den orientalischen Palästen voll Pracht und Genuß, wie sie ja nicht nur in „Tausend und einer Nacht“, sondern auch bei vielen arabischen und persischen Schriftstellern beschrieben werden, nicht gerade ähnlich war, so schien er doch sehr anständig und, was die Hauptsache, recht reinlich zu sein. Der Hof namentlich zeichnete sich dadurch aus, daß er mit außerordentlich reinem Sande bestreut war. In entschiedenem Mißverhältnis zu dieser Reinlichkeit stand das Grab irgend eines Heiligen, der, wie man erzählte, ein Anverwandter des Emirs gewesen war, das in einer der Ecken des Hofes Unterkunft gefunden hatte. Ein paar schmutzige Lappen, an den auf dem Grabe aufgestellten Stangen hängend, schauten herausfordernd hinter der alten hölzernen Umzäunung hervor, durch welche das Gebiet des heiligen Verblichenen begrenzt wurde. Sehr auffallend war auch die völlige Abwesenheit von Baumwuchs an unserer Behausung. Ein paar Pfirsichbäume, eine sich rankende Weinrebe oder ein reichverzweigter, großblättriger Maulbeerbaum hätten doch das Bild, das das Innere unseres Palastes bot, sehr verschönern können, sie hätten die scharfen und ernsten Umrisse, die eher an eine Citadelle als einen Palast erinnerten, abgeschwächt und dem Ganzen mehr Weichheit und, nun warum nicht gar, auch einen poetischen Charakter verliehen. Ein Wasserstrahl schließlich, namentlich als ein, wenn auch sehr einfacher, Springbrunnen, wäre nicht nur in ästhetischer, sondern auch in rein physischer Hinsicht sehr angenehm gewesen, indem er die Mittagshitze mäßigen würde, die sich auch hier recht ordentlich zu spüren gab, indem sie die Lehmmauern unseres schachtelförmigen Palastes erhitzte. Aber „wo nichts ist, da hat auch der Kaiser sein Recht verloren“, sagt ein weiser Spruch. Ohnehin hatte ja der Emir der Gesandtschaft als Zeichen seiner besonderen Verehrung den Palast eingeräumt, der bisher von seiner Lieblingsfrau und ihrem Staat bewohnt gewesen war. Wir hatten aber doch etwas ganz anderes erwartet von einem Palast der durch ihren Reichtum und ihre Pracht einst so berühmten Emire von Kabul. Wir glaubten Marmor zu sehen zu bekommen und

Vergoldung, und grellfarbige Kacheln, Lapis-Lazuli, prachtvolle Springbrunnen, zauberhafte Gärten u. dergl. m. Statt dessen hatten wir Lehm, wenig Glas, keinen einzigen Baum und keinen Wasserstrahl gefunden! Der Himmel war allerdings prachtvoll — tiefblau, unergründlich, durch keinerlei Schatten getrübt ....

Die eingeborene Dienerschaft brachte in mein Zimmer ein Bett hinein und richtete mir sofort mein Lager auf. Es waren das, wie erwähnt, einfache einheimische Betten von sehr bedeutender Breite. Im Rahmen des Bettes waren Stricke in der Weise verwoben, daß sie ein sehr festes Netz mit kleinen Maschen bildeten. Mitunter aber werden statt der Stricke von den Eingeborenen zu diesen Netzen auch Leinwandstreifen von verschiedener Breite benutzt. Am besten sind die Netze aus härenen Stricken; sie besitzen eine große Elastizität und leisten fast ebenso gute Dienste wie Federn. — Auf das Netz aus den Leinwandstreifen war ein Pfühl gedeckt. Auf den Pfühl, dessen Ueberzug aus Sammet war, kam statt eines Leintuches ein Stück von englischem Musselin, über dem Musselin eine wattierte Atlasdecke — ein Produkt indischer Fabriken. Am Kopfende lag ein rundes Kissen, ebenfalls mit Sammetüberzug und mit einem zweiten Ueberzug aus Musselin.

Mit größtem Genuß warf ich mich, in der Hoffnung, mich ordentlich auszuruhen, aufs Bett. Aber mein Hoffen war eitel. Zur inneren Hitze gesellte sich noch eine so zu sagen äußere Hitze. Der Bettpfühl und die wattierte Decke ließen sich sofort spüren: es war mir, als ob ich in einem Dampfbad sei — reichlicher Schweiß bedeckte meinen abgematteten Körper.

Bald darauf erschien ein Diener, um mich zum Mittag zu rufen, das in dem Gemache unseres Chefs serviert worden war. Es war jedoch verlorene Mühe und Zeit, daß ich aufgestanden war: ich rührte auch keine einzige Speise an.

Das Mittagessen war jedoch recht ordentlich serviert: das Silberzeug, speziell für die Gesandtschaft von dem Emir vorbereitet, war in Ordnung und genügend vertreten. Porzellangeschirr und Tischzeug waren ebenfalls vorhanden. Aber auf dem Tisch war keine einzige Blume, kein grünes Blatt zu sehen. Ich blieb im Unklaren darüber, zu welchem Zweck in einer der Nischen ein paar Vasen standen. Das Bouquet von lebenden

Blumen, das wir vermißten, wurde der Rührigkeit von M. zu Dank, der zuvorkommend das Amt eines Mundschenks übernommen hatte, durch ein zwar recht mageres Bouquet von Weinen ersetzt. Auf dem Tische zeigten sich neben den üblichen Chinaweinen noch ein paar verharzte Flaschenköpfe.

Beim Mittag, bei welchem, gelegentlich bemerkt, als Krone der kulinarischen Künste der einheimischen Köche ein wunderbarer Schaschlick erschien, der einen ganzen Hammel, höchst zart am Bratspieß gebraten, darstellte, unterhielten wir uns selbstverständlich über das heutige Ereignis, nämlich über den Einzug der Gesandtschaft in Kabul.

„Sagen Sie, was Sie wollen, das war aber doch ... ein wahrhaft königlicher Empfang," so schloß der General seine Rede, indem er die letzten Worte aus unbekannten Gründen im Flüstertone sprach.

Zum Nachtisch wurden die verharzten Flaschenköpfe abgeschlagen. Der erste Toast galt natürlich dem Kaiser, der zweite — dem russischen Land, dem fernen, teuren Rußland. Ja, die Erinnerungen an das Vaterland sind in fernen fremden Landen so schön. Da vergißt sich all' das Schlimme, das Uebel, das irgend einer seiner Söhne auf seinem geheiligten Boden zu erleiden gehabt hat. Man erinnert sich nur des Guten. Ein süßes Gefühl erfüllt dann die Brust des Menschen ... wertvoll und schön sind diese Empfindungen und diese Momente! Sie sind es, die dem Menschen seinen eigentlichen Platz unter all' den Lebenden anweisen; sie machen, daß er sich mehr als Mensch fühlt, denn sonst je...

Der 30. Juli war für die Gesandtschaft zur Ruhe bestimmt, nachdem wir über 20 Tage fast ununterbrochen im Wege gewesen waren. Aber es kam anders, als wir es erwarteten.

Gegen 12 Uhr mittags an diesem Tage begab sich der Chef der Gesandtschaft in voller Uniform zur Audienz zum Emir Schir-Ali-Chan. Er ritt allein fort, selbst ohne Dolmetscher, nur in Begleitung des Wesirs und einer afghanischen Eskorte, nachdem er den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft gesagt hatte, daß sie sich dem Emir nicht vorzustellen brauchen, daß er sich allein vorstellen werde.

Bald darauf kehrte der General jedoch zurück und ordnete

an, daß wir uns alle recht schnell in die Parade-Uniform kleiden sollten. Er erklärte uns, daß der Emir die ganze Gesandtschaft in ihrem vollen Komplex zu sehen wünsche. Trotz meiner Schwäche kleidete auch ich mich an und begab mich mit den anderen auf den Weg.

Von unserer Wohnung bis zum Palast des Emirs waren es kaum ein paar hundert Schritt. Sein Palast wurde von unserer Wohnung nur durch ein schmales Gäßchen und durch einige der Dienerschaft angewiesenen Gebäude getrennt. Wir schwangen uns jedoch in den Sattel und rückten zu Pferde aus. Die Kosaken hatten ihre Gewehre ohne Ueberzug über der Schulter hängen.

Hinter dem Thor unserer Wohnung lenkten wir sofort in dem engen Gäßchen nach links ab, nach Westen, stiegen ein wenig hinab, wobei wir linker Hand von uns die Mauer des oberen Bala-Hissar und rechter Hand das Hofdienerschafts-Gebäude hatten, und blieben bald vor dem Thore des Emirpalastes stehen. Das Thor war aus Holz, mit zwei Flügeln; es war in eine hohe Lehmmauer eingefügt.

Wir stiegen an diesem Thor von den Pferden und traten in den Garten ein, der unmittelbar hinter dem Thor begann. Ein breiter, gut eingestampfter Weg mit Berberissträuchern bepflanzt, führte uns zu einem Gebäude von bescheidener Architektur. Das Gebäude war zweistöckig. Vor diesem Gebäude befand sich ein freier Platz mit einem steinernen Bassin, das mit fließendem Wasser gefüllt wurde. Von einem Springbrunnen keine Spur! Um diesen freien Platz herum waren Pappeln, Tschinaren, Birnbäume und Weinreben angepflanzt; im großen und ganzen bot der Garten jedoch einen recht traurigen Anblick dar.

Die vordere Partie des Gebäudes war von einer offenen Terrasse eingenommen. Auf der Terrasse, unmittelbar an dem aus Stein gehauenen Geländer saß der Emir von Afghanistan, Schir-Ali-Chan.

Die Hand an der Kopfbedeckung haltend, umgingen wir das Bassin von links, zogen an der Terrasse vorbei, und stiegen dann, wiederum von links, auf einer Treppe von einigen Stufen zur Terrasse hinauf.

Sobald wir auf der Terrasse angelangt waren, erhob sich der Emir von seinem recht bescheidenen Sessel, kam ein paar Schritt der Gesandtschaft entgegen und reichte dem Chef der Gesandtschaft die Hand. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft hatten sich inzwischen in der Reihe aufgestellt und hielten die Hand am Schirm der Kopfbedeckung. Der Emir beantwortete den Gruß der Gesandtschaft ebenfalls dadurch, daß er die Hand zum Schirm des Helmes erhob, mit welchem sein Haupt bedeckt war.

Der Chef der Gesandtschaft stellte daraufhin dem Emir, einen nach dem andern, alle Mitglieder vor. Als dem Emir der Oberst Rasgonow vorgestellt wurde, sprach er sein Vergnügen darüber aus, daß er einen Oberst des russischen Zaren sehen könne und zudem noch einen mit „ehrwürdigem ergrauten Haare geschmückten Mann." Der Emir verstand es überhaupt während der Vorstellung der Gesandtschaft, einem jeden Mitgliede etwas zu sagen: eine Liebenswürdigkeit, einen Witz, einen Scherz, und schien allerdings, um sich einer derberen, aber um so charakteristischeren Sprache zu bedienen, „nicht auf die Zunge gefallen zu sein." So fragte er z. B., als er Hrn. M. den „inglisi-terdschimani" (Dolmetscher für die englische Sprache) begrüßte: „Hat der Engländer dieses mal auch Feuer unter seinen Rockschößen mitgebracht, um Afghanistan in Brand zu setzen?" — „Die Engländer," fuhr er fort, „betreten den afghanischen Boden nicht anders, als mit dem Schwert in der rechten und dem Feuer in der linken Hand." Der Emir wollte offenbar, indem er das Wort „Inglisi" benutzte, ein Wortspiel zum besten geben, da er ja sehr gut wußte, daß M. ein Russe und kein Engländer war.

Während der Vorstellung reichte der Emir uns allen die Hand und forderte uns auf, Platz zu nehmen.

Er sprach nun etwa eine halbe Stunde mit uns über die verschiedentlichsten Sachen.

Der Emir Schir-Ali-Chan schien ein ältlicher, aber noch sehr kräftiger Mann von über 50 Jahren zu sein. Er ist nicht groß von Wuchs, untersetzt und dem Aeußeren nach voll Kraft und Energie. Die großen schwarzen Augen schauten durchdringend unter den dichten, leicht ergrauten Brauen hervor. Eine Adlernase vervollständigte den Eindruck, den sein Gesicht gewährte und

verlieh diesem den Ausdruck von Festigkeit. Ein Vollbart, leicht ergraut, fiel bis auf die Brust hinab. Er sprach mit lauter, fester, aber etwas heiserer Stimme. Letzteres war durch einen Katarrh des Kehlkopfs bedingt, über welchen er sich späterhin bei mir beklagte und gegen den er mich um Hülfe ansprach.

Der Metallhelm mit Straußenfedern stand dem Emir gar nicht, seine ohnehin niedrige Stirn wurde dadurch verdeckt und er gewann das Aussehen eines mit Pfauenfedern geschmückten Häuptlings der Wilden. Er trug eine blaue Uniform mit rotem Band über die rechte Brust. Der Rock wurde durch einen Gürtel mit Gold-Borte zusammengehalten; am Gürtel hing ein Säbel (Schaschka), dessen mit goldener und sehr feiner Damascierung reich versehener Griff gewissermaßen für den Wert der Klinge selber sprach. Der Griff war ohne Degenquaste. Auf der Brust seiner mit Gold und Seide gestickten Uniform war kein Orden, kein Abzeichen zu sehen. Die Beinkleider mit rotem Streif gehörten zur üblichen Generalsuniform.

Der Emir fragte den Chef der Gesandtschaft viel über Rußland aus; er erkundigte sich unter anderem nach der Stärke der Bevölkerung, der Armee, der Größe der Staatseinkünfte u. dgl. m. Er fragte auch darnach, ob in Rußland Eisenbahnen existieren. Auf die bejahende Antwort fragte er, ob solche auch im Turkestaner Gebiet vorhanden wären. Es ließ sich überhaupt bemerken, daß es dem Emir darum zu thun war, recht viel über das Land in Erfahrung zu bringen, mit dem er in Freundschaftsbeziehungen zu treten gedachte.

Vor der Terrasse war unsere Kosaken-Eskorte mit präsentiertem Gewehr aufgestellt. Der Emir erkundigte sich nach den Kosaken und wünschte die Gewehrgriffe zu sehen, welche nun auch zu seiner augenscheinlichen Befriedigung von den Kosaken nach dem Kommando von N. ausgeführt wurden. Der Emir sprach daraufhin den Wunsch aus, das Berdansche Gewehr zu sehen; einer der afghanischen „Kernels", der außerhalb der Terrasse am Geländer stand, brachte sofort das Gewehr. Der Emir ließ ohne jegliche Anweisung von Seiten der Mitglieder der Gesandtschaft den Hahn spielen und bemerkte, daß die Konstruktion des Gewehres ihm bis zu gewissem Grade bekannt sei. Er gab daraufhin das Gewehr zurück und ließ seine eigenen Schnellfeuerwaffen

holen. Ich weiß nicht, von welchem System sie waren, erinnere mich aber dessen wohl, daß Oberst Rasgonow sich befriedigend über sie geäußert hatte. Der Emir erklärte nun, daß diese Gewehre in Kabul von einheimischen Meistern verfertigt werden und zwar ausschließlich von der Hand. Auf der Kabuler Gewehrfabrik giebt es keinerlei Maschinen.

Wer weiß, wie lange noch unsere Unterhaltung gewährt hätte, aber plötzlich erhob sich ein Wind, der bald zu einem förmlichen Orkan anwuchs.

Die elenden, halbvertrockneten Tschinaren, welche ihre traurigen knotigen Zweige vor der Terrasse ausstreckten, stöhnten und knackten unter dem Andrange des Windes. Es erhob sich bald ein „Buran“ (Sturm) von Staub, der sich des ganzen Gartens bemächtigte. Die Staubwolken wirbelten und tanzten auf dem Platze vor der Terrasse und gelangten bald auf die Terrasse selber. Jetzt schloß der Emir seine Audienz.

Wir kehrten in gleicher Weise nach Hause zurück in Begleitung des Wesirs und des Kemnabs. Bemerkenswert war es, daß während unserer Audienz von allen afghanischen Würdenträgern nur diese beiden anwesend waren.

Der Staubburan hatte sich dermaßen verstärkt, daß man bereits auf ein paar Schritt nichts mehr unterscheiden konnte. Der Wind war dabei völlig glühend. Nur nach einer Stunde verlor sich allmählich die dunkle Staubwolke und kam der klare Himmel wiederum zum Vorschein.

Am Morgen des 31. Juli wurde ich durch einen dumpfen unterirdischen Stoß und durch eine Erschütterung des ganzen Gebäudes erweckt. Es war das gegen 8 Uhr morgens. Dem ersten Schlag folgte bald ein zweiter, der noch stärker als der erste war. Das Gebäude wurde in seinen Grundfesten erschüttert. Die Heftigkeit der Erschütterung läßt sich darnach bemessen, daß die Fensterpfosten knackten und die Fensterscheiben klirrten, so daß alle mit Entsetzen aus den Zimmern hinausſprangen. Indessen hörte damit das Erdbeben auch auf und wiederholte sich nicht mehr. Der Wesir erzählte später, daß das Erdbeben, das hier im Frühjahr und zu Beginn des Sommers gerade nichts Außerordentliches sei, zur gegenwärtigen Jahreszeit eine seltene und fast einzige Erscheinung wäre. Das Erdbeben ist hier überhaupt

nie besonders heftig. Mitunter aber tritt, wenn auch selten, ein sehr heftiges Erdbeben auf, das bedeutende Zerstörungen anrichtet. [1])

Einige von den Mitgliedern der Gesandtschaft sprachen den Wunsch aus, einen Spaziergang in der Stadt zu machen, stießen aber auf das übliche veto von Seiten des Chefs der Gesandtschaft.

Am 1. August besuchte der General den Emir wiederum allein. Ihn begleiteten nur der Wesir und Mossin-Chan, der sich von neuem bei uns eingestellt hatte. In den letzten drei Tagen hatte er sich kaum je bei uns blicken lassen. Auch der Kemnab sprach selten bei uns vor und auch dann nur für ein paar Minuten.

Am Abend dieses Tages wurde die Stadt illuminiert, wir genossen den Anblick der Illumination vom Dach des südlichen Gebäudes aus. Die Kabuler brannten Raketen und bengalische Flammen ab; an einigen Stellen zeigten sich feurige Namenszüge. Auf den benachbarten Hügeln waren in verschiedenen Abständen von einander brennende Scheiterhaufen zu bemerken. Auf dem blassen Hintergrund des nächtlichen Himmels, der von dem hinter den Bergen soeben erst hervorgetretenen Mond beleuchtet wurde, gewann die Illumination einen phantastischen Charakter. Die Illumination dauerte etwa eine Stunde an. Der Wesir unterließ es nicht, uns darüber aufzuklären, daß die Illumination vom Volke zu Ehren der Ankunft der russischen Gesandtschaft arrangiert worden sei. Es war das natürlich eine wichtige Mitteilung. Es war offenbar, daß das Volk nicht nur keinerlei feindliche Gefühle der russischen Gesandtschaft gegenüber hegte, sondern sogar sehr erfreut über ihr Eintreffen war. Die Zeichen der Verehrung, die das Volk der Gesandtschaft darbrachte, waren für's erste Mal leuchtend genug. Für den Anfang war ja das durchaus schön.

Am anderen Tage begab sich der General wiederum zum Emir. Er hatte ihm diesmal die Geschenke vom Turkestaner General-Gouverneur zu überbringen. Aufrichtig gesagt, standen

[1]) Burnes erzählt ebenfalls von den Erdbeben. Er beruft sich hierbei auch auf die Nachrichten des Sultan Baber. „Kabul" (S. 150 der deutschen Ausgabe von 1843). Masson spricht auch vom Erdbeben in Kabul: „Various journeys" vol. II. p. 229.

diese Geschenke unter jeder, ja selbst unter der nachsichtigsten Kritik. Sie bestanden aus folgenden Sachen:

1) Ein Stab, völlig mit Türkisen übersäet, gerade wie in einem Futteral aus Türkisen, mit Granaten am Griff. — Aber der Leser möge sich nicht durch das „völlig übersäet mit Türkisen" beirren lassen. Die Türkisen waren einheimischen Ursprungs, sog. Kokander, von sehr geringem Wert. Die Arbeit des Stabes war ebenfalls eine einheimische, von Sarten ausgeführt und zwar nicht eben geschmackvoll. Der Stab war in Taschkent auf 600 Rubel geschätzt.

2) Ein Türkisen-Gürtel, der Gürtel selber silbern mit goldenem Schloß; geschätzt auf 400 Rubel.

3) Einige Stück Brokat. Das Bündelchen mit Brokat wurde von uns nur in Kabul selber geöffnet und überraschte uns alle durch seinen Inhalt: der Brokat war durchaus mittelmäßig und konnte keinerlei Vergleich mit dem indischen bestehen. Der Exekutor Nikolajew, der den Brokat eingekauft hatte, behauptete übrigens, daß er 50 bis 100 Rubel per Arschin gezahlt habe. Zu alledem war der Brokat in nur sehr geringer Quantität vertreten.

4) Einige Chalats aus Brokat, Sammet und — o Schreck! — aus Tuch mit Posamentbesatz in ein oder zwei Reihen. Das Bündelchen mit den Chalats hatten wir ebenfalls vom Exekutor erhalten und nur in Kabul eröffnet. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß der Inhalt dieses Bündelchens uns in ein nicht geringeres Staunen versetzte, als der Inhalt des vorherigen. — Dem Emir, dem Beherrscher eines umfangreichen Landes und zudem noch einem Manne, der in Indien gewesen war und in solchen Sachen ein gewisses Urteil hatte — einfache Tuchchalats zum Geschenk zu übersenden! .... gerade solche Chalats, wie die Bezirkschefs im Turkestaner General-Gouvernement den Dorfaksakalen (Dorfältesten) zu schenken pflegen! .... Ja, da hört nun aber doch alles auf! ....

Mehr Geschenke waren nicht vorhanden. Es war klar, daß es für die Gesandtschaft nicht gerade gut schicklich sein konnte, dem Emir diese Geschenke darzubringen. Man mußte einen Ausweg finden, man mußte dieser ganzen häßlichen Geschichte mit den Geschenken einen besseren Anstrich zu verleihen suchen.

Der Chef unserer Gesandtschaft traf nun folgende Anord-

nungen: Er gab seine besten drei Pferde, die ihm der Emir von Buchara geschenkt hatte, ließ sie mit den effektvollen bucharischen Sätteln, die ihm ebenfalls vom Emir geschenkt waren, satteln und die Sättel mit Brokatdecken bedecken. Die Pferde trugen Zäume, die mit Türkisen und mit Korallenbouquets auf der Stirn geschmückt waren.

Das Geschenk, das auf diese Weise zustande kam, war nun zwar nicht kostbar, aber doch effektvoll; es gab was dabei zu sehen.

Der General lieferte fernerhin seine besten Chalats aus, die ihm ebenfalls vom Emir von Buchara in Karschi geschenkt worden waren. Darunter waren echte Brokatchalats mit geprägten goldenen Blumen, auch echte Kaschmirchalats. Alles Geschenke von unserem freigebigen gekrönten Nachbar. Nun fügten wir diesen Geschenken noch folgende Sachen bei: ein Berdansches Infanteristen-Gewehr mit Bajonnet; ein Berdansches Kavalleristen-Gewehr; ein Lancaster-Jägergewehr. Ferner kamen noch hinzu: ein Revolver von Smith und Vesson Nr. 2. Alle diese Waffen gehörten verschiedenen Mitgliedern der Gesandtschaft an. Zu alledem wurden noch zwei silberne Service, ein Thee- und ein Dessertservice beigefügt.

Auf diese Weise kamen nun einige Geschenke zusammen, die zwar nicht über 4 bis 5000 Rubel wert, dafür aber recht zahlreich waren. Wenngleich nun der General dem Emir schon während der ersten Audienz gesagt hatte, daß unser Land zwar groß sei und in manchen Dingen einen Ueberfluß, an Geld aber einen Mangel habe, so sollten dem Emir immerhin doch wertvollere Geschenke gemacht werden. Natürlich aber mußten das eben Geschenke sein, selbst wenn sie auch sehr teuer wären, in baarem Geld aber durfte das Geschenk keineswegs gemacht werden. Diese Behauptung braucht wohl kaum weiter ausgeführt und bewiesen zu werden; es ist ja das etwas Selbstverständliches.

Tags darauf erschien in unserer Wohnung der Wesir an der Spitze von einigen Männern, die auf ihren Häuptern mit Brokatdecken verdeckte Platten trugen. Er trat in unseren gemeinsamen Saal ein, wo wir gewöhnlich zu Mittag zu speisen und Thee zu trinken pflegten, wo wir uns zur Unterhaltung u. dgl. m. versammelten, und begann folgende Rede:

„General-Saib! Der Emir-Saib sendet Ihnen und allen Ihren Untergebenen, den Kleinen und den Großen, den Geringen und den Hochgestellten und auch allen Kosaken, Dschigiten und der Dienerschaft — seinen Gruß (Salam husk). Er übersendet mit mir den Gesandten des großen Reiches diese geringen Geschenke und bittet, sie nicht zurückzuweisen, sie anzunehmen."

Er ließ nun die Platten auf den Fußboden stellen und hob die Decken von ihnen ab. Auf den Platten lagen 11 Säckchen, anscheinlich mit Geld gefüllt. Der General fragte in Verlegenheit, „was das sei?"

Auf diese Frage antwortete der Wesir, daß sich hier auf den Platten 11 000 Rupien in afghanischer Münze befänden.

Der General beeilte sich, gegen ein solches Geschenk zu protestieren; indem er sagte, daß es bei uns, bei den Russen, nicht üblich sei, Geschenke in Geld zu machen oder von irgend jemand anzunehmen; das Geschenk des Emir-Saibs könne darum nicht angenommen werden; er aber, der Wesir, möge den Dank der Gesandtschaft dem Emir-Saib für seine Aufmerksamkeit ausrichten.

Der Wesir hingegen konnte sich offenbar nicht klar darüber werden, warum die Gesandtschaft ein solches Geschenk nicht annehmen könne, und suchte darum auf der Annahme desselben zu bestehen.

„Bei uns," sagte er, „ist es Brauch, daß der Emir-Saib, wenn er jemand lieb hat und ihn auszeichnen will, ihm ein Geldgeschenk macht, wenn er gerade Geld hat, oder aber, was übrigens seltener vorkommt, ihn auch mit verschiedenen Sachen beschenkt. Gegenwärtig aber kann der Emir-Saib durch nichts anderes der Gesandtschaft ein Gegengeschenk machen, als durch diese kleine Summe Geld.

Der General weigerte sich nach wie vor, indem er sagte, daß es bei den Russen nicht üblich sei, Geld als Geschenk anzunehmen.

„Nun aber," argumentierte der Wesir, „haben ja auch die Engländer, als der Emir bei ihnen in Indien zu Gast war, ihn mit Geld, oder wenigstens hauptsächlich mit Geld beschenkt."

Aber der Chef der Gesandtschaft weigerte sich immer noch

beharrlich. Er versicherte, daß man ein derartiges Geschenk in Rußland übel aufnehmen werde, daß die Gesandtschaft keinerlei Geschenke brauche u. dgl. m.

Aber auch der Wesir wiederholte hartnäckig das Seine.

„Das, was der Emir-Saib geschickt hat," sagte er, „wage ich gar nicht als ein Geschenk zu bezeichnen: es ist das lediglich ‚Geld für Früchte'. In Europa existiert ja, glaube ich, ebenfalls der Brauch, die fremden Gesandten mit Geld für gewisse Ausgaben zu versorgen. Warum will nun die russische Gesandtschaft das Geld von meinem Herrscher nicht annehmen? Ich weiß aber, daß Sie, wenn Sie diese Kleinigkeit (11 000 Rupien, im Kurs 8 bis 9 000 Rubel) ablehnen wollen, den Emir-Saib außerordentlich betrüben werden. Er wird sich gewiß verletzt fühlen."

Der Chef der Gesandtschaft entschloß sich endlich für die Annahme des für uns so ungelegenen Geschenkes und äußerte sofort den Gedanken, daß er die Summe den hiesigen wohlthätigen Anstalten zukommen lassen werde. Ich glaube allerdings, daß der General, wenn er sich an die Ausführung dieses seines Gedankens geschickt hätte, auf nicht geringere Schwierigkeiten gestoßen wäre, als wenn er das Geschenk endgültig zurückgewiesen hätte; denn wenn auch in Afghanistan Ministerien, Schulen, die Post und sogar eine Typographie existieren, so sind doch noch keinerlei wohlthätige Anstalten auf diesem, in bezug auf die Civilisation noch jungfräulichen Boden entstanden.

Mehrere Tage durch lagen diese elf Säckchen in einer der Nischen, geradezu wie in Verachtung, aber später wurden sie doch in erforderlicher Weise in Obhut genommen und fanden daraufhin auch ihre Verwendung in einer Sache, die nichts mit der Wohlthätigkeit gemein hatte.

Bald darauf erfuhren wir, daß der Emir aus Indien einige tägliche und wöchentliche englische Zeitschriften beziehe. Da wir nun keinerlei russische Zeitungen erhielten, so konnten wir lediglich nur aus diesen englischen Zeitungen etwas darüber erfahren, was auf der Welt vorging. Hr. M. sprach darum dem General gegenüber den Wunsch aus, die englischen Zeitungen, die der Emir erhielt, benutzen zu können. Der General teilte diesen Wunsch dem Wesir mit und nach ein paar Tagen bekamen wir bereits einige Nummern einer Zeitung, die in der Stadt Allah-

Abad erschien. Die Zeitung führte den Titel „The tribune of India“. Die Nummern waren von der zweiten und dritten Woche des Monats Juli. Wir erfuhren aus dieser Zeitung unter anderem, daß die Reise der russischen Gesandtschaft nach Kabul von den Engländern genau verfolgt wurde. Die letzten Nachrichten hierüber erzählten von dem Uebergang der Gesandtschaft über den Amu-Darja. Der Leitartikel sprach, leichtfertig genug, die Ueberzeugung aus, daß es den Russen nicht gelingen werde, weiter als bis nach Masari-Scherif zu kommen, daß der Emir Schir-Ali-Chan die Gesandtschaft in Kabul nicht empfangen werde u. dgl. m. In dem Blatt kam auch der Tod des General-Gouverneurs von Afghanisch-Turkestan, des Serdars Schir-Dil-Chan, zur Erwähnung, der als einer der „ergebensten Freunde und Diener des Emirs“ bezeichnet wurde.

Aus der gleichen Zeitung erhielten wir Nachricht von der Konvention zwischen England und der Türkei, welche die Besitzergreifung der Insel Cypern durch England, oder richtiger gesagt, durch Lord Beaconsfield zur Folge hatte. Von dem Berliner Kongreß wurde in dem Blatt, wie natürlich zu erwarten war, wie von einer der rühmlichsten Großthaten des englischen Premiers gesprochen. Der Kongreß hatte seine Sitzungen endgültig beschlossen. In bezug auf die Ausrüstung einer eigenen Gesandtschaft ließ das Blatt kein einziges Wort verlauten. — Als auf ein Kuriosum darf darauf hingewiesen werden, daß als Chef der russischen Gesandtschaft der General Abramow, Gouverneur von Ssamarkand, bezeichnet worden war. Nun aber hatte der General Abramow schon zwei Jahre vor der Reise der Gesandtschaft Ssamarkand verlassen und verwaltete gegenwärtig das Gebiet Ferghana. Recht sonderbar nahm sich ein solcher Fehler aus, der lange Zeit und hartnäckig von einem englischen Blatt wiederholt wurde, währenddem doch die Genauigkeit der Engländer bekannt genug ist und das Vorrücken der Gesandtschaft von ihnen sorgsam, Schritt für Schritt, verfolgt wurde.

Die Zeitungen erleichterten uns nicht wenig unser einförmiges Sitzen in den vier Wänden unserer Wohnung, worauf wir jetzt Tag für Tag angewiesen waren.

Am 3. August kam ich nahezu zum ersten Mal in Kabul

zur medizinischen Praxis, es war das ein wichtiger, aber ach! — nur zu trauriger Fall.

Gegen 4 Uhr nachmittags berief mich der Chef zu sich und sagte mir, daß ich mich möglichst schnell auf den Weg machen möge. Er erklärte mir, daß der jüngste Sohn des Emirs, der Thronfolger Abdullah-Dschan, plötzlich und sehr gefährlich erkrankt sei. Der Emir hatte darum den Chef der Gesandtschaft um Beistand des Gesandtschaftsarztes angesprochen, und nun hatte ich mich zu dem kranken Prinz zu begeben.

Ich nahm meine Feldapotheke mit, die beiden Dolmetscher und den Feldscheer und rückte aus.

In der Voraussetzung, daß der Prinz sich im Hause des Emirs befände, ließ ich nicht die Pferde satteln; wir rückten zu Fuß aus. Es erwies sich jedoch, daß der Prinz in einem anderen, vollständig von der Residenz des Emirs abgesonderten Hause wohnte, das sich ungefähr im Centrum der Stadt befand. Ich mußte darum mindestens eine Werst durch die Stadt zu Fuß wandern.

Unser Weg führte uns anfänglich durch den Garten des Emirs. Wir verließen den Garten durch das Westthor und traten aus dem unteren Bala-Hissar hinaus. Hinter dem Thor befindet sich ein weiter, freier Platz, der gegenwärtig sehr leer erschien. Von dem Platz aus gingen wir, immer in westlicher Richtung, ca. eine Viertelstunde lang durch eine recht belebte Straße, welche von beiden Seiten mit spärlichen Obstbäumen bepflanzt war. Es fanden sich hier zahlreiche Läden, in denen sich viel Volk drängte. Ich konnte auch nicht die geringste Spur von Feindseligkeit von Seiten des Volkes bemerken; kein mißgünstiger Blick, der auf uns, die Europäer, gefallen wäre. Auf den Physiognomieen aller der Leute, die uns in den Weg kamen, war lediglich nur Neugierde zu lesen. Einige von den Einwohnern salutierten dem Wesir, der neben uns einherschritt, in militärischer Weise.

Wir blieben daraufhin an einer Lehmmauer vor einem Thor stehen; es war von innen geschlossen. Der Wesir pochte an dem Thor, sagte dem Pförtner einige Worte und das Thor wurde geöffnet. Ein Teil der uns begleitenden afghanischen Eskorte

blieb draußen vor dem Thor, der andere Teil trat mit uns zusammen in den Hof ein.

Der Hof war ein regelmäßiges, kleines Viereck, von allen Seiten mit Lehmmauern umgeben. An der Mauer bemerkte ich einige sorgfältig geschlossene Palankine. Um diese Palankine herum machte sich die Dienerschaft zu schaffen. Wir passierten ein kleines Pförtchen an der hinteren Mauer des Hofes und gelangten auf eine kleine Plattform, von welcher aus eine steinerne Treppe uns zu einem kleinen Pavillon brachte. Der Pavillon, ca. 7 Ssaschenj lang, 5 Ssaschenj breit, stand auf einem erhöhten Fundament. Er war mit ordentlichen und recht großen europäischen Fenstern mit Fensterscheiben ausgestattet. Das Innere des Pavillons entsprach allerdings nur wenig dem Aeußeren. Von Möbeln war keine Spur vorhanden. Im Hintergrund des Zimmers, der Pavillon enthielt nur ein einziges Zimmer, war eine Gruppe von Menschen zu bemerken, die ein Bett umstanden. Auf diesem Bett lag der Kranke, der Prinz, dem ich Beistand leisten sollte.

Es war das ein Jüngling von 16 Jahren, wie mir seine Umgebung mitteilte, er hatte jedoch noch das Aussehen eines Kindes und war mager und schwächlich. Er lag auf dem Bett, der Kopf wurde ihm von einem dicken Mann mit forschendem Blick unterstützt, der sich später als der einheimische Leibarzt des Emirs, der „Achun" erwies. Die Augen des Kranken waren geschlossen, er atmete schwer und geräuschvoll und stöhnte dabei leise.

Vor allem befragte ich die Umgebung des Kranken über seine Krankheit. Auf meine Fragen: „Was fehlt dem Kranken? Seit wann ist er krank?" u. dgl. m., erhielt ich zur Antwort, daß er seit zwei Tagen krank sei; er sei am Herzklopfen erkrankt während seines Aufenthaltes in Kohistan, man habe den Prinzen bereits krank aus den Bergen nach Kabul gebracht und ihm einige Mittel gegeben u. dgl. m.

Nun machte ich mich an die objektive Untersuchung des Kranken. Meine Untersuchung ergab folgende Resultate: Die Atmungsgeräusche waren unrein, geräuschvoll, anscheinend rauh. Die Herztöne kaum zu unterscheiden, von Geräuschen begleitet.

Der Herzstoß war recht stark und konnte speziell als „diffuser" charakterisiert werden. Der Puls war sehr schwach bei ca. 100 Schlägen in der Minute. Der Bauch sehr schmerzhaft auf Druck, selbst ein keineswegs starker Druck entlockte dem Kranken ein schmerzhaftes Stöhnen; der Bauch war in Folge von Meteorismus aufgebläht. In der unteren Partie des Bauches ergab die Perkussion einen dumpfen Ton. Der Kranke lag besinnungslos und delirierte hin und wieder. Die Temperatur des Körpers konnte nicht vermittelst eines Thermometers bestimmt werden, dem Gefühl nach zeigte sie sich erhöht. Die Anzeichen genügten mir, um einzusehen, daß der Schwerpunkt des Leidens keineswegs im „Herzklopfen", welches von den einheimischen Aerzten als Hauptsymptom der Krankheit hervorgehoben wurde, zu suchen war, sondern in einem Leiden des Unterleibes. Es war ferner offenbar, daß nicht nur die Schleimhaut der Därme von dem krankhaften Prozeß affiziert war, sondern daß auch die seröse Haut sich in unnormalem Zustande befand; d. h., es handelte sich im vorliegenden Falle um eine Entzündung des Bauchfelles. Dieser Diagnose zur Folge traf ich nun diejenigen Anstalten, welche wohl ein jeder Arzt an meiner Stelle befolgt hätte: Innerlich verordnete ich Opium-Präparate mit Kirschlorbeer; äußerlich — Eis. Eine örtliche Blutentziehung ließ sich nicht anstellen, da keine Blutegel aufzutreiben waren. Nachdem ich mich etwa zwei Stunden am Bette des Kranken aufgehalten hatte, mußte ich zurückkehren, um dem Chef über den Zustand des Kranken Bericht zu erstatten. Zu Ende meiner Visite fühlte der Kranke sich ein wenig leichter. Wir kehrten den gleichen Weg zurück.

Zu Hause machte ich dem General Stolettow Mitteilung über die außerordentlich gefährliche Lage des Kranken.

Gegen 7 Uhr abends mußte ich mich von neuem zum Kranken begeben. Zu dieser Zeit war ein Bote mit der Nachricht eingetroffen, daß es mit dem Prinzen, der sich in meiner Gegenwart beruhigt hatte, wiederum schlechter stehe.

Nachdem wir im Hause des Prinzen eingetroffen waren, — wir hatten uns diesmal zu Pferde dorthin begeben, — untersuchte ich die Vomita des Kranken und fand darin völlig unverdaute Samen, Kerne und Stücke von Früchten. Auf meine Frage, was man dem Kranken zu essen gegeben hatte, erhielt ich zur

Antwort, daß ihm ohne mein Wissen und kurz vor meiner Ankunft Eingekochtes aus Aprikosen gegeben worden war.

Der Kranke bot im allgemeinen das gleiche Bild, wie beim ersten Besuch. Ich blieb jetzt hier bis gegen 10 Uhr. Der Prinz hatte sich anscheinlich beruhigt und ich mußte nun, da ich den Befehl des Chefs hatte, nicht über Nacht im Pavillon zu verbleiben, in die Wohnung der Gesandtschaft zurückkehren. Die Rückkehr erfolgte unter Fackelbeleuchtung, da es in Kabul keinerlei Straßenbeleuchtung giebt. Dem unglücklichen Prinzen war es nicht gegönnt, das Licht des nächsten Tages zu erblicken: Er verschied in meinen Armen, als ich ihn zum dritten mal, nachts um 12 Uhr besuchte.

Am anderen Tage war der General wiederum beim Emir. Er sprach ihm sein Beileid aus in bezug auf den unersetzlichen Verlust, der ihn betroffen hatte. Schir-Ali-Chan hielt sich männlich, trotzdem daß er seinen Nachfolger verloren hatte; er schien gefaßt dieses für ihn so schwere Unglück zu tragen. „Nun ja, — Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," wiederholte er den bekannten Bibelspruch.

Infolge dieses Ereignisses wurde die projektierte afghanisch-russische Konvention in denjenigen Punkten abgeändert, welche sich auf den Modus der Thronfolge in Afghanistan bezogen. Statt des Paragraphen: „Die kaiserlich russische Regierung anerkennt Abdullah-Dschan als Erben des afghanischen Thrones", hieß es nun: „die russische Regierung wird als Erben diejenige Persönlichkeit anerkennen, die von dem Emir Schir-Ali-Chan als solche bezeichnet werden sollte."

Bald darauf erhielt der Emir die Nachricht von einer Reise einer englischen Gesandtschaft nach Kabul. Die englische Regierung ersuchte den Emir, ihre Gesandtschaft „nach Brauch der Gastfreundschaft und so wie es von einem guten Nachbar von Indien zu erwarten sei," aufzunehmen.

Das kam nun unerwartet genug. Nachdem sich der Emir mit den Engländern im Jahre 1876 entzweit hatte, glaubte er keinerlei Gesandtschaft von ihnen erwarten zu müssen. Selbstverständlich war er unter den vorliegenden Verhältnissen nicht gesinnt, eine Gesandtschaft in Kabul aufzunehmen, oder überhaupt in irgendwelche Verbindungen mit der anglo-indischen Regierung

zu treten. Die Antwort des Emirs ist bekannt. Indes sagte er nicht direkt ab; als Vorwand für die Ablehnung der Gesandtschaft benutzte er die Trauer infolge des Hinscheidens seines Sohnes. Die Engländer aber gingen nicht auf den Leim und beharrten energisch darauf, daß ihre Gesandtschaft in Kabul angenommen werde.

Daraufhin nun sprach sich der Emir noch direkt in dem Sinne aus, daß die Aufnahme der englischen Gesandtschaft in Kabul ein Ding der Unmöglichkeit sei.[1])

Währenddem der General Stolettow Unterhandlungen mit der afghanischen Regierung pflog, hielten sich die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft unausgesetzt in ihren vier Wänden auf und hingen recht traurigen Gedanken nach. Kein Schritt außerhalb des Thores unseres Viereckes! Und wie furchtbar langweilig war das Sitzen! Aus welchen Gründen aber mußten wir sitzen? Wir Russen waren ja von den Afghanen und zwar nicht nur von der Regierung, sondern vom Volke selber sehr gut aufgenommen worden. Was hatten wir uns also vor dem vielbesprochenen Haß der Afghanen gegen die Europäer, vor dem von englischen Schriftstellern so sehr hervorgehobenen afghanischen Fanatismus zu fürchten. Zudem aber haben die Engländer, dort, wo sie von dem Haß der Afghanen zu den „Europäern" sprachen, ob absichtlich oder nicht, einen einfachen grammatikalischen Fehler gemacht. Sie sollten von dem Haß der Afghanen zu den „Engländern", nicht aber zu den „Europäern" reden, denn 1. machen die Engländer noch nicht alle Europäer aus, 2. hatten die Afghanen vor der Ankunft der russischen Gesandtschaft in Kabul keine Europäer außer den Engländern gesehen. Lediglich der Schuld der Engländer ist es zuzuschreiben, wenn sie in den Afghanen das Gefühl eines Hasses gegen die „Firindschis" (die Europäer = Engländer) sozusagen groß gezogen haben. Die Angaben von Elphinstone, Burnes und einigen anderen englischen Autoren stellen

[1]) Es ist jedoch zu bemerken, daß der Emir Schir-Ali-Chan vor der endgültigen Beantwortung der Note der anglo-indischen Regierung, den General Stolettow um Rat angesprochen hat. Er fragte ihn, was im vorliegenden Falle zu thun wäre. General Stolettow riet dem Emir, die englische Gesandtschaft nicht zu empfangen.

es ja außer Zweifel, daß die Afghanen zu Beginn ihrer Bekanntschaft mit den Engländern keinerlei feindseliges Gefühl ihnen gegenüber gehegt haben.

Dieser Haß entwickelte sich erst infolge des Kriegszuges des von England unterstützten Prätendenten Schah Schudscha in den Jahren 1838—39, und schlug in hellen Flammen auf nach der durch das Verfahren der unmündigen englischen Regenten, die in Kabul und im afghanischen Reiche nach eigener Willkür zu schalten und zu walten begannen, hervorgerufenen Katastrophe von 1841. Dieser Haß wurde aber noch mehr gesteigert durch die unsinnige, keineswegs entschuldbare Revanche von 1842, diese Revanche, in welcher sich die Engländer den alten Vandalen ebenbürtig erwiesen, ja vielleicht sie noch übertrafen.

Wie der Leser sieht, haben sich nicht wenig Ursachen für den Haß der Afghanen gegen die Engländer angesammelt. Nicht ohne Grund ist das Wort „Inglis" (Engländer) ein Schimpf-, ein Schmähwort bei den Afghanen geworden.

Die früheren Beziehungen der Russen zu den Afghanen haben sich ganz anders gestaltet. Hier gab es keinerlei blutige Abrechnungen. Die Russen standen bei den Afghanen stets in Ehren. Selbst die russische Kirche wurde von den Afghanen geachtet, wie das selbst ein Engländer, Dr. Gerard, bezeugt.[1]) Bisher hatten die Afghanen von den Russen nur Gutes vernommen; sie wußten, daß Rußland ein großes und berühmtes Land sei, daß das russische Volk großmütig, gut und nachsichtig selbst den Besiegten, den andersgläubigen und fremden Völkern gegenüber sei. Das russische Turkestan steht ja allzu nahe zu Afghanistan und der Wohlstand der von uns unterworfenen Eingeborenen, zu welchem diese seit der Besitzergreifung der Chanate durch Rußland gelangt waren, — ist doch gar zu offenbar, als daß so etwas nicht jedem Central-Asiaten aufgefallen wäre und daß man darüber nicht selbst in den entlegensten Winkeln Central-Asiens, geschweige denn in Afghanistan gesprochen hätte.

Ergo — die Afghanen konnten den Russen gegenüber

---

[1]) Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. II.

keinerlei Feindseligkeit hegen, ja nicht mal eine einfache Abneigung. Jetzt frägt es sich nun, warum wir denn in den vier Wänden unseres Palastes sitzen mußten? warum wir uns freiwillig einer Haft unterzogen?

Um dies Sitzen zu rechtfertigen, brachte der General folgende Gründe vor: „Der Emir," erzählte er, „hat mir mehrfach gesagt, daß sich gegenwärtig wahrscheinlich sehr viele englische Spione und Agenten in Kabul und in Afghanistan überhaupt eingenistet haben. Nun wäre es den Engländern begreiflicherweise höchst angenehm, wenn es mit der russischen Gesandtschaft irgend einen Skandal gegeben hätte. Ein solcher Skandal könnte aber von den erwähnten Spionen und Agenten, die von den Engländern sehr gut besoldet werden, stets provoziert werden. Eine der russischen Gesandtschaft von den Agenten angethane Beschimpfung könnte einen Schatten auf die freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und Afghanistan werfen; er aber schätze die Beziehungen zu Rußland, die sich jetzt anknüpften, viel zu hoch." Daraufhin empfahl er der Gesandtschaft die größtmöglichste Vorsicht in bezug auf die Bevölkerung.

Vielleicht waren die Befürchtungen des Emirs nicht so unbegründet. Ich möchte mich nicht in eine Kritik dieser Behauptungen einlassen, da die nachfolgenden Ereignisse, welche im 2. Bande meiner Memoiren zur Darstellung kommen, den Leser von selber auf die erforderliche Kritik führen werden.

Inzwischen begannen sich auch kranke Eingeborene einzustellen, die bei mir ärztlichen Beistand suchten. Mitunter passierten dabei mir und meinen Patienten recht kuriose Sachen. Ein Anlaß hierfür bot sich teilweise in meiner ungenügenden Kenntnis der Sprache der Eingeborenen. Die Dolmetscher der Gesandtschaft leisteten in diesem Fall wenig Befriedigendes. Der Leser mag sich hierüber ein Urteil nach folgendem Stückchen bilden: Einst kam zu mir ein Eingeborener. Der Kranke wurde von mir durch die Dolmetscher ausgefragt. Es stellte sich heraus, daß er an rheumatischen Schmerzen in den Rücken- und Lendenmuskeln litt. Ich traf sofort die Anordnung, daß der Feldscheer die kranken Körperteile mit Jodtinktur einpinseln möge. Der Feldscheer führte seine Arbeit gewissenhaft aus. Nachdem

er seine Sache beendet hatte, erfuhren wir, daß nicht der Eingeborene, sondern seine Mutter, die zu Hause geblieben war, das Leiden hatte . . . . .

Fälle, wo Gesunde bei mir erschienen, um für ihre kranken Anverwandten und Bekannten, die zu Hause blieben, Rat einzuholen, waren nicht selten. Natürlich blieben solche Kranke fast immer ohne Aushülfe, da ja kein Arzt, der seine eigene Persönlichkeit und die Wissenschaft schätzt, abwesende Kranke wird behandeln wollen.

Gern hätte ich in diesen Fällen die Kranken in ihren Häusern aufgesucht, um ihnen, soweit mein Wissen und meine Mittel ausreichten, Beistand zu leisten. Aber das politische veto erstreckte sich auch auf die Werke der Barmherzigkeit. Wie sehr wünschte ich die hiesige Apotheke zu sehen, die, wie mir erzählt wurde, recht ordentlich eingerichtet war und keineswegs so wie ein einfacher Droguerieladen aussehen sollte — ich wünschte es, aber . . . . nun ich schweige.

Die Krankheiten, welche ich hier zu beobachten Gelegenheit hatte, waren folgende: Fieber, Rheumatismus, Katarrhe der Schleimhäute, der Bindehaut des Auges, funktionelle Nervenstörungen (Neuralgieen, ein Fall von Epilepsie), Hautkrankheiten — Ekzeme. Das Material war überhaupt nicht grade reich. Um mehr zu sammeln fehlte mir übrigens auch die Zeit. Ich verblieb in Kabul nur 12 Tage.

Am 8. August, nach dem Mittag, sagte uns der Chef der Gesandtschaft, daß wir uns zu einem Spaziergang in die Gärten des Emirs bereit machen möchten. Selbstverständlich wurde diese Aufforderung nahezu mit Enthusiasmus aufgenommen. Es war das ja der erste Spaziergang in Kabul! Burnes und Masson rühmen ebenfalls die Gärten des Emirs. Nun aber befinden sich diese Gärten außerhalb der Stadt. Wir mußten somit durch die ganze Stadt reiten. Vielleicht kommen wir durch den Bazar? Ja, das wird etwas Vorzügliches sein! — Es erwartete uns jedoch eine bittere Enttäuschung. Wir gingen zu Fuß. Manche von uns waren im Leinwandkittel, andere im Rock; der General war in Uniform und mit Orden geschmückt. Schon der Umstand, daß wir uns zu Fuß auf den Weg machten,

erschien als schlimmes Vorzeichen. Wenn unser Spaziergang die Gärten des Emirs zum Ziel hatte, so mußten wir doch reiten, da der Abstand von Bala-Hissar bis zu den Gärten ein recht bedeutender ist.

Wir gingen ein paar hundert Schritte von unserem „Palast" ab und blieben vor dem geschlossenen Thor der uns bereits bekannten Residenz des Emirs stehen. Das Thor wurde sofort geöffnet und wir traten nun mit dem Wesir an der Spitze und Mossin-Chan im Rücken in das uns bereits bekannte elende Gärtchen ein, in welchem sich der Palast des Emirs Schir-Ali-Chan befand.

Wir blieben an dem Bassin stehen; es wurden hierher aus den Gemächern des Emirs sofort einige Sessel und Stühle gebracht. Nach einiger Zeit — wurde es uns klar, daß wir nirgends wohin weiter als bis zu diesem Gärtchen kommen würden, daß das eben der Spaziergang in die Gärten des Emirs sei. Der Wesir ließ bald darauf den Thee bringen; auf einem Tischtuch, das direkt auf der Erde ausgebreitet wurde, erschienen Früchte und Süßigkeiten. Wir waren alle der Meinung, daß der Emir zu uns herauskommen und mit uns den Abend verbringen werde, aber der Emir beehrte uns nicht mit seinem Erscheinen.

Beim Dessert blieben bald nur der Wesir und der General mit dem Oberst zurück. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft hatten sich in den verschiedenen Winkeln des anspruchlosen Gartens verstreut. Der Garten zeichnete sich vor allem dadurch aus, daß ihm nahezu jegliche Obstbäume fehlten. Ein paar Aprikosen-, Pfirsich- und Birnbäume, das war alles. Hierzu kamen noch zwei Berberis-Alleeen und ein kleiner, halbvertrockneter Weinberg. Die Reben wuchsen hier anscheinlich ohne jegliche Pflege von Seiten des Menschen. Vor Zeiten mußte der Weinberg wohl sehr kraftvoll gewesen sein, denn auch gegenwärtig haben sich noch Stümpfe der Reben von 1 Fuß im Durchmesser erhalten. Die Reben trugen keine Früchte. Pfirsiche fehlten ebenfalls, die Aprikosen waren schlecht, die Birnen zwar sehr schmackhaft, aber die Bäume trugen nur sehr wenig Früchte. Mossin-Chan erklärte uns, daß diese Birnen „Ssamarkander"-

Birnen genannt werden und hier in Kabul für die beste Sorte gelten. [1])

Es fanden sich ferner im Garten noch ein paar Gemüsepflanzen und hiermit war der botanische Inhalt des Gartens erschöpft. Unter dem Gemüse gab es hier zwei Gurkensorten: gewöhnliche und gigantische Gurken; die letzteren besaßen mitunter eine Länge von $1\frac{1}{2}$ Arschin und waren spiralig oder ringartig zusammengekrümmt. Uebrigens zeichneten sie sich eben nur durch ihren Wuchs aus, keineswegs durch ihren Geschmack; sie stehen in dieser Beziehung unter aller Kritik. Neben den Gurken fanden sich noch Melonen und Arbusen (Wassermelonen), aber sie waren hier noch unreif. Ein gutes Stück Land stand unter Eierpflanze [2]), einem bei den Afghanen sehr beliebten und marinirt gegessenen Gemüse. Ohne eine Sauce aus Eierpflanze wird kaum je ein Braten aus der afghanischen Küche kommen. Auch dieses Gemüse war zur Zeit noch unreif.

Nun müßte eine ethnographische Schilderung des Gartens folgen. Hier aber habe ich nur einen einzigen Gegenstand, den es sich zu beschreiben lohnt: es ist das die Vorrichtung, durch welche der Garten bewässert wird. Für den Leser, der mit Central-Asien oder wenigstens mit den Steppen des europäischen Rußland bekannt ist, mag es genügen, wenn ich diese Vorrichtung einfach als „Tschigiri" bezeichne — das Wort wird ihm ohne jegliche Erklärung begreiflich sein. Für den Leser aber, der mit dieser Benennung völlig unbekannt ist, werde ich die Sache so genau, wie mir das gelingen wird, beschreiben:

Man möge sich einen endlosen Riemen oder auch ein Seil vorstellen, das über eine Welle oder über ein Rad geworfen ist, ein gewöhnliches Brunnenrad, vermittelst dessen bei uns das Wasser aus dem Brunnen geschafft wird. Gerade ein solches Seil war hier in einen tiefen Brunnen hinabgelassen. Statt des in Rußland gebräuchlichen Wassereimers, der „Badja", wird hier am Seile eine ganze Reihe von thönernen Krügen angebracht. Die Krüge befinden sich in gewissen Abständen von einander und sind unter

[1]) Burnes erwähnt die Kabuler Birnen: „Wir setzten uns (es war das in Kabul) unter einen Samarkand-Birnbaum, die berühmte Birngattung im Lande..." Bokhara Bd. I, S. 156.

[2]) Eierpflanze-Solanum melongaena. Anm. d. Uebers.

einem gewissen Winkel an dem Seil befestigt. Die Krüge füllen sich im Brunnen mit Wasser und werden nun, nachdem sie gefüllt sind, dadurch, daß sich das Rad dreht, bis zur Höhe einer Rinne gehoben, in welche sie nun ihr Wasser ausgießen. Das Wasser aber gießt sich darum aus, weil die Krüge, wenn sie ein wenig über der Rinne stehen, auf die andere Seite des Rades hinübergehen, sich umwenden und dann wiederum in den Brunnen hinabzusteigen beginnen. Aus der Rinne fließt das Wasser in die Bewässerungsgräben und Bassins und wohin es sonst nötig ist. Fügt man nun noch ein Treibwerk hinzu, so hat man die volle Einrichtung der wassertreibenden Maschine. Das Treibwerk wird vermittelst eines einarmigen Hebels durch einen Esel in Bewegung gebracht. Ein alter Gärtner, ein Tadschik, beaufsichtigte die Arbeit des vierbeinigen Arbeiters.

Gegen 7 Uhr abends kehrten wir aus dem Garten in die Wohnung zurück. An diesem Tage traf eine Post aus Taschkent ein. Der General Kaufmann machte dem General Stolettow unter anderem die Mitteilung, daß von dem Kriegsminister ein Telegramm eingetroffen sei, laut welchem das Vorrücken der in Alai, Dscham und Petro-Alexsandrowsk angesammelten Truppen abgesagt werde. Der General-Gouverneur teilte ferner mit, daß man den Befehl erwarte, daß die Truppenkorps entlassen und in ihre Winterquartiere verlegt würden.

In bezug auf die politischen Vorgänge in Europa schrieb der General-Gouverneur, daß er ein Privattelegramm erhalten habe, nach welchem Batum auf dem Berliner Kongreß Rußland zugesprochen worden sei, dafür aber habe England, was wir bereits aus der anglo-indischen Zeitung wußten, Cypern eingenommen. Montenegro bleibe bei seinen früheren Grenzen (?). Ueber Bulgarien und Serbien habe das Telegramm nichts gebracht. Der General-Gouverneur entschuldigte sich ferner, daß er mit der Post keine Zeitungen für die Gesandtschaft abgesandt habe; die Erklärung hierfür lag, seinen Worten gemäß, darin, daß in Taschkent alle Welt ohne Zeitungen saß, da die Poststraße auf der Linie des Syr-Darja verdorben war. Der Weg aber war infolge des im Sommer üblichen Austritts dieses Flusses verdorben.

Am nächsten Tage begab sich der Chef der Gesandtschaft in

Begleitung des Herrn Malewinskij zum Emir. Malewinskij fand bei dem Emir einen gewissen Kasi Abdel-Kader vor, der späterhin am Hofe des Schir-Ali-Chans eine hochwichtige Rolle spielte. Dieser Kasi, der aus Peschawer eingewandert war, stand vor mehreren Jahren im Dienste der Ostindischen Regierung. Aus irgend welchen Gründen, die auch späterhin noch dunkel und unbekannt blieben, hatte er dann den englischen Dienst aufgegeben und, da er seine Freiheit von den Engländern gefährdet glaubte, sich aus Indien nach Kabul zurückgezogen, woselbst er nun schon seit einigen Jahren am Hofe des Emirs lebte. Der Kasi sprach vorzüglich englisch; er pflegte gewöhnlich die englische Korrespondenz des Emirs zu führen, ihm die in Kabul eintreffenden englischen Zeitungen zu lesen und erfreute sich anscheinend eines vollen Zutrauens von Seiten des Emirs.

Natürlich schwatzten Malewinskij und der Kasi mit einander zur Genüge in der Vogelsprache der Insulaner. Allerdings passierten dabei mancherlei kuriose Sachen, deren ich doch erwähnen muß. Es wurde unter anderem darüber gesprochen, welche Völker in Rußland überhaupt und speziell in der Kirgisen-Steppe wohnen. Aus irgend welchen Gründen fragte Malewinskij den General, was er, Malewinskij, auf die Frage zu antworten habe: welches Volk an der Kasalinsker Poststraße wohne? Der General hielt es nun seinerseits aus irgend welchen Gründen für passend, darauf zu antworten, daß dort nur Russen wohnen. „Sind sie Christen oder nicht?“ forschte der Kasi weiter. Der General ließ diese Frage bejahen. Der Emir, der diese Antwort vernahm, sprach seine Verwunderung hierüber aus und ließ wiederum durch den Kasi fragen: seit wann denn die Kirgisen Christen geworden seien? Hier gerieten nun Malewinskij und auch der General in Verlegenheit, denn es giebt ja kaum etwelche Kirgisen, die zur griechisch-katholischen Kirche übergetreten wären, abgesehen davon, daß selbst ein griechisch-katholischer Kirgise doch immer noch ein Kirgise bleibt und nicht momentan zum Russen wird. Ich bringe diese geringe Episode lediglich nur darum zur Erwähnung, weil der Leser späterhin noch mehrfach auf derartige qui pro quo stoßen wird, die übrigens von viel größerer Bedeutung als der eben bezeichnete Vorfall waren.

Ich und auch die anderen Mitglieder der Gesandtschaft hatten

große Luſt, mit den Artikeln des einheimiſchen Handels bekannt zu werden. Burnes rühmt ganz außerordentlich die hieſigen Bazars und das ununterbrochene lärmende Treiben der Menge von Händlern und Käufern auf ihnen.[1])

In ſeinem Buch „Kabul" bringt er eine ausführliche Liſte von Gegenſtänden, die von Indien und Rußland nach Kabul kommen.[2]) Es war von Intereſſe, die Angaben des Burnes zu prüfen. Nicht minder intereſſant war es, mit den Produkten der indiſchen und Kaſchmirer Manufaktur bekannt zu werden. Die berühmten Kaſchmir-Shawls wurden hier, wie man erzählte, zu relativ billigen Preiſen verkauft.

Nun vermochten wir uns zu dieſem Zwecke nicht auf den Bazar zu begeben, davon konnte ja aus Gründen, die dem Leſer bereits bekannt ſind, keine Rede ſein. Der Weſir aber verſprach uns, einen kleinen Bazar in unſerem eigenen Palaſt zu veranſtalten.

Am 9. Auguſt wurden von afghaniſchen Kaufleuten ganze Haufen von verſchiedentlichen Waren auf den Hof unſeres Lehmquadrats geſchleppt und ſchon in wenigen Minuten ein kleiner Bazar arrangiert. Die Kaufleute waren alle Vollbluts-Afghanen. Mit ihnen trafen auch der Weſir und der Kemmab Mahomed-Haſſan-Chan ein.

Vor allem breiteten die Kaufleute auf den Tiſchen einige Pack Kaſchmir-Shawls aus. Es waren ihrer mehrere Sorten. Ich brauche ſie wohl kaum zu beſchreiben, da dieſe Shawls den Europäern ja ſehr gut bekannt ſind, ſei es unter dem eigentlichen Namen oder als „türkiſche" Shawls. Manche von ihnen hatten ein ſehr feines Muſter, aber nur wenige zeichneten ſich durch Feinheit des Gewebes aus. Die fabelhaft feinen Shawls, die nach üblicher Schilderung nahezu in einen Fingerhut hineinzubringen ſind, waren hier natürlich nicht vorhanden. Der Preis der einzelnen Shawls variierte von 150—400 Rupien.

---

[1]) Burnes „Bokhara" ꝛc. Bd. I. S. 149—150.
[2]) Burnes „Kabul" ꝛc. ꝛc. S. 290—291.

Der General kaufte sechs Shawls von verschiedener Sorte.

Nun folgte indischer Brokat und Atlasstoff. Der Preis hierfür schwankte zwischen 5 und 50 Rupien per Arschin, nach unserem Maß natürlich. Der General kaufte auch von diesen Stoffen mehrere Stück. Dann kamen indischer Musselin, indische Shawl-Turbane, Sammet (englisches Fabrikat). Auch hiervon wurde einiges gekauft. Hierauf brachten die Kaufleute einheimische Kabuler Produkte: Pelze, Halbpelze, Pantoffel und andere Kleinigkeiten. Die Kabuler Pelze verdienen volle Achtung. Sie sind aus Schafsfell verfertigt. Die Gerberarbeit ist sehr fein ausgeführt und könnte vor jeglicher Kritik bestehen. Das Fell ist so schön gearbeitet, daß es geradezu die Weichheit von Sämisch-Handschuhleder besitzt. Die Wolle ist gerade, lang und seidenartig. Auf der Lederseite sind die kunstvollsten Muster ausgestickt; zudem aber wird sie noch mit Festons aus Leder benäht, welche Blumen, Früchte u. dgl. m. darstellen. Der Schnitt der Pelze ist der für einen central-asiatischen Chalat übliche; die Aermel sind so lang, daß sie fast bis zum unteren Rand des Pelzes reichen. Ein solcher Pelz kostet hier seine 25—40 Rupien. Die Halbpelze, aus den gleichen Schafsfellen angefertigt, sind nur bedeutend kürzer als die Pelze. Der General kaufte mehrere Pelze und Pantoffel, welche gelegentlich bemerkt, reich mit Gold gestickt waren.

Daraufhin wurden in das Gemach, in welchem der improvisierte Bazar aufgeschlagen war, Reitutensilien hineingebracht: Sättel, Zäume, Satteldecken. Die Sättel und Zäume waren durchweg englische Fabrikate. Der Preis des Sattels war 120—175 Rupien per Stück.

Mehr Gegenstände waren auf unserem Bazar nicht vorhanden. Für all' die eingekauften Sachen hatte der General eine recht hübsche Summe zu entrichten. Einige von den Säcken mit Rupien, aus der Zahl der von dem Emir geschenkten 11 000, gingen in die sehnigen Hände der afghanischen Kaufleute über.

Alle Sachen, die hier gekauft waren, sollten, wie der General uns mitteilte, dem Taschkenter Museum zukommen als Musterstücke des afghanischen Handels.

Unter dem Personal der Gesandtschaft brach wiederum bald das Fieber aus. Es litten namentlich S. und N. Auch von den Kosaken lagen zwei darnieder mit einer Temperatur von 40 Grad. Wiederum mußten Kranke und Gesunde energisch mit Chinin regaliert werden. Der General z. B. hatte es sich zur Regel gemacht, täglich vor dem Mittag- und dem Abendessen zu 5 Gran Chinin in seiner „Wodka“ zu schlucken.

10. Kapitel.

Die Rückkehr des Generals Stolettow aus Kabul.

Eine seltsame Ueberraschung. — Der afghanische Kriegsminister. — Abreise von Kabul. — Grundriß der Geschichte der Stadt Kabul. — In zwanzig Tagen von Kabul nach Ssamarkand. — Wiederum am Ufer des Amu. — Ohne Schuld und doch schuldig. — In Schachrissabs. — Die letzte Nacht auf der Reise. — Das Eintreffen der ersten afghanischen Gesandtschaft in Ssamarkand. — Die Aufnahme, die ihr in Ssamarkand und Taschkent erwiesen wurde. — Die Abreise des Generals Stolettow nach Liwadija. — Der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft erhält den Befehl auf unbestimmte Zeit in Kabul zu verbleiben. — Kurze Uebersicht des Bamjaner Weges. — Zahlenangaben für die Marschroute.

Am 11. August reiste der Chef der Gesandtschaft von Kabul ab. Die Abreise geschah unerwartet und nahm sich darum etwas seltsam aus. Tags vorher war weder mir noch den anderen Mitgliedern der Gesandtschaft etwas von der Abreise bekannt; wir dachten, daß dieselbe, wie das ursprünglich vorausgesetzt war, nicht vor dem 18.—20. August stattfinden werde. Indessen geschah das am 11. August und zwar unter folgenden Umständen:

Am 10. August kam der General von dem Emir mit dem Ssердar Dowtscha-Chan, dem Kriegsminister von Afghanistan, zurück. Der Ssердar war ein Mann von riesigem Wuchs, mit strengen Gesichtszügen. Er konnte höchstens 45 Jahre alt sein und sein athletischer Körperbau ließ keinen Zweifel an seiner außerordentlichen Kraft und seiner eisernen Gesundheit aufkommen.

Als er in das Empfangszimmer trat, welches für die Mit-

glieder der Gesandtschaft der übliche Sammelpunkt war, brachte ein Diener hinter ihm den Kaljan mit einem außerordentlich langen, in eine endlose Zahl von Ringen gewundenen Tschibuk herein. Der Kaljan selber wurde übrigens nicht hereingebracht, er blieb in dem benachbarten Zimmer, aus welchem der Tschibuk hineingezogen wurde. Es war das ein echter türkischer Kaljan, der erste, den ich in Afghanistan zu sehen bekam.

Die Eingeborenen, die Afghanen, so gut wie die Usbegen und Tadschiken benutzen gewöhnlich einen Kaljan von einheimischer, höchst einfacher Konstruktion. Eine Kürbisschale als Reservoir für das Wasser, ein einfacher Brenner aus Lehm, mitunter mit einem eisernen Netz versehen, das über den Tabak und die Kohlen gelegt wird, ein Rohr-Tschibuk von 2 bis 3 Fuß Länge, — das ist der hiesige Kaljan („Tschilim").

Der Minister saß bei uns etwa 2 Stunden, die ganze Zeit über ließ der Kaljan in dem benachbarten Zimmer seine gurgelnden und paffenden Töne vernehmen. Von jeder Portion Tabak, die in den Kaljan gelegt wurde, machte der Sserdar jedoch nur einen oder zwei Züge, nicht mehr; daraufhin wurde frischer Tabak eingelegt.

Als nun der Minister nach den ersten Begrüßungen darüber zu reden begann, ob der General Stolettow bald nach Kabul zurückkehren und wen er mit sich nach Taschkent nehmen werde, so konnten wir, die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, anfänglich nichts verstehen, so neu war für uns das Gespräch. Der Minister wandte sich mir zu und fragte:

„Wird der Doktor-Saib mit dem General reisen oder bleibt er in Kabul?"

Ich wußte absolut nicht, was ich auf diese Frage zu antworten hatte. Die Antwort gab für mich der General selber, indem er sagte, „daß sich das später herausstellen werde". Daraufhin wandte sich der Minister den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft zu und bat sie, daß sie sich nicht langweilen möchten, er versprach ihnen im Namen des Emirs verschiedentliche Zerstreuungen, Spazierfahrten und Spaziergänge in der Stadt und ihrer Umgebung, Revuen der afghanischen Truppen u. dergl. m. Wir saßen wie versteinert, im Unklaren darüber, was das zu bedeuten habe.

Erst nachdem sich der Sserdar entfernt hatte, machte uns der General die Mitteilung, daß er in größter Eile nach Taschkent abreisen müsse, daß er sich darüber noch nicht entschieden habe, wen er mitnehmen und wen er in Kabul zurücklassen werde, und daß der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft in Kabul noch etwa 2—3 Wochen bleiben müsse.

Er, der General, sei durch besondere Umstände genötigt, Kabul so urplötzlich zu verlassen und glaube die Reise nach Samarkand in 12, höchstens in 14 Tagen zurückzulegen; er reise allein, da er Zeit zu gewinnen suche, die ganze Gesandschaft aber mit allem Gepäck sich nicht rasch vorwärts bewegen könne. Hierauf teilte er uns noch mit, daß der Emir, abgesehen von mehreren afghanischen Würdenträgern, die ihm, dem General, beigegeben werden, noch eine große Gesandtschaft nach Taschkent zu entsenden denke, und daß bei dieser Gesandtschaft, nach dem Ausspruch des Emirs Schir-Ali-Chan, sich „ein Teil von ihm selber", sein geliebter Großsohn nämlich, der Sohn des Mahomed-Ali-Chans, befinden werde.

„Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft," fuhr der General fort, „bleiben in Kabul lediglich zu dem Zweck, um die Ausrüstung dieser Gesandtschaft abzuwarten, da sie gegenwärtig noch nicht bereit ist und zur Ausrüstung überhaupt einer gewissen Zeit bedarf. Um diese Gesandtschaft zu empfangen, werde ich aus Taschkent vermutlich zum Amu-Darja oder nach Tasch-Kurgan kommen. Uebrigens wird das von den Umständen abhängen; vielleicht komme ich auch nicht."

Darauf forderte der General den Oberst Rasgonow auf, sich mit ihm in ein besonderes Zimmer zurückzuziehen. Sie sprachen hier etwa eine halbe Stunde mit einander. Hierauf erschien der Oberst und sagte mir, daß der General mich zu sich rufe.

Ich trat in das Zimmer ein. Der General erkundigte sich anfänglich nach meiner Gesundheit. Ich bedankte mich bei dem General für diese Liebenswürdigkeit und sagte, daß ich momentan anscheinend vollständig vom Fieber befreit sei und daß ich mich durchaus gesund fühle.

Der General fragte hierauf, ob ich imstande wäre, eine

ſo eilige Reiſe durchzumachen, wenn er mich nach Taſchkent mitnehmen würde.

„Da werden wir ſchon nicht an Raſttage und Ruhe zu denken haben; wir werden täglich unſere 60—70 Werſt zurückzulegen haben," fügte er hinzu.

Ich entgegnete, daß ich mich natürlich nicht dafür verbürgen könne, daß ich während der Reiſe nicht erkranken werde, wenngleich ich mich gegenwärtig auch völlig geſund fühle.

„Würden Sie aber mit mir nach Taſchkent gehen wollen?" fragte er.

Ich antwortete, daß ich nichts dagegen hätte, nach Taſchkent zu reiſen.

Der General ſprach nun hierauf nochmals ſeine Befürchtung aus, daß ich auf dem Wege erkranken könnte, hieß mich aber doch, zur Abreiſe bereit zu ſein. Er glaubte, daß wir noch am ſelbigen Tage, am Abend Kabul verlaſſen könnten. Mit uns ſollten 10 Koſaken und einige Dſchigiten ziehen. Das übrige Perſonal der Geſandtſchaft blieb in Kabul. Der General hatte mir anbefohlen, keinerlei Gepäck und überhaupt keinerlei Laſten mitzunehmen. Ich hinterließ darum all' mein bewegliches Gut in Kabul und nahm auf den Weg bloß einige wenige Wäſche und die notwendigſten Kleidungsſtücke mit. Mit meinen Sachen ließ ich in Kabul auch meinen „Denſchtſchik" (Offiziersburſche) zurück.

Im Laufe des Tages kam der Weſir mehrmals zum General mit Aufträgen vom Emir und kehrte dann wiederum zurück.

Bis zum Abend gelang es uns noch nicht, aus der Stadt zu kommen. Aber ſchon der frühe Morgen des folgenden Tages fand uns außerhalb der Mauern der Bala-Hiſſar. Uns begleiteten nach Taſchkent: der Kemnab Mahomed-Haſſan-Chan, zwei afghaniſche „Cernels", der Adjutant des Emirs Gulam-Haider-Chan und noch einige andere Afghanen. Faſt bis zur Hälfte des Wegs von Kabul bis Kalja-i-Kaſy begleitete uns der Kriegsminiſter Dowtſcha-Chan und der Weſir. Weiterhin bis zum Amu hatte uns der ewige und unermüdliche Moſſin-Chan zu begleiten.

Und nun — ſind wir wiederum auf der Reiſe; wiederum haben wir vor uns eine eilige, ſchwierige Reiſe; hinter uns liegt Kabul, dieſe erſehnte Stadt für uns Ruſſen, dieſe Stadt, in

welcher vor der Ankunft der russischen Gesandtschaft kaum ein paar Russen während der ganzen Zeit ihres Bestehens gewesen waren. Werfen wir nun einen kurzen Blick auf das historische Bild, das uns diese Stadt darbietet.

Die Stadt Kabul ist eine sehr alte Stadt. In bezug auf ihr Alter kann sie sich gewiß mit Balch und Bamjan messen, ja vielleicht auch mit Babylon, Ninive und anderen Städten der alten Welt, die bereits schon lange vom Antlitz der Erde verschwunden sind.

An den Namen dieser Stadt knüpfen sich Legenden und Mythen des alten Persiens und Seistans (Sedschestan). So stand Kabul der Ueberlieferung zu folge nebst vielen anderen Städten unter der Herrschaft des Rustem, und die Mutter des legendarischen Helden, die schöne Rudabe, war die Tochter des Kabuler Königs Migrah-Schah, eines Tadschiken aus dem Stamme Sochaks. [1]) Hier in Kabul fand Rustem auch sein trauriges Ende durch die Treulosigkeit des hiesigen Herrschers.

Auch die griechische Mythologie hatte diese Stadt nicht unbeachtet gelassen. Die Stadt Nicäa war dadurch berühmt, daß Bacchus hier einen Doppelsieg davongetragen, über die Nymphe Astakia und die Indier. Aus diesem Grunde wurde die Stadt auch Astakia im ersten Fall und Indophonos im zweiten Fall genannt [2]).

Auch in den parsischen und indischen Legenden findet sich diese Stadt erwähnt. So heißt es in der Zend-Aveſta, daß das siebente Land, das Ormusd erschaffen, Vaehkereta (Vaekeretem, Anketil: Veekereante) war [3]), dieses Land aber wird mit dem heutigen Kabulistan [4]) identifiziert; das Wort „Dujak", Sitz der Dujaken, wird auf das Land des Sochaks, d. h. auf Kabul bezogen [5]). In den Vedas wird der Fluß Kubha, d. h. der Kophene des Sian-Tsjan, der heutige Kabul-Fluß erwähnt [6]).

Die Geschichte des Landes bis zur Zeit der Feldzüge

---

[1]) Grigorjew, „Kabulistan und Kaffiristan", S. 726.
[2]) Cunningham. The ancient geography of India, p. 36.
[3]) Zend-Avesta trad. p. Anketil du Perron, vol. I, p. 267.
[4]) Grigorjew, a. a. O., S. 726. Cunningham l. c., p. 36.
[5]) Grigorjew, a. a. O., Cunningham, l. c., p. 38.
[6]) Cunningham, p. 37.

Alexanders des Großen ist dunkel. Aber auch bei den Historikern des Alexander finden wir kaum etwas hierüber. Der Name „Kabul" kommt jedenfalls bei ihnen nicht vor. Man kann bloß vermuten, daß ihr Nicäa dem heutigen Kabul entspricht [1]).

Die griechischen Geographen des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nennen Kabul bald Kabura, wie z. B. Ptolomäus, bald Ortospana, wie z. B. Strabo „... der andere Weg aber führt gerade durch das Land der Baktrianer nach Ortospana, das im Lande der Paropamisaden liegt, dort wo sich die drei aus Baktriana kommenden Straßen vereinen...." [2])

Nachdem sich die Monarchie Alexanders des Großen aufgelöst hatte, mag wohl Kabul unter den griechischen Reichen, die sich nun in Central-Asien bildeten, nicht die letzte Rolle gespielt haben. Außer Zweifel steht es, daß Kabul eine Zeit lang in Abhängigkeit von dem sog. griechisch-baktrischen Reiche stand. Es läßt sich kaum voraussetzen, daß die baktrischen Herrscher bei ihren Feldzügen nach Indien diesen „Kreuzweg" (bei Strabo wird Kabul τριοδος genannt) nicht berührt und nicht den Wunsch gehabt hätten, den „tausend Städten", die sie den Indiern abgewonnen hatten, auch Kabul beizufügen. Eine gewisse Zeit [3]) aber genoß Kabul auch eine völlige Selbständigkeit. Als letzter griechischer König in Kabul gilt Hermeias. Gegen 105 v. Chr. bemächtigte sich seines Reiches der Scythen-König Kadphyses (Mokadphyses) [4]). Von nun an wurde Kabul zur Hauptstadt des indo-scythischen Reiches.

Schon lange vor dieser Umwälzung war nach Kabulistan die Lehre des Buddha gedrungen. Aber der eifrigste Kämpfer für die Verbreitung dieser religiösen Lehre war der berühmteste und mächtigste unter den scythischen Königen von Kabul, Kanischka, der zu Beginn des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte [5]). Die chinesischen buddhistischen Pilger, der Fa-Sjan und Sian-Tsjan (v. Richthofen: Shi-Fa-Hsiën und Hsüën-Tsang)

[1]) Cunningham, l. c., p. 36.
[2]) Strabo, Geographie, Buch XV, Kap. 2.
[3]) a. a. O., Buch XV, Kap. 1.
[4]) Grigorjew, a. a. O., S. 776.
[5]) a. a. O., S. 788.

können nicht genug Worte finden, wenn sie den Eifer des Königs für den Buddhismus rühmen.

Im ersten Jahrhundert nach Christi wird Kabul in chinesischen Quellen unter dem Namen Gao-fu (Kaofu) erwähnt[1]). Zur Hälfte des VII. Jahrhunderts wurde Kabulistan und die Stadt Kabul von Sian-Tsjan besucht. Zu seinen Zeiten zerfiel Kabulistan in eine Menge kleiner selbständiger Reiche. Das Land war überfüllt von buddhistischen Klöstern und Topes, den Grabdenkmälern der buddhistischen Heiligen, namentlich aber des Buddha selber. Von dieser Epoche an galt das Land als ein unter der Herrschaft der Chinesen stehendes; jedoch war das bloß eine nominelle Abhängigkeit.

Zu Ende des VII. Jahrhunderts drangen die Araber bei ihrem Eroberungszuge nach Osten auch in Kabulistan ein. Abdurrachman Ben-Ssamrah gelangte bis Kabul und bemächtigte sich dieser Stadt nach einer einen Monat währenden Belagerung. Der Kabuler König rief Unterstützung aus Indien herbei und warf die Muselmänner zurück. Vor einer neuen arabischen Armee konnte er aber nicht bestehen und mußte Frieden schließen unter der Verpflichtung eines jährlichen Tributs von einer Million Diremen[2]).

Im Jahre 699 drangen die Araber von neuem in Kabulistan ein unter der Anführung des Abdullah-Ben-Abu-Bekr. Aber dieser Feldzug blieb erfolglos. Die Truppen des Kabuler Königs Rentel umringten die Araber, bezwangen sie durch Hunger und entließen sie unter der Bedingung, daß sie die Summe von 700 000 Diremen als Kriegskontribution entrichteten[3]).

Aber schon im nächsten Jahre, 700, zwang Abdurrachman-Ben-Aschefs (Al-Aschats) den Kabuler Radscha von neuem dazu, daß er den Arabern Tribut zahlte. Die entgültige Eroberung von Kabul wird dem Chorossaner Statthalter Jakub-Ben-Leith zugeschrieben. Es geschah das im Jahre 871 n. Chr.[4]) Von

---

[1]) Grigorjew, S. 783.
[2]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde p. 178.
[3]) Ayeen Akbery, vol. II, p. 184.
[4]) Reinaud, l. c., p. 209.

dieſer Zeit an verlegten die Kabuler Fürſten ihre Hauptſtadt öſtlich vom Indus [1]).

Nach Albiruni erloſch die Türkdynaſtie, Dynaſtie der Kabuler Könige im X. Jahrhundert. Der letzte Herrſcher aus dieſer Dynaſtie, Laktuſeman, wurde durch ſeinen Weſir Kallar vom Throne geſtürzt. Dieſer Weſir eröffnete nun eine neue Dynaſtie der Kabuler Radſcha, die aber nicht türkiſchen, ſondern indiſchen Urſprungs waren. Die Türkkönige von Kabul bekannten ſich zum Buddhismus, die neue Dynaſtie hingegen begann die Brahmalehre im Lande einzuführen [2]). Der letzte König von Kabul aus dieſer Dynaſtie war Dſchaja-Pala, der den Thron bis 977 inne hatte, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo das Reich der Gasni unter Sſebuktegin (Sebektekin) bereits zu gewaltiger Entwickelung gelangte.

Die arabiſchen Geographen des X. Jahrhunderts ſprechen einſtimmig davon, daß Kabul zu dieſer Zeit ſich in blühendem Zuſtande befand und großen Einfluß auf die benachbarten Gebiete beſaß. Die Herrſchaft der Araber war mehr nominell, als wirklich vorhanden. Die Menge des Volkes verblieb noch in „Ungläubigkeit“. Iſtachri erzählt, daß „die Stadt von Muſelmännern eingenommen war, die Vorſtädte aber durch ungläubige Indier“ [3]). Uebrigens war die Stadt nicht mal ganz von Muhamedanern eingenommen, ſondern nur die Citadelle. So ſagt Ibn-Haukal: „das Schloß befindet ſich in Händen der Muſelmänner, die Stadt hingegen gehört den ungläubigen Indiern“ [4]).

„Die Eingeborenen glauben,“ fährt er fort, „daß ihr König nicht früher der eigentlichen Macht teilhaftig werden könne, als bis er in Kabul anerkannt wird. Da nun die Hauptſtadt ſich fern von dieſer Stadt befindet, ſo müſſen die Könige bei jedem Thronwechſel nach Kabul kommen, um in dieſer Würde anerkannt zu werden; es wird dies nach einem ſchon von alten Zeiten her beobachteten Brauch geübt.“ [5])

---

[1]) Reinaud, Mémoire sur l'Inde, p. 244—247.

[2]) Ibid., p. 210—211.

[3]) Al-Estakry, Liber climatum. Ueb. v. Mordtman, S. 120.

[4]) Ebn Haukal, Oriental geography, transl. by Ouseley, p. 226.

[5]) „Mémoire sur l'Inde“, p. 244—245.

Nach den Angaben des gleichen Verfassers war Kabul zu dieser Epoche ein großer Sammelplatz für die indischen Kaufleute. „Es ist das ein Kreuzweg", auf dem Wege aus Pendschab nach Chorossan nämlich [1]). „Wenn den Kaufleuten Glauben zu schenken ist," heißt es weiter, „so wird hier jährlich für 2 Millionen Denaren Indigo verkauft, abgesehen von dem, was Alp-Tegin, der sich grade jetzt in Gasna zur Macht aufgeschwungen hat, für sich zurückbehält. Nach dem aber, was ich mit eigenen Augen gesehen, ist der Handel nicht so großartig und zwar infolge der Unruhen, die hier der Einfall des Alp-Tegin mit sich brachte, sowie auch infolge des mißtrauischen Verhältnisses, das zwischen ihm und den benachbarten Herrschern sich ausgebildet hat." [2])

Im Jahre 979 wurde Kabul dem Reiche der Gasneviden einverleibt. Die Gasnevidensultane herrschten hier bis zur Hälfte des XII. Jahrhunderts, bis Gasna von den Gouriden endgültig niedergedrückt wurde, übrigens war es schon seit lange durch die häufigen Einfälle der Seldschuken-Türken entkräftet.

Aber noch immer hatte Kabul etwas von seiner Bedeutung als alte Hauptstadt beibehalten. Die moralische Bedeutung der Stadt Kabul für die nächstliegenden Länder wird auch von Edrisi, dem arabischen Schriftsteller der Hälfte des XII. Jahrhunderts, bestätigt:

„Kabul ist eine der großen Städte von Indien," sagt Edrisi, „sie ist von Mauern umgeben, besitzt im Inneren eine feste Citadelle, von außen verschiedene Vorstädte. Die Könige treten nur dann in ihre volle Macht, wenn sie von Kabul anerkannt werden. Wenn sie in einer anderen Stadt wohnen, so sind sie durchaus verpflichtet, nach Kabul zu kommen, um mit der königlichen Macht bekleidet zu werden." [3]) Das gleiche wird auch an anderen Stellen des Buches wiederholt. [4])

Von den Góura-Fürsten (Gura) ging Kabul zu den Herrschern Charesmiens (Chiwas) über, von den letzterem zu den Mongolen. Tschingis-Chan fand sich hier um 1221 ein, als er

[1]) Bemerkenswert ist es, daß der arabische Autor fast buchstäblich die Worte des Strabo über Kabul wiederholt (τριοδος).

[2]) „Mémoire sur l'Inde" l. c., p. 244—45.

[3]) Edrisi, Géographie, Vol. II, p. 459.

[4]) Ibid., p. 182.

den tapferen, aber unglücklichen Sultan Dschelal-ed-Din verfolgte.

Von nun aber sank Kabul zu einem gewöhnlichen Dörfchen herab. Ibn-Batuta, vielleicht der berühmteste unter den arabischen Reisenden, war hier in der Hälfte des XIV. Jahrhunderts und berichtet über Kabul folgendes:

„Wir begaben uns nun (aus Gasni) nach Kabul; es war das früher eine hochberühmte Stadt; gegenwärtig ist's nicht vielmehr als ein Dorf, das von einem Volksstamm, persischer Abkunft, Afghanen genannt, bewohnt wird. [1])

In den 80er Jahren des XIV. Jahrhunderts berührte ein anderer mongolischer Bezwinger Asiens, Tamerlan, Kabul auf dem Wege nach Indien. Jetzt lächelte Kabul die Möglichkeit eines Auferstehens aus den Trümmern. Der Timuride Ulug-Mirsa, dem Kabul zugeteilt wurde, war stark um das Wohl desselben besorgt. Der Sultan Baber erwähnt in seinen Memoiren mehrerer Bauten, mit denen sein Onkel die Stadt geschmückt hatte.

Baber Mirsa selber aber widmete sich zweifellos noch mehr dem Gedeihen der Stadt; er bemächtigte sich ihrer um 1504. Baber, der in die Stadt verliebt war, der sie in Versen und Prosa besungen und das Klima derselben vor allen anderen ihm damals bekannten Ländern rühmt, lebte mehrere Jahre lang in Kabul. Hier nun erholte er sich von den Regierungssorgen, indem er sich schönen Künsten und intimen Gelagen im Schah-Kabuler Schloß hingab. Obgleich ein echter Mohamedaner, wußte er doch den Wert des guten Kabuler Weines würdig zu schätzen. Aus seiner Feder stammt gewiß auch der bekannte Spruch:

„Trink Wein im Schloß von Kabul und laß den Becher ohne Aufhören herumwandern.
Denn es ist zugleich: ein Berg und ein See, eine Stadt und eine weite Wiesenflur." [2])

Er selber schreibt allerdings, gewiß aus Bescheidenheit, diese Verse dem Mullah Mahomed-Mu-Ammaï zu. Wie dem auch

[1]) „Voyages d'Ibn Batoutah" trad. p. Defrémery et Sanguinetti. Vol. III, p. 89.

[2]) Baber-Mirza, „Mémoires" trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871. Vol. I, p. 280.

sei, wenngleich „das Klima von Kabul auch lieblich ist und kein anderes Land auf der Welt sich mit ihm in dieser Hinsicht messen kann", [1]) so mußte Baber die Stadt doch verlassen, um nach neuem Siegeslorbeer nach Indien zu ziehen. Am 10. Mai 1526 proklamierte er sich als Kaiser von Indien und begründete die Dynastie der Groß-Mogolen. Wie bekannt, hat diese Dynastie bis 1857 existiert.

Hierauf nun gehörte Kabul der Monarchie der Mogolen an. Im Jahre 1670 machte es den Versuch, von dem Reiche der Mogolen abzufallen und selbständig zu werden, aber seine Kräfte genügten nicht, um den Kampf mit dem mächtigen Kaiser Aurengseb zu bestehen; im Jahre 1675 wurde Kabul wiederum der indischen Monarchie einverleibt.

Im Jahre 1738 wurde Kabul durch Nadir-Schah zerstört, der mit Recht ein Großsohn des Tschingis-Chan genannt werden kann, in bezug auf sein Handwerk und den Beruf — mit Feuer und Schwert alles, was ihm in den Weg kam, zu vernichten.

Aber es nahte sich die Zeit, wo Kabul aus Schutt und Trümmern erstehen sollte. Nach dem Tode des Nadir-Schah im Jahre 1747 erschien Achmed-Schah, der Häuptling des bedeutendsten Stammes unter den Afghanen, der Sfadosaer, als „Sammler" des afghanischen Reiches, in der Art der moskowitischen Fürsten, die diesen Namen infolge ihrer Politik in bezug auf die übrigen russischen Fürstentümer erlangten. Die von ihm begründete Monarchie der Durani umfaßte nahezu die gleichen Länder, die früher dem Reich des Mahmud von Gasni angehört hatten. Sein Reich erstreckte sich von Mesched bis Dschehanabad und Multan, und von Merw und Balch bis Kelat. [2])

Sein Sohn Timur-Schah erbte vom Vater die sämtlichen Länder. Unter ihm wurde Kabul zur Hauptstadt des Reiches gemacht und mit einer Menge schöner öffentlicher Bauten geschmückt.

Aber das vereinigte Reich der Afghanen war nicht von langem Bestand. Schon zu Beginn des XIX. Jahrhunderts

---

[1]) Baber-Mirza, „Mémoires" trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871. Vol. I, p. 283.

[2]) Mir. Abdoul Kerim Boukhari, „Hist. de l'Asie Centrale", trad., publ. et annotée p. Schefer, 1876, pp. 16—17.

zerfiel es in verschiedene Teile. Immerhin hatte Kabul nicht an Bedeutung verloren. Im Gegenteil — wer sich seiner zuerst bemächtigte, der galt auch als Herrscher von ganz Afghanistan.

Im Jahre 1826 geriet Kabul in die Hände des Dost-Mahomed, es gelang ihm späterhin, die Teile, in welche das afghanische Reich zerfallen war, von neuem zu vereinen. Die östlichen Provinzen verblieben aber doch unter der Herrschaft der Sikhs und gerieten dann in die Hände der Engländer. Im Jahre 1863 starb Dost-Mahomed, der sich den neuen Titel eines Emirs beigelegt hatte. Fünf Jahre lang dauerte nun der Kampf zwischen den um die Macht ringenden Parteien, wobei Kabul aus einer in die andere Hand wanderte. Drei Brüder und ein Neffe kämpften um den Thron. Assal-Chan und Asim-Chan, als die älteren Brüder des Schir-Ali-Chan, wollten sich letzterem nicht unterordnen. Sie wurden von dem talentvollen Sohne des Assal-Chan, Abdurrachman-Chan (der gegenwärtige Emir) unterstützt.

Im Jahre 1868 geriet Kabul endgültig unter die Herrschaft des Schir-Ali-Chan.

Wenn wir uns nun der Geschichte der europäischen Reisenden zuwenden, welche Kabul in verschiedenen Zeiten besucht haben, so sehen wir, daß die Stadt bis zum gegenwärtigen Jahrhundert von nur sehr wenigen Europäern besucht worden ist. Die ersten Europäer, durch welche die Stadt besucht wurde, waren vielleicht die Mitglieder der von dem Zaren Alekſej Michailowitsch im Jahre 1675 nach Buchara entsandten russischen Gesandtschaft. Der Chef der Gesandtschaft Wassilij Daudow kehrte aus Buchara nach Moskau zurück. Aber der Dolmetscher der Gesandtschaft Mahmed Jussup Kassimow und der Schreiber („Podjatschij") Iwan Schapkin hatten den Auftrag mit einem Schriftstück und mit Geschenken an den Hof des indischen Schah zu gelangen. Kassimow meldete über seine Reise und den Aufenthalt in der Stadt Kabul folgendes:

„Im Jahre 183 traf er, Mahmed, in der indischen Stadt Kabyl ein. Der „Woewoda" dieser Stadt, der Statthalter, Mekremet-Chan, schrieb in der Stadt Ana-Bat (Dschehanabad oder Delhi) an den Statthalter, Asej-Chan, über seine, des Mahmed, Ankunft, und daß er, Asej-Chan, der Hoheit des Schah über ihn Mahmet schreiben und ihm die Erlaubnis zur Weiterreise

bewirken möge. Und Asej-Chan schrieb nun an ihn, den Mekremet-Chan, daß die Hoheit des Schah mit dem großen „Gossudarj" (Herrscher von Rußland) keine Freundschaft pflegen und keine freundschaftliche Gesandtschaften zu wechseln wünsche und nicht gewillt sei, ihn Mahmet-Issup, zu sich zu lassen, und zwar, weil von alters her es keine Gesandten und Boten vom russischen Reich an die Hoheit des Schah gegeben und er wünsche nicht, daß solche jetzt sein sollten; er, Mahmet Issup, möge sich aus dieser Stadt hinaus und seines Weges zurück begeben."

„Und Mahmet Issup hat dem „Woewoda" der Stadt Kabyl vielfach, wie ihm angesagt worden, wiederholt, daß er vom großen Gossudarj an den indischen Schah mit einem Schreiben des Gossudaren abgesandt sei, über ihre beiderseitigen Staatsangelegenheiten und mit freundschaftlichen Geschenken, und daß er, der „Woewoda", ihn zu dem Schah weiterziehen lassen möge. Und er, Mahmet Issup, bestand darauf und beredete ihn, so wie ihm das angesagt worden war. Und der Woewoda Makremet sagte dem Mahmet Issup: der Schah habe nicht erlaubt, ihn weiterziehen zu lassen und habe das Schreiben seines Herrschers nicht annehmen und nicht weitergehen lassen wollen, weil bei ihm, dem Schah, weder von seinem Vorfahren Temir-Aksakan an, noch auf mehrere hundert Jahre vor der gegenwärtigen Zeit zurück keinerlei Boten und Gesandten vom russischen Reich ins indische Reich gewesen wären, denn das russische Reich befindet sich in weiter Entfernung von dem indischen und es gab zwischen ihnen früher keinerlei Streitigkeiten und giebt auch gegenwärtig keine; und es ist bekannt, daß der große Gossudarj zu dem indischen Schah seine Boten nach Reichtümern sendet, nicht aber irgend welcher anderer Sachen wegen. Auch ist der Glauben der Russen ein anderer, als der ihrige und ihnen, den „Bassurmanen" (Heiden), gezieme es ja auch nicht, mit den Christen Freundschaft zu pflegen, in einem vorigen Jahre aber, 167, da kam in das indische Reich ein russischer Gesandter, Sjenjka genannt, ein Jude seiner Geburt nach; und er kam in die indische Stadt Kabyl, und flehte den Schah an, daß er ihn in den Dienst nehmen und ihn zum Hauptmann machen möge. Und der Schah war ihm gnädig, nahm ihn in seinen Dienst auf und machte ihn zum Hauptmann über 500 Mann und verlieh ihm ein großes Gehalt. Und

wolle nun auch er, Mahmet Issup, in den Dienst des Schah treten, so wird der Schah auch ihn gnädig aufnehmen; aber wenn er gemeldet hat, daß bei ihm freundschaftliche Geschenke von dem großen Gossudarj an den Schah vorhanden seien, so wird der Schah diese Geschenke von Handelsleuten, die in Persida und in der Russj (Rußland) verkehren, schätzen lassen und nach ihrem Preise sie ihm, Mahmet Issup, mit Geld bezahlen. Einen anderen Befehl aber wird er nicht erhalten."

„Und Mahmet Issup sagte, daß er ein getreuer Unterthan seines Gossudaren sei und zu dem Schah in den für beide Staaten wichtigen Angelegenheiten gesandt worden sei, dem Schah werde er aber nicht dienen. Der Sjenjka aber, der Jude, sei ein Schelm, er habe die Furcht vor Gott und seines großen Gossudaren Güte vergessen, er habe an ihm, dem großen Gossudarj, Verrat ausgeübt, er habe sich Gesandter genannt, er, Sjenjka, sei aber eines Schemachiner Handelsmannes Gärtner, ein gekaufter Leibeigner, er sei aus Astrachan in Handelsangelegenheiten mit Handelsleuten nach Bucharen gekommen, aus Bucharen aber nach Indien, und habe sich als Gesandter ausgegeben, darin aber sei er ein Schelm, er habe ihn, den großen Gossudarj mit dem indischen Schah entzweit, und darum wähnt der Schah, daß er, Mahmet Issup, ebenfalls lügt, er aber sei wirklich vom großen Gossudarj entsandt worden, er lüge nicht."

„Und wie er, Mahmet, nun in Kabyl war, so hatte der kabyler Woewoda während seines ganzen Aufenthaltes hier des Gossudaren Schatz und seine Waren in den Palast verschlossen gehalten, und hieraus erwuchs dem Schatz des großen Gossudaren viel Verlust und es war ein Verbot, daß niemand von diesem Schatz und den Waren kaufen dürfe. Als nun die Siegel abgenommen wurden, da schätzte der Vorsteher des Zollamtes und seine Gehülfen den genannten Schatz nach geringem Preis, nahmen ihn zu sich und schickten ihm nach der Schätzung das Geld, und von diesem Gelde nahm er Zoll, aber ihn, den Mahmet Issup, schalt er, und er sagte, daß er dem Schah wenig Geschenke gebracht habe und auch dabei nur das Gewöhnlichste; bei ihnen da tragen nicht mal die Diener so schlechte Zobel, denn die Handelsleute bringen jährlich zu ihnen gute Zobel und Juchtenleder, aber auch Tuch und Leder bringen sie ihnen vom Lande der Deutschen (Westeuropäer bei

den Russen, Njemez) von guter Art und verkaufen sie zu billigem Preis. Dann sei er auch aus einem zu weit entfernten Reich mit zu wenig Begleitung gekommen. Und er, Mahmet Iffup, wurde nun aus jenem Kabyl ausgewiesen, ohne beim Schah gewesen zu sein" [1]).

Im Januar 1677 war Kassimow bereits in Moskau.

Es war das aber nicht die erste russische Gesandtschaft gewesen, die man in das ferne „Indeja" gesandt hatte. Zu Zeiten desselben Zaren Aleksej Michailowitsch, 28 Jahre vor der Reise Kassimows nach Kabul, wurde eine Gesandtschaft nach Indien ausgerüstet.

„Die russischen Gossudaren," lesen wir bei Malgin [2]), „hatten infolge der großen Entfernung keinen Gesandtschaftswechsel, aber im Jahre 1648 beliebte der Zar Aleksej Michailowitsch, dem indischen Schah, um sein Reich und dessen Handel kennen zu lernen, eine Gesandtschaft zuzusenden, aber die Gesandtschaft mußte zu dieser Zeit unterbleiben, weil zwischen dem indischen Zaren Schagador (Schah-Dschehan) und dem Kisylbascher oder persischen Schah Abbas (II) um die Stadt Kakschagar (Kandahar) ein Krieg ausgebrochen war" [3]).

Somit war Rußland weit früher mit Kabul in Verkehr getreten, als die westeuropäischen Staaten. Zu einer Zeit, wo man in Europa Kabul nur vom Hörensagen kannte, waren in dieser Stadt bereits Männer aus Rußland, eine russische Gesandtschaft gewesen.

Im Jahre 1763 bereiste der erste Westeuropäer G. Forster das Kabuler Thal.

Daraufhin fand sich im Jahre 1809 in Kabul eine englische Gesandtschaft unter Elphinstone ein.

Im Jahre 1823 verbrachte Moorkroft einige unruhige Tage ein Kabul. Im Jahre 1832 traf hier der bekannte Reisende Burnes ein

---

[1]) Minajew J, „Nachrichten über die Gebiete am Oberlauf des Amu-Darja" (russisch).

[2]) Malgin T. „Ritual (Tschinownik) der russischen Gossudaren" S. 223 bis 225, 2. Aufl. 1792 (russisch).

[3]) Das an den indischen Schah gerichtete Schreiben führte, „nach Ansprechung Gottes, nach vollem Namen und Titel des Zaren" folgende Aufschrift: „Unserem Bruder, dem großen Gossudarj der hochthronenden Majestät Schadschehans, dem Herrscher über Indien und das ganze östliche Land." Die Schrift war russisch verfaßt. Der Name des Schah in Gold ausgeführt.

als Agent der ostindischen Regierung; er überbrachte dem Emir Dost-Mohomed Geschenke und genoß einige Tage lang die Gastfreundschaft desselben. Von hier aus unternahm er seine Reise nach Buchara und durch Turkmenien, die Reise, die ihn nicht minder berühmt unter den Europäern als seine spätere politische und administrative Thätigkeit ihn verhaßt unter den Afghanen gemacht hatte.

In dem darauffolgenden Jahrzent von 1832—42 wurde Kabul von recht vielen Europäern, hauptsächlich von Engländern, besucht.

Die Jahre 41 und 42 waren für Kabul ganz besonders denkwürdig infolge der zwei Katastrophen: der englischen und der afghanischen. Die Ursache der ersten Katastrophe, bei welcher eine englische Armee von 20 000 Mann zu Grunde ging, lag in dem Nationalgefühl der Afghanen, in der Freiheitsliebe; es war das ein Protest der Eingeborenen gegen den „roten Rock," der alles zu verschlingen drohte. Die Schlucht Churd-Kabul hat für die Afghanen die gleiche Bedeutung wie Salamis für die alten Griechen, wie Moskau von 1812 für uns Russen.

Die zweite Katastrophe hingegen, welcher die Stadt Kabul zum Opfer fiel, war ein wilder Racheakt, welcher den hochtönenden Namen „Rehabilitation" „quasi" der Volksehre führte. Bei dieser Rehabilitation verfuhren die Engländer wie die Wilden, die sich in ihren Handlungen lediglich nur durch ihre zügellosen Instinkte bestimmen lassen. Wer waren nun aber diejenigen, an denen die Züchtigung vollzogen wurde? Etwa die Krieger, von welchen sie ein Jahr zuvor in der Schlucht Churd-Kabul geschlagen wurden? Nein, es wurde das wehr- und widerstandslose Volk gezüchtet! Nein, die Rache wurde an den leeren Gebäuden und den Bazars vollzogen! Die Stadt wurde zerstört, und die Sieger, stolz darauf, daß sie so gelungen die militärische Ehre Englands rehabilitirt hatten, beeilten sich nun, sich wieder hinter den Indus zurückzuziehen[1]). Das Werk, das eines Tschingis-

[1]) Die Ereignisse von 1879—80, die sich in demselben Kabul abspielten, erinnern so sehr an die Jahre 1841—42, daß man sich nicht genug darüber wundern kann: der gleiche Ausbruch des Volkshasses gegen die Engländer und die gleiche wilde Rache, die die englischen Truppen an der wehrlosen friedlichen Bevölkerung von Kabul nahmen.

Chans würdig gewesen wäre, bringt jetzt seine Früchte. Der Engländer, der so sehr mit seiner Kultur prahlt, wird hier in Afghanistan tief verachtet. Es ist schon oben erwähnt worden, daß das Wort „Inglis," Engländer, hier ein Schimpfwort ist.

In den Jahren 1837—38 hielt sich hier ein Russe, der Lieutenant Witkewitsch, auf.

Von 1842 an bis zur Ankunft der russischen Gesandtschaft in Kabul war in Kabul nicht nur kein einziger Russe, sondern auch kein einziger Europäer gewesen.

Nach einem Marsch von 20 Werst machten wir in der Niederlassung Kaffir-Kala halt, um zu frühstücken. Die Abreise aus Kabul war so urplötzlich vor sich gegangen, daß es selbst dem Kemnab, der doch durch seine Rührigkeit die Achtung der Gesandtschaft gewonnen hatte, nicht gelungen war, alles, was für eine ordentliche Rast erforderlich war, vorzubereiten. Immerhin verschaffte er uns rasch einen kleinen Imbiß und Teppiche und wir ruhten uns nun unter offenem Himmel, im Schatten der Pappeln und von grünem Rasen umgeben, ganz vorzüglich aus. Bis Abend gelangten wir zum Dorf Kati-Aschru, woselbst wir übernachteten. Hier standen uns schon Zelte und Nahrungsmittel in genügender Quantität zur Verfügung. Der Kemnab hatte bereits alles in Ordnung gebracht. Eine genügende Eskorte zu unserer Begleitung hatte er übrigens nicht auftreiben können. Der General ordnete darum zwei Kosakenposten für die Nacht an. Der Gefreite, ein einziger auf die 10 Mann Kosaken, die mit uns waren, sollte die ganze Nacht nicht schlafen. Als der General diese Anordnung traf, fragte er den Gefreiten, ob er nicht etwa der einzige Gefreite für die ganze Eskorte sei? Auf die bejahende Antwort sagte er: „ja, Du sollst aber doch nicht schlafen."

Bis zum Eintritt der Nacht konnten die Kosaken sich an dem Schatten ihrer Zelte erfreuen. Als aber das nächtliche Dunkel die Erde bedeckt hatte, da ließ der General die Kosaken ihre Zelte abschlagen und sich um dasjenige Zelt herumlagern, in welchem er sich befand; mit ihm schlief auch ich in dem Zelt. Ich glaube nicht, daß das nächtliche Dunkel sich in der Prosa des Lebens ebenso gut ausmacht, wie in der ungebundenen Poesie. Im vorliegenden Fall mußten die Fittige der Nacht den Kosaken

die Zelte ersetzen. Die Nacht war außerordentlich kühl und die Resultate dieser Anordnung ließen nicht lange auf sich warten: am folgenden Tage waren zwei Kosaken an Rheumatismus erkrankt.

Am 12. August legten wir die Strecke zwischen Koti-Aschru und Jurt zurück. In Sser-Tscheschmeh gab es ein Frühstück. In Jurt, oder vielmehr in der Nähe von Jurt, übernachteten wir. Nachts wurden den Kosaken wiederum ihre Zelte genommen. Ich machte allerdings dem General den Vorschlag, die Kosaken mit Koschmas zu versehen, welche sie sich als Lager unterbreiten könnten, denn es war feucht und kalt, auch daß man ihnen für die Nacht die Zelte lassen sollte. Dieser Rat aber wurde von dem General als Protest aufgefaßt, als Disziplinarvergehen von meiner Seite — und ich erhielt von ihm einen außerordentlich harten Verweis dafür.

Als ich am andern Tage aus dem Zelt heraustrat, sah ich die Kosaken auf nacktem Boden liegen, sie hatten sich die Sättel unter den Kopf geschoben und sich in ihre unersetzlichen grauen Soldatenmäntel gehüllt. Sie waren mit Reif bedeckt. Das Dorf Jurt liegt nach Haug auf 10618 Fuß über Meeresspiegel.

Am 13. legten wir die Strecke von Jurt bis zum Irak-Thal zurück, folglich ca. 70 Werst auf Gebirgswegen.

Am 14. waren wir in Bamjan. Wir trafen hier recht früh ein, gingen aber nicht weiter, trotzdem wir an diesem Tage nur 30 Werst zurückgelegt hatten.

Der General erhielt hier eine Postsendung aus Taschkent. Der Inhalt derselben blieb mir unbekannt.

Mit der Korrespondenz war auch eine Sendung Chinin aus dem Ssamarkander Hospitaldepot eingetroffen. Die Post hatte ein Ssarmakander Dschigit gebracht. Es war aus Ssamarkand bis hieher in zwei Wochen gekommen.

Am nächsten Tage legten wir die Strecke von Bamjan bis Ssaigan zurück. Es erkrankten uns noch zwei Kosaken und wiederum an Rheumatismus; der eine konnte gar nicht mehr den Hals bewegen.

In Ssaigan erkrankte auch der General selber am Fieber. Uebrigens war das nur ein schwacher Anfall.

Am folgenden Tage erkrankten in Kagmard wiederum zwei Kosaken und ein Dschigit. Nicht mal die eiserne Gesundheit des Wachtmeisters hielt jetzt Stand vor der Gesamtmenge der un-

günstigen Verhältnisse, unter welchen sich die Kosaken befanden. Diese Verhältnisse waren künstlicher und natürlicher Art:

Bis jetzt ritten wir immer noch dieselben Pferde, mit welchen wir Kabul verlassen hatten. Der General hatte uns übrigens Reservepferde versprochen, aber nicht vor Duab. Bis zu diesem Punkt mußten wir uns immer mit den gleichen Pferden behelfen. Wenn ich aber „wir" sage, so meine ich eben nur mich und die Kosaken, da die „Renner" von Mossin-Chan dem Generale stets zur Verfügung standen und er sie auch nach Belieben benutzte.

Was mich persönlich betrifft, so hatte ich bisher noch keinerlei Unbequemlichkeit zu erleiden. Mein unansehlicher „Tschiraktschiner" hatte stählerne Beine, er war unermüdlich im Rennen und hatte einen raschen Gang. Ich konnte mich mit der gleichen Schnelligkeit fortbewegen wie der General. Die Kosaken hingegen waren wahrhaft bedauernswert. Um nicht hinter dem General zurückzubleiben, mußten sie stets im Halbtrab reiten. Dies unerträgliche Rütteln tagtäglich bei Tagereisen von 50—70 Werst konnte eben nur die eiserne Natur eines Steppensohnes, eines uralischen Kosaken, ertragen. Zu dieser Unbequemlichkeit kam aber noch eine andere, nicht geringere hinzu.

Jede Nacht hatten zwei Kosaken Wache zu stehen. Wenngleich wir nun auch 10 Kosaken hatten, so hatten doch nur 6 den Wachtdienst zu versehen. Die zwei Kosaken, die den General bedienten, waren von dem Wachtdienst befreit. Auch der Wachtmeister hatte den Wachtdienst nicht zu versehen. Hingegen war der Gefreite, *da er die Wachen aufzuführen hatte, verpflichtet, keine einzige Nacht zu schlafen!*

Den 6 Kosaken, denen der Wachtdienst zugefallen war, bot sich aber auch sonst nur wenig Zeit zum Schlafen. Man braucht sich ja nur zu vergegenwärtigen, daß auf drei Ablösungen im Laufe der Nacht bei zwei Wachtposten nur 6 Mann kamen, um zu ersehen, wie viel Zeit zum Schlafen für jeden einzelnen Kosaken übrig blieb. Am Tage bot sich auch keine Gelegenheit zum Schlafen; früh morgens, sogar ohne zu frühstücken, schwangen wir uns in den Sattel und gelangten oft nur unmittelbar vor Eintritt der Nacht auf eine Station. Allerdings machten wir stets auf der Mitte des Weges eine Rast von 1½—2 Stunden, um zu frühstücken.

Ungeachtet der epidemischen Erkrankung der Kosaken wurden ihnen doch ihre Zelte für die Nacht genommen. Ich weiß es nicht und kann es mir auch nicht mal vorstellen, wie nur die armen, kranken Kosaken den Wachtdienst versehen konnten! . . .

Als wir am 17. August den Kara-Koteler Paß bestiegen und den Gipfel des Passes erreicht hatten, stürzten die kranken Kosaken erschöpft zu Boden. Der Wachtmeister stöhnte leise und äußerte inmitten seines Fiberdeliriums den Wunsch, „ganz hier zu bleiben, auf dem Gipfel des Passes, wo es so angenehm kühl sei." In der Achselhöhle hatte er eine Temperatur von 41° C.

Am gleichen Tage trafen wir zur Nacht in Duab ein. Hier verabschiedete sich von uns das „Zwickelbärtchen", Lal-Mahomed-Chan, der Gouverneur von Bamjan. Der General beschenkte ihn mit einer goldenen Uhr und noch einer anderen Kleinigkeit.

Reservepferde gab uns der General hier nicht. Es erkrankten noch zwei Kosaken.

Am 18. August übernachteten wir in Karem. In etwa 5 Werst vor dem Nachtlager stießen wir wiederum auf einen Dschigiten, der eine Post aus Taschkent brachte. Es fanden sich Briefe von den HH. Kaufmann und Iwanow. Mit dem Briefe waren auch Zeitungen eingetroffen.

In Heibek kaufte der General mehrere Pferde für die Kosaken ein.

Als am Abend dieses Tages des Neumond goldne Sichel sich auf dem arzurblauen Himmel zeigte, nahm der Kemnab, der den Neumond zum ersten Mal erblickte, sofort den Säbel aus den Händen eines Kosaken, der unfern von ihm stand, und sagte das von dem Koran vorgeschriebene Gebet her. Er sprach über dies Ereignis späterhin als über ein gutes Zeichen. „Während des Gebetes," sagte der Kemnab, „ist es gut, das Schwert eines Freundes in Händen zu halten. Es ist das ein gutes Zeichen."

Am 20. August übernachteten wir in Tasch-Kurgan.

An diesem Tag gab es eine Art Rast für uns. Der General kaufte Pferde ein. Für einige von denselben wurde ein recht bedeutendes Geld gezahlt. So wurde ein Hengst, grau mit runden Flecken, für 1200 Rupien gekauft; ein weißes Pferd für 700 Rupien u. dgl. m. Für all' diese Pferde zahlte der General

mit den Rupien, welche die Gesandtschaft vom Emir in Kabul zum Geschenk erhalten hatte.

Sämtliche Pferde, oder wenigstens die Mehrzahl derselben, waren von dem General zu irgend welchen anderen Zwecken, nicht aber etwa dazu bestimmt, um uns mit frischen Tieren zu versehen; sie wurden alle uns nachgeführt. Da mein „Tschiraktschiner stark ermüdet war und sich vor Schwäche kaum auf den Beinen hielt, ich aber, weil mir das Geld fehlte, kein anderes Pferd kaufen konnte, so verlieh mir hier der General eine Schindmähre mit kranken Beinen.

Am 22. August trafen wir in Masari-Scherif ein und fanden in dem gleichen Hause Unterkunft, wo wir im Juni-Monat gewohnt hatten. Der neue Lojnab Chosch-Dil-Chan empfing uns mit einem Teil seiner Truppen vor der Stadt. Salutschüsse wurden diesmal nicht abgegeben.

Am gleichen Tage verließen wir die Stadt und begaben uns zum Amu-Darja. Vor der Abreise schenkte der General dem Lojnab eine goldene Uhr, einen Revolver und noch irgend eine Kleinigkeit.

Für dieses Mal schlugen wir die Richtung nicht nach Tschuschka-Gjusar, sondern nach Patta-Gjusar (Hissar) ein. Es ist dieser Weg ein wenig kürzer als der erstgenannte, dafür aber ist er wüster. Auf der ganzen Strecke von 80 Werst findet sich hier kein Dorf, kein Stück bebauten Landes. Fast auf der Hälfte des Weges von Masari-Scherif bis zum Amu, aber näher zu dem ersteren, liegen die umfangreichen Ruinen irgend einer alten Stadt. Diese Ruinen führen den Namen Sjiagyrd.

Wir verließen Masari-Scherif um 5 Uhr nachmittags und passierten jetzt die Stadt durch die Hauptstraßen, die auch die belebtesten waren. An einigen Stellen führte der Weg unter den gedeckten Arkaden des Bazars hin. Linker Hand ließen wir die smaragden-grünen Kuppeln des Masars, rechter Hand die Befestigungen, die die Stadt von Osten aus verteidigen.

Kaum daß wir die Stadt und den schmalen Streif der Felder, von welchen sie umgeben wird, hinter uns hatten, befanden wir uns schon in der trostlosen, nackten Steppe, die sich hier des ganzen Gebietes bemächtigt hat. Je weiter wir nach Norden vorrückten, desto mehr gewann der Sand überhand.

Stundenlang ritten wir durch eine derartige Gegend. Die blutrote Scheibe der Sonne, völlig strahlenlos, wie beschnitten an den Rändern, war schon längst vom Horizont verschwunden, wir aber setzten unsere einförmige Reise noch immer weiter fort. Hier wird es rasch dunkel. Schon wenige Minuten nach Sonnenuntergang befanden wir uns darum schon in völlige Dunkelheit gehüllt. Die undeutlichen Umrisse des mageren Saxaulgesträuchs wuchsen in dem Abenddunkel gigantisch an; das spärliche Gras der „Koljutschka" schien zu einem Walde geworden zu sein .... Ein jeder Laut schallte tönend in der unbeweglichen Nachtluft und gewann eine der Steppe eigentümliche Schärfe.

Der General ritt die ganze Zeit über schweigend. Mossin-Chan begleitete uns nicht; er war aus irgend welchen Gründen in der Stadt, in Masari, zurückgeblieben.

Plötzlich ließen sich vor uns einige Stimmen vernehmen — ein paar Reiter traten aus der Dunkelheit und aus den von den Pferden aufgewirbelten Staubwolken hervor.

„Ei, adam!" rief ihnen der General zu, „ta Sfiagyrd in rach est?" (Hei, Mann, ist das der Weg nach Sfiagyrd?)

„Heh!" lautete die Antwort.

„Ta-he! Men schuma purssan mikunem; tschera gust eh!" (Warum redet Ihr so; ich frage Euch ordentlich.)

„In rach est!" (das ist der Weg), ließ es sich aus dem Dunkel vernehmen.

„Tschend Kuruch est esindscha ta Sfiagyrd?" (wie viel Kuruch giebt's von hier bis nach Sfiagyrd?) fragte der General wieder weiter.

„Nehsdik est!" ('s ist nahe) klangen die Stimmen schon aus sehr bedeutender Ferne.

„Nehsdik est!?" unterbrach sie der General, „ta men purssan mikunem. Tschend Kuruch? ek Kuruch nehsdik est, pandsch Kuruch nehsdik est. Rast gustid!" (nahe! ich frage Euch aber — wie viel Kuruch? ein Kuruch ist ja auch nahe und auch fünf Kuruch sind nahe. Antwortet doch recht!)

Hierauf aber ließ sich schon keinerlei Antwort mehr vernehmen. Ich weiß nicht, wie das passierte, aber der Kemnab hatte sich mit seinen Begleitern von uns getrennt und war voraus geritten. Radschab-Ali, unser Karawanen-Baschi, war mit dem

Gepäck zurückgeblieben und befand sich auch nicht mit uns. Wir ritten jetzt allein, der Weg war uns unbekannt. Wir gingen auf gut Glück immer weiter vorwärts.

Bald aber traten aus dem Dunkel die Feuerzungen der Scheiterhaufen unseres Nachtlagers hervor. Einige Minuten noch und wir hatten unsere Zelte erreicht.

Am Morgen des folgenden Tages wurde ich durch eine monotone und recht ärgerliche Stimme erweckt. Ich öffnete die Augen und bemerkte Mossin-Chan, der zusammengekauert am Bette des Generals saß. Der General hatte sich in seinem Bette sitzend aufgerichtet, er trug einen warmen Chalat, ein seidenes Käppchen und Pantoffel. Er sprach mit Mossin-Chan in strengem Ton. Der letztere schien einen schwachen Versuch zu machen, sich rechtfertigen zu wollen. Der kleine Wörterschatz der mir zu Gebote stehenden persischen Redensarten und Worte gestattete mir darüber klar zu werden, daß Mossin-Chan vom General der Fahrlässigkeit im Dienst beschuldet wurde, indem er gestern „aus Faulheit" in der Stadt zurückgeblieben sein sollte und uns nicht begleitet hatte, wodurch wir in Gefahr geraten waren, uns zu verirren.

„Der Emir-Saib hat Dir den Auftrag gegeben, mich zu begleiten," sprach der General, „Du aber! — also so besorgst Du Dein Amt und die Aufträge des Emirs! Wegen des Harems hast Du den Dienst vernachlässigt. Und bist Du doch ein Mann und ein Offizier! Ich kann darüber nach Kabul schreiben und dann wird es Dir schlecht gehen!" Derart waren die Vorwürfe, die der General dem Mossin-Chan machte.

„General-Saib!" versuchte sich Mossin-Chan zu verteidigen. „Mein Dienst ist Ihnen bekannt. Sie wissen es ja auch, daß ich nahezu unausgesetzt mich zwei Monate lang bei Ihnen befunden habe. Zwei Monate lang habe ich weder mein Haus, noch meine Familie gesehen. Da konnten sich nun aber doch gewiß mancherlei Angelegenheiten ansammeln, bei welchen mein persönliches Eingreifen vonnöten war? Nun, eben dieser notwendigen Angelegenheiten wegen blieb ich zu Hause zurück und nicht meinen Frauen zu Lieb.

„Mir hast Du's zu verdanken, daß Du ein bedeutender Mann geworden bist," fuhr der General fort, „mir hast Du's zu verdanken, daß der Emir Dich kennen gelernt und Dir den

wichtigen Auftrag gegeben hat, mich zu begleiten, Du aber, Du kommst in dieser Weise Deinen Pflichten nach!"

„Was haben Sie denn Besonderes für mich gethan," entgegnete Mossin-Chan, „was bin ich denn für ein bedeutender Mann geworden? Ich war ein Ditten (Hauptmann), bevor ich Sie gesehen hatte, und jetzt bin ich noch immer der gleiche Ditten. Nichts außer Plackereien haben Sie mir gebracht. Natürlich, wenn Sie nach Kabul über meine angebliche Fahrlässigkeit schreiben wollten, so würde ich darunter zu leiden haben. Dabei aber werden Sie nicht recht handeln."

Der Ton, in welchem der General weiter redete, wurde allmählich immer weicher; das Gespräch nahm einen relativ freundschaftlichen Ausgang.

Am Morgen, an dem gleichen Tage, hatten wir wiederum eine Post erhalten. Mehrere Briefe waren an die Mitglieder der Gesandtschaft, die in Kabul zurückgeblieben waren, adressiert. Es waren auch Zeitungen eingelaufen. Alle diese Sachen wurden noch an demselben Tage nach Kabul abgesandt. In einem Schreiben an den Chef der Gesandtschaft machte der General die Mitteilung, daß die Truppen, die in Dscham konzentriert gewesen waren, gegenwärtig schon längst ihre ständigen Quartiere bezogen hatten.

Gegen 12 Uhr Mittags zogen wir weiter. Dort, wo sich unser Nachtlager befand, waren einige verlassene, eingefallene Karawanserais verstreut; es waren das elende Ueberreste einer alten, umfangreichen Stadt. Ein schmaler Kanal, der hierher von dem auf mehrere Werst entfernten Balchstrom aus hergeführt worden war, durchschnitt die Menge von Ruinen und verlassenen Häusern. An einer Stelle hatten sich am Ufer des Kanals ein paar karge Obstbäume zusammengedrängt; ihr Laub war verstaubt, gerade wie mit Grind bedeckt. Als wir die Ruinen durchritten, schauten aus einem kuppelförmigen Gebäude ein paar sonnverbrannte, rauhe Usbegenphysiognomieen hervor und musterten ängstlich die afghanische Eskorte.

Allerorts lagen große Haufen von gebrannten Ziegelsteinen umher; sie bedeckten den Boden auf die Strecke von einigen Deßjatinen Land. Stellenweise wird der Ziegelstein von den Eingeborenen gewonnen, sie bringen ihn von hier nach Masari-

Scherif, woselbst er bei Bauten verwendet wird. Inmitten dieser Haufen von Ziegelstein, Schutt und Gestein erheben sich die Ueberreste von Lehmgebäuden. Einige von ihnen haben sich noch recht gut erhalten; selbst die Stuckatur hat sich vor der Zerstörung bewahrt. In den Mauern befinden sich Nischen. Ein paar schlecht aufgeführte Kuppeln erheben sich über den Ruinen von anscheinend bedeutenden Gebäuden. Uebrigens habe ich hier nirgends weder einen Kachelziegel noch eine Inschrift bemerken können. Die Ueberreste der Lehmgebäude gehören vermutlich einer späteren Periode an, als die Ruinen aus gebranntem Ziegel.

In üblicher Weise wandte ich mich an den Kemnab mit verschiedenen Fragen in bezug auf die Ruinen. Ich erhielt übrigens zur Antwort bloß das, daß der Ort Sfiagyrd heiße und daß „hier früher, vor sehr langer Zeit, Kaffirs gelebt hätten."

„Uebrigens," fügte er noch hinzu, „wird erzählt, daß Sfiagyrd in früheren Jahren eine der Vorstädte des großen Balch gewesen sein soll." [1])

Nachdem wir die Ruinen hinter uns gelassen hatten, verloren wir uns wiederum in eine Sandwüste. Die ersten fünf Werst war der Boden übrigens noch recht fest, die Pferde konnten sich relativ leicht fortbewegen. Bald darauf kamen wir zu einer „Muluschka", zu einem der Gebäude, welche die Nomaden über den Gräbern aufführen; es war in üblicher Weise mit einer schlecht ausgeführten Kuppel bedeckt. Die untere Partie des Gebäudes war mit Sand zugeschüttet. In ca. zwei Werst von dieser Muluschka zeigte sich eine Reihe kleiner Sandhügel (die Barchanen). Je weiter wir vorrückten, desto höher und höher wurden die Barchanen. Der Weg führte uns durch tiefen Sand, in welchem die Pferde bis über die Knöchel einsanken. Mitunter traten die Reihen der Barchanen auseinander, sie bildeten dann einen Kessel mit festem Boden, der mit einem weißen Anflug von Salz bedeckt war. Die Sonnenhitze war während dieser Tagesreise außerordentlich intensiv. Wir atmeten nur dann leichter auf, als schließlich vom Norden her ein kalter Luftzug zu uns

[1]) Die ersten Nachrichten über diesen Flecken bringt vielleicht Ibn-Haukal (X. Jahrhundert n. Chr.) in seiner „Oriental Geography", p. 223.

drang: nun war der Amu uns nahe. Immerhin hatten wir etwa noch eine Stunde durch die sandigen Wellen des „Wüsten-Ozeans" zu waten; erst dann erblickten wir am nördlichen Horizont den dunkelblauen Streif des Amu-Darja.

Die Sonne ging bereits unter, als wir uns dem von einem Streif von Pflanzenwuchs begleiteten Ufer näherten. Hier erstreckt sich dem Ufer des Flusses entlang ein ordentlicher Wald von niedrigen, verkrüppelten Pappeln (Lokalbezeichnung: Pattá) und Weiden. Die Baumgruppen werden mitunter durch hohe Schilfgründe abgelöst, diese wiederum durch Wiesen. In die Kleider der Reiter hakte sich hier stellenweise die „Koljutschka" mit ihren spitzen Stacheln ein, oder es schlugen ihnen die Wipfel des Schilfrohrs in die Augen.

Inzwischen wurde es immer dunkler und dunkler. Und wiederum passierte es, daß wir ohne Führer ritten. Der Kemnab kannte nicht den Weg zur Fähre über den Amu. Radschab-Ali war mit dem Gepäck vorausgeritten. Wir ritten wiederum auf geradewohl auf einem Pfad, der sich bald durch Wäldchen, bald durch Wiesen schlängelte. Ein unangenehmer, sauerer, miasmatischer Geruch belästigte uns im höchsten Grade. Millionen von Mücken und kleinen Insekten schwirrten auf den Wiesen umher und erfüllten die Luft mit monotonem Gesumm.

Wir ritten nun über eine schwache kleine Brücke, die über einen Bewässerungskanal führte und deren Balken unter den Beinen der Pferde tanzten; wir passierten durch die Furt ein paar kleine Sümpfe und traten auf das Ufer des Flusses hinaus. Hier gab's aber keine Fähre. Der Fluß floß hier still, aber rasch und war nicht über 100 Ssaschenj breit; es war klar, daß wir nicht den Hauptfluß, sondern irgend einen Nebenarm vor uns hatten. Das Ufer, das uns gegenüberlag, gehörte offenbar einer der Inseln an, an denen der Flußlauf des Amu so reich ist.

Wir ritten nun dem Ufer entlang stromabwärts; wir ritten ca. eine halbe Stunde. Bald darauf aber war der Pfad völlig verschwunden. Wohin sollten wir nun weiter? Wo war der Weg zur Fähre?

„Radschab-Ali!" rief der General.

„Ali-li-li.." antwortete das Echo vom Ufer.

„Kemnab-Saib, kudscha miressem?" fragte der General den Kemnab (Wohin sollen wir reiten?).

„Neh midanem (ich weiß es nicht) Dscheneral-Saib," lautete die Antwort des Kemnabs.

„Radschab-Ali!!!" riefen ein paar Afghanen mit der ganzen Kraft ihrer Lungen.

„A-a-ab!-li-li-li!" antwortete wiederum das Echo.

Offenbar konnten wir auf diese Weise zu nichts Vernünftigem gelangen. Wir beschlossen zurückzukehren und zwar zu dem Platz, wo der Weg aus dem Sande in das Gebiet der Uservegetation tritt.

Hier auf einem freien Platz im Pappelhain ließen wir uns auf den nackten Boden nieder und begannen zu warten. Mehrere Afghanen wurden an's Ufer abgesandt, um den Radschab-Ali und die Fähre ausfindig zu machen. Die Dunkelheit nahm inzwischen immer mehr zu. Wir machten einige Feuer an. In der Nähe erhoben sich ein paar Bäume mit trockenen Aesten. Die Afghanen legten an ihnen Feuer an und brachten so eine ordentliche Illumination zu stande.

Plötzlich erschienen im Bereich des von dem Feuer beleuchteten Raumes zwei Reiter. Es waren das Usbegen.

Der General begann sie sofort auszufragen, ob sie nicht „juklar, barchana ba Radschab-Ali" (das Gepäck mit Radschab-Ali) gesehen hätten. Die Usbegen, die plötzlich inmitten einer so großen Gruppe von bewaffneten Männern hineingeraten und von dem Licht der Feuer geblendet waren, schienen einen tüchtigen Schreck bekommen zu haben. Sie standen da, machten große Augen und vermochten kein Wort hervorzubringen.

Der General wiederholte seine Frage, diesmal schon in ärgerlichem Ton.

Die Usbegen erschraken noch mehr und beteuerten hastig, daß sie nichts wissen, weder vom „juklar", noch vom Radschab-Ali, sie haben ihn nie gesehen und wissen überhaupt nicht, ob ein solcher Mensch auf der Welt vorhanden sei, ja sie haben auch von ihren Bekannten und Nachbarn nie etwas über ihn gehört.

Der General begann angesichts dieses Unsinns seine Geduld zu verlieren.

„Was schwatzt Ihr da für ein Zeug!“ rief er und zwar in seinem Zorn russisch, wobei der Kosak Ssolodownikow seine Worte für die Usbegen ins Tatarische übersetzte, „ich frage Euch, ob Ihr nicht bei der Fähre die Lasttiere und den Radschab-Ali gesehen habt, Ihr aber sagt, daß Ihr nie diesen Menschen gesehen und nicht mal etwas von ihm gehört habt. Wo ist der Weg zur Fähre?“

Die Usbegen schienen vor Schreck ganz toll geworden zu sein. Sie stotterten verwirrt heraus, daß sie keinerlei Fähre kennen und nichts von ihr gehört haben!...

„Ihr wollt Euch wohl über mich lustig machen,“ rief der General mit immer lauterer Stimme, „ich werde Euch lehren. Kosaken! ergreift sie, bindet sie, man lasse sie nicht fort, bis sie nicht sagen, wo die Fähre und das Gepäck ist....“

Die Usbegen wurden ergriffen und gebunden.

Zu ihrem Glück kehrte gerade jetzt einer der Afghanen von der Fähre zurück mit der Meldung, daß der Weg aufgefunden sei und daß Radschab-Ali mit den Lasttieren uns schon längst am Ufer des Amu erwarte.

Die Usbegen wurden von ihren Fesseln befreit und freigelassen.

Als wir an das Ufer kamen, war alles für uns schon bereit: die Jurten, die Betten, der Thee und das Nachtessen. — Radschab-Ali schickte sich bereits mit strahlendem Gesicht an, dem General zu melden, daß alles in Ordnung und aufs beste eingerichtet sei, wurde aber durch einen drohenden Blick des Generals empfangen und erhielt statt des Lobes einen strengen Verweis....

Der breite Strom lag in stillem Schlummer befangen. Seine glatte Spiegelfläche, einer aufgeschmolzenen Glasmasse ähnlich, zeigte keine Spur von Bewegung. Kein Windzug ließ sich in der Luft verspüren; ein halb durchsichtiges Nebeltuch umspannte den gesamten mächtigen Strom und die von Schilfgründen umwachsenen Buchten, und unser kleines Lager, das sich nach der mühsamen Tagereise bereits zum Schlaf rüstete. Das Himmelsgewölbe schaute auf die stillen und raschen Gewässer des Flusses hinab, aber es sah wohl nichts darin. Nur die hellen Sterne, die in ihrem südlichen, strahlenreichen Licht glänzten, durchbrachen

noch den Nebel und spiegelten sich schwach in dem Wasser wieder.

Es war hier sehr feucht. Die Jurten und die Zelte waren mit Tau bedeckt, gerade so wie nach einem Regen. Es machte sich eine recht bedeutende Kälte bemerkbar.

Am anderen Tage, am 24. August, setzten wir auf das bucharische Ufer über. Die gastfreundlichen Bucharen empfingen uns mit üblicher Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Vor unseren Jurten erschienen sofort ganze Haufen von verschiedenem Obst und Gemüse. Ich wandte recht viel Aufmerksamkeit den Schirabader Melonen zu: sie waren vorzüglich und unvergleichlich besser, als diejenigen, die wir in Afghanistan zu essen bekommen hatten.

Am anderen Tage langten wir in Schirabad an. Der Schirabader Beg war diesmal nicht in der Stadt, was mich bis zu einem gewissen Grade erfreute. Er war folglich so weit hergestellt, daß er bereits schon mehr oder weniger bedeutende Exkursionen unternehmen konnte. Seine Söhne, die uns empfingen, erzählten uns, daß ihr Vater gegenwärtig völlig hergestellt sei. Kurz vor unserer Ankunft hatte er sich in die Karatager Berge begeben, um einen Aufstand, der dort ausgebrochen war, zu dämpfen.

Wir verließen an diesem Tage Schirabad und übernachteten in Leilechan.

Am 27. August übernachteten wir in Kara-Chowal. Dieser Ort liegt bereits auf dem Wege nach Schaar. Es zweigt sich dieser Weg von der Route Schirabad-Karschi ein wenig nördlicher von dem „Eisernen Thor" ab, einige Werst vor dem Paß Ak-Rabbat.

Von Sser-Ab bis Kara-Chowal sind es etwa 50 Werst. Der Weg führt die ganze Zeit über von einer Hügelkette zur anderen. Wir hatten 2 bis 3 geringe Pässe zu passieren. Die ganze Strecke, durch welche wir jetzt zogen, ist trostlos nackt, tot; es ist das eine steinige, gehügelte Wüste. Bloß ein einziges Mal auf der ganzen Strecke der Tagereise stießen wir auf einige Bäume, die Gebirgsartscha. Das Dorf Kara-Chowal liegt in einem tiefen Thal, das von Nord und Süd von Kalkfelsen eingerahmt wird. Ein seichter Bach durchströmt das Thal und

versorgt die Bevölkerung mit einem von Kalksalzen gesättigten Wasser. Der Bach wird Kitschi-Uru-Darja genannt. Die Pfirsiche waren hier gegenwärtig noch unreif.

Am folgenden Tage zogen wir immer noch durch das gleiche, wüste, aufgehügelte Gebiet; wir legten etwa 60 Werst zurück und übernachteten in dem Kastell Jar-Tjube.

In Jar-Tjube empfingen uns die Boten des bucharischen Emirs, der sich gegenwärtig in Schaar befand. General Stolettow erhielt hier auch einen Brief von dem Ssmarkander Gouverneur, dem General Iwanow. Der General teilte uns unter anderem mit, daß in Ssamarkand für die afghanische Gesandtschaft ein festlicher Empfang vorbereitet und daß man uns bis Dscham Equipagen voraussenden werde. General Iwanow ersuchte darum den General Stolettow, den Tag vorauszubestimmen, an welchem die afghanische Gesandtschaft in Ssamarkand einzutreffen gedenke.

Da wir nun gegenwärtig die Richtung Schaar-Ssamarkand eingeschlagen hatten, so blieb Dscham für uns völlig abseits vom Wege. General Stolettow ließ darum den Gouverneur von Ssamarkand wissen, daß die afghanische Gesandtschaft ihren Weg nicht über Dscham, sondern über den Kara-Tjubinschen-Paß nehmen werde. Ueber den Tag der Ankunft versprach er zeitig Nachricht zu geben.

Jar-Tjube liegt bereits im Steppengebiet. Die Berge befinden sich in 5 bis 8 Werst im Osten von ihm. Der Ort ist schwach bewässert, hat aber doch eine recht reiche Vegetation. In dem Garten, in welchem wir unser Nachtlager aufgeschlagen hatten, wuchsen prachtvolle Karagatschen.

Die Gehänge der benachbarten Hügel und das Steppengebiet in der Umgegend des Kastells Jar-Tjube waren von Kornfeldern, hauptsächlich Weizenfeldern, eingenommen. Das Korn wuchs hier teilweise ohne künstliche Bewässerung. Wir kamen gerade zur Erntezeit, die Haufen der zusammengelegten Garben brachten eine bunte Abwechselung in die einförmige, ebene Fläche der Steppe. Ich bemerkte hier zum ersten Mal, daß die Eingeborenen das Getreide in Garben binden. In Afghanistan und auch in dem russischen Turkestan wird das Getreide nicht in Garben gebunden; auf den abgeernteten Stellen wird nämlich sofort eine „Tenne" eingerichtet und das Getreide hier ausgedroschen.

Am 29. August trafen wir in Schaar ein. Die Bucharen hatten uns hier einen nicht minder prachtvollen Empfang bereitet, wie im Juni-Monat. Von den mir bekannten Bucharen erkannte ich den Mirachur Rachmet-Ullah, den Udaitschi und einige andere Personen.

Schaar ist nicht gerade die richtige Benennung für die Stadt. Die Eingeborenen nennen die Stadt Schechr-Ssebs (Schachrisebs), d. h. aber nicht nur einfach Stadt (Schaar), sondern noch „grüne Stadt". Die Stadt verschwindet geradezu in ihren dichten Gärten. Diese Gärten erstrecken sich noch weit außerhalb der Stadt selber, in den verschiedensten Richtungen hin. Es ist hier ein großer Ueberfluß an Wasser, das durch die Flüsse Kaschka-Darja und Ak-Darja geliefert wird, welche sich hier in eine Menge von Nebenflüssen und Bächen zerteilen.

Mehrere Werst lang mußten wir durch die Vorstädte reiten. Daraufhin kamen wir durch ein Thor, das uns durch eine sehr dicke Lehmmauer führte, in die Stadt selber hinein.

Das Gebäude, das uns die Bucharen zur Verfügung gestellt hatten, war diesmal nicht ohne ein wenig Komfort und sogar gewissermaßen poetisch eingerichtet. Ein kleiner Blumengarten mit einfachen, aber recht wohlriechenden Blumen war von zwei Verandas umgeben. Neben dem Blumengarten befand sich ein reiner, mit Sand bestreueter kleiner Hof. Er war von einer Seite mit Pfirsich-, Aprikosen- und Maulbeerbäumen bepflanzt, die mit ihren langen, schwankenden Zweigen bis zur Veranda reichten. Inmitten der nördlich gelegenen Veranda strömte ein Arick von ca. 2 Arschin Breite und $^3/_4$ Arschin Tiefe. Das Gebäude atmete angenehme Ruhe und Kühle.

Man servierte uns auf der Veranda ein Frühstück; mehrere Tische waren mit zahlreichen Speisen, mit Imbissen und Zubissen bedeckt. Eine Menge verschiedentlicher Früchte reizte in angenehmer Weise den durch die Reise von 40 Werst erweckten Appetit. Auf den Tischen standen zwischen den Früchten auch einige Blumentöpfe, unter denen sich ganz besonders die Fuchsien mit ihren rosa- und purpurfarbigen Blumen hervorthaten.

Unter den Früchten fanden sich unter anderem merkwürdig große Weinbeeren. Ich übertreibe keineswegs, wenn ich sage, daß die Beeren walnußgroß waren. Die Zeit der Aprikosen war

hier schon längst vorüber', immerhin aber standen auf dem Tisch schöne, saftige und zarte Exemplare dieser Frucht, mattgelb mit einem rötlichen Anfluge. Appetiterregend schauten Pfirsiche mit ihren Purpurbacken unter den grünen Blättern, zwischen denen sie lagen, hervor.

Kaum daß wir den Staub der Reise von uns abgeschüttelt hatten, als bereits der Beg von Schaar, Alim-Beg-Perwanatschi, in unsere Wohnung eintrat. Mit ihm kam auch der Mirachur. Etwa eine Stunde lang hatten wir den phrasenhaften, ununterbrochenen Redeschwall des letzteren anzuhören. Er sprach lange und empfindungsvoll von der Krankheit und dem Tode des Herrn Weinberg, der kurz vordem in Taschkent am Typhus gestorben war.

„Weinberg-Tjura! ah-ah! uljdy! (gestorben). Was war das für ein guter Mann! Ach, wie schade um ihn! Wie gesund war er doch — und plötzlich ist er tot!" so schwatzte der Mirachur in seinem tatarisch-persisch-russischen Dialekt.

Man könnte geradezu glauben, daß er den Tod des Herrn Weinberg aufrichtig betrauerte. Die Sache war die, daß Herr Weinberg lange Zeit das diplomatische Ressort im Turkestaner General-Gouvernement verwaltet hatte; er war vielmals in Buchara gewesen, hatte oft mit hiesigen administrativen Persönlichkeiten korrespondiert und war mit dem Mirachur Rachmed-Ullah gut bekannt gewesen. Es ist übrigens zu bemerken, daß Herr Weinberg sich eines sehr guten Rufes bei den Eingeborenen des russischen Turkestans und auch in den unabhängigen Chanaten erfreut hatte. Seine politische Thätigkeit in diesen Gebieten war in hohem Grade achtungswert.

„Hat der Doktor Tjura das Tadschikische erlernt?" fragte mich der gesprächige Mirachur.

Ich antwortete: „Tadschiki neh midanem, ama farsi kemkem miguehm." (Tadschikisch verstehe ich nicht, aber persisch, das ist mir schon ein wenig bekannt.) Der Mirachur lachte.

„Tadschiki verstehst Du nicht, persisch aber verstehst Du," unterbrach er mich in russischer Sprache und sein ganzes breites Gesicht verzog sich in ein Lächeln.

Ich begriff damals dies Lächeln nicht; späterhin aber erfuhr

ich, daß der Mirachur völlig im Recht war, wenn er mich auslachte.

Die Tadschiken sind nämlich die Abkömmlinge der alten Perser, der ursprünglichen Bevölkerung dieses Landes; die Tadschikensprache ist die persische Sprache, nur daß sie bis zu gewissem Grade durch verschiedene hinzugekommene Wörter türkischen Ursprungs korrumpiert ist. Es war somit mindestens ein Unsinn von mir, wenn ich behauptete, daß ich persisch verstehe, aber tadschikisch nicht verstehe; das war es eben, was den Mirachur in seine spöttische Laune versetzt hatte.

Der Beg von Schaar, ein Vollblut-Usbeg, hielt sich mit vieler Würde, er redete wenig und leise. Das Würdevolle sprach sich in jeder Falte seines Brokatchalats, in jeder Windung seines kolossalen, weißen, mit goldenem Flitter geschmückten Turbans aus.

Die bucharischen Würdenträger verließen uns erst am Abend.

Am selben Abend kroch aus dem Wassergraben, der sich inmitten der Veranda befand, eine Schlange hervor und verschwand in dem Blumengarten. Sie wurde sofort aufgesucht und getötet. Es war das übrigens nur eine unschuldige gemeine Natter.

Als es völlig dunkel wurde, erschienen, in hohem Styl gesprochen, die Künstler vom Hoftheater des Emirs von Buchara, genau genommen waren das einfache Tänzer, Knaben, die mitunter während des Tages in Frauenkleidern erscheinen. Sie werden hier „Batscha“ genannt. Um seine besondere Zuneigung für uns kund zu geben, hatte der Emir uns diese Tänzer zu unserer Belustigung zugesandt. Es waren das drei Knaben. Der älteste war 13 Jahre alt, der jüngste 10.

Auf dem Hofe wurden sofort Teppiche ausgebreitet und nun begannen die Künstler unter der Begleitung von Flöten und Tambourins ihren Tanz. Während des Tanzes sangen sie auch. Aber weder in ihrem Tanz, noch in ihrem Gesang lag etwas Besonderes: sie hüpften, statt zu tanzen, sie suchten die höchsten Töne herauszuschreien, statt zu singen. Der Gegenstand der Lieder blieb mir unbekannt. Die effektvolle Wirkung, die die Tänzer hervorbringen konnten, wurde bedeutend erhöht durch die gewissermaßen phantastische Umgebung der Bühne. Der Hof und die Verandas wurden durch buntfarbige Laternen beleuchtet, die an

den Zweigen der Bäume hingen. Zu dieser Beleuchtung kamen noch die hellen Sterne des dunklen unergründlichen Himmelsgewölbes. Dutzende von Köpfen der neugierigen Eingeborenen waren auf den Dächern der benachbarten Gebäude zu bemerken; sie schauten dem bei ihnen so beliebten Spiel zu.

Daraufhin erschien auf der Bühne ein Puppentheater mit dem unvermeidlichen „Petruschka“ (der Polichinel der Russen) an der Spitze; es war das der gleiche „Petruschka“, der bei uns in Rußland ein notwendiges Zubehör für alle Messen in Stadt und Dorf bildet.

Währenddem die Tänze aufgeführt wurden, näherte ich mich den afghanischen Gesandten und fragte sie, was sie zu den Künstlern und Tänzen sagen.

„Wir haben keine Männer als Tänzer!“ antwortete mir der Kemnab.“ Es ist das nichts für einen Mann — bei uns tanzen die „Mardschi“ — madame,“ fügte er in gebrochenem französisch-englischen Dialekt hinzu. „Diese Tänzer sind nichts im Vergleich mit unseren Tänzerinnen, „fuhr er fort, und schnalzte, um den Wert der Tänzerinnen so recht hervorzuheben, mit der Zunge, zwinkerte mit den Augen und machte einen ausdrucksvollen Gestus mit der Hand.

Ich konnte kaum das Ende der Puppenkomödie erwarten. Der Schlaf zog mich mächtig zu einem der breiten hiesigen Betten hin, die, reichlich mit wattierten Matratzen versehen, an den Wänden der Veranda standen. Ich legte mich ins Bett, ohne mich auszukleiden.

Es waren heute gerade 18 Tage, seitdem ich meine Kleider, ja sogar den Ueberrock nicht mehr abgelegt hatte. Gerade wie ich mich in Kabul gekleidet hatte, als ich die Stadt verließ, so reiste ich die ganze Zeit über weiter, schlief und aß in den gleichen Kleidern. Ich hatte den Entschluß gefaßt, mich auf der ganzen Reise von Kabul bis Ssamarkand nicht zu entkleiden, um mich nicht einer Erkältung auszusetzen, was sonst leicht passieren könnte. Man brauchte ja bloß nach der ermüdenden Tagereise von 70 Werst den Mantel abzulegen, um sich bei erhitzter, feuchter Haut und ermüdetem Organismus in dem Zugwind einen Rheumatismus oder das Fieber zu holen. Gegenwärtig aber hatte ich mich, indem ich das erwähnte Regime befolgte, allein unter allen den-

jenigen Personen, die aus Kabul zurückkehrten, vor den unangenehmen Gästen bewahrt, dem Fieber und Rheumatismus. Dafür aber begann mir die Haut stark zu jucken und zu prickeln: ich sehnte mich außerordentlich nach einem russischen Bad. Ich suchte mich über diese unangenehme Empfindung dadurch hinwegzusetzen, daß ich mir ausmalte, wie prächtig ich mich nach meiner Ankunft in Samarkand auf russische Weise baden werde. Vorläufig mußte ich mich gedulden.

Am Morgen, den 30. August, hatte der General eine Audienz bei dem Emir. Er ging allein zum Emir hin. Die afghanischen Gesandten statteten dem Emir ebenfalls einen Besuch ab, sie gingen jedoch ein wenig später als der General und gesondert von ihm.

Gegen 2 Uhr selbigen Tages verließen wir Schaar und wandten uns dem Kara-Tjubinschen-Paß zu.

Gegen 4 Uhr nachmittags kamen wir in das Dorf Koinar, woselbst eine kleine Rast gehalten wurde.

Die langen Schatten der benachbarten Piks hatten bereits die Schluchten und Thäler in den Bergen in Dunkel gehüllt, die schrägen Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten die Gärten und Felder des Dorfes und spielten in rosigen Farben auf den Schneefeldern der Gebirgskolosse des Hasret-Sultans, als unsre Kavalkade den Kischlak, der in einer Schlucht versteckt lag, verließ.

Der Weg führte uns längs dem Ufer eines Baches, der stellenweise mit Blöcken von verschiedenfarbigem Marmor verlagert war. Ein paar Biegungen nach rechts, noch einige nach links und wir standen am Fuße des steilen Kara-Tjubinschen-Passes. Ueber uns, in unerreichbarer Höhe, da glänzten noch die Piks des Gebirges in den strahlenden Flammen der bereits untergehenden Sonne, unter uns verdichtete sich das Dunkel immer mehr und mehr. Schon war der fröhliche Bach verschwunden, der sich rasch zwischen den Blöcken durchwand, die sein Flußbett verlagerten; nur das Geräusch der Wasserfälle und Kaskaden sprach noch für seine Nähe.

Der Weg beginnt hier im Zickzack den Berg zu ersteigen; er erhebt sich hier sozusagen in Stockwerken; ein Stockwerk türmt sich über dem anderen auf. Rechts und links zu den Seiten treten im Wechsel senkrechte Felsen und steile, in der Dunkelheit

als bodenlose, klaffende Abgründe erscheinende Böschungen auf. Dann zog sich der Weg weiter auf einem Fußpfad hin, der künstlich in den Seiten eines felsigen Hügels ausgehauen war.

Der General stieg hier vom Pferde und ging zu Fuß weiter, wobei er sich auf zwei Kosaken stützte.

Wir sind auf dem Gipfel des Passes. Hier befindet sich, wie erzählt wird, ein ungeheuerer Stein, den der mehrfach erwähnte Held, der Liebling und die Hauptperson der central-asiatischen Sagen und Legenden, der Ali hierher aus dem Thale hinaufgebracht haben soll. Man erzählt, daß auf dem Steine der Abdruck seiner 5 Finger zu sehen ist. Vielleicht aber habe ich gerade der dunklen Nacht wegen nichts davon sehen können. Bald darauf erschien übrigens der Vollmond über dem zackigen Rücken der Berge; mit seinem milden Licht beleuchtete er nun Berg und Thal, aber in den tiefen Schluchten herrschte nach wie vor die Dunkelheit.

„Radschab-Ali! kommt das Dorf Kara-Tjube bald!" ertönte die Stimme des Generals, als wir, nachdem wir den Paß niedergestiegen, nun schon eine halbe Stunde in einem Gebirgsthal ritten.

„Jes indscha ta Kara-tepe nim-ssaat rach est, General-Saib (von hier aus bis zum Dorf ist's ein halbstündiger Ritt)," antwortete der unermüdliche Karawan-Baschi.

Wir reiten eine halbe Stunde, ja eine ganze Stunde, von dem Dorf zeigt sich noch immer keine Spur.

„Radschab-Ali! wir reiten ja schon nun nach meiner Berechnung eine ganze Stunde," bemerkt der General ärgerlich. „Kommt das Dorf bald?"

„Im-ssaat, General-Saib" (gleich).

Und noch eine gute Stunde hatten wir zu reiten, bis schließlich die Feuer des Dorfes uns aus der Ferne entgegenblinkten.

Nun kam endlich das Nachtlager. In einem umfangreichen dichten Garten mit hundertjährigen Karagatschen waren einige Zelte und Jurten aufgeschlagen. Auf den Tischen war ein Imbiß serviert. Das Dessert war diesmal durch ein paar Flaschen Wein vervollständigt. Seit unserer Abreise von Kabul war kein Wein auf unserem Tisch erschienen.

Der General schenkte den Wein in die Gläser ein und

brachte einen Toast auf den Kaiser auf, denn heute, den 30. August, war sein Namensfest.

Inzwischen war der Kemnab plötzlich erkrankt. Interessant war es, daß die Krankheit, gerade so plötzlich, wie sie erschienen war, auch verschwand.

Als wir in unserem Nachtlager angelangt waren, begann er über Leibschmerzen und allgemeine Schwäche zu klagen. Ich untersuchte ihn, fand aber nichts Unnormales. Der General war jedoch scharfsinniger als ich. Er rief den Kemnab zu sich ins Zelt und riet ihm, ein wenig Wein zu trinken. Der Kemnab lehnte anfänglich den Wein ab, indem er sich auf die Vorschriften des Korans berief; er protestierte jedoch in einem solchen Ton, daß der General nur um so mehr auf seinem Vorschlag bestand. Nachdem der Kemnab einige Gläser Wein getrunken hatte, vernahm ich von ihm keine Klage mehr über seine Krankheit.

Am 31. August trafen wir in Ssamarkand ein.

Der afghanischen Gesandtschaft wurde ein prachtvoller Empfang zu teil. Die Gesandtschaft passierte die Straßen, auf denen sich die berühmtesten Denkmäler der ruhmvollen Ssmarkander Vergangenheit befinden, die Denkmäler aus der Epoche der Timuriden. Als die Gesandtschaft den russischen Stadtteil betrat, wurden von der Artillerie der Garnison 30 Kanonenschüsse abgegeben. Die Truppen, die in Bataillonen auf dem schönen „Abramowschen Boulevard" aufgestellt waren, beantworteten den Gruß des Generals Stolettow mit einem mächtigen Hurrah. Die Gesandtschaft blieb darauf vor dem Hause des Generals Iwanow stehen und ließ die Truppen vorbeidefilieren. Nach dem Frühstück, das der Gesandtschaft im Hause des Generals Iwanow vorgesetzt wurde, fand dieselbe Unterkunft in dem schönen Garten des Ssmarkander Gouverneurs. Nach einigen Tagen reiste die Gesandtschaft von Ssamarkand nach Taschkent ab.

Am 6. September wurde die afghanische Gesandtschaft von dem turkestaner General-Gouverneur, dem General-Adjutant v. Kaufmann empfangen. Die Audienz fiel glänzend aus.

Am 10. September verließ General Stolettow Taschkent, um in Livadija der Regierung Bericht in Angelegenheiten der Gesandtschaft abzustatten.

Der Teil der Gesandtschaft, der in Kabul zurückgeblieben war, erhielt den Allerhöchsten Befehl, bis auf weitere Anordnung, nach wie vor in Kabul zu verweilen.

Auf unsere afghanischen Gäste hatte Taschkent einen recht bedeutenden Eindruck gemacht. Ganz besonders gefielen ihnen unsere Truppen und ihre Bewaffnung. Unsere Kanonen, Schnellfeuergeschütze aus Bronze-9-Pfünder, befriedigten sie übrigens nur wenig.

Speziell für sie wurden Manöver der Taschkenter Garnison arrangiert, wobei die Truppen auf Alarm zusammengerufen wurden.

Werfen wir jetzt noch einen Blick zurück auf die von uns soeben zurückgelegte Bamjaner-Route, die sogen. „königliche Route" über den Hindukusch.

Vor allem muß ich bemerken, daß die erwähnte Bezeichnung „die Bamjaner Route über den Hindukusch" nicht ganz richtig ist.

Die Bamjaner-Route führt nicht über die Hauptkette des Hindukusch, sondern über seine Abzweigungen. Wenn man jedoch behaupten will, wie das z. B. Cunningham thut, daß die Bamjaner-Route nicht nur den Hindukusch nicht kreuzt, sondern ihn gar umgeht,[1]) so verliert man sich dabei in entschiedene Einseitigkeiten. Im Westen von dem Paß Chawak zerfällt die wohlgeformte typische Bergkette des Hindukusch plötzlich in einige nahezu parallele Rücken, die hauptsächlich nach Norden streichen. Diese Rücken werden systematisch von Thälern unterbrochen, sie erniedrigen sich immer mehr und mehr, vom Centrum aus, von dem Hauptrücken sozusagen für das ganze System, dem Hindukusch, zur Peripherie. In der Partie, durch welche die Bamjaner-Route führt; ist der Wechsel von Rücken und Thälern ein terrassenförmiger. So sehen wir, daß Tasch-Kurgan, am Anfang des Bamjaner Weges, an der äußersten nördlichen Barrière des Hindukusch, bloß 1180 Fuß über dem Meeresspiegel liegt (die Höhenangaben sind nach der Karte von Kostenko's „Turkestaner Gebiet" 1870 [russisch] bezeichnet). Heibek, auf 66 Werst südlich von Tasch-Kurgan, liegt bereits 4000 Fuß hoch. Zwischen

[1]) Cunningham, „The ancient geography of India", p. 25.

Hurem und der Ebene Ruï befindet sich der erste Paß auf dem Wege nach Bamjan, der ca. 7000 Fuß hoch liegt. Daraufhin beginnt das Gebiet zu steigen und hinter Duab haben wir den ersten recht bedeutenden Paß Kisil (Kisyl) Kotel. Von hier aus wird das terrassenartige Anwachsen des erwähnten Gebirgssystems ganz besonders auffallend. Dem Paß (ca. 9000 Fuß) folgt ein Thal ca. 7000 Fuß hoch gelegen, dann folgt wiederum ein Paß, der Kara-Kotel, von 10500 Fuß. Das Thal Kagmard (ca. 6000 Fuß) wird durch den Paß Deschti-Haschak (9000 Fuß Burslem) abgelöst. Das folgende Thal Sfaigan hat eine absolute Höhenlage von ca. 7000 Fuß, der Ak-Rabbater Paß, der dieses Thal von dem Bamjaner-Thal scheidet, hat eine Höhe von 11000 Fuß. Das Bamjaner-Thal und seine Nebenzweige, das Thal von Kalu und Irak am Fuße der Schneekette Kuch-i-Baba gelegen, haben eine Höhenlage von 8000 bis 10000 Fuß. Diesen Thälern folgen die höchsten Pässe auf dieser Route.

Es sind das drei Gruppen von Pässen (vielleicht auch mehr?): die östlichste hat nur einen Paß, den Schibertu, aufzuweisen, welchen vor $3^1/_2$ Jahrhunderten der Sultan Baber mit seinen Truppen passierte, als er von seinem Winterfeldzug gegen die Hesaren zurückkehrte [1]). Die zweite Gruppe und gleichzeitig die mittlere, die Irak-Gruppe, enthält zwei Pässe: den Kleinen und Großen Irak-Paß (der erste 9000 Fuß hoch, der zweite 13000 Fuß). Die dritte Gruppe, die Kalugruppe, enthält auch zwei Pässe: den Paß Kalu (13000 Fuß) und Hadschichak (12400 Fuß). Die beiden letzten Gruppen der Pässe führen in das Thal des Flusses Hilmend, das bei Gerden-Diwar nicht weniger als 9000 Fuß hoch liegt. Alle drei Gruppen befinden sich in dem Bergknoten, der die typische Kette des Hindukusch mit seiner nicht minder typischen Fortsetzung, dem Kuch-i-Baba verbindet.

Aus dem Thal des Hilmend gelangen wir auf den Paß Unai' auf eine Höhe von über 11000 Fuß. Das Thal des Kabul-Flusses, in welches wir von dem letzterwähnten Paß hinab-

---

[1]) Mémoires de Baber, l. c. p. 441 u. ff.

steigen und woselbst wir uns bei Jalris auf einer Höhe von 7000 Fuß befinden, führt uns zum Paß Sefid-Chak, von 8000 Fuß Höhe. Es ist das der letzte Paß auf dem Wege nach Kabul.

Ich glaube, daß die vorgeführten Angaben genügt haben, um den Leser völlig von dem terrassenartigen Charakter des Hindu-Kusch-Systems in der angegebenen Richtung zu überzeugen.

Wir sehen somit, daß sich auf dem Wege nach Kabul über Bamjan 10 Pässe befinden und nicht 6, wie das Burnes und andere englische Reisende behaupten.

Trotz der bedeutenden Höhe der Pässe Irak, Kalu und Hadschichak tragen sie doch nicht ewigen Schnee. Nur im Dezember, Januar, Februar und dann und wann auch im März sind sie völlig mit Schnee bedeckt. Jedoch ist das nicht immer der Fall, wie das der Leser aus dem 2. Bande meiner Memoiren ersehen wird.

Bei dieser Musterung der Pässe auf der Bamjaner-Route wirft sich von selber eine Frage von außerordentlicher Wichtigkeit auf — ihre Passierbarkeit.

Was nun die Pässe auf dieser Route betrifft, so bietet die Mehrzahl von ihnen keinerlei Schwierigkeiten in dieser Beziehung. Aber einige von ihnen sind höchst unbequem. Der Leser hat aus dem Texte dieses Werkes an entsprechenden Stellen ersehen können, worin diese Unbequemlichkeiten bestehen [1]). Zu den unbequemsten Pässen gehören der Deschti-Haschak (d. h. eigentlich der Dendan-Schikener Aufstieg zu ihm) und der Kara-Kotel (eigentlich der Niederstieg zum Thal Mader).

Das Gebirge ist an den Stellen, wo der Bamjaner Weg durchgeht, völlig waldlos: nirgends giebt es ein Bäumchen, nirgends einen Strauch, der auf natürlichem Wege aufgewachsen wäre. Die Gehänge der Berge sind bloß mit mageren Weiden

[1]) Mit Staunen lese ich bei Kostenko, in dessen Werk „das Turkestaner Gebiet" (russisch) Band II, S. 189, folgende Angaben in bezug auf die Passierbarkeit der Pässe auf der Bamjaner Route: „Nach den Mitteilungen des Chefs der zurückgekehrten Gesandtschaft, des Generals Rasgonow, bietet überhaupt die gesamte Bamjaner Route, von Tasch-Kurgan an bis Kabul, keinerlei ernstliche Schwierigkeiten für den Verkehr und zwar nicht nur mit Lasttieren, sondern auch mit Rädergefährten." Ich persönlich habe während der Reise der Gesandtschaft in Afghanistan den General Rasgonow ganz anders über den Grad der Passierbarkeit der Pässe urteilen gehört.

bedeckt, aber auch diese sind in den Monaten Juli und August bereits völlig versengt.

In den Gebirgsthälern findet der Reisende im Gegensatz eine üppige Vegetation. Aber diese Vegetation ist ausschließlich durch die Kunst des Menschen erzeugt und aufgezogen. Uebrigens hält sich die üppige Vegetation hier doch nur in einem bestimmten, sehr beschränkten Rahmen. Ueber 7000 Fuß hoch findet man hauptsächlich Gramineeen. Es sind hier nur sehr wenig Bäume. Im Bamjaner Thal z. B. wird der Baumwuchs nur durch die Silberweide, die Pappel und den wilden Apfelbaum vertreten Dafür aber sehen wir, daß die Gerste noch auf einer Höhe von 11000 Fuß gedeiht.

Zum Schluß bringe ich noch die Namen der Stationen in ihrer Reihenfolge vom Amu-Darja bis Kabul, mit Bezeichnung der Distanzen in Werst. Als Ausgangspunkt betrachte ich die Ortschaft Patta-Gjusar, als den zur Ueberfahrt über den Amu am meisten geeigneten Punkt in dem von mir besprochenem Gebiet:

	Werst
Patta-Gjusar (Hissar), eine kleine Niederlassung auf dem rechten Ufer des Amu, bewohnt von Turkmenen.	
Siagyrd, mehrere Karawanserais, umfangreiche Ruinen; es wohnen hier einige Usbegen-Familien. Wasser wenig, Fourage nicht vorhanden. Rund herum eine nackte Wüste	50
Masari-Scherif, eine Stadt, ca. 20000 Einwohner, die Residenz des Lojnabs des Vilajets-Tschaar	30
Huri-Mar, ein Flecken mit einer befestigten Kaserne, von afghanischen Truppen eingenommen. Wasser ungenügend. Lebensmittel wenig [1])	16
Naïb-Abad, umfangreiche Niederlassung; Vegetation schwach; Bevölkerung Usbegen. Wasser genügend, aber schlechter Qualität. Fourage wenig	21
Tasch-Kurgan, eine Stadt, ca. 30000 Einwohner — Usbegen und Tadschiken. Die Festung ist von einigen Bataillonen afghanischer Truppen besetzt	25
	142

[1]) Von Masari-Scherif bis Kabul sind die Distanzen zwischen den Stationen nach der Marschroute des Herrn Benderskij angegeben.

	Werst
Uebertrag	142
Sſajad, eine Niederlaſſung im Gebirge, hauptſächlich von Tadſchiken bewohnt. Fourage vorhanden. Der Fluß Chulum	15
Badeßjab, eine Niederlaſſung, Fourage genügend; ein breiter Bewäſſerungskanal	26
Heibek, eine umfangreiche Niederlaſſung mit usbegiſch-tadſchikiſcher Bevölkerung. Fourage in Ueberfluß. Der Fluß Chulum	25
Sſar-Bag, eine große Niederlaſſung; viele Gärten und verlaſſene Häuſer. Fourage genügend. Der Fluß Chulum	30
Hurem, von Tadſchiken und Usbegen bewohnt. Alles genügend. Der Fluß Chulum	13
Ruï, Ort, ein Gebirgsthal, Weideplatz; verſchiedene Felder vorhanden; in einigen Werſt zwei Dörfer. Der Fluß Chulum	25
Duab, kleine Niederlaſſung; die Einwohner Tadſchiken. Fourage wenig. Die Quellen des Fluſſes Chulum	27
Mader, kleine Niederlaſſung. Fourage vorhanden. Der Bach Mader	26
Schiſch-Burtſch, ein ſchönes Thal mit vielen befeſtigten Dörfern. Fourage in Ueberfluß. Der Fluß Kagmard	26
Sſaigan, umfangreiche Niederlaſſung, in einem fruchtbaren Thal; Bevölkerung Usbegen, es ſind aber auch Tadſchiken vorhanden; das Flüßchen Sſaigan	24
Rigi-Nóu, Ort; nur wenige Niederlaſſungen in der Nähe. Waſſer vorhanden (Bäche), aber keine Fourage	22
Bamjan, unſer Raſtpunkt — ein kleiner Pappelhain. Im Thal ſind viele befeſtigte Dörfer verſtreut; eine Menge von Höhlen. Fourage genügend. Der Fluß Bamjan	34
Mahomed-Toptſchi, befeſtigtes Dorf (Schloß). Fourage vorhanden. Fluß Bamjan	18
Das Thal Irak, viele befeſtigte Dörfer im Thale. Fourage vorhanden. Das Flüßchen Irak	16
Kala-Charſar-Befeſtigung. Fourage ſehr ſpärlich; der Bach Abi-Charſar	35
	504

	Werst
Uebertrag	504
Gerden-Diwar, Befestigung. Fourage wenig; der Fluß Hilmend	21
Sser-Tscheschmeh, Niederlassung; Bevölkerung teilweise Hesaren, teilweise Afghanen. Fourage genügend. Quellen des Kabulflusses	36
Koti-Aschru, große Niederlassung, im weiten Thale Maidan gelegen. Alles genügend	30
Kalja-i-Kasy, kleine befestigte Niederlassung. Alles genügend. Arick	26
Kabul, Hauptstadt von Afghanistan, gegen 60 000 Einwohner; am gleichnamigen Fluß. Im Norden ein großer See	15
Somit von Patta-Gjusar am Amu-Darja bis Kabul	632

Reise der Russischen Gesandtschaft

in

Afghanistan und Buchara

in den Jahren 1878—79.

Von

Dr. J. F. Jawórskij.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem

Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen

von

Dr. Ed. Petri,
Docent für Geographie und Anthropologie an der Universität Bern.

Zweiter Band.

Mit einem Vollbilde und einer Karte.

Jena,
Hermann Costenoble.
1885.

Inhalt des zweiten Bandes.

1. Kapitel.

Wiederum auf der Reise.

Seite

Die Ursachen meiner zweiten Reise nach Afghanistan. — Nachrichten über den traurigen Gesundheitszustand unserer Gesandtschaft in Kabul. — Ich erhalte den Befehl, mich wiederum nach Kabul zu begeben. — Die Reisevorbereitungen in Taschkent. — Mein Paß für die Kabuler Reise. — Meine Abschieds-Audienz bei dem General v. Kaufmann. — Die Abreise von Taschkent. — Zustände der Postverbindung auf der Route Ssamarkand-Dschisak. — Meine Reisevorbereitungen in Ssamarkand. — Finanzielle Schwierigkeiten. — Stand unseres Papierrubels auf den bucharischen Märkten. — Das Ssamarkander Publikum. — Kurze Uebersicht der Geschichte der Stadt Ssamarkand von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. — Die Bauten der Timuriden in Ssamarkand (nach Baber-Mirsa) 1

2. Kapitel.

Von Ssamarkand bis zum Amu-Darja.

Abreise von Ssamarkand. — Ueber den Kara-Tjubinschen-Paß — Wiederum Ali. — Schachrisjabs. — Zusammentreffen mit dem Emir von Buchara Er wird mein Patient. — Die Geschichte von Schachrisjabs. — Die Reise wird fortgesetzt. — Meine Korrespondenz mit dem aus Badachschan zurückkehrenden Oberst Matwejew. — Mein Brief an den Lojnab des Bilajets Tschaar. — Die Fähre am Amu und meine Ankunft in Masari-Scherif 29

3. Kapitel.

In Masari-Scherif.

Meine Ankunft in dieser Stadt. — Die ersten Nachrichten vom anglo-afghanischen Kriegsschauplatz. — Anzeichen von Unruhen in Afghanistan. — Das Gerücht, daß der Emir Schir-Ali-Chan von Kabul nach Afghanisch-Turkestan überzusiedeln gedenke. — Mein Besuch beim Lojnab. — Ankunft der Familie des Emirs in Masari-Scherif. — Die Musik der Afghanen. — Meteorologische Beobachtungen. — Ein Schreiben des Emirs. — Seine Ankunft in Tasch-Kurgan. — Ich reise unserer Gesandtschaft entgegen 60

Seite

4. Kapitel.

Beim Emir von Afghaniſtan.

Das Zuſammentreffen mit unſerer Geſandtſchaft in Taſch-Kurgan. — Berichte der Mitglieder der Geſandtſchaft über ihr Leben in Kabul. — Genaueres über den anglo-afghaniſchen Konflikt. — Ruſſiſch-afghaniſche diplomatiſche Unterhandlungen. — Die Urſachen des militäriſchen Mißerfolges der Afghanen. — Die Revolution in Kabul; ihre Urſachen. — Kritiſche Lage unſerer Geſandtſchaft. — Die Winterreiſe der Geſandtſchaft über den Hindukuſch. — Meine Audienz bei dem Emir Schir-Ali-Chan. — Beſchreibung des Lagers und der Umgebung. — Als Leibarzt des Emirs 79

5. Kapitel.

Beim Emir in Maſari-Scherif.

Der Emir ſiedelt von Taſch-Kurgan nach Maſari-Scherif über. — Die engliſchen Truppen. — Weitere Eroberungen der Engländer in Afghaniſtan. — Die Ankunft der afghaniſchen Geſandtſchaft aus Taſchkent. — Dem Emir wird offiziell die Aufnahme in Petersburg verweigert. — Eine ſtürmiſche Diskuſſion während der Audienz beim Emir. — Ein neuer Kurier und ein neuer Brief. — Der Emir wird nach Taſchkent eingeladen. — Die Vorbereitungen zu dieſer Reiſe. — Der Weſir und der Kaſi. — Wie der Emir ſeine Tage verbringt: ſeine Beſchäftigungen, Zerſtreuungen, ſein Harem. — Mein Beſuch beim Kaſi 114

6. Kapitel.

Beim Emir von Afghaniſtan.

Unſere Geſandtſchaft verläßt Afghaniſtan. — Die letzte Audienz der Geſandtſchaft beim Emir. — Ich bleibe allein in Maſari-Scherif zurück. — Ich werde von dem Emir zurückgewieſen. — Meine ambulatoriſchen Kranken. — Die Krankheit des Emirs. — Die afghaniſchen Aerzte; ihre mediziniſchen Kenntniſſe. — Die Reiſe nach Tachtapul. — Nachrichten vom anglo-afghaniſchen Kriegsſchauplatz und aus dem Inneren von Afghaniſtan. — Die hoffnungsloſe Lage des Emirs. — Die letzten Tage des Emirs 161

7. Kapitel.

Biographie des Emirs. Das afghaniſche Turkeſtan.

Kurze Biographie des Emirs Schir-Ali-Chan. — Kurze Geſchichte ſeiner Regierung. — Sein fünfjähriger Kampf mit den Brüdern. — Schir-Ali-Chan unter engliſchem Einfluß. — Seine Reformen. — Verminderung des engliſchen Einfluſſes; Anwachſen desjenigen der Ruſſen. — Die Perſönlichkeit des verſtorbenen Emirs. — Das afghaniſche Turkeſtan in ethnographiſcher Beziehung. — Statiſtik: die Bevölkerung, Ackerbau, Viehzucht, ſonſtige Beſchäftigungen der Einwohner. — Meteorologiſche Beobachtungen 206

Seite

8. Kapitel.

Die Unruhen.

Gerüchte und Vermutungen. — Drei Kandidaten auf den Thron von Afghaniſtan. — Jakub-Chan. — Die Intriguen der Lieblingsfrau des Schir-Ali-Chan. — Mahmet-Haſchim-Chan, der einflußreichſte Kandidat. — Meine Stellung angeſichts der ſich zum Kampfe rüſtenden Parteien. — Die Unruhen beginnen — Ein anonymer Brief. — Das Gemetzel in Tachtapul. — Anordnungen für den Fall einer plötzlichen Abreiſe von Maſari-Scherif. — Nächtlicher Ueberfall. — Das Löſegeld. — Bedrohliche Gerüchte. — Der Sſerdar Neik-Mahomed-Chan. — Keine Fourage mehr. — Mahmet-Jakub-Chan, der Emir von Afghaniſtan. — Wiederum eine Metzelei, die Kanonade. — Ein Beſuch des Sſerdars Mahmet-Taïr-Chan 226

9. Kapitel.

Die Abreiſe von Maſari-Scherif.

Ich erwarte die „Chorſchumen". — Der Mirſa-Mahmet-Din-Chan. — Mein zukünftiger Correſpondent. — Die Apotheke wird gerettet, das ſchwere Gepäck geht verloren. — Ich wünſche nicht, mein Leben in Afghaniſtan zu laſſen. — Die Ankunft des Sſerdars Neik-Mahomed-Chan. — Ein unerwünſchter Reiſebegleiter. — Moſſin-Chan wird empfindlich. — Neuigkeiten vom anglo-afghaniſchen Kriegsſchauplatz. — Das verlorene „Jabu". — Wir paſſieren die Stadt. — Der Abſchied vom Sſerdar. — Wir befürchten eine Verfolgung. — Der Kampf mit der Atmoſphäre. — Ein Sand- „Buran". — Was nun? — Moſſin-Chan und die Usbegen. — In Sſiagyrd. — Zwei Tage ohne Nahrungsmittel. — Der Weg durch die Wüſte. — Ich werde von den bucharischen Boten geſucht. — Am Ufer des Amu. — Der Abſchied von Moſſin-Chan. — Ein Rückblick auf unſere Erlebniſſe in Afghaniſtan. — Jenſeits des Amu. 259

10. Kapitel.

Vom Amu-Darja bis zur Stadt Buchara.

Eine Tageraſt in Patta-Gjuſar. — Mein Briefwechſel mit dem Beg von Schirabad und dem Sſerdar Neik-Mahomed-Chan. — In Schirabad. — Mein Beſuch beim Beg. — Seine Gewandtheit. — Meine Gedanken über eine Reiſe nach Buchara. — Bericht nach Taſchkent. — Ich reiſe nach Buchara ab. — Wiederum das „Eiſerne Thor". — Tſchasma-i-Haſiſan. — Das Gebirgsthal Tengi-Charam. — Kara-Sſatſch. — Wiederum zu Gaſt beim Beg von Gjuſar. — In Karſchi. — Koſſan. — Rabbat-Kakyr. — Im Regen. — Ungenauigkeiten der Generalſtabskarte. — Buſatſchi. — Die Wache. — Abdullah-Chan, der Baumeiſter. — Der Komfort in der Steppe. — Charakter der Steppe. — Der Gebirgsrücken Mama-Dſchargaty. — Das „geſalzene" Gebiet. — Zuſammentreffen mit den bucharischen Würdenträgern. — In der Vorſtadt von Buchara, Kokan 291

Seite

11. Kapitel.

In der Stadt Buchara.

Mein Einzug in Buchara. — Die Juden. — In unserem Palast. — Ein Brief vom Sserdar Neik-Mahomed-Chan. — Die Erzählung des Maksut. — „Unser lieber teurer Freund", der Beg von Schirabad — ein Spion. — Das Geschwätz des Mirachurs Rachmet-Ullah. — Eine Theatervorstellung. — Ein „Kamantscha-Virtuose". — Mein Besuch beim Emir von Buchara. — Unerwarteter Ausgang der Audienz. — Zu Gast beim Kosch-Begi. — Cigarretten von Bogdanow. — Die Geschenke des Emirs. — Die Citadelle von Buchara. — Meine ambulatorischen Kranken. — Der Jude Jakubow. — Frische Nachrichten aus Afghanistan. — Ein Ritt durch die Stadt. — Ich suche nach Derwischen. — „Kalender-Chané". — Der Bazar von Buchara. — Eine babylonische Typenverwirrung. — Die Medresse des Mir-Arab. — Ein kolossales Minaret. — Die hiesige „Universität". — Ein bemoostes Haupt. — Ein unzufriedener Professor. — Der Lehrkursus in der Medresse. — Ein Blick auf die Stadt aus der Vogelschau. — Ein Bazar im Hause. — Unser Rubel auf bucharischen Märkten. — Wiederum auf dem Bazar. — Die Derwische. — Die übliche „Tomascha". — Die Wallfahrt zum Grabe des Chadscha-Baga-ed-Din. — Wiederum auf dem Dache der Medresse. — Ein seltsamer Skandal, den die schöne Hälfte der Bevölkerung von Buchara anrichtet. — Abendruhe in dem Garten. — Ein Besuch des Gouverneurs von Buchara Mahmet-Scherif-Bey. — Die Frühjahrsfeier in Buchara. — Volksbelustigungen. — Ich besuche den Gouverneur von Buchara. — Die bucharische Gastfreundschaft wird uns lästig. — Abschiedsaudienz beim Emir von Buchara 320

12. Kapitel.

Die Rückkehr nach Taschkent.

Von der Stadt Buchara bis Katta-Kurgan. — Kermine. — Siaddin. — An der Grenzscheide. — Die Höhen Sera-Bulak. — Ein Tag in Katta-Kurgan. — Von Katta-Kurgan bis Ssamarkand. — Das Thal Miankal. — Ankunft in Taschkent. — Ein allgemeiner Rückblick auf die Ereignisse der Jahre 1878—79. — Schluß 382

1. Kapitel.

Wiederum auf der Reise.

Die Ursachen meiner zweiten Reise nach Afghanistan. — Nachrichten über den traurigen Gesundheitszustand unserer Gesandtschaft in Kabul. — Ich erhalte den Befehl, mich wiederum nach Kabul zu begeben. — Die Reisevorbereitungen in Taschkent. — Mein Paß für die Kabuler Reise. — Meine Abschieds-Audienz bei dem General v. Kaufmann. — Die Abreise von Taschkent. — Zustände der Postverbindung auf der Route Ssamarkand-Dschisak. — Meine Reisevorbereitungen in Ssamarkand. — Finanzielle Schwierigkeiten. — Stand unseres Papierrubels auf den bucharischen Märkten. — Das Ssamarkander Publikum. — Kurze Uebersicht der Geschichte der Stadt Ssamarkand von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. — Die Bauten der Timuriden in Ssamarkand (nach Baber-Mirsa).

Ende September 1878 erging ein kaiserlicher Befehl in bezug auf die in Kabul befindliche Gesandtschaft; diesem Befehl gemäß sollte die Gesandtschaft bis auf weitere Anordnung in Kabul verbleiben.

Von General Stolettow, welcher zur Zeit in Livadija weilte, erhielten wir in Taschkent kaum irgend welche Nachrichten. Ein einziges Mal nur hatte er dem General Kaufmann eine kurze Depesche zugesandt; er machte dem General-Gouverneur von Turkestan die Mitteilung, daß er Tag und Nacht an der afghanischen Frage arbeite und daß er unlängst am Fieber gelitten habe, jetzt aber hergestellt sei. Ueber seine zweite Reise nach Kabul ließ er kein Wort verlauten. Auch in Taschkent wußte man nichts hierüber. Es war übrigens gegenwärtig schon klar, daß General Stolettow nicht zum zweiten Mal nach

Afghaniſtan gehen werde, indem N. O. Rasgonow zum General-Major und Chef der in Kabul zurückgebliebenen Geſandtſchaft befördert worden war. Ueber meine Rückreiſe nach Afghaniſtan war ebenfalls nichts bekannt. Wenigſtens erfolgte lange Zeit keine beſtimmte Anordnung in dieſem Sinne.

Die Geſandtſchaft bedurfte aber eines Arztes. Mit dem Anbruch der Herbſtzeit griff das Kabuler Fieber unter dem Perſonal der Geſandtſchaft faſt epidemiſch um ſich. Das war aber noch das geringſte: wenn Chinin vorhanden iſt, ſo iſt das Fieber noch nicht ſo gefährlich. — Die Sache war viel ſchlimmer: in Kabul war im September-Monat eine Typhus-Epidemie ausgebrochen. Wie General Rasgonow mitteilte, war bereits ein Koſak am Typhus erkrankt. Es konnte ein zweiter, ein dritter erkranken, wer weiß, was das für ein Ende nehmen mochte und bis zu welchem Grade ſich die Erkrankungen unter der Geſandtſchaft ſteigern konnten.

Ende Oktober erhielt der Turkeſtaner General-Gouverneur einen Brief von dem General Rasgonow, in welchem dieſer unter anderem auch die ſchwierige Lage der in Kabul ohne Arzt gebliebenen Geſandtſchaft ſchilderte. Er ſchrieb, daß auch der Emir Schir-Ali-Chan perſönlich den Wunſch geäußert habe, einen ruſſiſchen Arzt um ſich zu haben, da ſein Halsleiden ärger geworden und er ſich überhaupt ſehr ſchlecht befinde. Er klagte beſonders über einen Huſten, der ihn immerfort plage. General Rasgonow bemerkte ferner, daß ſich der Emir in dem Sinne geäußert habe, „daß die Pulver, die der Doktor-Saib bei ſeiner Abreiſe von Kabul hier zurückgelaſſen habe, vielen gegen Huſten ſehr nützlich geweſen wären“. Der Emir hatte darum General Rasgonow erſucht, den General Kaufmann von ſeinem Wunſch in Kenntnis zu ſetzen, einen ruſſiſchen Arzt, und zwar gerade mich, in Kabul zu beſitzen. Das Ergebnis dieſes Schreibens war eine offizielle Einladung, die an mich von Seiten des General-Gouverneurs erging, mich bei ihm zu einer Konferenz über meine neue Reiſe nach Kabul einzufinden. Ich ſtellte mich ſofort ein und erhielt von General Kaufmann den Befehl, mich zu einer zweiten Reiſe nach Afghaniſtan auszurüſten.

Ich mußte mich zu dieſer zweiten Reiſe viel ſorgfältiger vorbereiten, als das im Sommer geſchehen war. Denn erſtens hatte

ich ja für diese Reise eine längere Zeit, ja überhaupt eine ganz unbestimmte Zeit in Aussicht zu nehmen; zweitens hatte ich die Bamjaner-Route in einer späten Jahreszeit, im Winter, zurückzulegen und nahezu ein Dutzend Pässe zu passieren, von denen manche ihre 12- bis 13 000 Fuß hoch sind. Nach den vorhandenen Berichten mußten die Pässe des Hindu-Kusch von der Hälfte November bis zum April mit Schnee bedeckt und die Passage hier darum sehr schwierig, mitunter sogar unmöglich sein. Ich hatte mich darum in erforderlicher Weise auszurüsten, um Winterkälte und Schneegestöber zu bestehen, die mich auf dem Wege durch das Gebirge überraschen konnten.

Ich hatte aber nicht bloß für mich allein zu sorgen, sondern auch für die Feldapotheke, und zwar mußte sie diesmal weit inhaltsreicher sein, als das erste Mal, da die Dauer meines Aufenthaltes in Afghanistan eine unbestimmte war; ja, nach den Voraussetzungen der Taschkenter Obrigkeit konnte ich in Afghanistan ein ganzes Jahr verbleiben. Schließlich war auch meine Aufgabe als Arzt für dieses Mal eine weit großartigere, als bei der ersten Reise. Wurde doch z. B. die Vermutung aufgestellt, daß ich vielleicht dazu kommen werde, als einziger Sanitätsarzt der ganzen afghanischen Armee, die sich in den Kampf mit den Engländern einlassen wollte, zu figurieren.

Auch für die Lasttiere hatte ich Sorge zu tragen. Die bitteren Erfahrungen der vorigen Reise hatten mich davon überzeugt, wie fatal es ist, wenn man dieser Sache wenig Acht schenkt. Bei den Anordnungen, die ich nun in bezug auf die Verteilung des Gepäckes traf, ließ ich jetzt als Norm gelten, daß die Last des einzelnen Pferdes nicht 4 Pud übersteigen solle. Ein Gepäck von größerem Gewicht führt in so gebirgigen Gegenden wie Afghanistan sehr bald zur Ermüdung der Tiere; noch eher aber werden die Tiere arbeitsunfähig, indem ihnen der Rücken abgerieben und wund wird. Wie schön auch der Gepäcksattel dem Tiere angepaßt sein mag, so wird doch, wenn die Last schwer ist, kein Rücken vor dem andauernden täglichen Druck eines schweren Gepäckes Stand halten.

Was sich nun auf meine eigene Ausrüstung bezieht, so konnte ich mit den Mitteln, die mir zur Reise zur Verfügung gestellt waren, eben nichts Besonderes anfangen. Allerdings hatte ich jetzt

300 Rubel „Podjemnije“ (Reisegelder zur Ausrüstung) erhalten, und nicht 200, wie im Sommer; aber aus dieser Summe war mir ein Abzug von 16 % zu gunsten der Invalidenkasse und des Pensionskapitals gemacht worden, so daß die Zugabe nahezu zur Fiktion wurde. Um den Lesern eine Idee davon zu geben, welche Mittel mir zur Bestreitung der verschiedenen Auslagen bei meiner Expedition zur Verfügung standen, möchte ich die in der Kanzlei des Turkestaner General-Gouverneurs aufgestellte Rechnungsliste beifügen. Ich glaube nicht, daß der Leser mir diese langweiligen Kanzlei-Details gar zu sehr verargen wird.

Diätengelder vom 13. November bis zum 1. Januar 1879.

	Summa Rub.	Kop.
1) Dem Doktor Jaworskij 3 Rubel per Tag	144	—
2) Dem Feldscheer 50 Kop. per Tag	24	—
3) Dem Unteroffizier 50 Kop. per Tag	24	—
4) Den 9 Kosaken zu je 30 Kop. per Tag	139	20
5) Dem Dolmetscher 1 Rubel per Tag	48	—
„Podjemnije.“		
6) Feldscheer	80	—
7) Dolmetscher	100	—
8) Zum Ankauf von drei Julameiken (Filzzelte)	75	—
9) „ „ von 16 Lastpferden	800	—
10) „ „ der Fourage für 16 Pferde	320	—
11) Extraausgaben	300	—
12) Zur Besoldung der Lautschen	150	—
Summa	2204	20
Mit Berechnung des Verlustes von 15 % beim Umwechseln der russischen Kreditrubel auf bucharisches Silber, für die Rubriken 1 bis 5 und 10 bis 12, somit die Summe von 1149 Rub. 20 Kop. als Zuschuß	172	38
Summa	2376	58

Aus der Liste läßt es sich ersehen, daß die Tiere materiell reichlicher ausgestattet waren, als die Menschen. Ganz auffallend gering waren die Gelder für den Feldscheer ausgefallen; ich kann bei dieser Gelegenheit nur bemerken, daß ich bei der Festsetzung der Summen absolut nichts zu sagen hatte. Der Dolmetscher, — man hatte natürlich einen Eingeborenen als Dolmetscher im Auge, — war anscheinend mehr oder weniger genügend versorgt.

Nicht zu verhehlen aber ist es, daß es mir nicht gelingen wollte, auch nur einen ordentlichen schriftkundigen Dolmetscher ausfindig zu machen, der für das ausgesetzte Geld bereit gewesen wäre, nach Afghanistan zu reisen. Ich mußte schließlich ohne Dolmetscher ausrücken. Während der Reise behalf ich mich mit meinen eigenen geringen Kenntnissen im Persischen und erhielt noch einen kleinen Beistand von Seiten eines Dschigiten und Orenburger Kosaken, der recht leidlich tatarisch sprach.

Die Kosaken waren relativ gut versorgt: zu den Diätengeldern der Liste kamen für sie noch die Fouragegelder hinzu, die sie von dem Truppenteil bezogen, bei welchem sie gegenwärtig im Dienst standen.

Aus der Liste ergiebt sich auch die Stärke des Personals meiner Expedition. Den Feldscheer, der mit mir zog, hatte ich mir unter den bewährtesten Angestellten am Hospital auserlesen. Die Kosakeneskorte vereinigte sich mit mir erst in Ssamarkand.

Die verschiedenen Vorbereitungen zur Reise raubten mir nicht wenig Zeit. Uebrigens ging mir der größte Teil dieser Zeit nutzlos verloren, und zwar trug die Schuld daran nicht etwa ich, sondern die übliche langsame Kanzleiarbeit. Wegen dieses für uns Russen so verhängnisvollen Kanzleiwesens kam es nahezu zu einem ernstlichen Zusammenstoß zwischen mir und den Kanzlisten, die daran gewöhnt waren, jede Sache bis ins Unendliche zu verschleppen. Indessen war ja die größte Eile von nöten. Ein übriger Tag, ja eine übrige Stunde, die ich zwecklos in Taschkent verbrachte, konnte sich späterhin während der Reise im Gebirge in schlimmster Weise rächen.

Am 15. November schließlich überreichte mir der Exekutor N. ein Päckchen Papiergeld (also wiederum Papiergeld!) und 400 Stück afghanische Rupien.

Die Turkestaner Obrigkeit beförderte mit mir auch die Diätengelder für die in Kabul befindliche Gesandtschaft. Auch diese Gelder wurden mir in Papiergeld eingehändigt! Was sollte nun aber die Gesandtschaft mit dem Papiergeld in Kabul anfangen, woselbst weder Wechselbuden existieren, noch auch irgend welche Bekanntschaft mit russischem Papiergeld vorhanden sein konnte? — Allah allein mochte das wissen! Uebrigens wußte das außer Allah vielleicht auch die

Turkestaner Obrigkeit, jedenfalls aber hielt sie ihr Wissen vor mir geheim.

General Kaufmann beförderte mit mir auch ein Kistchen mit Silbergerät, das dem General Rasgonow übergeben werden sollte und zu Geschenken für verschiedene Afghanen bestimmt war. Ich glaube, daß es für den Leser nicht uninteressant sein dürfte, einen Einblick in das Verzeichnis dieser Geschenke zu thun. Es lassen sich hieran mancherlei Gedanken knüpfen, aus denen der Leser wohl selber, auch ohne mich, seine Schlüsse zu ziehen wissen wird. Hier folgt die Liste:

Rechnung.

An die Kanzlei des General-Gouverneurs von D. N. Sacho (das bedeutendste Handelshaus in Taschkent).

2	Becher à 16 Rubel	32 Rubel.
4	Gläser à 15 Rubel	60 „
1	Zuckerdose	40 „
1	dito.	38 „
1	Zündhölzchendose	14 „
1	dito	18 „
1	Portemonnaie	23 „
1	Porte-Cigarrettes	30 „
1	dito	33 „
1	dito	35 „
1	dito	30 „
	Summa	353 Rubel.

Ich bemerke nur, daß die Auswahl der zu den Geschenken bestimmten Gegenstände eine außerordentlich unzweckmäßige war. Zu welchem Zweck sollte man z. B. Muselmännern Becher schenken? Ein solches Geschenk ist einfach unpassend: den Muselmännern wird ja der Genuß des Weines von dem Koran untersagt. Wozu diese teueren Porte-Cigarrettes, da ja die Afghanen keine Cigarretten rauchen und durchweg, von dem Geringsten bis zum Serdar, beim Rauchen sich des Kaljan-Tschilims bedienen? Am zweckmäßigsten wären etwa folgende Geschenke: Taschenuhren, Federmesser, Schnupftabaksdosen (viele Afghanen schnupfen Tabak) u. dgl. m. Das Geschick der Geschenke von der Art der Becher, der Porte-Cigarrettes u. dgl. m. war sehr traurig. Ich weiß z. B., daß selbst der Emir Schir-Ali-Chan das ihm von General Stolettow geschenkte Silberservice mit Bechern, Gläschen und

anderen Sachen mehr als Münze einschmelzen ließ. In gleicher Weise verfuhren auch die übrigen Afghanen mit ihren Geschenken. Sie wechselten auf diese Weise das Geschenk in Geld aus; selbstverständlich aber verlor das Geschenk dabei alle Bedeutung, denn als Metall und als Münze repräsentierte es nur einen sehr geringen Wert.

Am 16. November verabschiedete ich mich in einer Audienz von dem Turkestaner General-Gouverneur v. Kaufmann. Während des Frühstücks machte er mich einigermaßen mit der „afghanischen Frage" bekannt und mit der Rolle, die Rußland in dieser Frage zukommen könnte. Er sprach hierbei eine Reihe von sehr gewichtigen Gedanken aus über den sich entspinnenden Zwist zwischen den Engländern und Afghanen, und diese seine Aeußerungen bewährten sich späterhin mit nahezu mathematischer Genauigkeit. Indem er über die mir bevorstehende Reise sprach, machte er die Umstände namhaft, durch welche meine Reise in Afghanistan mehr oder weniger erschwert werden konnte.

„Die Schwierigkeiten," sagte der General Kaufmann, „nicht etwa nur bei Ihrer Reise, sondern überhaupt in der Lage der Gesandtschaft in Afghanistan, werden namentlich dann anwachsen, wenn die Engländer ihre Kriegsoperationen gegen die Afghanen eröffnen werden."

Im Gegensatz zu der in unserer Presse ganz allgemeinen Ueberzeugung, daß die Engländer zu einem sofortigen Feldzug gegen Afghanistan unvorbereitet seien und ihre Operationen nicht vor dem Frühjahr eröffnen könnten, behauptete der General Kaufmann, daß ich bei meiner Ankunft in Kabul den anglo-afghanischen Krieg schon in vollem Gange finden werde. Er fügte hinzu, daß Rußland dem Emir Schir-Ali-Chan keinen Beistand durch seine Truppen leisten könne, trotzdem daß der Emir den Kaiser in einem Brief darum gebeten habe. Ueberhaupt aber empfahl der General-Gouverneur mir und der ganzen Gesandtschaft die größte Vorsicht und Zurückhaltung in den Unterhandlungen mit den Afghanen.

Am gleichen Tage erhielt ich von General Kaufmann einen Reisepaß, um ungehindert nach Kabul gelangen zu können. Das Dokument war in russischer und persischer Sprache ausgestellt. Es lautete folgendermaßen: „Der Besitzer dieses, der russische

Doktor Jaworskij, ist von mir zu der russischen Gesandtschaft nach Kabul abgesandt worden. Es begleiten ihn: ein russischer Feldscheer, 10 Mann russischer Kosaken, ein Dolmetscher und zwei Dschigiten, Sarten."

„Dr. Jaworskij reist durch bucharisches Gebiet auf der Route Tschuschka-Guser und Masari-Scharif."

„Ich ersuche alle obrigkeitlichen Personen, die sich auf dem Wege des Herrn Jaworskij finden werden, ihn zu unterstützen und ihm Schutz zu gewähren, damit er ungehindert nach Kabul gelangen könne."

„Der Turkestaner General-Gouverneur, General-Adjutant v. Kaufmann I."

Am 17. November reiste ich von Taschkent nach Samarkand ab.

Die „Hungersteppe", die ich jetzt passierte, bot mir jetzt ganz andere Eindrücke als im Sommer. Damals litt ich unter der erstickenden, unerträglichen Hitze, jetzt mußte ich mich vor der Kälte sorgfältig in Pelze hüllen, namentlich während der Nachtreise.

Immerhin war die Umgebung gerade so leblos, wie im Sommer: ich sah die gleichen Kadaver der bei der Postfahrt gestürzten Pferde hie und da liegen, die gleichen halbzerstörten Brunnen mit salzigem Schmutz statt des Wassers, die gleichen Kamele, die in Gruppen oder vereinzelt an verschiedenen Stellen der Steppe weideten, und es waren das wiederum die gleichen Bilder der Fata Morgana, das monotone Gebimmel der Glocken und der Zustand eines Halbbewußtseins ....

Um zwei Uhr nachts blieb meine langsame, reifbedeckte Post-„Traschpanka" (lokale Bezeichnung für die auf jeder Station zu wechselnden Postwagen) mit dem auf dem Bock eingeschlummerten Jamschtschik (Postillon) stehen, nachdem sie noch ein paar Mal auf verschiedene Seiten hin und hergeschwankt und mit einem Ruck zurückgegangen war. Ich erwachte von der Erstarrung, in welche mich die nächtliche Kälte, das eintönige Gebimmel der Glocke und das einförmige Getrampel der nicht gerade eiligen Pferdehufe auf dem staubigen Wege versetzt hatten.

Ich weckte den eingenickten Kirgisen-Jamschtschik auf. Wir befanden uns in Dschimbai, der letzten Station vor Samarkand. Der Jamschtschik kratzte sich vorerst den Hinterkopf, prustete, ließ sich vom Bock auf den Boden herab und begab sich dann langsam

zum Stationshof. Ich vernahm ein paar dumpfe Rufe, mit welchen mein Kirgise die dejourierenden Jamschtschiken herbeirief, aber es erfolgte keine Antwort. Bald darauf verschwand der Jamschtschik vollends auf dem Hof.

Nachdem ich in meinem Wagen etwa eine Viertelstunde gewartet hatte, begann ich meinen Jamschtschik zu rufen. Aber mein Rufen blieb durchaus resultatlos. Es war auch kein einziger Laut zu vernehmen. Was war da zu thun. Ich mußte selber den Jamschtschik oder sonst jemand von den Angestellten auf der Station aufsuchen. Im Stationsgebäude fand ich das Zimmer für Reisende und nicht minder auch das Zimmer des Stationsaufsehers fest verschlossen. Ich pochte an der Thür, aber auch daraus ergab sich nichts Vernünftiges. Auf meinen Anruf antwortete mir eine Todesstille. Nun begab ich mich auf den Hof, um dort irgend ein lebendes Wesen aufzutreiben. Mit Mühe und Not fand ich meinen Jamschtschik wieder; er erzählte mir, daß er niemand auf der Station gefunden habe. Ich erfuhr jedoch, daß auf dieser Station ein Mann vorhanden sei, der den wirtschaftlichen Teil des Postwesens verwalte. Ich entsandte den Jamschtschik nach dieser Person. Lange mußte ich noch in dem kalten und dunklen Hausflur auf den erwähnten Mann warten.

Schließlich erschien dieser in den Annalen der Klagebücher der Post vielerwähnte Mann. Er brachte die Atmosphäre eines Weinkellers mit sich. Er wankte auf mich los und eröffnete mir mit einer vom beständigen Trinken heiseren Stimme, daß der Posthalter der Station abwesend sei, er habe sich in Begleitung der Regierungspost auf die nächste Station begeben u. dgl. m.

Ich forderte Pferde. Nun aber erwies es sich, daß er mir keine Pferde geben könne, „weil," so erklärte sich der Verwalter, „der Posthalter, als er mit der Post fortgegangen, das Zimmer verschlossen habe, in welchem sich die Einschreibebücher für die „Podoroschnije" (Reisepaß zum Fahren mit Postpferden) der diese Route benutzenden Personen befänden." Darum, behauptete er, könne er mir keine Pferde geben. „Aber warum kann er denn mir die Pferde nicht geben?" fragte ich mit Staunen. „Ja, darum," lautete die Antwort des Mannes, „weil die Einschreibebücher für die „Podoroschnije" eingeschlossen sind, ohne die

„Podoroschnaja“ einzuschreiben, kann ich keine Pferde geben.“ Nicht wahr, das war eine schöne Ausrede? Als ob er sich nicht das Erforderliche auf einem Blatt Papier notieren und dann nach der Rückkehr des Posthalters in das Buch eintragen konnte? Es war das jedenfalls eine außerordentlich freche Ausflucht. In jedem anderen Land wäre so etwas undenkbar, im Turkestaner Gebiet aber, wo die Postverhältnisse noch an die Zeiten der Helden des „Revisors“ von Gogol erinnern, da sind derartige Erscheinungen üblich und in ihrer Weise sogar normal.

Ich trat in das Zimmer für die Reisenden ein, welches der Verwalter mir mit Mühe und Not geöffnet hatte, und griff bereits zur Feder, um meine Klage in das betreffende Einschreibebuch einzutragen, als plötzlich Herr Faust, so hieß der Verwalter, die Möglichkeit gefunden hatte, mir die Pferde zuzustellen.

Als nun die Pferde um- und angespannt waren, zählte ich meine im Wagen zurückgelassenen Sachen. Es fehlte ein Handkoffer. Offenbar hatte ihn irgend ein Bösewicht entwendet, währenddem ich meine Nachforschungen auf der Station anstellte. Die Schuld, daß der Koffer verschwunden war, traf natürlich die Administration der Poststation. Wäre ich nicht gezwungen gewesen, meinen Wagen zu verlassen, um irgend jemand aufzusuchen, so konnte ja nichts entwendet werden.

Ich trug diesen Fall in ein entsprechendes Klagebuch ein, glaube aber, daß die höhere Postadministration mit dieser Klage gerade so, wie mit allen übrigen verfahren ist. Auch hier wird wohl der stereotype Beschluß gefaßt worden sein: die Klage sei unbegründet, die Postangestellten unschuldig. Indessen werden ja durch derartige Beschlüsse auch für die Zukunft all' diese Unrechtmäßigkeiten und Willkürlichkeiten dieser panurgischen Rotte, im Turkestaner Gebiet Postadministration genannt, nur sanktioniert. Die Postrouten sind hier ein derartig entsetzliches Uebel für die Reisenden, für die Arbeiter auf der Route, ja selbst für die Bevölkerung der Umgegend, daß jemand, der noch nicht die Annehmlichkeiten der hiesigen Postverbindungen, sei es auch nur teilweise, erprobt hat, sich wohl nur schwerlich eine richtige Vorstellung davon machen können wird.

In dem Handkoffer befanden sich leider sehr notwendige Gegenstände: ein Aneroidbarometer von der hiesigen topographischen

Abteilung, ein chirurgisches Taschenbesteck, ein Dampf-Pulverisator, ein Kompaß, mehrere Pfund Thee und Zucker u. dgl. m.

Bei meiner Ankunft in Ssamarkand machte ich an entsprechendem Ort eine Anzeige über den Diebstahl; es wurden Maßregeln getroffen, um nach den Sachen zu suchen und so werden sie denn noch bis auf den heutigen Tag gesucht.

In Ssamarkand wandte ich meine besondere Aufmerksamkeit dem Gepäcktransport zu. Gegenwärtig mußte ich selber für die geringsten Einzelheiten der Ausrüstung Sorge tragen; ich kaufte selber die Lastpferde, prüfte ihren Gang, untersuchte jedes einzelne Bein, zählte jeden einzelnen Zahn im Maul .... Kurzum, ich erschien in dieser Zeit als richtiger Roßhändler. Dafür aber waren die Pferde, die ich diesmal gekauft hatte, recht ordentlich. Sie bewährten sich in bester Weise in ihrem Dienst und machten uns keinerlei Schwierigkeiten während der Reise; zu alledem kosteten sie noch bedeutend weniger als diejenigen im Sommer. Das einzelne Pferd kam mir jetzt im Durchschnitt auf 34 Rubel zu stehen.

Auch den Zelten wandte ich eine genaue Aufmerksamkeit zu. Es war klar, daß für den Winter die Leinwandzelte uns nicht genügen konnten. Wir mußten Filzzelte haben. Nun aber stand ich vor der Frage: welcher Art sollen diese Zelte sein? In Central-Asien werden zwei Arten von Zelten aus Koschma benutzt: die Jurten und die Julameiken. Beide Arten sind sehr brauchbar, aber um sie zu transportieren, muß man Kamele oder Lastpferde in großer Anzahl haben, was bei mir nicht der Fall war. Sie fordern ferner viel Zeit beim Aufstellen, es ist das wiederum eine Schwierigkeit während der Reise, namentlich aber in der kalten Winterzeit. Ich konstruierte darum ein spezifisches Zelt, das genau genommen nur die vergrößerte Spitze einer Julameika darstellte: 10 bis 12 recht starker Stangen, von je 1 Ssaschenj Länge, waren an einem Riemen zusammengebunden; die freien Enden waren zugespitzt. Wurde nun ein derartiges Gestell auf dem Boden aufgerichtet, so hatte man einen Kegel von über 1 Sschaschenj im Durchmesser. Jetzt brauchte man nur nach diesem Gestell die Koschma auszuschneiden und — das Zelt war fertig. In einem solchen Zelt können 5 Mann Platz finden. In der nachfolgenden Reisepraxis bewährten sich diese Zelte in bester Weise. Ich ließ ihrer vier anfertigen.

Für die Pferde wurden warme Filzdecken gekauft, auch die von mir extra für meine Zwecke bestellten Gepäcksättel waren mit Filzdecken versehen. Die Pferde blieben somit während der Reise und auch bei der Rast auf den Stationen mit Decken bedeckt.

Nun stand mir noch die Finanzoperation, das Einwechseln von bucharischem Silber auf russisches Papiergeld bevor. Hier wartete meiner eine sehr unangenehme Ueberraschung. Schon in der ersten Wechselstube erfuhr ich, daß unser Kreditrubel auf bucharischen Märkten noch schlechter stehe, als im Sommer vor der Reise nach Kabul. Gegenwärtig galt hier der Kreditrubel nur für 60 Kop. in bucharischem Silber. Was sollte ich nun mit den mir so großmütig offerierten 15 % anfangen, die mir als Zuschuß in betracht der Verluste beim Umwechseln verliehen worden waren; es fehlten ja noch 25 %. In dieser fatalen Lage wußte ich keinen anderen Ausweg, als nach Taschkent hinüber zu telegraphieren. Ich bat, daß man mir das Geld in Silber und zwar durchaus in bucharischem Silber auszahlen, oder aber an Papiergeld einen Zuschuß von 25 % zusenden möge. Bei den beschränkten Mitteln, die mir überhaupt bei meiner Reise zur Verfügung standen, war ein Verlust von 25 % beim Wechseln für mich außerordentlich empfindlich.

Inzwischen erfuhr ich in Samarkand, daß hier in der Taschkenter Schatzkammer Silber in Form von bucharischen Tengi vorhanden sein mußte. Der Emir von Buchara hatte nämlich kurz vordem 30 000 Tengi in bucharischem Silber für das „Rote Kreuz" gespendet.

Ich hatte recht lange auf eine Antwort auf meine Depesche zu warten. Bereits war ich darauf gefaßt, 25 % verlieren zu müssen, denn das Geld mußte durchaus gewechselt werden. In Afghanistan sind nur die bucharischen Tengi gut zu benutzen, vom russischen Geld aber haben die Afghanen keine Ahnung. Gelegentlich bemerke ich noch, daß die hiesigen Wechsler, selbst wenn man bei ihnen russisches Papiergeld auf russisches Silber einwechselt, doch nur, trotz dem geringen Wertgehalt des Silbers, 96 Kop. pro Rubel geben. Die hiesigen Wechsler, hauptsächlich Indier, aber auch Juden, verfolgen, wie sich das herausgestellt hat, auf's genaueste den Stand unseres Rubels im Westen.

Nach den letzten hier in Ssamarkand erhaltenen Zeitungen stand unser Rubel in London auf 61,5 Kop. Die hiesigen Wechsler hatten den Kurs nun gar auf 60 Kop. herabgesetzt.

Inzwischen war ich schon mit allen meinen Reisevorbereitungen fertig. Ich blieb nur noch darum zurück, weil ich aus Taschkent noch immer keine Antwort auf meine Depesche hatte. — Schließlich traf am 25. November eine Antwort in einem mir durchaus zusagenden Sinne ein. Die Antwort kam gerade zur rechten Zeit. Schon hatte mir ein krummnasiger Wechsler, ein Jude, einige hundert Rubel in bucharischen Tengi abgezählt, als der Briefträger mir das ersehnte Telegramm einhändigte, in welchem mir Nachricht gegeben wurde, daß das Silber mit der ersten Post eintreffen werde.

In bezug auf die einheimische Dienerschaft, die für das Gepäck erforderlich war, hatte ich mich in bester Weise eingerichtet, in materieller und auch in moralischer Hinsicht. Vor allem galt es, einen gewandten und zuverlässigen Karawan-Baschi aufzutreiben, der den Lastzug leiten und als unmittelbarer Chef der einheimischen Dienerschaft figurieren könnte. Gern hätte ich als Karawan-Baschi den in diesen Sachen erprobten Radschab-Ali-Chan genommen, der mit der Gesandtschaft im Sommer nach Kabul gegangen war. Aber er war gegenwärtig von Ssamarkand abwesend; er befand sich momentan in Katta-Kurgan in Diensten des dortigen Bezirkschefs. Am gleichen Tage sandte der Vorsteher der Kanzlei des Chefs des Serawschaner Gebiets folgendes Telegramm nach Katta-Kurgan ab: „Schicken Sie sofort, wenn möglich, nach Ssamarkand den Dschigiten Radschab-Ali und auch den anderen Dschigiten, der in diesem Jahr in Kabul gewesen ist."

Am folgenden Tage waren die beiden Dschigiten schon in Ssamarkand und meldeten sich bei mir. Gleichzeitig erfuhr ich aber auch, daß Radschab-Ali, trotzdem daß er es wünschte, nicht mit mir ziehen könnte. Der General-Gouverneur hatte ihn nach Badachschan mit verschiedentlichen Aufträgen an den Oberst Matwejew beordert.

Ich muß zur Aufklärung des Lesers beifügen, daß der Oberst Matwejew im September 1878 die Erlaubnis des Turkestaner General-Gouverneurs erhalten hatte, sich nach Badachschan und

Kaffiriſtan zu begeben. Die Reiſe verfolgte durchaus wiſſenſchaftliche Ziele. Mit ihm reiſten der Aſtronom Schwarz, der Sublieutenant Trotzkij, 7 Mann Koſaken und 2 Schützen (Strelki). Bis Baiſſun wurden ſie von dem bekannten Gelehrten, Herrn Ruſſow begleitet, den der ſchonungsloſe Tod nur allzu früh der Wiſſenſchenſchaft und der Menſchheit entriſſen hat.

Zu dieſer Expedition ſollte ſich nun Radſchab-Ali begeben, da momentan jede Nachricht über ſie fehlte. Radſchab ſollte ſie nun durchaus auffinden.

So mußte ich denn auf die Dienſte dieſes Mannes verzichten. Ich war aber ſo glücklich, daß ich ſtatt ſeiner einen noch beſſeren Dſchigiten auftrieb. Da nun dieſer Dſchigit im Laufe meiner Erzählung recht häufig vorkommen wird und durchaus kein gewöhnlicher Mann war, ſo möchte ich den Leſer ſogleich mit ihm bekannt machen.

Naſſir-Chan, ſo hieß der Dſchigit, den ich zu meinem Karawan-Baſchi gemacht hatte, war ein Afghane. Er war ungefähr 30 Jahre alt. Viele ſeiner Verwandten halten ſich in Afghaniſtan auf, ſeine Mutter mit einigen Mitgliedern ſeiner Familie wohnt beſtändig in einer der Vorſtädte von Kabul.

Bis 1869 hielt er ſich ebenfalls in Kabul auf, ſeine Entfernung von dort ſteht wahrſcheinlich mit der endgültigen Niederlage des Abdurachman-Chan und dem Aufenthalt desſelben in Sſamarkand in Verbindung.

Nachdem nun Naſſir-Chan Afghaniſtan verlaſſen hatte, trat er in ruſſiſche Dienſte ein und beſorgte verſchiedene Aufträge in Sachen des Grenzdienſtes. So war er z. B. zu Beginn des Jahres 1878 in Kabul, um einen Brief des Generals Kaufmann an den Emir Schir-Ali-Chan abzuliefern. Er führte dieſen Auftrag, wie auch ſonſt alle anderen, mit Erfolg aus. Naſſir-Chan ſpricht vier Sprachen: türkiſch, perſiſch, afghaniſch und indiſch. Ruſſiſch ſpricht er noch ſchlecht, aber er verſteht es gut. Es iſt ein Mann, der nahezu in jeder central-aſiatiſchen Stadt ſeine verwandtſchaftlichen Beziehungen und Bekanntſchaften hat. Ein ſolcher Karawan-Baſchi war für mich ein wahrer Schatz.

Fernerhin hatte ich noch zwei Dſchigiten gemietet, ebenfalls erprobte Männer. Der eine war ſogar ſchon in Kabul geweſen; der andere ſollte als Dolmetſcher figurieren, da ja, wie erwähnt,

ein ordentlicher Dolmetscher für die angewiesene Summe gar nicht aufzutreiben war. Die drei Dschigiten bekamen je 20 Rub. per Monat, wobei ihr Unterhalt mir zufiel, sie hatten jedoch ihre eigenen Pferde mitzubringen. Die drei Lautschen, ohne eigene Pferde mit meinem Unterhalt, bekamen je 12 Rub. monatlich. Sie hatten meine Reservepferde zu reiten.

Die Kosaken meiner Eskorte waren genügend ausgerüstet. Ich trug besondere Sorge dafür, daß sie auch warme Kleidung erhielten und bestand darauf, daß sie mit Filzstiefeln und Halbpelzen aus Schaffell versehen wurden.

Unter allen diesen Sorgen und Rüstungen unterließ ich nicht, soweit mir das möglich war, meine Bekanntschaft mit dem russischen Publikum der Stadt Ssamarkand zu erweitern. Die Eindrücke, die mir diese Bekanntschaften hinterließen, waren durchaus günstig. Selbst eine amerikanische Stadt hätte in dieser kurzen Zeit ihrer Existenz wohl kaum mehr leisten können. Es befindet sich hier, wie erwähnt, ein Progymnasium für Knaben und eines für Mädchen, eine Apotheke mit unentgeltlicher Verabreichung von Medikamenten an unbemittelte Eingeborene, und ein Kasino, in welchem man darum zusammenkommt, um sich wirklich zu zerstreuen und zu amüsieren, nicht aber um eine Modeausstellung zu machen, wie das bei unseren Kasinogesellschaften der Residenzstädte üblich ist. In dem hiesigen Kasino leiden selbst diejenigen nicht an Langeweile, die nicht tanzen und nicht Karte spielen: die Bibliothek verfügt über eine ordentliche Bücherssammlung und ein mächtiger Tisch ist mit Zeitungen und Zeitschriften in russischer, französischer, deutscher und selbst englischer Sprache bedeckt. Daß in der Stadt ein Telegraphenbureau und eine Filiale der Staatsbank existiert, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Es läßt sich dieser jungen, aber mit kräftigen und gesunden Keimen versehenen Stadt von Herzen wünschen, daß sie auch ferner und noch rascher sich entwickele. Was die europäischen Russenfeinde auch reden mögen — die russische Flagge soll nur auch ferner auf den alten Mauern von Ssamarkand wehen und es lebe die russische Civilisation, die den von den Lebenssäften der zwei größten Nationen Asiens sich nährenden egoistischen Händlern des Westens so unbegreiflich erscheint. Möge diese Civilisation immer weiter

und weiter in das Innere der Länder des Orients vordringen. Sie wird ihnen nur Glück bringen ....

Die Zeit der Begründung von Ssamarkand ist, um stereotyp zu reden, „in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt."

Die Volkslegende schreibt die Begründung der Stadt dem mythischen König Efrasiab zu. Der Legende gemäß war Efrasiab der Sohn des Turs, des ersten Turaner Herrschers. Diese Legende ist sozusagen durchaus existenzberechtigt. Noch gegenwärtig findet sich gerade bei der Einfahrt in Ssamarkand ein Haufen von Schutt und Trümmern, der bei den Eingeborenen als Kala-i-Efrasiab, d. h. die Veste des Efrasiab, bezeichnet wird. Es läßt sich vermuten, daß Ssamarkand seinem Alter nach keineswegs den einst so berühmten und gegenwärtig in Ruinen liegenden Städten nachsteht, wie z. B. Babylon, Ninive, Persepolis, Memphis, Theben und andere mehr.

Die Ssogden (Sogdii), die das Gebiet des heutigen Serawschaner Thales inne hatten, werden bei Herodot und in den Edikten des Königs Darius erwähnt.

Die Hauptstadt der Ssogden — Maracanda, wird vermutlich zum ersten Mal bei den Historikern Alexanders des Großen erwähnt und beschrieben.

Quintus Curtius liefert in wenigen Worten eine recht genaue Schilderung von Ssogdiana und der Hauptstadt desselben, Maracanda. „Ssogdiana," sagt er, „ist zum größten Teil ein wüstes Land: die umfangreichen Wüsten nehmen ein Gebiet von ca. 800 Stadien im Durchmesser ein. Auf weiter Strecke wird das Land der Länge nach von einem Fluß durchströmt, der von den Eingeborenen Polytimetum genannt wird." [1]) An einem anderen Ort redet er davon, daß das Gebiet dem Laufe des Flusses entlang waldig ist und sich zur Errichtung von Hinterhalten eignet. [2])

Hier in diesen Wäldern war es, wo der aufrührerische

---

[1]) Quintus Curtius, Historiarum Alexandri Magni, lib. VII, cap. X. (Editio Hedicke, p. 159). Auch Arrian, Anabasis, Buch IV, Kap. 6, Strabo, Geographie, Buch XI, Kap. 2.

[2]) Q. Curtius, lib. VII, cap. VII, „silvestre iter aptum insidiis tegendis erat" (p. 154). Cf. Arrian, l. c.

Häuptling der Sogden, Spitamenes, 2000 Mann Fußvolk und 300 macedonischer Reiter überfiel und bis auf den letzten Mann niedermachte.

Die Hauptstadt der Sogden, Maracanda, hatte 70 Stadien im Umfang, die Citadelle der Stadt war durch keine besondere Mauer geschützt [1]), was vielleicht auch dazu beigetragen haben mag, daß Alexander der Große sich mit solcher Leichtigkeit der Stadt bemächtigen konnte.

Hier in Sogdiana hielt sich der große griechische Eroberer eine längere Zeit auf. Von dieser Stadt aus zog er bald gegen die Scythen, bald gegen die Baktrier, die sich gegen ihn auflehnten; er machte auch Ausflüge zu seiner Belustigung, so z. B. in das Land Basarien (Bazaira), woselbst er in den Wäldern eigenhändig einen Löwen erlegte [2]). Letzterer Umstand ist von großer Wichtigkeit: er beweist, daß in früheren Zeiten in diesen Gebieten Löwen zu finden waren. Gegenwärtig aber giebt es nicht nur in Sogdiana, d. h. im Serawschaner Thal, sondern auch im Thal Amu (des Oxus) keine Löwen [3]). Hier in diesem Thal und vielleicht sogar in den Mauern von Maracanda, tötete Alexander seinen besten Freund und Feldherrn Clitus.

Was die Sogden für ein Volk waren, können wir bis zu einem gewissen Grade aus nachfolgender Erzählung des Quintus Curtius ersehen.

Nachdem der Aufstand des Spitamenes unterdrückt und dabei Maracanda und die Umgebung desselben von den Macedoniern durch Feuer und Schwert verwüstet worden war, brachte man 30 der edelsten und stärksten Gefangenen zum König.

---

[1]) Q. Curtius, lib. VII, cap. VI (p. 149). (Wir lesen nach zuverlässigster Conjectur (Zumpt): „LXX stadia murus urbis amplectitur, arx alio (!) cingitur muro." Somit war die Citadelle durch eine besondere Mauer geschützt. Anm. d. Uebers.)

[2]) Ibid., lib. VIII, cap. I (p. 165).

[3]) Uebrigens spricht Moorcroft in seiner Beschreibung des Thales am oberen Amu von Löwen im Amu-Thal: „In the desert plain about Kounduz between this and left bank of the Oxus, deer, foxes, wolves (hogs and lions are numerous; the latter resemble those in the vicinity of Hariana." Journey to Kaboul and Bokhara vol. II, p. 430. Ich brauche natürlich kaum zu erwähnen, daß die Behauptung Moorcrofts von dem Vorhandensein von Löwen im Amu-Thal sich gegenwärtig recht seltsam ausnimmt.

Als dieſe nun durch den Dolmetſcher erfuhren, daß der König ſie zum Tode verurteilt habe, begannen ſie luſtige Lieder zu ſingen und ihre Freude durch Tänze und andere Körperbewegungen kund zu geben. Erſtaunt über den Mut, mit dem ſie in den Tod gingen, ließ der König ſie rufen und fragte ſie über den Grund ihrer Freude, da ſie doch den Tod ſchon vor Augen hätten. Sie antworteten hierauf, daß ſie, wenn ſie durch einen anderen in den Tod geſandt worden wären, traurig ſein würden, daß ſie aber froh wären, von der Hand eines ſo großen Königs, des Siegers über alle Völker, zu ſterben [1]). Gerührt durch dieſe großartige Denkweiſe ſeiner Feinde, ſchenkte ihnen Alexander das Leben und gewann in ihnen die ergebenſten Krieger für ſein Heer.

Anders werden ſie von Strabo beurteilt. Seinen Worten nach „unterſchieden ſich in alten Zeiten die Sſogdianer und Baktrianer in Sitten und Lebensart nicht viel von den Nomaden“ [2]). Nach der Auflöſung der Monarchie Alexanders des Großen ſpielte Sſogdiana nicht gerade die letzte Rolle unter den von den griechiſchen Heerführern gebildeten Staaten. Es gehörte zu gewiſſen Zeiten dem griechiſch-baktriſchen Reich an [3]), zu anderen Zeiten wiederum war es ſelbſtändig [4]).

In den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung drang hier die Lehre Chriſti ein.

Zu Beginn des VI. Jahrhunderts war Sſamarkand der Sitz des hieſigen Biſchofs und ſogar des Metropoliten [5]).

Zu dieſer Zeit war Sſogdiana mit ſeiner Hauptſtadt Sſamarkand ein einzelnes unabhängiges Reich. Es war für die umgebenden Staaten geradezu ein Beiſpiel, das nachgeahmt wurde, ſo zu ſagen ein Ideal der Vollkommenheit. Wir leſen über dieſes Reich bei dem großen Chineſen Sian-Tſjan (Hſüën-Tſang) der

[1]) Quintus Curtius, lib. VII, cap. X (p. 159).

[2]) Strabo, Geographie, Buch XI, Kap. 11. (Der Verfaſſer läßt ferner den Strabo von dem Brauch der Sſogdianer, die Greiſe und die Kranken den Hunden vorzuwerfen, erzählen. Der zitierte Bericht des Strabo, nach Oneſicritus, bezieht ſich jedoch auf die Baktrianer und nicht auf die Sſogdianer. Anm. des Ueberſ.)

[3]) Strabo, a. a. O.

[4]) Grigorjew, Das griechiſch-baktriſche Reich. Vorleſungen über die Geſchichte des Orients (ruſſiſch).

[5]) Yule's Geography of the valley of the Oxus p. XXVIII.

Central-Asien in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts bereiste, folgendes:

„Das Reich Sa-mo-kien (Ssamarkand) hat einen Umfang von 1600 bis 1700 Li. In der Richtung von Ost nach West erweitert es sich, in der Richtung von Süd nach Nord hingegen ist es verengt. Die Hauptstadt hat ca. 20 Li im Umfang. Das Land ist (gegen das Eindringen der Feinde) durch natürliche Hindernisse geschützt und besitzt eine zahlreiche Bevölkerung. Die kostbarsten Waren aus den fremden Ländern sind hier in reicher Anzahl vertreten. Der Boden ist fett und fruchtbar und liefert üppige Ernten. Die Wälder bieten eine prachtvolle Vegetation und Blumen und Früchte sind im Ueberfluß. Das Land liefert eine Menge ausgezeichneter Pferde. Die Einwohner unterscheiden sich von denjenigen der benachbarten Länder durch eine große Fertigkeit in Künsten und im Handwerk. Das Klima ist angenehm und gemäßigt; die Sitten der Einwohner zeichnen sich durch Energie und Kühnheit aus“ .... „In allem, was sich auf Moral und gute Sitte bezieht, suchen die benachbarten und entfernteren Völker ihnen nachzuahmen. Der König ist mutvoll und die benachbarten Reiche folgen seinen Befehlen. Er hat ein starkes Heer und eine zahlreiche Kavallerie.“ .... „Seine Soldaten sind mutig und furchtlos und begegnen freudig dem Tod. Auf dem Schlachtfeld vermag ihnen gegenüber kein Feind stand zu halten“ [1]).

Nach diesem Citat läßt es sich mit Leichtigkeit schließen, daß die Ssogden, oder gegenwärtig vielmehr die Ssamarkander, in moralischer Beziehung die gleichen geblieben waren, wie sie zu den Zeiten Alexanders des Großen nach dem Bericht des Quintus Curtius geschildert werden. Sian-Tsjan legt viel Nachdruck auf die Kühnheit und den Mut der Einwohner von Ssamarkand, welche ihm als die vornehmsten Eigenschaften ihres Charakters erscheinen. Aus den Berichten der späteren Reisenden ersieht man, daß diese Eigenschaften noch lange Zeit den Bewohnern des prachtvollen Serawschaner Thales eigen blieben.

Zu Beginn des VIII. Jahrhunderts brachen die Araber in das blühende Thal des Serawschans ein und bald befand sich ganz

[1]) St. Julien etc. Vol. I, p. 18.

Transoxanien unter der Herrschaft des Khalifen. Ssamarkand entging keineswegs dem allgemeinen Geschick, aber die Eroberung der Stadt kam den Siegern teuer zu stehen. Im Jahre 708 wurde die Stadt durch die Muselmänner zerstört. Das Christentum, das zur Zeit sich machtvoll in Transoxanien entwickelt hatte, war nun mit dem Auftreten der Mohamedaner heftigen Verfolgungen ausgesetzt.

Trotz aller Gewaltthaten, die von den fanatischen Jüngern Mahomeds ausgeübt wurden, hielt sich das Christentum hier doch noch mehrere Jahrhunderte lang standhaft. Uebrigens scheint hierzu bis zu gewissem Grade auch die vernünftige, tolerantvolle Regierung der Ssamaniden beigetragen zu haben. Ihre Epoche war die Zeit der höchsten Blüte für Ssamarkand. Die Stadt wurde durch schöne Bauten geschmückt, auf den großen Bazaren herrschten Luxus und Reichtum. Die muselmännischen Geographen und Reisenden des X., XI. und XII. Jahrhunderts singen einstimmig einen Lobhymnus zu Ehren der Stadt Ssamarkand. So findet sich beispielsweise bei einem der ältesten arabischen Geographen, bei Ibn-Haukal folgende Beschreibung der Stadt und des Landes:

„Ssamarkand ist die Hauptstadt von Ssogda; sie liegt am Nordufer des Flusses Ssogda. Die Stadt hat eine Citadelle, Vorstädte und Befestigungen mit 4 Thoren: das östliche Thor wird das chinesische genannt; das westliche das Thor Nubechar oder das Quellenthor; das nördliche das bucharische Thor; das südliche das von Schachrisjabs“ [1]).

Der Verfasser bewundert die Bauten von Ssamarkand, die Paläste, Gärten und Landhäuser in hohem Grade.

„Ssamarkand,“ sagt er ferner, „ist der große Kreuzweg auf dem Wege nach Mawerrain-nehr. Vormals befand sich die Residenz des Landesregenten in dieser Stadt, bis sie von Ismail-Bin-Achmed nach Buchara verlegt wurde“ [2]).

Nachdem nun Ibn-Haukal in entsprechender Weise sich mit der Produktivität des Landes beschäftigt hat, verbreitet er sich mit besonderem Genuß über die Bevölkerung von Mawerrain-

[1]) Ebn-Haukal. Oriental geography, p. 252.
[2]) Ibid., p. 251.

mehr und speziell die von Sogda, d. h. von Serawschan. Er schildert das moralische Bild der Samarkander seiner Epoche in folgenden Worten:

„Ehrenhaftigkeit und Freigebigkeit sind den Einwohnern so sehr eigen, daß es keinen einzigen Mensch giebt, der nicht den Brauch der Gastfreundschaft üben würde. Der Fremde, der sie von diesem Standpunkt aus betrachtet, dürfte wähnen, daß sämtliche Familien im Lande zu einer Familie, zu einem Hause gehören. Wenn ein Reisender zu ihnen kommt, so bemüht sich ein jeder von den Einwohnern, ihn zu sich einzuladen. Um die Möglichkeit zu gewinnen, dem Reisenden ihre Dienste anzubieten — es ist das der beste Beweis für ihren edlen Sinn — pflegt ein jeder Einwohner, wie arm er auch sein mag, einen Teil seiner Wohnung für die Aufnahme eines solchen Gastes abzuteilen. Bei der Ankunft des Reisenden entspinnt sich zwischen ihnen ein Streit darüber, wem die Ehre zu Teil werden soll, für den Fremden Sorge zu tragen und ihn in seinem Hause aufzunehmen. Auf diese Weise verbrauchen sie ihre Einkünfte zu Werken der Gastfreundschaft. Einst war ich in Sogda und sah dort ein großes Gebäude, einen rechten Palast, dessen Thüren sperrweit offen standen und an den Mauern mit Nägeln angenagelt waren. Ich fragte nach der Ursache dieser Erscheinung und man antwortete mir, daß schon seit mehr als hundert Jahren die Thore offen seien und auch jetzt noch Tag und Nacht offen stehen: die Reisenden können zu jeder Tageszeit und in beliebiger Anzahl das Haus betreten — der Hausbesitzer wird sie mit dem Nötigen versorgen, wie die Menschen, so auch die Tiere; und er scheint sehr zufrieden und fröhlich zu sein, wenn die Gäste bei ihm einige Zeit verbringen. Nirgendswo in anderen Ländern habe ich Aehnliches gesehen. Hingegen pflegen ja die Herrscher und Reichen in anderen Ländern ihre Schätze für ihre eigenen Günstlinge oder zur Befriedigung grober, sinnlicher Bedürfnisse zu verwenden“ [1]).

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts war Samarkand noch immer die gleiche glänzende Stadt, wie zu den Zeiten des Ibn-Haukal, wenngleich auch die Verlegung der Residenz nach

[1]) Ebn-Haukal. Oriental geography, pp. 234—5.

Buchara nicht ohne ungünstigen Einfluß auf die Stadt bleiben konnte. Edrisi, der arabische Geograph dieser Epoche, beschreibt die Stadt in folgender Weise.

„Ssamarkand ist eine große und schöne Stadt, im Süden von dem Flusse Ssogda gelegen; es ist das die Hauptstadt der Provinz Ssogda. Die Straßen und die öffentlichen Plätze der Stadt sind sehr breit, die Bauten sehr hoch, ebenfalls die Bazare und Bäder. Die Stadt wird von einer Lehmmauer und einem Graben umgeben. Die Citadelle ist sehr stark befestigt und schön. In der Stadt giebt's eine Menge von Häusern und Palästen; nur wenige Häuser, selbst von den nicht gerade schönen, sind ohne Gärten, Weinberge und Springbrunnen" [1]).

Edrisi berichtet ferner, daß Ssamarkand zu seinen Zeiten trotz des Glanzes doch nur ein Schatten von dem war, was es früher war [2]). Bald darauf wurde die Stadt durch Tschingis-Chan erobert (1221 n. Chr.).

Trotz der schrecklichen Verwüstung, welche die Steppen-barbaren anrichteten, die, wie ein späteres persisches Sprichwort sagte: „Kamen, zerstörten, sengten, mordeten, raubten und gingen" [3]), — erholte sich Ssamarkand von der Zerstörung doch bald und zwar in dem Maße, daß Marco-Polo, der hier in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gewesen war, über die Stadt folgendes berichten konnte: „Ssamarkand ist eine prachtvolle Stadt, geschmückt mit wundervollen Gärten. . . . . Die Stadt wird von einer Ebene umgeben, die die verschiedentlichsten Früchte hervor-bringt. In dieser Stadt wohnen Christen und Sarazenen" [4]).

Die letzte Bemerkung ist von großer Wichtigkeit. Es be-fanden sich also in Ssamarkand zu jener Zeit so viele Christen, daß sie nicht unbemerkt bleiben konnten. Marco-Polo spricht von ihnen gerade so, wie von den Sarazenen, d. h. den Musel-männern.

---

[1]) Edrisi, Géographie, trad. p. A. Jaubert. Vol. II, pp. 197—98.

[2]) Ibid., p. 198.

[3]) „Amedend u kendend u ſuchtend u kuchtend u burdend u reftend." Bámbéry. Geſchichte Bocharas. B. I, S. 142 (deutſche Ausgabe von 1872).

[4]) Marco Polo. (Transl. by Colonel Yule. London 1871. Vol. I, p. 170.)

Vor 125 Jahren, fährt Marco-Polo fort, war in Ssamarkand eine Kirche errichtet und dem heiligen Johannes dem Täufer gewidmet. Der Regent der Stadt, Chan Dschagatai, trat zum Christentum über [1]).

Immerhin aber konnte weder dieser anscheinend erfolgreiche Kampf des Christentums mit dem Mohamedanismus, noch auch die Unterstützung von Seiten der mongolischen Fürsten, das Christentum vor einer völligen und baldigen Ausrottung in Transoxanien retten.

Zur Zeit der inneren Zwiste und Uneinigkeiten, die unter den Tschingisiden ausbrachen, verwüstete Ssamarkand und sank immer tiefer. Jetzt war es nur durch seine Ruinen berühmt, die von seiner früheren Größe sprachen und vielleicht auch noch durch die Menge von muselmännischen Heiligen, die hier aufkamen.

Es begannen bereits muselmännische Scholastik und muselmännischer Pietismus tiefe Wurzeln zu schlagen in der geistigen und moralischen Weltanschauung der Nachkommen der alten Ssogden. Diese Schmarotzer-Pflanzen übermannten späterhin den schönen Stamm der altiranischen Kultur in der Weise und sogen an seinen Säften mit solcher Gier, daß schließlich nur ein bloßer Schatten zurückblieb.

Der berühmte Ibn-Batuta aus Tanger, der Ssamarkand in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts besuchte, zitiert eine lange Liste von Heiligen und Heiligtümern, durch welche Ssamarkand schon damals in Central-Asien berühmt war. Der Reisende entwirft uns in lebhaften Farben ein Bild der Verwüstung von Ssamarkand, wobei er natürlich, wie das einem echten Jünger des Islams geziehmt, den Mohamedanismus wohl zu rühmen weiß. Ich bringe hier einen Passus aus seiner Beschreibung der Stadt:

„Nachdem ich mich von dem Sultan Termaschirin (in Buchara) verabschiedet hatte, begab ich mich nach Ssamarkand, welches eine der größten, schönsten und prachtvollsten Städte der Welt ist. Die Stadt ist an den Ufern des Flusses der Walker errichtet

[1]) Marco Polo. (Transl. by Colonel Yule. London 1871. Vol. I, p. 170.)

und von einem Netz von Bewässerungskanälen bedeckt, durch welche seine Gärten bewässert werden. Die Einwohner der Stadt versammeln sich täglich nach dem Gebet um 4 Uhr nachmittags am Ufer des Flusses, um sich zu belustigen und zu spazieren. Hier befinden sich Erhöhungen zum Sitzen und Buden, in denen Früchte und andere Nahrungsmittel verkauft werden. Hier am Ufer befanden sich in früheren Zeiten auch umfangreiche Paläste und Denkmäler, die für eine hohe Bildung der Einwohner der Stadt Ssamarkand reden. Die meisten von diesen Bauten sind gegenwärtig nichts viel mehr als Ruinen; auch ein bedeutender Teil der Stadt ist verwüstet. Die Stadt besitzt weder Mauern, noch Thore. Die Gärten befinden sich inmitten (?) der Stadt. Die Einwohner von Ssamarkand zeichnen sich durch einen edlen Charakter und durch Freundlichkeit den Fremden gegenüber aus; sie stehen durch ihre moralischen Eigenschaften viel höher als die Einwohner von Buchara" [1]).

Es ist zu bemerken, daß Buchara schon dazumal den Beinamen: „Buchara-i-Scherif," führte, d. h. heiliges Buchara. Die Scheinheiligkeit geht eben aller Orts und bei allen Religionen Hand in Hand mit dem Obskurantismus und einer Erniedrigung der moralischen Eigenschaften des Menschen.

Ibn-Batuta, wenngleich auch ein eifriger Muselman, war unparteiisch genug, um einem für die Bewohner des „heiligen Buchara", für die „Säulen des Mohamedanismus" ungünstig ausfallenden Vergleich mit den Bewohnern von Ssamarkand nicht auszuweichen.

Bald darauf erwachte Ssamarkand aus der Vergessenheit und dem Schlummer, in welchen es unter der Herrschaft der Tschingisiden in diesem Gebiete versunken war. Der lahme Eroberer Asiens, Tamerlan, hatte sich Ssamarkand zu seiner Hauptstadt erkoren. Von neuem ertönten die Straßen der Stadt vom Lärm einer zahlreichen, thätigen Bevölkerung, von neuem waren die Bazare und Märkte überfüllt mit Waren, die von allen Seiten der Welt hier eintrafen. Die öffentlichen Plätze wurden mit prachtvollen Gebäuden geschmückt und die central-asiatische, oder

---

[1]) Ibn Batoutah, Voyages trad. p. Défrémery et Sanguinetti. Vol. VIII, pp. 51—52.

besser allgemein-asiatische Architektur entfaltete sich in den prachtvollen Gärten vor der Stadt und in den Villas der königlichen Familie. Auf Kosten des Untergangs der Städte von nahezu Halbasien, auf Kosten der Blutströme, die durch den „Schechr-Ssebser" vergossen wurden in den Ländern vom Yaxartes bis zum Ganges und vom Pamir bis zum Bosporus, bereicherte sich Ssamarkand und erweiterte sich und wurde nahezu zur größten Stadt des damaligen Asien.

Clavigo, der Gesandte Heinrichs III., des Königs von Kastilien, der in Ssamarkand im Jahre 1404 gewesen war, beschreibt mit Genauigkeit die Wunder der Hauptstadt des Erschütterers von Asien. Auf Schritt und Tritt staunte er vor den unermeßlichen Reichtümern, die aus allen Ländern Asiens hier in Ssamarkand zusammengehäuft waren.

Die Epoche des Timur war aber für Ssamarkand nicht bloß die Zeit der Wiederkehr des äußeren Glanzes und der Macht; auch die geistigen Bedürfnisse des Volkes erwachten. Ein ganzer Schwarm von Poeten verherrlichte in Versen und in Prosa die Thaten des großen Herrschers. Den Poeten folgten auch die Gelehrten. Die berühmten Arbeiten des gekrönten Astronomen Ulug-Beg-Mirsa haben auch noch gegenwärtig ihre Bedeutung nicht verloren. — Allerdings war die Zeit der Timuriden eine Epoche des Glanzes, — leider aber war dieser Glanz nur von kurzer Dauer! Kaum ein Jahrhundert war seit der Zeit der Begründung dieser machtvollen Monarchie vergangen, als bereits die wilden Barbaren unter der Anführung des kühnen Reiters, des Chans Scheibani, vom Norden her in das blühende Thal des Serawschans einbrachen. Die prachtvollen Landhäuser, die Paläste, die erhabenen Moscheeen, die Medressen — alles erlag der Zerstörung und wiederum herrschten „die Greuel der Verwüstung" in der Stadt und schlugen hier ihre feste Behausung auf.

Fruchtlos waren die Versuche des edlen Baber-Mirsa, des letzten Sprossen des großen Timur, die ihm so teure Stadt zu schützen; fruchtlos strengte er alle seine Kräfte an, um den rauhen und schrecklichen Reitern, „die sich auf hölzerne Steigbügel stützten", Stand zu bieten. Die in ihrem Luxus verweichtlichten Bewohner der ewigen Stadt vermochten nicht dem Feind Stand zu halten ....

Von nun an ging es mit Sſamarkand crescendo bergab, zum Niedergang. Selbſt der hervorragende Scheibanide Abdullah-Chan vermochte nicht dieſem Niedergang Einhalt zu thun. Die dünkelhaften und gleichzeitig außerordentlich unwiſſenden Herrſcher von Buchara der nachfolgenden zwei Jahrhunderte trugen ihrerſeits noch viel dazu bei, daß die Stadt ihre frühere Bedeutung und Macht völlig verlor. Es war das nunmehr nur eine Stadt zweiten Ranges in dem bucharischen Chanat, eine Stadt, die ſogar ihre frühere Größe vergeſſen zu haben ſchien. Die Stadt ſchlief einen toten Schlaf, in engherzigen, religiöſen Aeußerlichkeiten befangen.

Im Jahre 1868 wurden dieſe tötlichen Feſſeln von den ruſſiſchen Bajonetten geſprengt. — Die Stadt hat jetzt wiederum eine Möglichkeit gefunden, ſich ihrer ruhmvollen Vergangenheit zu erinnern, dieſen Ruhm wieder zurückzurufen und ihn in noch höherem Grade zu vermehren, indem ſie der geſetzlichen Ordnung und der Leuchte der Wiſſenſchaft des Weſtens folgt, die durch die Ruſſen hierher gebracht worden ſind.

Ich glaube hier noch die Beſchreibung des Serawſchaner Thales und der berühmteſten Bauten der Timuriden anführen zu dürfen, ſo wie ſie in den Memoiren des Sultans Baber zu finden ſind [1]).

„Es giebt nur wenig Orte auf der Welt, die mit Sſamarkand zu vergleichen wären," ſo beginnt Baber ſeine Beſchreibung dieſer Stadt, Sſamarkand liegt in der fünften klimatiſchen Zone[2]) und iſt von Alexander begründet worden; die Türken und Mongolen nannten die Stadt Simerkent .... Ich habe nach den Mauern den Umfang der Stadt meſſen laſſen; ſie iſt 10 600 Schritte lang ... Um die Stadt herum finden ſich anmutige Wieſen" [3]).

„Der Fluß genügt trotz ſeiner bedeutenden Größe doch nur kaum dem Bedarf der Bevölkerung an Waſſer, um die Felder

---

[1]) Mémoires de Baber, trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871.

[2]) Wie bekannt, wurde der bewohnte Erdkreis von den Arabern in 7 klimatiſche Zonen eingeteilt; die erſte Zone begann unter dem 12. Grad n. Br., die letzte, die ſiebente, lag unter dem 50. Grad n. Br.

[3]) Baber, l. c. Vol. I, p. 96.

zu bewässern. Im Sommer gelangt das Wasser während 3 bis 4 Monaten nicht bis zur Stadt Buchara. Die Trauben, Melonen, Aepfel, Granatäpfel, kurzum sämtliche Früchte gedeihen hier prachtvoll und in außerordentlichen Mengen, ganz besonders schön sind die Aepfel und die „Ssagibi" (eine Art Trauben). In Ssamarkand ist es sehr kalt [1]), wenngleich hier auch nicht so viel Schnee fällt wie in Kabul."

„In den Vorstädten von Ssamarkand befinden sich viele Bauten und Gärten, die von Timur-Beg und von Ulug-Beg-Mirsa herrühren. Der erstere hat folgende Bauten errichtet:

1. Kök-Serai — ein umfangreicher Kiosk, prachtvoll, von sehr bedeutender Höhe ... 2. Eine steinerne Moschee (nahe bei dem Eisernen Thor, in der Citadelle der Stadt); sie wurde von Steinmetzen errichtet, die man aus Indostan hatte holen lassen. Die Inschrift, die sich an der Hauptfassade des Gebäudes befindet und einen ganzen Vers enthält — „und Ibrahim führte nun die Grundvesten aus" — ist (aus Stein) ausgelegt in Buchstaben von einer Größe, daß man sie in der Entfernung von 1 bis 2 Kuruch [2]) lesen kann. Es ist das ein monumentales Gebäude. 3. In dem Garten „bag-i-dil-kuscha" (der Garten, der das Gemüt erheitert) [3]) wurde ein prachtvoller Kiosk errichtet, in welchem sich die Bilder befinden, die den Feldzug des Timur nach Indien darstellen. Von diesem Kiosk bis zu dem Türkisen(?)-Thor [4]) führte eine Allee von Silberpappeln [5]).

---

[1]) Diese Behauptung des berühmten Sultans nimmt sich sehr sonderbar aus. Für ein Jahrzehnt seit der Einnahme des Gebietes durch die Russen war die mittlere Temperatur in Ssamarkand die folgende: mittlere Temperatur des Jahres + 15,4° C., des Winters + 3,3° C., des Frühjahrs + 16,4° C., des Sommers + 27,5° C., des Herbstes + 14,1° C. Der kälteste Monat, der Februar, hatte eine mittlere Temperatur von + 1,6° C.

[2]) Mémoires de Baber, trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871. Vol. I, p. 103.

[3]) Nach Bámbéry. Geschichte Bocharas ꝛc. B. I, S. 225.

[4]) Bámbéry, nach Clavigo, sagt a. a. O.: „Den Garten verband eine lange schöne Allee mit der Stadt, namentlich mit dem Turkiß-Thor (Derwaze-i-Firuze), dessen breites, hohes, mit blau- und goldfarbigen Ziegeln geschmücktes Portal schon aus der Ferne glänzte." Vielleicht läßt sich hieraus die Bezeichnung Türkisen-Thor erklären. Anm. d. Ueberf.

[5]) Baber, l. c. Vol. I, p. 98—99.

„Unter den von Ulug-Beg-Mirsa ausgeführten und im Innern der Stadtmauern befindlichen Bauten sind zu erwähnen:

1. Ein Medresse und ein Kloster. Die Kuppel des letztgenannten Gebäudes ist von kolossalem Umfang; man behauptet, daß auf der ganzen Welt nichts Aehnliches zu finden sei. 2. Unweit von dem Medresse und dem Kloster errichtete Ulug-Beg wunderbare Bäder, die die „Bäder des Mirsa" genannt wurden. Die Bassins sind mit verschiedenartigem Mosaik ausgelegt. In ganz Chorossan und in Ssamarkand giebt es keine ähnlichen Bäder.

„Südlich von dem Medresse wurden von dem gleichen Herrscher erbaut: 3. eine Kapelle, die den Namen „Meedschidi-Mukatta" (bunte Moschee) führt. Das Gebäude erhielt diese Benennung, weil die Mauern und Gewölbe mit Zeichnungen in chinesischem Geschmack bedeckt sind, die aus künstlerisch angepaßten verschiedenfarbigen Holzstücken bestehen."

„Das folgende berühmte von Ulug-Beg errichtete Gebäude ist 4. das Observatorium am Ufer des Flusses Kêhik, für astronomische Beobachtungen bestimmt. In diesem Observatorium eben hat Ulug-Beg die „Körekenschen" Tabellen ausgearbeitet, die späterhin ihre Verbreitung in der ganzen Welt fanden."

Gegenwärtig haben sich von all' diesen Bauten nur noch folgende einigermaßen erhalten: die Moschee des Timur, das Medresse und Kloster des Ulug-Beg. Die übrigen Gebäude sind in Haufen von Trümmern und Schutt verwandelt, oder auch völlig vom Antlitz der Erde verschwunden.

2. Kapitel.

Von Sſamarkand bis zum Amu-Darja.

Abreiſe von Sſamarkand. — Ueber den Kara-Tjubinſchen-Paß. — Wiederum Ali. — Schachrisjabs. — Zuſammentreffen mit dem Emir von Buchara. — Er wird mein Patient. — Die Geſchichte von Schachrisjabs. — Die Reiſe wird fortgeſetzt. — Meine Korreſpondenz mit dem aus Badachſchan zurückkehrenden Oberſt Matwejew. — Mein Brief an den Lojnab des Bilajets Tſchaar. — Die Fähre am Amu und meine Ankunft in Maſari-Scherif.

Ein paar Tage vor meiner Abreiſe von Sſamarkand hatte die ruſſiſche Adminiſtration dieſer Stadt Briefe an den Beg der Stadt Schaar, durch welche mich mein Weg führte, und an den Lojnab Choſch-Dil-Chan abgeſandt. Dieſe Briefe benachrichtigten die beiden Regenten davon, daß ich durch ihre Gebiete nach Kabul reiſen werde. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, am 27. November, die Dämmerung hatte bereits merklich um ſich gegriffen und der weißliche Nebel bemächtigte ſich allmählich der Niederungen des Serawſchaner Thales, als die lange Reihe der Laſttiere mit meinem Gepäck langſam durch das Abramowſche Boulevard zog. Die Zitadelle und die ruſſiſche Stadt blieben hinter uns zurück; rechts von uns lagen das Gebäude und der ſchattige Garten, die dem Sſamarkander Gouverneur angehörten, links die blaue Kuppel des Grabes des Timur. Wir mußten etwa noch 5—6 Werſt durch die krummen, mitunter ſehr engen Straßen der Stadt der Eingeborenen reiten. Mehrmals fiel das Gepäck zu Boden, die Pferde bäumten ſich, ſchlugen aus, ſcheuten vor den entgegenkommenden Arbas zurück. Kurzum die Laſttiere machten uns in der erſten Zeit viel zu ſchaffen.

Als wir nun, nachdem wir unzählige mal ſtecken geblieben und mit dem Gepäck zu thun gehabt hatten, ſchließlich die Stadtgrenze überſchritten, ſtand der Vollmond bereits hoch über dem Horizont und beleuchtete mit ſeinem intenſiven gelblichen Licht die weite flache Steppe. Unter dem friſchen, leichten Windzug, der von den ſchneebedeckten Maſſen des die Steppe im Süden begrenzenden Sſamarkander Rückens kam, ſchritten Menſchen und Tiere rüſtig einher. Je weiter wir vorwärts kamen, deſto deutlicher traten aus dem bläulichen Duft die ſich vor uns mauerartig emportürmenden Berge hervor. Die weißen, ſchneebedeckten Gipfel glänzten hell in dem Mondlichte.

Bald darauf verſtärkte ſich der Wind. Es wurde kalt. Die Koſaken, die anfänglich bloß in ihrer üblichen Kleidung waren, mußten bald zu den unvermeidlichen grauen Soldatenmänteln greifen. Vor allem hatten die Reiter die eiſernen Steigbügel [1]) zu ſpüren; der kalte Wind ſuchte ſich einen Weg durch die weiten Aermel des Paletots und durch den Kragen des nicht feſt anſchließenden Rockes; noch etwas ſpäter und ſchon machte der Wind die Knie unangenehm prickeln, ungeachtet der ſchützenden Tſchembaren (beim Turkeſtaner Militär übliche Lederhoſen). Zum Nachtlager hatte ich das in etwa 30 Werſt von Sſamarkand liegende Kara-Tjube [2]) beſtimmt. Zehn Werſt vor der Station ſandte ich einen Dſchigiten voraus mit dem Auftrag, für uns das Lager, den Thee, das Abendbrot und überhaupt alles Notwendige vorzubereiten. — Die ganze Zeit über führte uns der Weg durch eine offene Steppengegend. Endlich lenkte er in eine Schlucht ein; die Feuer von Kara-Tjube zeigten ſich in der Ferne. Als ich in das Dorf eintrat, war ſchon alles zu unſerem Empfang bereit in dem, wenn auch düſteren, ſo doch gaſtfreundlichen Karawanſerai, der uns, den erfrorenen Reiſenden, übrigens ſehr freundlich und gemütlich erſchien. Es war gegen 10 Uhr nachts; die Müdigkeit machte ſich geltend und bald lagen wir alle im feſten Schlaf.

---

[1]) Ich hatte mich mit einem paar hölzernen Steigbügeln, wie ſie gewöhnlich von den Kirgiſen gebraucht werden, verſehen und zwar für den Fall, daß wir die ſchneebedeckten Päſſe des Hindu-Kuſch zu paſſieren haben würden.

[2]) Kara-Tjube nach Schwarz 2920 Fuß über dem Meere; nach Samotſchnikow unter 38° 58′ 26″ öſtl. Länge und 40° 5′ 17″ nördl. Breite.

Am folgenden Tag hatten wir eine recht lange und schwierige Strecke, vom Kara-Tjube bis zum Dorfe Koinar zurückzulegen, im ganzen gegen 30 Werst. Diese Strecke ist der des Sſamarkander Gebirgszuges an diesem Orte gleich. Der Weg führt über den Kara-Tjubinschen- oder den Tachta-Kara-Tſcha-Paß. Wir zogen anfangs durch eine ausgedehnte Schlucht Katta-Sſai, an deren Seiten sich stellenweise winzige Felder mit Winterkorn befinden. Selten nur stießen wir auf Dörfer der Gebirgsbewohner; sie schmiegten sich an die senkrechten Wände der Schlucht oder nisteten auf den steilen Felsen. Die Haufen der Kleegarben, die auf den Dächern der Häuser aufgestapelt lagen, verliehen den Dörfern ein sehr freundliches und wohnliches Aussehen. Unten brauste und rauschte ein reißender, von den eisigen Fesseln des Winters noch nicht überwältigter Bach in smaragdgrünen Ufern.

Nun aber wurde der Weg steiler und steiniger. Bald stießen wir auf eisbedeckte Gehänge der Berge. Noch höher und die Felsen waren bereits mit einer Schneedecke bedeckt. Der Schnee war recht tief, aber das war noch ein geringes Uebel; viel schlimmer war es, daß der Weg uns über Stellen führte, auf denen die ausgetretenen eingefrorenen Bäche sich in einen ebenen, glatten Eisspiegel verwandelt hatten. Die Lasttiere glitten hier beständig aus, stolperten und konnten sich nur langsam und mit vieler Mühe fortbewegen. Es war noch gut, daß ich darauf gekommen war, die Pferde mit russischen Hufeisen beschlagen zu lassen. Dank den spitzen Stollen dieser Hufeisen gewann der Fuß des Pferdes mehr Halt und Sicherheit, als wenn er mit den platten Hufeisen der Eingeborenen ohne Stollen beschlagen gewesen wäre.

Ungeachtet dieses Vorzuges des russischen Hufeisens vor dem der Eingeborenen, verstehen sich die Central-Asiaten sehr ungern zu der russischen Art des Beschlagens. Im Gegenteil, es eignen sich die Russen gewöhnlich nach einiger Zeit die einheimische Art des Beschlagens an. Diese scheinbar so eigentümliche Erscheinung läßt sich in folgender Weise erklären: 1. das russische Beschlagen ist fast ausschließlich nur in Schmieden möglich, überhaupt aber nur mit erhitzten Hufeisen. Dieser Umstand ist für den Central-Asiaten beschwerlich, da man in den Steppen und Bergen

Central-Asiens selten eine Schmiede antrifft. Das Beschlagen mit den einheimischen platten und gewöhnlich sehr dünnen Hufeisen ist hingegen auf kaltem Wege herzustellen und unter jeglichen Umständen, sogar auf der Reise, ermöglicht; 2. beschädigen sich die einheimischen Pferde bei russischen Hufeisen sehr bald die Beine, wovon ich mich selber im Laufe der Reise zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Wie dem auch sei, im vorliegenden Fall hatten mir die russischen Hufeisen einen guten Dienst geleistet.

Als wir den Paß erstiegen, gab's eine recht heftige „Purga" (Schneegestöber). Die wenigen Artscha an den Seiten des Weges waren mit Schnee bedeckt; ihre biegsamen Zweige neigten sich unter dieser Last fast zum Boden hinab.

Nun hatten wir den höchsten Punkt des Passes Tachta-Kara-Tscha [1]) erreicht. Hier türmen sich Granitfelsen und Platten in Unordnung über einander. Ein gesondert stehender Stein zieht unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Er eignet sich vorzüglich für eine Legende. Allerdings erzählt nun auch die Volkssage, daß dieser Stein aus dem Thal heraufgebracht worden sei und zwar durch niemand anders als durch den bekannten Liebling der central-asiatischen Sagen und Mythen — den Ali. Da sind noch die Abdrücke der Finger des heiligen Khalifen, die sich in den Granit eingedrückt hatten. Ein frommer Muselman wird nie an diesem Stein vorbeigehen, ohne sein Gebet zu verrichten. Er kümmert sich nicht darum, daß die Legende mit den geologischen Verhältnissen nicht im Einklang steht. Im Thale giebt's keinen Granit; es findet sich vorwiegend Schiefer und Thon; der Stein des Ali aber ist eine genaue Kopie von den Steinen, die neben ihm auf dem Gipfel des Passes in Unzahl herumliegen. Aber auch das macht dem frommen Muselman keine Sorge, daß Ali niemals in dieser Gegend gewesen und daß zu seiner Zeit noch kein Pionier des Mohamedanismus in diese Berge und Thäler eingedrungen war.

Im Bewußtsein des Central-Asiaten ist der Funke des Zweifels noch nicht erwacht — er ist vielmehr erloschen — dieser oft so sehr oberflächliche Zweifel, an welchem unser Westen so

[1]) Absolute Höhe nach Schwarz 5180, nach Oberst Matwejew 5200 Fuß.

reich ist; — noch lange wird der Central-Asiate in der Schlichtheit seines Gemüthes fest daran glauben, daß der Stein von dem heiligen Helden aus dem Thal heraufgebracht worden sei. Er bedarf bloß des Anlasses, um sich noch ein übriges Mal seinen legendarischen Helden in Erinnerung zu rufen.

Auf dem Gipfel des Passes blieb ich einige Minuten stehen: die Lasttiere bedurften unbedingt einer Rast. Das Schneegestöber hatte sich plötzlich gelegt und die Sonne beleuchtete grell den zackigen Kamm der Felsen, die mit dem reinsten Schnee bedeckt waren.

Von hier aus eröffnet sich eine prachtvolle Aussicht auf das Schachrisjabser-Thal. Dasselbe erscheint vor den Blicken des Beobachters gleich wie eine Bucht des unendlichen Ozeans, der Turaner Niederung; vom Norden wird diese Bucht durch den Sſamarkander Gebirgsrücken, vom Süd-Osten durch den äußersten Ausläufer des Hissar-Rückens begrenzt. Der östliche Winkel derselben wird durch die massive Berggruppe des Hasret-Sultan abgeschlossen, die mit ihren schneebedeckten Gipfeln das umgebende Hügelmeer bedeutend überragt. Das ganze Thal war von dem Sonnenlicht überflutet. Da liegen wie auf einem Teller die Städte: Kitab und Schaar und dann östlicher Jakka-Bag; sie sind von einem breiten Gürtel dunkler Gärten umgeben. In einigen hundert Schritt abseits vom Gipfel des Passes giebt es einen Punkt, von welchem aus man mit einem Mal die beiden schönen Thäler übersehen kann; das Serawschaner und das Schachrisjabser. Welch ein großartiges und erhabenes Bild bietet sich hier den Augen dar!

Nachdem wir den Paß hinabgestiegen waren, ritten wir durch eine tiefe Schlucht, auf deren Sohle ein launenhafter Bach dahinfließt, der auf seinem Wege alle zufälligen Hindernisse und die sich stellenweise aus hinabgestürzten Felsmassen gebildeten Dämme überwindet. Plötzlich erschien auf einem der Hügel, die hier bereits recht abgerundet sind, ein Reiter. Der Reiter machte einige Schritte uns entgegen, blickte sich scharf nach allen Seiten um, gerade als ob er mit seiner aufgeworfenen Nase in der Luft schnüffelte, gab dann seinem Roß eine scharfe Wendung und jagte pfeilschnell zurück. Die flatternden Schöße des Chalats des Reiters verschwanden bald hinter dem Vorsprung des nächsten

Hügels. Es war mir anfänglich unbegreiflich, was diese Erscheinung zu bedeuten habe. Bald jedoch erklärte sich die Sache, indem sich auf dem Wege vor uns ein Häuflein buntbekleideter Bucharen zeigte.

Als die Bucharen meiner ansichtig wurden, setzten sie ihre Pferde in Galopp und kamen rasch auf mich zu. Im vollen Lauf sprangen einige der Reiter von ihren Pferden herab und einer, anscheinlich der hochgestellteste, von ihnen, eilte rasch auf mich zu, indem er mir Begrüßungen zurief und seine Hände ausstreckte, um die meinigen zu drücken. Es war das der Sohn des Begs von Kitab, der auf Befehl des Emirs von Buchara ausgesandt war, speziell um den „Doktor-Tjurja" zu empfangen. Er machte mich sofort selber mit seiner Mission bekannt und bemerkte dabei, daß in dem nächstliegenden Dorfe Koinar zu meinem Nachtlager schon alles bereit sei.

Am folgenden Tage legte ich bloß 15 Werst zurück — die Strecke, welche das Dorf Koinar von der Stadt Schaar trennt. Auf diesem Wege hat man die Furt eines recht wasserreichen Flüßchens Ak-Darja zu passieren, eines Nebenflusses des Koschka-Darja. Ein recht großes Dörfchen liegt an dem nördlichen Ufer des Flusses und trägt den sonderbaren Namen „Uruß-Kischlak" — ein russisches Dorf. Da es gegenwärtig in diesem Dorfe keinen einzigen russischen Bewohner giebt, so läßt es sich bloß vermuten, daß hier in früheren Zeiten vielleicht russische Gefangene gewohnt haben. Diese Vermutung findet einigermaßen ihre Bestätigung in den Nachrichten Jefremows [1]), der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Gefangenschaft der Kirgisen geraten war und mehrere Jahre lang in den Ketten der bucharischen zu schmachten hatte.

Wie dem auch sei, gegenwärtig erwartete die gesamte bucharische Aristokratie bei den Lehmmauern gerade dieses „Uruß-Kischlaks" die Ankunft des „Uruß-Doktor" — des Hakim-Tjura Sklaverei in dem central-asiatischen Dialekt.

Als ich mich der Gruppe der geputzten und auf feurigen Rossen sitzenden Reiter genähert hatte, so wurden mir sofort

[1]) Jefremow, Philipp. „Wanderungen in der Kirgisensteppe, in Buchara, Chiwa, Persien, Tibet und Indien." 3. Aufl. Kasan 1811. (Russisch.)

von mehreren Seiten zugleich Begrüßungen zugerufen und mehrere Paar Hände von den Sätteln her zum Händedruck zugestreckt. Der Central-Asiate reicht nicht eine, sondern beide Hände, wenn es sich um ein Zeichen besonderer Ehre und Hochachtung handelt. Manchmal nimmt er die Hand des zu Begrüßenden und drückt sie an sein Herz; wenn es aber eine regierende Person zu begrüßen gilt — an die Stirn.

Ich ritt, indem ich von einer Seite den Schaadi-Beg „Udaitschi", von der anderen den Abdul-Halil-Beg hatte. Hier ritten auch Dur-Bin-Beg, Jachschi-Beg und andere mehr. Alles Persönlichkeiten, die dem Emir am nächsten standen.

Vor der Citadelle Kitab [1]) fanden wir die Garnison unter Gewehr und mit flatternden Fahnen aufgestellt. Als ich am Thor der Citadelle angelangt war, neigten sich die Fahnen, die Trommeln rasselten und die Musik begann zu spielen. In Erwiderung dieser mir von der bucharischen Administration erwiesenen Ehre, verließ ich mein Pferd und ging zu Fuß durch das Thor der Festung. Am Thor wurde ich von dem Beg der Stadt Kitab, dem Abdul-Hafar-Inak, empfangen. Es war das ein magerer kleiner Alter, etwa ein 60ger, schwächlich dem Aeußeren nach, aber mit Augen voll Leben und Feuer. Nach den üblichen Begrüßungen führte er mich in sein Empfangszimmer.

Im Inneren der Festung, welche übrigens unverdientermaßen einen so hochtönenden Namen führt, da ihre Wände eingestürzt und verfallen sind und auf erhaltenen Partieen des Walles kein einziges Geschütz zu sehen ist — auf einem ebenen, gepflasterten Hof, erhob sich neben einer großen Cisterne ein recht bedeutendes Gebäude. Es enthielt bloß ein einziges Zimmer, dessen Boden seiner ganzen Breite und Länge nach mit einem einzigen Teppich bedeckt war. Es gab hier keine Möbel; die Wände waren nackt, dafür aber strahlte die mit zwei kleinen Kuppeln geschmückte Decke von Malereien in central-asiatischem Geschmack.

Beim Dorstarchan plauderte der redselige Beg über eine Stunde mit mir über die verschiedensten Dinge. Er erzählte unter anderem, daß der Emir von Buchara schon lange in Schaar

[1]) Nach Schwarz 1800 Fuß über dem Meere.

wohne und wohl nicht so bald von hier nach Buchara zurückkehren werde.

Diese Mitteilung erschien mir recht auffallend: der Emir verbringt gewöhnlich den Winter in der Stadt Buchara und kommt bloß im Sommer nach Schachrisjabs. Was mochte denn den Emir zu dieser Abweichung von seinen Gewohnheiten gebracht haben? Es ließ sich natürlich vermuten, daß die in Gang gekommenen Beziehungen der russischen Regierung zu den Afghanen den Emir bewogen hatten, eine so lange Zeit in der „grünen Stadt" zu verharren, woselbst er au courant in bezug auf die Ereignisse war und zeitig Nachrichten über die ihn so sehr interessierenden politischen Neuigkeiten erhalten konnte. Hierzu kam nun noch die Mitteilung des ehrwürdigen Alten, daß der Emir, der sich gerade in der nächsten Stadt Tschiraktschi befand, auf den in Schaar erhaltenen Bericht von der Ssamarkander Obrigkeit von meiner Durchreise durch bucharisches Gebiet, sofort nach Schaar zurückgekehrt sei und die Anordnung für den prunkvollen Empfang getroffen habe, der mir so unerwartet zu Teil wurde. Als ich aus Ssamarkand ausrückte, glaubte ich möglichst rasch und unbemerkt das bucharische Gebiet passieren zu können. Jetzt aber mußte ich offenbar jede unnütze Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit beiseite legen und dem Gebieter von Buchara einen Besuch abstatten.

Der schmächtige Beg von Kitab redete mir eifrig zu, unter seinem gastfreundlichen Dach zu übernachten. Bis nach Schaar war es jedoch bloß 8 Werst und ich machte mich darum nach kurzer Rast wiederum auf den Weg.

Der Weg von Kitab bis Schaar führt durchweg durch Gärten, die nur hie und da von Tabak- und Baumwollplantagen unterbrochen werden. Dieser große Garten war jedoch zu dieser Jahreszeit lange nicht mehr der, wie ich ihn im August dieses Jahres bei meiner Rückkehr aus Kabul gesehen hatte. Damals grünte er wie ein dunkler, undurchdringlicher Wald, gegenwärtig aber, wo er seines schönen Laubschmuckes beraubt war, erschien er mir finster und düster. Statt des leichten angenehmen Säuselns in seinen Zweigen ließ sich jetzt ein trauriges, dumpfes Geräusch, bei stärkeren Windstößen ein lautes Knarren und Sausen vernehmen, gerade als ob der Gartenhain, den vergangenen

Sommer beweinend, stöhnte. Auch die Felder standen nackt. Nur die Sonne war immer noch dieselbe und schaute einer sorgenden Mutter gleich, hell, lächelnd, freundlich hinab und erwärmte liebevoll die trauernde Erde. Die rötlich-goldenen Töne des Sonnenlichtes ruhten auch jetzt strahlend, wie im August, auf auf den Gipfeln der Bergmassen und wurden von ihrem schneeweißen Gewande wiedergespiegelt....

Meine Reise hatte das Aussehen eines Triumphzuges. Meiner Kavalkade folgte eine Menge Reiter, die mit einander in der Schönheit ihrer Rosse und in den grellen Farben ihrer Gewänder wetteiferten. Am Wege standen hie und da die Eingeborenen in Haufen und erfreuten sich an dem unentgeltlichen Schauspiel. Das Häuflein der Kosaken in „Papachen" (große Pelzmützen), mit den „Berdan"-Gewehren über der Schulter interessierte sie ganz besonders. Das waren also die schrecklichen „Uruß-Kosaken", die noch vor kurzem ihre tapferen, gleichzeitig aber auch großmütigen Feinde gewesen waren.

Auf unserem Wege hatten wir wiederum mehrfach die Nebenarme des Kaschka-Darja durch die Furt zu passieren.

Jetzt aber zeigte sich auch die Festung Schaar [1]) — die Wiege des Welteroberers Tamerlan.

Ich trete in das Thor ein, passiere mehrere Quartiere; rechts bleibt die Moschee, die wahrscheinlich vormals durch ihre Pracht berühmt gewesen ist, gegenwärtig aber an ihre frühere Größe nur noch durch die abgestürzten Kachelziegel und die verwitterte, kühn und hoch emporragende große Kuppel mahnt. An den Thürsimsen und auch um die Kuppel herum haben sich Ueberreste von arabischen Inschriften erhalten.

Nachdem ich einen gedeckten Bazar passiert hatte, kam ich endlich in meiner Wohnung an. Es war das dieselbe Wohnung, in der ich mit dem General Stolettow im Monat August gewesen war. Aber nicht alles war hier das gleiche geblieben. Damals gab es überall Blumen, jetzt waren sie nirgends zu finden. Die Bucharen sind schlechte Blumenzüchter, sie kultivieren

[1]) Nach Schwarz 1080 Fuß über dem Meere; astronomische Lage: 39° 3' 9" nördl. Br., 36° 29' 19" östl. Länge.

nur einjährige Pflanzen, die zur Zeit bereits alle ausgegangen waren.

Am 20. November, um 10 Uhr vormittags erwartete mich bereits der „Udaitschi" mit dem Hofstaat am Thore meiner Wohnung. Ich sollte mich zur Audienz bei dem Gebieter von Buchara bereit machen. Der Gang durch die Stadt bis zur Citadelle, in welcher der Emir seine Wohnung hatte, geschah unter üblichen Ceremonien. Der „Udaitschi" ritt voraus und zeigte den Weg; noch weiter voraus ritten drei Reiter mit vergoldeten Stäben in den Händen. Auf dem „Rigistan" (der Platz vor dem Thor der Citadelle) war eine bedeutende Ehrenwache aufgestellt, die mir, als ich vorbeiritt, salutierte. Das erste, was mir in die Augen fiel, als ich das Thor der Citadelle passierte, waren die Ueberreste des ehemals so berühmten Palastes des Timur, des „Ak-Serai". Einen Begriff von der früheren erhabenen Schönheit des Palastes konnte man sich nach den zwei teilweise eingestürzten Türmen machen, die auch jetzt noch ihre halbzerstörten Spitzen hoch in die Lüfte erheben.

Die glänzende Bekleidung dieser Türme aus glasierten Ziegeln war an vielen Orten abgestürzt; die schlanken Kolonnen, mit denen ihre Seitenansichten verziert waren, sind verwittert und das elegante Ornament, in streng arabischem Stil ausgeführt, befindet sich jetzt in einem sehr kläglichen Zustand. Von der gigantischen Kuppel, durch welche einst die Säulenhalle geschmückt war, ist nichts mehr zurückgeblieben [1]).

Zwischen den Türmen hat sich keine Spur mehr von einem Portal erhalten. Gegenwärtig verbindet eine kleine Lehmmauer die zwei ihrem Verfall entgegengehenden Kolosse; durch diese Mauer führt ein einfaches Thor.

Vor dem Thor blieb das ganze Gefolge und auch meine Kosakeneskorte stehen. Den Hof des Gebäudes betrat nur ich mit einem Dschigiten, dem Dolmetscher, und dem „Udaitschi". Der Hof war groß, mit gebrannten Ziegeln glatt ausgepflastert und

---

[1]) Baber-Mirsa erzählt in seinen Memoiren über diese Kuppel folgendes: „Man sagt, es giebt in der ganzen Welt keine zweite Kuppel von solcher Höhe. Man vermutet, daß ihre Höhe sogar diejenige der Kuppel der Moschee des Chosroes übertrifft (im Süden von Bagdad)". Baber, l. c., vol. I, p. 106.

wurde anscheinlich rein gehalten; im Hintergrund des Hofes befand sich ein großes, seiner Architektur nach ganz einfaches Gebäude. Zu diesem Gebäude nun lenkten wir unsere Schritte hin. Der „Udaitschi" ging voraus und warf nach allen Seiten hin unsichere, furchtsame Blicke, gerade als ob er irgend einen versteckten Hinterhalt entdecken wollte. Je näher er der Haustreppe kam, desto furchtsamer wurde er; er verneigte sich beständig in der Richtung nach vorwärts, an der Thür aber, da zitterte er förmlich. Er gab mir nun ein Zeichen, stehen zu bleiben, blickte durch die Thür hinein und prallte dann augenblicklich mit seinem ganzen Körper zurück. Er ersuchte mich in leisem Flüsterton, in das Haus einzutreten. Ich begab mich mit dem Dolmetscher in das Zimmer, der „Udaitschi" blieb vor der Thür zurück.

In der Mitte eines großen Zimmers auf einem einfachen Sessel saß der Emir von Buchara. Bei meiner Annäherung erhob er sich, machte aber keinen Schritt mir entgegen. Er reichte mir die Hand und ersuchte mich dann durch eine Handbewegung auf einem einfachen, unweit von seinem Sessel befindlichen Schemel Platz zu nehmen. Mein Dolmetscher ließ sich schweigend auf dem Teppich nieder.

Wir unterhielten uns mit dem Emir fast eine halbe Stunde in lebhafter Weise. Diesmal setzte mich der Emir durch seine Gesprächigkeit in Staunen. Er erteilte mir auf meine Fragen über den Zustand der Wege in den bucharischen Gebieten einen ausführlichen Bericht und fügte hinzu, daß auch die Wege in Afghanistan, in den Bergen des Hindukusch noch recht gut seien und daß der Schnee dort noch nicht hoch gefallen sei. Diese Berichte verdankte er unter anderem einer Handelskarawane, die soeben erst aus Afghanistan eingetroffen war. Ich sprach meine Befürchtung aus, ob die schöne Witterung, deren wir uns jetzt schon seit 2 Monaten erfreuten, auch ferner noch anhalten werde. Der Emir beruhigte mich, indem er sagte, daß das schöne Wetter nach Merkmalen erfahrener Leute noch längere Zeit anzuhalten verspreche. Zum Schluß der Audienz beklagte sich der Emir über seinen Gesundheitszustand und ersuchte mich um ärztlichen Rat und Hülfe. Ich entsprach diesem Anliegen selbstverständlich sehr gern. Der Emir litt an einem gastrischen Fieber;

ich sandte ihm bald nach der Audienz die nötigen Arzneimittel zu.

Nach dieser Audienz stattete ich dem Beg von Schaar Alim-Beg, Perwanatschi, einen Besuch ab [1]). Es ist das ein gewandter, beleibter Mann von mittleren Jahren. Sehr auffallend war mir in seinem Hause die Bewirtung, der Dostarchan. Allerdings ließ ich mich gegenwärtig nicht mehr durch die Zahl und Verschiedenartigkeit der Speisen und Imbisse in Staunen setzen; ich war schon genügend mit der bucharischen Gastfreundschaft bekannt. Es war das etwas anderes, was mich hier frappierte und höchst angenehm meine nationale Eigenliebe berührte. Das Mahl war auf russische Manier serviert. Auf dem mit einem russischen Tischtuch bedeckten Tisch war ein Tischservice aufgestellt. Es war das fast ausschließlich russisches Fabrikat: Messer und Gabeln waren, wenn ich nicht irre, aus „Pawlowo“ [2]); das Porzellan- und Halbporzellangeschirr war ebenfalls russisches Fabrikat. Erstaunlicher aber noch war der Umstand, daß die beim Frühstück anwesenden bucharischen Würdenträger sehr gut mit Messer und Gabel umzugehen verstanden. Es gewährte einen interessanten Anblick, diese eifrig mit Löffeln und Gabeln arbeitenden Vollblut-Usbegen zu beobachten, die vielleicht noch vor einem halben Jahr keine Idee davon hatten, daß man anders als mit den fünf Fingern essen könne. Wenn ich nicht irre, so ist es den Rechtgläubigen in dem religiösen muselmännischen „Domostroj“ [3]), dem „Schariat“, geboten, nicht anders als mit der Hand, d. h. mit den fünf Fingern zu essen. Nun aber waren es eben die Säulen der Frömmigkeit, welchen Buchara den Namen der „Heiligen“ und „edlen“ als Pflegerin der muselmännischen Bräuche

[1]) Der dritte Rang am Hofe des Emir von Buchara. Der 1. Rang der Kanzler, Kusch-Begi; der zweite — Divan-Begi; der vierte — Inak u. s. w. Es giebt jedenfalls nicht weniger Rangunterschiede als bei uns. Unabhängig von der Rangordnung existiert noch der Hofdienststaat.

[2]) Pawlowo — ein bekanntes Fabrikdorf im Gouv. Nischnij-Nowgorod. In Pawlowo und in den nächstliegenden Ortschaften konzentriert sich eine bedeutende Metallindustrie, deren Produkte im ganzen europäischen und asiatischen Rußland Verbreitung finden und selbst nach Afghanistan gelangen. Anm. d. Uebers.

[3]) Ein bekanntes russisches Werk didaktischen Inhalts aus dem XVI. Jahrhundert, handelt vornehmlich über die Regeln eines guten Haushaltes.

Anm. d. Uebers.

zu verdanken hatte, die Säulen, die ... schrecklich genug! — nach Art und Weise der „Kaffiren“ die Speise zu sich nahmen. Wie läßt sich diese auffallende Erscheinung erklären? Gewiß nur dadurch, daß die europäische Civilisation nun auch selbst in so entlegene Winkel Central-Asiens, wie Schaar, ihren Weg zu finden beginnt. Der Sommeraufenthalt des Turkestaner General-Gouverneurs in Sſamarkand und die Nähe des Hauptquartiers der Turkestaner Armee konnten nicht ohne Einfluß in dieser Beziehung auf unsere (gegenwärtig) so gutmütigen Nachbarn sein. Wie bekannt, hat sich im Sommer 1878 eine große bucharische Gesandtschaft mit dem Tjura-Dschan Akrem-Chan, dem Beg von Ghusar an der Spitze recht lange Zeit aufgehalten. Sie waren mehrere mal zu den offiziellen Mahlzeiten des General-Gouverneurs geladen und hatten folglich Gelegenheit mancherlei sozusagen aus der „Tisch-Praxis“ zu lernen. Schließlich waren die bucharischen Gebiete in diesem Jahre von verschiedenen russischen Expeditionen, Rekognoszierungsexkursionen, Gesandtschaften u. dergl. m. überschwemmt gewesen.

Als ich den Perwanatschi verließ, fand sich an der Haupttreppe ein schönes Roß, rabenschwarz, mit einem Türkisenzaum und einer Brokatdecke geschmückt. Es war das ein Geschenk des Emirs für den „Hakim-Tjura (d. h. Doktor).

Am Abend stellten sich bei mir einige Eingeborene mit verschiedenen Leiden ein. Meine Feldapotheke, die jetzt viel großartiger angelegt war, als während der ersten Reise, konnte dieselben vollständig befriedigen. Die Eingeborenen hatten sich bereits so sehr an mich gewöhnt, daß sie selbst mit venerischen Krankheiten zu mir kamen.

Am folgenden Tage, d. h. am 1. Dezember, machte ich mich wiederum auf den Weg, ungeachtet der Bitte des Begs von Schaar, einige Tage hier zu verweilen. Ich mußte mich beeilen, um die schöne Witterung zu benutzen. Es war so warm, daß es rein unglaublich schien, daß man schon im Dezember war.

Um 1 Uhr mittags stieg die Temperatur im Schatten auf + 15° C., um 7 Uhr morgens stand sie nie unter + 4° C.

Ich schlug die Richtung über Jar-Tjube, Kalta-Minar, Kara-Chowal ein; beim „Eisernen Thor“ mußte ich auf den Schirabader Weg hinauskommen. Bevor ich aber den Leser weiter,

auf jetzt bereits bekanntem Weg geleiten werde, möchte ich noch einige Worte über das Thal der „grünen Stadt, d. h. Schachrisjabs, einschalten.

Schachrisjabs, im Altertum Kesch, ist ein Name, der nicht bloß der Stadt allein, sondern dem ganzen Oberlauf des Kaschka-Darja zukommt. Im Norden wird dies Thal durch den, wenn auch nicht hohen, so doch außerordentlich steilen und mächtigen Ssamarkander Bergrücken begrenzt. Die südöstlichen Grenzen des Gebietes bilden die letzten, in westlicher Richtung streichenden Ausläufer des massiven Hissar-Rückens. Durch die Kreuzung der erwähnten Bergrücken wird ein Winkel von ca. 40° gebildet, an dessen Spitze der mit ewigem Schnee bedeckte Pik der Gruppe Hasret-Sultan liegt. Im Westen und teilweise auch im Süd-Westen wird unser Gebiet durch keine Berge begrenzt und geht allmählich in die aral-kaspische Niederung über. In administrativem Sinne wird der Schachrisjabser Bezirk von diesen Seiten durch die Begschaft Tschiraktschi im Westen und Gjusar (Husar) im Süd-Westen begrenzt. Auf diese Weise erhalten wir ein Gebiet von ca. 1400 Quadrat-Werst. Ungefähr in der Mitte dieses Gebietes strömt der recht wasserreiche Kaschka-Darja, der seine Hauptquellen im Hasret-Sultan besitzt.

In diesem Gebiet liegen drei Städte: Kitab, Schaar und Jakka-Bag. Außerdem findet sich hier noch eine Menge von Dörfern verstreut. Die Bevölkerung des Bezirks wird auf 30—35 000 Familien geschätzt. Die Gegend ist somit recht dicht bevölkert.

Unter der Bevölkerung wiegen der Zahl nach die Usbegen vor, namentlich die aus dem Stamme der Kenneges. Wie bekannt, war in früheren und zwar nicht mal sehr entfernten Zeiten dieser Stamm ein Zweig des gegenwärtig in Buchara herrschenden Stammes Mangit. Infolge der politischen Ereignisse am Schlusse des vorigen und in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts trennte sich der Stamm Kenneges völlig von dem der Mangit und steht gegenwärtig in ausgesprochenem feindschaftlichen Verhältnis zu diesem. Der Stamm der Kenneges teilt sich in 5 Zweige: die Kairasaly, Tarakly, Atschamaily, Tschechut und Abachly. Sämtliche 5 Zweige wohnen gemischt in Städten und Dörfern und führen noch zum Teil ein Nomadenleben. Immerhin läßt es sich bemerken, daß im südlichen Teil haupt-

sächlich die Abachly wohnen, im Westen prävalieren die Tschechuts, im Norden die Tarakly. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, selbst die nomadisierenden Usbegen, deren nicht viel über 3000 Familien gezählt werden, machen darin keine Ausnahme. Die letzteren bebauen kleine Strecken Land, wobei sie keine künstliche Bewässerung verwenden. Ein derartiger Ackerbau findet sich in den südlichen Partieen der Begschaft einigermaßen verbreitet.

Es werden hier gebaut: Weizen von sehr schöner Qualität; Reis, der in ganz Turkestan berühmt ist, Gerste, Hirse, Dschugara (Sorgo), Kunschut, Hanf, Tabak, Baumwollenstauden und Klee (Luzerne). Die Baumwolle ist nicht so schön, wie diejenige in Buchara, aber der Tabak gilt für den besten in ganz Turkestan; einen Vergleich mit diesem Tabak könnte höchstens nur der Tabak von Karschi bestehen.

Die Usbegen treiben den Gemüsebau und die Obstzucht. In den Gemüsegärten werden Arbusen (Wassermelonen), Melonen, Kürbisse, Mohrrüben, Zwiebeln u. dgl. m. gezogen. Die hiesigen Melonen sind sehr schmackhaft; leider kann nicht das Gleiche von den Arbusen gesagt werden. In den Obstgärten werden Obstbäume und Bauholz gepflegt. Von den Obstbäumen nennen wir: Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Granatäpfel, Mandeln, Wallnüsse, Weintrauben, Kirschen, Pflaumen u. a. m. Die hiesige Weinbeere ist ganz vortrefflich; es werden hier gegen 15 Sorten Weinbeeren gezählt; ich habe eine Sorte von merkwürdiger Größe zu sehen bekommen. Als Bauholz finden sich in den Gärten: Karagatschen, Pappeln, Weiden, Dschida. In den benachbarten Bergen wächst die Artscha.

Das Getreide und auch das Obst gedeihen hier in ausgezeichneter Weise. Vom Weizen wird das 15. Korn geerntet, vom Reis das 25.—30., die Dschugara giebt das 50—100., die Hirse das 200. Auch die Traubenlese ist hier eine außerordentlich reichliche, aber die Trauben werden bloß sozusagen per se benutzt, indem ja die Weinfabrikation fehlt. Dafür aber sind hier frische Weinbeeren das ganze Jahr durch zu beziehen. Die Seidenraupenzucht existiert hier, aber nur in sehr beschränktem Maß. Ueberhaupt ist diese Begschaft vornehmlich das Gebiet des Ackerbaues.

Außer den Usbegen finden sich hier noch andere Völkerschaften. Vor allem sind natürlich die Tadschiken, die Ureinwohner des Landes, zu erwähnen. Es sind ihrer viel weniger als der Usbegen. Die Tadschiken konzentrieren sich fast ausschließlich in den Städten und in den größeren Dorfschaften. Der Landbau ist ihnen gerade so fremd, wie dem Usbegen der Handel. Der Tadschik aber handelt stets, kauft und verkauft — kurzum er schachert. Selbst die Obstzucht wird von den Tadschiken vernachlässigt.

Juden giebt es nur wenige in der Begschaft. Sie rivalisieren mit den Tadschiken nicht nur im Handel, sondern auch in den Handwerken. Es findet sich hier eine kleine Anzahl von Iraniern, — eine traurige Erinnerung an das Sklavenwesen, das hier vor kurzem noch in Blüte stand. Sie sind Ackerbauer oder auch Handwerker. Sehr selten stößt man hier auf Araber, die noch überlebenden Repräsentanten des großen muselmännischen Heeres, das im VIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Turkestan einbrach. Mitunter findet man auf den Bazaren der Stadt Schaar typische Indier mit einem roten Mal an der Stirn; es sind das durchweg Geldwechsler. Zu erwähnen sind noch die Kirgisen, elende Ueberreste der einst so mächtigen „Urta-Jus" (der mittleren Horde); sie nomadisieren in den südlichen Teilen des Bezirks.

Der Handel von Schachrisjabs liegt, wie schon erwähnt, hauptsächlich in Händen von Tadschiken und Juden. Wie zu erwarten, ist dieser Handel nichts weniger als entwickelt. Die Ausfuhr von Naturprodukten aus diesem Gebiet bezieht sich hauptsächlich auf Cerealien, Reis, Weizen; ferner kommt hierzu noch das Obst. Auch das Vieh ist ein Gegenstand der Ausfuhr. Für die Einfuhr kommen in betracht: Thee, Zucker, Tuch, bucharische und russische Kleidungsstoffe, Seide, Farben, Kupfer, Schwefel. Der Handel wird hauptsächlich mit Buchara und Ssamarkand gepflogen; die Handelsbeziehungen mit dem Amu-Thal sind noch wenig entwickelt.

Auch Edelmetalle werden nach Buchara gebracht. Noch unlängst aber schlug man in Schachrisjabs seine eigene Münze. Auch jetzt findet man sie noch im Handel unter dem Namen Schaarsche Kokan oder Tilla, aber natürlich wird sie weiter nicht mehr gemünzt.

Das Tierreich hat hier die gleichen Vertreter, wie auch im übrigen Turkeſtan. In den Bergen finden ſich Bären, Wölfe, Füchſe, Marder, Eber und Tiger.

Das Klima iſt ein recht gemäßigtes. Trotzdem daß Schachrisjabs von dem Serawſchaner Thal nur durch ein paar Stunden Weges getrennt wird, ſo iſt der Unterſchied in den klimatiſchen Verhältniſſen der beiden Thäler doch ein ſehr auffallender. Zweifellos läßt ſich dieſe Erſcheinung darauf zurückführen, daß Schachrisjabs vom Norden durch den Sſamarkander Gebirgszug geſchützt wird, wodurch die nordiſchen, kalten Winde völlig abgehalten werden. Ferner liegt das Thal ein wenig tiefer als dasjenige des Serawſchans. Vergleichen wir beiſpielsweiſe einige Punkte: Sſamarkand liegt 2150 Fuß hoch, Schaar hingegen nur 1800 Fuß, Katta-Kurgan 1370, Karſchi hingegen 820 Fuß. Allerdings iſt der Unterſchied in der Höhenlage ein geringer, in Verbindung aber mit der Gebirgsbarriere übt dieſer Umſtand einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Geſamtcharakter des Klima aus. In Schachrisjabs giebt's kaum einen Winter. Die Regenzeit iſt der Januar und Februar. Im Februar iſt bereits die Blütezeit der Obſtbäume. In dieſer Zeit bedecken ſich die Gärten von Schachrisjabs mit einem ſo üppigen Laub und die Dächer der Häuſer mit ſo mannigfaltigen Blumen, daß eben hieraus der Name Schechri-ſſebs, d. h. grünende, blühende Stadt entſtanden iſt [1]).

Im Laufe des Sommers giebt es zwei Ernten; der Klee (Luzerne) wird 5 bis 6 mal gemäht.

Trotz ſeines geringen Umfangs beſitzt die Oaſe Schachrisjabs doch ihre eigene Geſchichte und zwar eine Geſchichte, die mitunter glänzend und von ſehr hoher Bedeutung nahezu für die geſamte muſelmänniſche Welt war.

Die Legende ſchreibt die Begründung der Stadt dem perſiſchen König Darius Hyſtaspes zu [2]). Nach gewiſſen Angaben hat Alexander der Große Schachrisjabs bei ſeinen Zügen berührt.

---

[1]) Wir leſen über Schachrisjabs bei Baber, Mémoires. Vol. I, p. 106: „ . . . Au printemps la campagne, la ville, tous les toits se parent de couleurs verdoyants, ce qui a fait donner à Kesh le surnom de Cheri-Sebz (la ville verte).

[2]) Mirkhond, „History of the early kings of Persia", p. 333.

Die ersten und genauesten Nachrichten über dies Gebiet, die gegenwärtig bekannt sind, liefert uns wiederum der Chinese Sian-Tsjan, der uns schon früher vielfach mit seinen historischen Berichten gedient hat. Er bereiste diese Gegend, indem er von Ssamarkand aus zu dem „Eisernen Thor" zog. „Kie-choang-na" (Kesch), wie er Schachrisjabs nennt, erinnerte in allem an den Nachbarstaat Sa-mo-kien (Ssamarkand) [1]).

Zu Ende des VII. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung wurde Schachrisjabs von den Arabern erobert. Es wurde bald darauf zu einem zuverlässigen Stützpunkt für den Mohamedanismus. Aber nach ungefähr hundert Jahren nahm die Stadt in ihren Mauern den berühmten central-asiatischen Pseudopropheten Mokanna auf. Haschim-Bin-Hekim, wie man ihn nannte, bevor er zum Propheten wurde, kündete dem Mohamedanismus einen Krieg auf Leben und Tod an. In kurzer Zeit wuchs die Zahl seiner Proselyten bedeutend an. Allerorts wurde das von ihm verbreitete Sendschreiben über seinen höheren Beruf gelesen. „Im Namen des barmherzigen und allgnädigen Gottes," schrieb der neue Prophet. „Ich, Haschim, Sohn Hekims, Herr aller Herren. Gelobt sei Gott der Einzige, er, der früher in Adam, Noah, Ibrahim, Musa, Christus, Mohamed, Ebn-Muslim sich offenbarte. Nämlich ich, Mokanna, Herr der Macht, des Glanzes und der Wahrheit. Scharet Euch um mich und wisset, daß mein die Weltherrschaft, mein die Glorie und Allmacht. Außer mir giebt es keinen Gott. Der mit mir geht, kommt ins Paradies, der von mir flieht, fällt in die Hölle" [2]).

In Buchara, Ssamarkand, Nachscheb (Karschi) zählte man bald zu Zehntausenden die Anhänger des neuen Gottes, der in einem wohlbefestigten Schloß auf dem Berge Ssam, bei Schachrisjabs saß. Die Bagdader Kalifen wurden sich darüber klar, daß die Verbreitung dieser neuen Sekte den Mohamedanismus, der hier durch Feuer und Schwert Boden gefaßt hatte, aus ganz Central-Asien zu verdrängen drohe. Der Chorossaner Statthalter des Khalifen, der thatkräftige Mu'az-Bin-Muslim griff darum

---

[1]) „Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen-Thsang etc." Vol. I, p. 22.

[2]) Vámbéry. Geschichte Bocharas ꝛc. Vol. I, p. 47—48.

zu energischen Maßregeln, um den religiösen Aufstand zu bewältigen. Nachdem er in einigen Schlachten in offenem Felde die Sefiddschamegianen, so wurden die Anhänger des Mokanna nach ihren weißen Gewändern genannt, geschlagen hatte, machte er sich bald an die Belagerung der Festung Sam.

Zu der Zeit aber, wo die Anhänger des neuen Propheten ihr Blut für ihn vergossen, führte er selber, eingeschlossen in seinem Palast, ein mehr als anstößiges Leben. In seinem Harem befanden sich gegen 300 der schönsten Frauen, er aber war selber so häßlich, daß er stets sein Gesicht mit einem Schleier verhüllen mußte; hierauf bezieht sich denn auch sein Name Mokanna, der Verschleierte. In seinem Palast gab es keine männliche Bedienung. Tag und Nacht verbrachte er in wilden Orgien. Selbstverständlich mußte die Lebensweise des neuen Propheten mit der Zeit allgemein bekannt werden und das trug nicht wenig zur Verminderung seines Anhangs bei. Bei einem Sturm bemächtigte sich Mu'az-Bin-Muslim der äußeren Mauer der Festung Sam. Nun schien Mokanna selber an seinen göttlichen Eigenschaften zu verzweifeln und machte seinem Leben mit einem doppelten Verbrechen ein Ende. Vor seinem Selbstmord, einer Selbstverbrennung [1]), vergiftete er alle seine Frauen. Die Legende erzählt, daß eine seiner Frauen dem Tode entging, indem sie den Gifttrank nicht zu sich nahm; sie soll dann später über die letzten Tage des Propheten berichtet haben. Mit dem Tode Mokannas war auch die neue Sekte vernichtet.

Daraufhin spielte Kesch nur eine geringe Rolle in dem politischen Leben Central-Asiens, unmittelbar bis zu der Zeit wenigstens, wo hier Tamerlan geboren wurde. Zu dieser Zeit ließ sich in Kesch das dschagataische Geschlecht der Berlas nieder. Von einem Zweige dieses Stammes, den Körecken nämlich, stammte Timur-Beg ab. Er wurde im Jahre 1333, den 5. Scha'ban, Dienstag abends in einer Vorstadt von Kesch geboren [2]). In der ersten Epoche des Ruhms und der Macht des Timur war Kesch seine Residenz. In dieser Zeit wurde die Stadt zu einem Bildungs-

[1]) Ein charakteristisches Symptom für eine gewisse Klasse von Geistesstörungen.

[2]) Vámbéry. Geschichte Bocharas ꝛc. Bd. I, S. 179.

centrum im muſelmänniſchen Orient und erhielt den Beinamen „Kubbet ul ilm w'el edeb", die Kuppel der Wiſſenſchaft und der Moral.

Die architektoniſchen Denkmäler dieſer Epoche habe ich bis zu gewiſſem Grade ſchon oben beſprochen. Späterhin aber, als Timur mehr als die Hälfte von Aſien bezwungen hatte, trat Keſch vor der Bedeutung Sſamarkands zurück.

Nun folgt gewiſſermaßen eine Unterbrechung in der Geſchichte der „grünen Stadt." Bis zur erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam der Stadt kaum eine Bedeutung zu. Die Zwiſtigkeiten zwiſchen dieſer Stadt und Buchara blieben gewöhnlich reſultatlos. Rachim-Beg-Atalyk [1]) allein ließ die Schachrisjabſer mehr oder weniger empfindlich ſeine Macht ſpüren. Schachrisjabs, das bisher noch einigermaßen ſelbſtändig war, wurde jetzt zu einer Provinz des bucharischen Chanats.

Die Zwiſtigkeiten zwiſchen Buchara und Keſch, die ſchließlich in eine offene Fehde ausarteten, hatten ihre Urſache in der Rivalität um das Waſſer. Die Oaſe Karſchi wird mit Waſſer aus dem gleichen Kaſchka-Darja verſorgt, durch welchen auch das Schachrisjabſer Thal bewäſſert wird. Die Schachrisjabſer hatten es in der Hand, inſofern es ihnen beliebte, der Oaſe Karſchi alles Waſſer zu entziehen; ſie brauchten nur das Waſſer auf ihre Felder fließen zu laſſen; ſie brachten dieſen Kunſtgriff ſpäterhin auch in Anwendung, um ſich der Stadt Karchi zu bemächtigen.

Nach dem Tode des Rachim-Beg erhob Schachrisjabs die Fahne des Aufſtandes. Aber es erfreute ſich nur eine kurze Zeit ſeiner Selbſtändigkeit. Schah Murad-Beg, der erſte Emir des Chanats Buchara, bezwang die aufrühreriſche Stadt von neuem. Zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts, zur Zeit des Mir-Haider-Chan erhielt Daniar-Atalyk die Statthalterſtelle in Schachrisjabs. Es wurde ihm für die dem bucharischen Emir erwieſenen Dienſte Schachrisjabs ſozuſagen als Lehen überlaſſen. Ja er legte ſich ſogar den Titel „Vallami", d. h. Herrſcher bei. Die Abgaben, die er an den Schatz des

[1]) Aminow. „Kurzer hiſtoriſcher Bericht über Schachrisjabs." Jahrbuch des Turkeſtaner Gebietes. Lief. II. (ruſſiſch).

Emir von Buchara zu entrichten hatte, beſchränkte ſich auf den „Milk“ [1]).

Unter der Regierung des Daniar-Vallami war Schachrisjabs nahe daran, ein Schauplatz von Ereigniſſen zu werden, die von größter Bedeutung für die central-aſiatiſche Geſchichte der Mohamedaner werden konnten.

Ein in Lumpen gehüllter Derwiſch ließ ſich in derſelben Vorſtadt nieder, woſelbſt der große Timur Gurgan geboren worden war [2]). Die Werke der Frömmigkeit und das heilige Leben, durch welche dieſer Derwiſch ſich auszeichnete, führten ihm bald eine große Menge von Jüngern zu. Nach wenigen Jahren war er bereits in ganz Turkeſtan berühmt. Um ſeinen Segen zu erhalten, pilgerte man zu ihm aus Sſamarkand und ſelbſt aus dem „heiligen“ Buchara; man zählte ſeine Jünger nach Tauſenden. Mir-Haider, der Emir von Buchara, ahnte bald die Gefahr, die ſeinem Reiche in der Perſönlichkeit des heiligen Bettlers drohte, denn dieſer that bereits offen kund, daß er im Beſitze der göttlichen Offenbarung ſei. Nach einem recht unentſchiedenen Treffen zwiſchen dem Haufen der Anhänger des heiligen Bettlers und einem Trupp bucharischer Soldaten, die gegen ihn ausgeſandt waren, proklamierte der Pſeudoprophet offen, daß er von der göttlichen Vorſehung zum Herrſcher über alle Welt auserkoren worden ſei. Er überſchüttete ſeine Anhänger mit reichlichen Verſprechungen. Von allen Seiten ſtießen bewaffnete Männer zu ihm, Bettler, Vagabunden u. dgl. m. Er wurde geradezu zu einem König der Bettler. Aber ſein Bettlerkönigtum war von kurzer Dauer. Ein ſtarkes Heer, das der Emir Haider gegen ihn ausgeſandt hatte, verſprengte den, wenn auch zahlreichen, ſo doch völlig ungeordneten Haufen ſeiner Anhänger. Der neue Prophet floh von dem Schlachtfelde und irrte lange Zeit in Verkleidung von einem Ort zum anderen, bis er ſchließlich von einem ſeiner Schüler an den Emir von Buchara für

[1]) Die Herrſcher, die nur in bezug auf den „Milk“ verpflichtet waren, hatten lediglich nur die Abgaben für das durchgeleitete Waſſer zu zahlen.

[2]) Dieſe Vorſtadt heißt bei Mir-Abdoul-Kerim („Histoire de l'Asie Centrale“, p. 246) Mewlut-Chane.

hundert Tilla (1 Tilla = 4 Rub. 80 Kop.) verkauft wurde. Der verfehlte Prophet wurde aufgehängt [1]).

Bis zur Epoche, wo Nasrullah-Chan den Thron der Emire von Transoxanien bestieg, erfreute sich Schachrisjabs der Ruhe und prosperierte. Nasrullah eröffnete jedoch, bald nachdem er auf den Thron gelangt war, einen Feldzug gegen Schachrisjabs. Er konnte sich indessen der Stadt, die durch eine doppelte Reihe von Mauern geschützt und von 10 000 wackeren Kriegern verteidigt wurde, nicht bemächtigen und griff darum zu einer anderen Taktik der Kriegführung. Er entsandte jährlich im Sommer seine Reiterei nach Schachrisjabs, um dort auf den Feldern das Getreide zu vernichten. Diese Verwüstungen nun brachten die Stadt in Not und Elend und führten zu einer derartigen Teuerung der Nahrungsmittel, daß man für einen Batman Weizen 140 Tengi zahlte (der Batman von Schachrisjabs ist doppelt so groß wie der bucharische und enthält 16 Pud; Tenga = 20 Kop.), ein Pud Salz kostete 100 Tengi. Verzweiflung und Verzagtheit herrschte in Schachrisjabs. Die Landbevölkerung ging zum Emir über, im Jahre 1856 erstürmte er die Festung Kitab. Nach dem Fall von Kitab ergab sich Schaar freiwillig. Als Bege traten in beiden Städten Mangiten auf.

Nach dem Tode des Nasrullah (1860) fiel Schachrisjabs wiederum von Buchara ab. Es geschah das in folgender Weise. Der neue Emir von Buchara Sseid-Mosafar-ed-Din-Chan bestellte bei seiner Thronbesteigung den Sakir-Beg und Aschur-Beg als Bege von Schachrisjabs. Diese Männer waren ungeheuer habsüchtig; sie forderten dem Volke unerschwingbare und zudem noch unrechtmäßige Steuern und Abgaben ab. Die kurze Regierung der Bege war für die Bevölkerung außerordentlich schwer. Die Willkür dieser Männer in dem durch vorhergehende Kriege ohnehin entkräfteten Lande war grenzenlos.

Die Einwohner, die die Bege um Ermäßigung der Steuern anflehten, wurden als Aufrührer behandelt. Infolge dessen brachen in dem Lande Unruhen aus. Bald darauf verjagte man die alten Bege und wählte als neue die einflußreichsten Aeltesten: in Kitab den Dschura-Beg, das Haupt des Geschlechtes der

[1]) Mir-Abdoul-Kerim, „Histoire de l'Asie Centrale", p. 246—48.

Tarakly, in Schaar den Hakim-Beg, das Haupt des Geschlechtes der Atschamaily. Der Emir von Buchara unternahm sofort einen Kriegszug in das Land, hatte aber keinen Erfolg und schloß Frieden, wobei Schachrisjabs völlig frei blieb.

Im Jahre 1866 brach ein neuer Krieg zwischen Buchara und Schachrisjabs aus. Den Anlaß zu dem Zusammenstoß gab diesmal der Umstand, daß die Bege dem aufrührerischen Neffen des Emir, dem Sſeid-Abdullah-Achit-Chan Unterkunft gewährt hatten. Auch diesmal konnte der Emir nichts ausrichten, da er noch mit den aufrührerischen Kytai-Kiptschaken zu kämpfen hatte.

Als die Russen im Jahre 1868 Sſamarkand eingenommen hatten, machten die Schachrisjabser wie bekannt den Versuch, durch einen plötzlichen Ueberfall die Stadt zurückzugewinnen. Das Häuschen unserer Krieger, die die Citadelle von Sſamarkand inne hatten, schlug jedoch alle Angriffe der kriegerischen Bergbewohner zurück.

Im Herbst des gleichen Jahres zog sich der aufrührerische älteste Sohn des Emirs, Katty-Tjurja, Abdullah-Melik-Chan nach Schachrisjabs zurück. Von neuem brach der Krieg zwischen Buchara und Schachrisjabs aus. Dieser Krieg nahm jedoch eine außerordentlich unglückliche Wendung für Buchara. Der Emir geriet in eine dermaßen kritische Lage, daß er seinen Feind von früher her, Rußland, um Hülfe ansprechen mußte. Rußland hat nie an einem Mangel an Großmut gelitten. Auch jetzt war es bereit, sein Blut für die uns völlig fremden Interessen der Bucharen zu vergießen. Die Schachrisjabser, die unter Katty-Tjurja bereits Jakka-Bag, Tschiraktschi, Dscham und selbst Karschi besetzt hatten, mußten nun bei dem Vordringen der Russen sich in ihre uneinnehmbare Stadt zurückziehen.

Nun waren aber auch die letzten Tage der aufrührerischen Freiheit von Schachrisjabs gekommen. Rußland war sein Schuldner von 1868, für die Belagerung von Sſamarkand her. Diese Schuld mußte abgetragen und die Südgrenze des Turkestaner Gebiets vor den ewigen Unruhen gesichert werden, deren Herd stets Schachrisjabs war.

Im Jahre 1870 rückte unter General Abramow ein Korps aus, um die „grüne Stadt“ einzunehmen. Im ganzen Korps

waren kaum 2000 Mann zu zählen. Ein Teil der Truppen schlug den Umweg über Dscham ein, um den Sfamarkander Gebirgszug zu umgehen, der andere zog über den Kara-Tjubinschen-Paß. Am 7. August zogen die Truppen in Sfamarkand ein, am 14. war bereits die ganze Oase Schachrisjabs eingenommen. Kitab wurde in der Nacht vom 13. bis 14. August erstürmt. Das Treffen war heiß, was schon aus unseren Verlusten zu ersehen ist. Es waren 34 Todte, 116 Verwundete. Nur bei der Einnahme der Festung Ura-Tjube hatten unsere Truppen noch größere Verluste gehabt, nämlich 227 [1]) Mann an Toten und Verwundeten. Die Zahl der beim Sturm von Kitab Gefallenen war jedoch größer, als in allen anderen von uns zuvor gelieferten Schlachten in Central-Asien.

Am 15. August traf aus Tschiraktschi Tachtamysch-Bey mit 1500 Mann bucharischer Kavallerie ein, um von uns Schachrisjabs in Empfang zu nehmen. Die „grüne Stadt", überströmt von dem Blute der großmütigen Urussen, wurde ihrem gesetzmäßigen Besitzer, dem Emir von Buchara, wiedergegeben.

Am 1. Dezember frühstückte ich bereits in dem Kischlak Tschim-Kurgan, ca. 16 Werst von Schaar und übernachtete in Jar-Tjube.

Der Weg von der Stadt Schaar bis zum Dorf Tschim-Kurgan führt ununterbrochen durch Felder, die gegenwärtig natürlich völlig nackt lagen. Es wird in dieser Gegend viel Reis gebaut. Die Bewässerungsvorrichtungen sind derart, daß das ganze Gebiet völlig unter Wasser gesetzt und dadurch unpassierbar gemacht werden kann. Unter diesen Bedingungen ist Schaar von dieser Seite völlig unzugänglich für die Artillerie und nicht minder auch für die Kavallerie. Zu beiden Seiten liegen inmitten der schwarzen und nackten Felder Dörfer und kleine Gehöfte. Sie haben den Anschein von bedeutender Wohlhabenheit. Auf den Dächern der Häuser und der Wirtschaftsgebäude sind Garben von Klee und Gerste aufgelagert.

Hinter dem Dorf Tschim-Kurgan gewinnt die Gegend einen freieren Charakter. Hier breitet sich die Steppe aus, leicht wellig,

---

[1]) Kostenko, „Das Turkestaner Gebiet" 1880. Bd. III, S. 289 (russisch).

mitunter von nicht gerade tiefen Schluchten durchzogen. Jetzt zeigen sich auch Gruppen von Jurten und Julameiken. Die nomadisierenden Elemente der Bevölkerung gewinnen hier immer mehr Oberhand.

Ich ritt in Begleitung des mir von dem Beg von Schaar mitgegebenen Karaul-Beg, des unvermeidlichen „Mirsa-Baschi" (Schreiber). Mein Begleiter war offenbar unbekannt in dieser Gegend, denn er führte mich nicht auf dem Wege, den wir einzuhalten hatten. Bald aber war jeder Weg verloren. Die ebene, flache Steppe, nur mit „Koljutschka" bedeckt, schien hier in den verschiedentlichsten Richtungen von zufälligen Pfaden durchkreuzt zu sein. Lange suchten wir nach einem Weg; schließlich stießen wir auf einen Kirgisen, der sich in gutmütiger Weise erbot, uns bis zum nächsten Dorf zu geleiten.

Inzwischen hatten die Kosaken aus Langeweile ein wackeres Lied angestimmt, wie sie von unseren Turkestaner Helden bei Anlaß ihrer Siege und Feldzüge gedichtet werden.

Unter den Eindrücken der letzten Tage, vielleicht aber auch weil die Ortschaft ihnen die vergangenen Tage des kriegerischen Ruhmes ins Gedächtnis rief, sangen die Kosaken das Lied von dem letzten Feldzug des General Abramow gegen Schachrisjabs [1]).

Es war völlig dunkel und die uns umgebende Steppe hatte sich bereits in einen schwer durchdringlichen Abendnebel gehüllt, als wir in dem Dorf Jar-Tjube eintrafen. Hier war schon alles zur Aufnahme der teuren Gäste, der „Urussen", bereit. Zwischen unzähligen Schüsseln mit verschiedenen Speisen dampfte der Pilaw. Unsere gutmütigen Wirte nötigten die unerwarteten Gäste, die noch vor kurzem ihre Feinde waren, energisch zum Zugreifen. Sic tempora mutantur!

Jar-Tjube (nach Schwarz 1510 Fuß über dem Meere) ist ein kleines Dorf mit einer gemischten Bevölkerung. Es war vormals eine Basis für die Operationen der bucharischen Emire gegen Schachrisjabs von Süden her. Das „Tepe", d. h. die Befestigung ist gegenwärtig halbzerstört. Die einst recht hohen

[1]) Wir stehen von der Reproduktion des 2½ Seiten langen Liedes ab, zumal ja der Hauptreiz desselben in der im Deutschen nicht gut wiederzugebenden Naivität und Kunstlosigkeit des Ausdrucks besteht. Anm. d. Ueberf.

Mauern, die jetzt an vielen Stellen eingestürzt sind, nehmen einen Raum von 400—500 Quadrat-Sashenj ein. Der tiefe Graben, der die Mauern umgiebt, steht jetzt ohne Wasser und ist der Aufenthaltsort für verschiedene Reptilien und Insekten: für Phalangen, Skorpione u. dgl. m. Vor Zeiten gab es hier einen Beg, gegenwärtig aber, seit der Eroberung von Schachrisjabs, ist die Begschaft aufgehoben. Die Dorfschaften und auch die Felder der Umgebung erhalten ihr Wasser von dem Gebirgsstrom Langer-Bulack.

Am nächsten Morgen, den 2. Dezember, setzte ich meine Reise fort. In einigen 6—8 Werst vom Dorf führt der Weg durch eine weite Schlucht, deren Gehänge von beiden Seiten mit Feldern bedeckt sind. Im Anfang dieser Jar-Tjubinschen-Schlucht zweigt sich ein Pfad in Nordöstlicher Richtung ab, der zu der Stadt Jakka-Bag führt. Unser Weg führte uns fernerhin bald durch felsige Schluchten, bald über Kämme von kleineren Gebirgsrücken bis zum Dorf Kalta-Minar. Dieses Dorf (nach Schwarz 2230 Fuß über dem Meere) liegt am Ufer des Flüßchens Katta-Ura-Darja, in einem nicht tiefen, aber recht weiten Thal. Hier hielten wir Rast und ließen die Reit- und Lastpferde ein wenig verschnaufen. Ich übernachtete in dem Dorf Kara-Chowal (nach Schwarz 3080 Fuß über dem Meere) und hatte auf diese Weise eine Tagereise von 60 Werst zurückgelegt.

Kaum daß ich ein wenig an dem kleinen Feuer gesessen hatte, welches in dem mir zur Nachtruhe angewiesenen Zimmer angefacht worden war, kaum daß meine erfrorenen Glieder die angenehme Nachbarschaft des lustigen Feuers zu empfinden begannen, als ich schon zu meinem Feldschreibzeug greifen mußte. Der örtliche Dorfälteste, der „Aksakal" hatte mir die wichtige Mitteilung gemacht, daß „gestern am Morgen auf dem Gjusar (Husar) Wege einige Russen gesehen worden wären. Sie hatten in Tscheschma-i-Hafisan übernachtet, in einem Dörfchen, das ca. 15 Werst von Kara-Chowal in Südwestlicher Richtung liegt. Sie hatten sich daraufhin nach Kusch-Lusch begeben und wollten in Gjusar übernachten." Der Aksakal fügte noch hinzu, daß das angeblich der russische „Eltschi" wäre, der Gesandte, der aus Kabul käme.

Selbstverständlich war mir diese Nachricht sehr nahe gegangen,

Wer mochten diese Russen sein? dieser Eltschi? Der Aksakal hatte mir erzählt, daß unter diesen Russen 4 „Tjurji", d. h. Herren, wären, zwei Dolmetscher, 10 Mann Kosaken und viele eingeborene Diener. Am nächsten lag die Voraussetzung, daß das unsere aus Kabul zurückkehrende Gesandtschaft sei. „Anderseits aber," sagte ich mir, „sind ja in der Gesandtschaft 5 Tjurji und schließlich hat sie nicht die Bewilligung, Kabul zu verlassen. Offenbar war das nicht die Gesandtschaft." Das Wort „Eltschi", das setzte mich allerdings in Verlegenheit. Wäre dies Wort nicht vorhanden gewesen, so hätte ich ja mit relativer Sicherheit voraussetzen können, daß das nur der Oberst Matwejew sein könnte, der jetzt von seiner gelehrten Expedition nach Kuljab und Badachschan zurückkehrte.

Nun aber konnte meinen Berechnungen nach Oberst Matwejew wohl kaum schon jetzt nach Taschkent zurückkehren. Er hatte Taschkent am 21. September mit der festen Absicht verlassen, durchaus in Kaffiristan einzudringen, den Hindukusch zu passieren und sich in Kabul mit unserer Gesandtschaft zu vereinigen. Um das Programm durchzuführen, war aber viel mehr Zeit erforderlich, als seit seiner Abreise verflossen war.

Es war klar, daß ich mich in meiner Lage nicht mit derartigen Gedanken und Kombinationen begnügen durfte. Ich ließ darum bei den Dschigiten des Dorfes Kara-Chowal anfragen, ob jemand bereit sei, einen Brief an die in Gjusar befindlichen Russen zu befördern und mir die Antwort zu bringen. Ein Kirgise wollte mir die Antwort um 11 Uhr morgens am nächsten Tage zustellen; momentan war es schon 8 Uhr abends und von Kara-Chowal bis Gjusar mochten es nicht weniger als 60 Werst sein.

Sobald ich am anderen Morgen erwacht war, trat in mein kaltes [1]) Gemach der Aksakal ein. Er hielt in den Händen ein Papier. Es war das ein Brief des Aksakals von Tscheschma-i-

[1]) Die Häuser der Eingeborenen werden gewöhnlich nicht durch Oefen geheizt, sondern durch Scheiterhaufen, welche sich inmitten des Zimmers, in einer Vertiefung befinden; es werden in den Zimmern auch Kohlenbecken mit glühenden Kohlen gehalten, sogen. „Mangals". Natürlich wird diese Beheizung für die Nacht sistiert; die Temperatur wird dadurch stark herabgesetzt und ist des Morgens gewöhnlich der Außenluft gleich.

Hafisan an den hiesigen Aksakal. Dieser Brief nun war eine Antwort auf die Anfrage des hiesigen Aksakals, mit welcher er sich noch gestern ohne mein Wissen durch einen Expressen nach Tscheschma-i-Hafisan gewandt hatte. Auch in dieser Handlung sprach sich die übliche liebenswürdige Zuvorkommenheit und Dienstfertigkeit der bucharischen Administration den russischen Reisenden gegenüber aus.

In dem Brief des Aksakal von Tscheschma-i-Hafisan waren alle diejenigen Russen benannt, die tags zuvor das Dorf passiert hatten, und nach denen ich mich erkundigt hatte. Es war das wirklich die in ihrer Rückkehr begriffene Expedition des Oberst Matwejew. Der Astronom Schwarz war im Brief als „Doktor" bezeichnet worden. Die Expedition verfügte über 32 Lastpferde.

Es war bereits gegen 12 Uhr mittags, als ich, ohne die Rückkehr des Dschigiten abzuwarten, das Dorf verließ und weiterzog. Ich passierte einen kleinen Fluß Kitschi-Uru-Darja, dessen Ufer, trotzdem daß die Temperatur im Schatten auf 9° C. stand, von einem breiten Eisstreif eingefaßt waren. Daraufhin erstieg ich auf einem schmalen und steilen Pfad den niedrigen Bergrücken Asis. Das Wasser im Flüßchen des Dorfes enthielt eine so reichliche Menge von Chlorsalzen, daß es mir unmöglich wurde, eine Lösung von salpetersaurem Silber zu bereiten. Sobald das Silber sich löste, so gewann das Wasser eine außerordentlich trübe Färbung, ja es zeigte sich selbst ein flockiger Bodensatz. Die Lösung war aber sehr nötig. Zwei Kosaken litten an akuter Angina; ich brauchte die Lösung zur Bepinselung. Gegen 6 Uhr abends trafen wir auf der Station Schur-Ab ein. Der Weg führte uns durch ein außerordentlich wüstes Gebiet; nur selten stießen wir hier auf Schafherden oder auf kleine Trupps von Kamelen.

Früh morgens am nächsten Tage langte mein Bote mit der ersehnten Antwort in Schur-Ab an. Oberst Matwejew hatte die Liebenswürdigkeit, mir einen großen Bericht zuzusenden. Er erzählte mir, daß er in Kabul gar nicht gewesen sei und das afghanische Turkestan nur flüchtig passiert habe. Er konnte mir in folge dessen auf meine Anfragen über den Zustand der Hindukuscher Wege und die neuesten politischen Ereignissen in Afghanistan nicht Bestimmtes mitteilen. Er bemerkte aber, daß die afghanische

Administration nach wie vor den Russen gegenüber freundschaftlich auftrete, wenngleich auch ein jeder Russe noch immer mit einer dreifachen Kette von Wachen umgeben werde, angeblich um seiner Sicherheit wegen, eigentlich aber, um von den Eingeborenen fern gehalten zu werden, deren Haß gegen die afghanische Regierung für niemand, um so weniger aber für die afghanische Administration selber ein Geheimnis sei. Im ferneren machte der Oberst mir einige Mitteilungen über die Wege durch das bucharische Gebiet, wenngleich dieser Weg mir schon von meiner ersten Reise nach Afghanistan bekannt war. Mit besonderem Nachdruck wies der Oberst z. B. auf die Schwierigkeiten der Passage durch die Schlucht Schur-Ab hin; er wußte aber wohl nicht, daß die Schlucht im Norden durch einen kleinen Paß zu umgehen sei. Es ist von größter Wichtigkeit, daß man mit der Möglichkeit, diese Schlucht zu umgehen, bekannt ist, namentlich gilt das für die Winterzeit, wo der durch die Schlucht strömende Bach die Sohle der Schlucht mit einer glatten Eisfläche bedeckt; in folge dessen wird hier die Passage für die Lasttiere außerordentlich unbequem. Zum Schlusse seines Briefes wünschte mir der Oberst eine glückliche Reise.

Ich belohnte dem Kirgisen seine Dienste durch einen Chalat, dies außerordentlich ehrenvolle Geschenk in Augen des Eingeborenen von Central-Asien. Zu alledem gab ich ihm noch eine gehörige Summe von bucharischen Tengi.

Die Temperatur an diesem Tage betrug — 8° C.

In Schirabad traf ich am 5. Dezember ein. Oberst Matwejew hatte mir in seinem Brief den Rat erteilt, von hier aus den Lojnab von Afghanisch-Turkestan brieflich von meiner Reise zu benachrichtigen, um am Ufer des Amu nicht auf die Ankunft einer afghanischen Eskorte warten zu müssen. Ich folgte seinem klugen Rat . . . . . wenn aber der Leser wüßte, welche Anstrengungen mich dieser Brief gekostet hat! Ich habe bereits oben erwähnt, daß für das mir so karg zugemessene Geld kein ordentlicher Dolmetscher zu finden war. Der Dschigit, der bei mir als Dolmetscher fungierte, war des Schreibens unkundig. Um den Brief zu stande zu bringen, mußte ich zu folgendem Mittel greifen: ich sagte den Inhalt des Briefes meinem Dolmetscher her, dieser nun mußte ihn dem Mirsa, der mich von Schaar

aus begleitete, mitteilen, und letzterer ihn nach dem Diktat des Dolmetschers niederschreiben. Sobald wir uns nun an die Sache gemacht hatten, wurde es mir klar, daß wir den Brief wohl kaum je zu stande bringen werden. Die Niederschreibung der Phrase „Aus Ssamarkand hat man dem Lojnab-Saib über mich geschrieben . . . .“ kostete meine beiden „Sekretäre“ nahezu eine halbe Stunde Zeit. Der Dolmetscher brauchte nur den Satz zu beginnen: „es Ssamarkand newischte schub' . . . .“, als er auch schon von dem Mirsa unterbrochen wurde und dann begann ein heißer Streit zwischen den beiden Briefschreibern, wobei ein jeder nur die ersten Worte der Phrase: „es Ssamarkand“ wiederholte und nicht weiter kam. Ich weiß nicht, wie der Brief schließlich doch zu stande kam, indessen wurde er noch am selben Tage, am Abend abgefertigt. Es besorgte ihn mein Karawan-Baschi, Nassir-Chan.

Hier in Schirabad war nichts davon zu spüren, daß draußen Winter war. Um 1 Uhr mittags zeigte die Temperatur im Schatten 20° C., um 5 Uhr am Morgen 4° C. Das Laub der Bäume war allerdings gelb, aber noch nicht abgefallen.

Ich machte dem Beg der Stadt einen Besuch, den er mir noch selbigen Tages erwiderte. Der Beg der Stadt war gegenwärtig nicht mehr Abdurrachman, mein ehemaliger Patient, sondern ein neuer, Abdul-Schalil-Bij. Während des Besuches unterließ er nicht, mit seiner Bekanntschaft mit den Bräuchen der Russen zu prahlen.

Am folgenden Tage hielten wir Nachtrast in dem Dörfchen Angor. Von hier aus bis zum Ufer des Amu, d. h. bis zur Fähre Patta-Kissar oder Patta-Gjusar [1]), ist's gerade soweit, wie bis Schirabad, nämlich 25 Werst. Bis zum Ufer des Amu geht's immer durch eine sandige Steppengegend. Der eigentliche Sand beginnt übrigens erst in etwa 15 Werst vom Ufer. Immerhin ist der Sand hier nicht tief. Die Sandhügel sind sehr niedrig und mit spärlichem Ssaksaul bedeckt. In 5 bis 6 Werst von der Fähre Patta-Gjusar befinden sich umfangreiche Ruinen.

[1]) Vielleicht sind beide Benennungen nicht unrichtig. Die erstere bedeutet: niedergehauene Patta (Pappelart am Amu-Ufer); die zweite — Fähre mit Billeten.

Eine bedeutende Strecke Landes ist hier mit Trümmern von gebrannten Ziegeln bedeckt. An einer Stelle hat sich noch ein 5 bis 7 Sſaschenj hoher Turm erhalten, ebenfalls aus gebrannten Ziegeln. Um den Turm herum ziehen sich Inschriften in Reihen übereinander. Es sind das kufische Schriftzüge, wobei ein jeder Buchstabe aus einem oder mehreren Ziegeln besteht. Der obere Teil des Turmes ist zerstört. Unweit von diesem Turm liegen die Ruinen einiger außerordentlich umfangreicher Lehmgebäude. Eine Menge von Ziegelüberresten zeigen eine glasierte Fläche. Die Ruinen führen den Namen Chaibar. Zu bemerken ist es, daß sich unweit von dem Dorf Angor ebenfalls Ruinen befinden, die sich durch einige halbzerstörte, recht hohe Türme auszeichnen.

Im Dorfe Patta-Kissar erfuhr ich, daß ich keineswegs auf die afghanische Eskorte zu warten haben werde. Ich wurde von ihr bereits auf der afghanischen Seite des Stromes erwartet.

Am 8. Dezember setzten wir früh morgens in zwei Fährbooten auf das andere Ufer des Amu hinüber. Trotzdem, daß die Ufer des Flusses mit einer Eiskruste bedeckt waren und die Temperatur auf — 8° C. hinwies, wateten die Bootsleute doch mit nackten Beinen und bis zu den Knieen im Wasser um ihre Boote herum.

An dem anderen Ufer kam mir ein afghanischer Offizier mit einer kleinen Eskorte entgegen. Er hatte hier auf mich 5 Tage lang gewartet. Es war das die gleiche Eskorte, die den Oberst Matwejew auf seiner Reise in Badachschan und in Afghanisch-Turkestan begleitet hatte.

Am 9. Dezember befand ich mich wiederum in Masari-Scherif, in der „heiligen Grabstätte des Ali".

3. Kapitel.

In Masari-Scherif.

Meine Ankunft in dieser Stadt. — Die ersten Nachrichten vom anglo-afghanischen Kriegsschauplatz. — Anzeichen von Unruhen in Afghanistan. — Das Gerücht, daß der Emir Schir-Ali-Chan von Kabul nach Afghanisch-Turkestan überzusiedeln gedenke. — Mein Besuch beim Lojnab. — Ankunft der Familie des Emirs in Masari-Scherif. — Die Musik der Afghanen. — Meteorologische Beobachtungen. — Ein Schreiben des Emirs. — Seine Ankunft in Tasch-Kurgan. — Ich reise unserer Gesandtschaft entgegen.

In etwa einer Werst vor der Stadt kam mir noch eine zweite kleine afghanische Reitereskorte entgegen. Der afghanische Offizier meiner Eskorte, Ssary-Dschan, plauderte ein wenig mit dem Chef der neuen Eskorte in der rauhen und, wenn man sich so ausdrücken darf, herben Puschtu-Sprache und lenkte dann vom geraden Wege seitwärts ab. Ich fragte sofort meinen Führer, warum wir die Richtung verändert haben.

„In dscha rach chub est," (es ist hier bequemer zu reiten), antwortete er mir ausweichend.

Ich bemerkte hierauf meinem krummnasigen Begleiter, daß ich die hiesigen Wege ausgezeichnet kenne und daß wir, wenn wir gerade vorwärts geritten wären, Zeit und Weg erspart hätten.

„Dann müssen Sie aber auch wissen," entgegnete Ssary-Dschan, „daß der gerade Weg von hier zu ihrer Wohnung durch den Bazar führt. Gerade *das* ist's, was diesen Weg unbequem macht."

Da ich nun mein Befremden über eine derartige Erklärung aussprach, so fuhr er in seiner Rede folgendermaßen fort:

„Sie wissen nicht, wie viel böse Leute es in Afghanistan giebt. Auf dem Bazar findet sich stets alles mögliche Volk zusammen. Da kann man am ehesten auf böse Leute stoßen, die nicht davor scheuen werden, Ihnen eine Beleidigung anzuthun."

„Ja, ich bin aber doch ein Russe," sagte ich. „Die Afghanen wissen ja, daß die Russen ihre Freunde sind. Sie aber reden da von einer Beleidigung, welcher ich mich aussetzen könnte?"

„Hören Sie nur, Doktor-Saib," rief der Afghane, „ich bin mit meinem Leben vor dem Emir-Saib verantwortlich für Ihre Sicherheit und Ihr Wohl. Wenn Ihnen, so lange ich Sie begleite und schütze, etwas Schlimmes zustoßen sollte, so bin ich ein verlorener Mann. Glauben Sie mir nur, sobald Sie sich an den belebten Punkten der Stadt zeigen, so werden die dummen Leute, — sie haben ja nie etwas gesehen und wissen nichts, — sofort zu schreien beginnen: „da sind die Kaffiren!" Die anderen aber, die davon wissen, daß das „Urussen" sind, werden dann rufen: „Uruß-Kaffir! Uruß-Kaffir!" Das Volk ist dumm; wer weiß, was dann geschieht! Ich aber riskiere bei der Sache, meinen Kopf zu verlieren!"

Es war meinem Begleiter offenbar viel um Erhaltung seines Kopfes zu thun; tapfer konnte man ihn auch nicht nennen. Ich belästigte ihn darum nicht weiter. Immerhin bemerkte ich noch, daß ich bereits Gelegenheit hatte, durch den Bazar dieser Stadt zu reiten und keinerlei feindliche Rufe gehört und keinerlei drohende Blicke gesehen habe, die gegen uns Russen gerichtet gewesen wären. Aber den Umweg mußte ich doch machen.

Nach einem halbstündigen Ritt durch die nackten Felder gelangten wir zur westlichen Grenze der Stadt und ritten nun dem mir bekannten Balcher Wege entlang. Bald stellten sich auch die einförmigen Lehmmauern ein, die die momentan völlig leeren Straßen einfaßten. Kein Mensch war zu sehen. Selbst bei dem halbzerstörten Lehm-„Masar", der Grabstätte eines unbedeutenden muselmännischen Heiligen, fehlte die übliche Erscheinung, der Derwisch. Einsam ragte hier die Stange mit dem schmutzigen Lappen an der Spitze und mahnte die „Rechtgläubigen" daran, daß sie, wenn sie an diesem Ort vorbeiziehen, das übliche

Gebet nicht unterlassen mögen. Die Stadt schien ausgestorben zu sein. Indessen kommandierte der afghanische Offizier: „Gewehr auf!“ und meine Beschützer schlossen mich nun mit gezogenen Klingen in einen Kreis ein. Bloß im Centrum der Stadt, unweit von der Residenz des Lojnabs, stießen wir auf 2 bis 3 Usbegen, die höchst friedlich auf den krummen Rücken ihrer schlappöhrigen Esel saßen. Sobald die Leute aber meiner drohenden Umgebung ansichtig wurden, suchten sie sich sofort in das nächste enge Seitengäßchen zurückzuziehen.

Wir zogen nun an der Westseite der Residenz des Lojnabs und der sich an die Residenz anschließenden Kasernen der Herater Kavalleristen vorbei und gelangten zu der mir genügend bekannten Sommerwohnung der Gesandtschaft. Hier war alles beim Alten geblieben: da waren die Lehmgebäude an den beiden Seiten des inneren Hofes, hier die kleine Terrasse, der einstige Sammelpunkt für die Mitglieder der Gesandtschaft, hier die Reihe der riesigen weitverzweigten Tschinaren und rund herum die hohen Lehmmauern .... ja, selbst die beiden Elstern, die da so sorglos auf dem Wipfel eines der Riesenbäume schnatterten, schienen mir alte Bekannte, Gäste vom Sommer her zu sein.

Die wohlbekannten Verhältnisse, in denen ich mich jetzt befand, erinnerten mich an die vergangenen Tage. Wie belebt war damals der Hof; oft ging's hier lustig her, trotzdem daß wir in freiwilliger Haft zwischen unseren vier Mauern saßen; oft ertönte hier ein Gesang .... Jetzt schien das Haus geradezu eine Wüste zu sein. Die düstere Schweigsamkeit meines Begleiters; die nackten Tschinaren, die ihre kahlen Zweige vor den Fenstern ausstreckten; der scharfe Wind, der zwischen diesen kraftlos herabgesunkenen Zweigen pfiff; schließlich das immer zunehmende Abenddunkel — alles das machte einen höchst deprimierenden Eindruck auf mich. Die Gebäude schienen traurig und düster zu sein, gerade als ob eine schwere Wolke über ihnen lastete.

Ja, eine drohende Wolke zog sich jetzt über Afghanistan zusammen. Ich hatte noch keine genauen Nachrichten über die neuesten politischen Ereignisse im Lande, aber ich konnte mir die Sache bereits ein wenig zurechtlegen. Der Krieg zwischen Afghanistan und England war unvermeidlich. Wer den Sieg davontragen werde, war leicht zu sagen. Den Afghanen fehlte es an

Militär und an ordentlicher Ausrüstung. Allerdings glaubte der Emir-Schir-Ali auf den Beistand von Rußland rechnen zu dürfen. General Stolettow hatte ihm bei seiner Abreise aus Kabul das Versprechen gegeben, mit einer Armee von 30 000 Mann zurückzukehren. Schir-Ali-Chan hatte wohl kaum Anlaß, an den Worten des Generals Stolettow zu zweifeln .... es war das ja der bevollmächtigte Gesandte des großen Reiches, der Gesandte, über welchen General Kaufmann in seinem Empfehlungsbrief an Schir-Ali-Chan sich in dem Sinne ausgesprochen hatte, daß der Emir sich auf den General Stolettow gerade so gut verlassen könne, wie auf ihn, den General Kaufmann, selber. Wie konnte er nun an den Worten des Generals Stolettow zweifeln? Der Emir hatte ihm Glauben geschenkt und auf sein Anraten der englischen Gesandtschaft einen energischen Absagebrief zugesandt. Wäre unsere Gesandtschaft nicht in Kabul gewesen, und wären diese Zusicherungen und Ratschläge nicht gegeben worden, wer weiß, ob der Emir seinen Beziehungen zu den Engländern eine so schroffe Wendung gegeben hätte.

Indem ich nun diesen traurigen Gedanken nachhing, trat mein Karawan-Baschi zu mir ein. Er erzählte mir, daß er schon vor zwei Tagen in Masari-Scherif eingetroffen sei, den bewußten Brief von mir dem Lojnab eingehändigt und bis jetzt in Erwartung meiner Ankunft bei dem Sserchens Mahmet-Chan, einem Awscharen, gewohnt habe; er hatte mancherlei Bekannte, hatte sich auf den Bazaren umhergetrieben und ..... folgendes in Erfahrung gebracht.

„In Kabul stehe es schlecht. Vor kurzem sei es zwischen den Engländern und den Afghanen zu einer Schlacht gekommen, weit hinter Dschelalabad. Ueber 700 Afghanen sollen gefallen sein. Der Emir Schir-Ali-Chan läßt seine Familie von Kabul nach Masari-Scherif übersiedeln."

Diese Nachrichten bestätigten in unerwarteter Weise meine Vermutungen. Somit war der anglo-afghanische Zwist bis zu einer blutigen Entscheidung herangereift. Der General Kaufmann hatte recht, als er mir bei einer Abschiedsaudienz sagte: „daß ich bei meiner Ankunft in Kabul den anglo-afghanischen Krieg schon in vollem Gange finden werde." Ich war noch weit von Kabul, aber von den feindlichen Seiten war schon Blut vergossen worden.

Stolettow," sagte er, „da stand unter Ihnen nur ein Mann (der Offiziersbursche). Gegenwärtig haben Sie 10 Kosaken, den Feldscheer und viel einheimische Diener. Sie haben wohl einen bedeutenden Rang, oder einen hohen Orden erhalten?"

Als ich nun die Frage Mossin-Chans verneinte und angesichts einer so naiven Voraussetzung mich des Lachens nicht erwehren konnte, da schaute er mich mit offenbarer Verwirrung, ja wie es schien, sogar mit Zweifel an.

Indem er sich aus meinem Zimmer entfernte, ließ er wie im Vorbeigehen die Bemerkung fallen, daß der Lojnab nach Tasch-Kurgan gezogen sei, um die Familie des Schir-Ali-Chan zu empfangen.

Mein „Nan-Dar", der „Brotversorger", Jar-Mahmet-Chan, ein von Gesundheit und Jugend strotzender Afghane, den mir der Lojnab zugewiesen hatte, besaß eine besondere Vorliebe für mich. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit teilte er mir mit, daß es um die Sache der Afghanen schlecht stehe, daß die Afghanen von den Engländern eine starke Niederlage in der letzten Schlacht erlitten hätten, daß der Emir Schir-Ali-Chan allem Anschein nach die Absicht hege, aus Kabul nach Masari-Scherif zu kommen, daß in Kohistan ein Aufstand ausgebrochen und der Weg nach Bamjan nicht ungefährlich sei.

„Uebrigens," bemerkte er noch zum Schluß, „werden Sie ja das alles viel ausführlicher von dem Lojnab-Saib selber erfahren können."

Ich sah nun der Rückkehr des Lojnabs mit einer dem Leser gewiß begreiflichen Ungeduld entgegen.

Inzwischen gestalteten sich die Berichte, die mir mein „Brotversorger" zubrachte und der allwissende Nassir-Chan bestätigte und vervollständigte, immer schlimmer und immer drohender. Es wurde bekannt, daß die Engländer, nachdem sie sich der Festung Ali-Metschet bemächtigt hatten, den Chaiber-Paß forcierten, Dakka und Lalipur eingenommen hatten und nahezu schon vor Dschelalabad standen. Von einer anderen Seite war das Südkorps der englischen Armee fast bis Kandahar vorgerückt. Ja es wurde sogar erzählt, daß Kandahar von den Engländern besetzt worden sei. Alle diese Nachrichten waren derart, daß sie mancherlei für das weitere Geschick des Häufchens der russischen Männer, die

in dem fatalen Kabul saßen, befürchten ließen. Ich vermutete, daß es in Kabul zu einem Aufstand gekommen sei, was sich denn späterhin auch bestätigte. Dieser Umstand aber konnte die Lage der Gesandtschaft nur verschlimmern. Wie lächerlich war es, daß ich gerade jetzt zur Gesandtschaft nach Kabul reiste, jetzt, wo sich Kabul vielleicht schon in Händen der Engländer befand oder wenigstens nahe daran war und wo das Reich der Afghanen am Rande des Unterganges stand. Ich erschien mir gleichsam wie ein fahrenden Ritter, der die russische Gesandtschaft aufsuchte.

In hohem Grade bemerkenswert war für mich die Rolle, die der central-asiatische Bazar im politischen Leben des Volkes spielt. Auf dem Bazar sind die neuesten Nachrichten zu finden; auf dem Bazar werden mit einer für Central-Asien staunenswerten Freimütigkeit alle diese Nachrichten und auch die Maßregeln der Regierung besprochen. Von hier aus, wie von einem Centrum, verbreiten sich all' die Neuigkeiten mit einer für den Europäer unbegreiflichen Schnelligkeit in die nächsten Dörfer, Städte u. s. w. Der central-asiatische Bazar vertritt in dem Lande die Rolle unserer täglichen Presse. Am auffallendsten ist aber der Umstand, daß die auf diese Weise zur Verbreitung gelangenden Nachrichten zumeist richtig sind und nicht nur Entstellungen, sondern auch einfachen Uebertreibungen wenig ausgesetzt erscheinen.

Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, die Bazar-Gerüchte zu prüfen und habe mich stets von ihrer Richtigkeit überzeugt. Im vorliegenden Fall erschien die Genauigkeit und die schnelle Verbreitung der Nachrichten um so bemerkenswerter, als ja die afghanische Administration das eigentliche Sachverhältnis vor der lokalen unterworfenen Bevölkerung, den Usbegen und Tadschiken sorgsam zu verheimlichen suchte.

Der Lojnab traf in Masari-Scherif erst am 12. Dezember ein. Ich war der Ueberzeugung, daß er mich am gleichen Tage zu sich einladen werde, hatte mich aber geirrt. Auch der folgende Tag brachte mir nichts Besseres. Der Lojnab konnte mich angeblich einer Erkrankung wegen nicht empfangen. Die Beamten aber teilten mir mit, daß ich noch mehrere Tage in der Stadt zu bleiben haben werde.

„Die Sache ist die," sagten die Männer, „daß der Lojnab-

Saib über Ihre Ankunft hierher nach Kabul berichtet hat. Bis nun die entsprechende Antwort auf seine Meldung eintrifft, resp. die Erlaubnis des Emirs zur Weiterreise, so werden Sie in der Stadt bleiben müssen."

Selbstverständlich legte ich gegen derartige Motive Protest ein und suchte zu beweisen, wie grundlos man mich in Masari-Scherif zurückhalte. Auf meine Vorstellungen erwiderten die Beamten, daß sie mit mir darüber nicht diskutieren können und daß auf alle meine Anfragen lediglich nur der Lojnab-Saib selber Antwort zu geben habe. Es blieb mir nichts mehr übrig, als von dem Lojnab selber Aufklärung über sein Verfahren zu erlangen. Inzwischen war der 12. und 13. Dezember verflossen. Der Lojnab zeigte sich weder bei mir, noch ließ er mich zu sich berufen. Nun ließ ich ihn durch den Offizier der Wache wissen, daß ich's für nötig erachte, den General-Gouverneur von Turkestan davon in Kenntnis zu setzen, daß man mich in Masari-Scherif zurückhalte. Gleichzeitig wies ich endgültig die mir von dem Lojnab täglich zukommenden Nahrungsmittel zurück.

Es war das ein sehr energischer Zug, den ich gemacht hatte. Die Zurückweisung der Gastfreundschaft ist für den centralasiatischen Muselman gleichbedeutend mit völliger Kündigung der Freundschaft. Wie zu erwarten war, erkannte der Lojnab die Bedeutung dieses Schrittes. Am 14. Dezember lud er mich zu sich ein.

Die Audienz vollzog sich unter den üblichen, recht pompösen und dem Leser bereits bekannten Umständen. Der Lojnab empfing mich an der Spitze seiner Beamten. Er trug einen mit Brokat gedeckten Pelz, der den Schnitt eines Chalats hatte. Die goldenen Blumen des Brokats waren auf blauem Grund gestickt. Sein Haupt bedeckte der nationale „Kjulach", die kegelförmige Mütze aus feinem Lammfell. Er saß in einem Sammetsessel. Hinter ihm standen ein paar von seinen nächsten Beamten. Vor der Terrasse, auf welcher die Audienz stattfand, war eine halbe Kompagnie afghanischer Gardesoldaten aufgestellt. Meine 10 Mann Kosaken standen in ihren „Papachen" (große Pelzmützen) und blauen Uniformen in einer Reihe aufgestellt und zwar so, daß ihre Linie mit der Linie der Gardesoldaten des Lojnabs einen rechten

Winkel bildete. Welch' ein Kontrast ihren afghanischen Genossen gegenüber!

Meine Unterredung mit dem Lojnab wurde selbstverständlich mit den rein offiziellen Phrasen und Erkundigungen nach der Gesundheit des Emirs, des Lojnabs selber, der Wohlfahrt des Staates u. dgl. m. eröffnet. Ich verlor aber nicht viel Zeit mit diesen Sachen und ging rasch zu dem Zweck meines Besuches über. Ich äußerte dem Lojnab meinen entschiedenen Wunsch, sobald als möglich nach Kabul zu gelangen.

„Ich bin mit Ihnen durchaus einverstanden, Doktor-Saib," antwortete der Lojnab, „Sie müssen mit Ihrer Reise nach Kabul eilen. Zu dieser Jahreszeit kann es leicht passieren, daß die Verbindung mit Kabul bald durch Schneefall unterbrochen sein wird. Momentan giebt es noch kaum Schnee auf dem Wege. Immerhin aber werden Sie noch einige Tage in Masari-Scherif verweilen müssen. Wir müssen die Antwort des Emir-Saib auf meine Anzeige abwarten. Sobald die bejahende Antwort eintrifft, so werde ich Sie keinen Moment weiter warten lassen.

Das war nun wieder das alte Lied. Ich protestierte energisch dagegen, daß ich zurückgehalten wurde.

„Es ist Ihnen gewiß bekannt, Lojnab-Saib," entgegnete ich, „daß ich auf die persönliche Einladung des Emir-Saibs hin die Reise unternommen habe. Er hat mich berufen, — darum reise ich. Offenbar brauche ich doch keine weitere Erlaubnis, um nach Kabul zu kommen. In der Einladung, die mir der Emir nach Taschkent zugesandt hat, liegt doch natürlich auch die Erlaubnis, durch das afghanische Gebiet reisen zu dürfen. Schließlich weiß doch der Lojnab-Saib, daß ich ein Mitglied der russischen Gesandtschaft bin, die sich gegenwärtig in Kabul befindet. Das allein genügt schon, damit ich ungehindert nach Kabul gelassen werde."

Ich wies daraufhin dem Lojnab meinen „Reisepaß" vor.

Er las das Dokument mit Aufmerksamkeit durch, gab es mir langsam zurück, schaute mich nachdenklich an und begann mich wiederum zu bereden, daß ich mit meiner Abreise warten möge.

„Sie haben Recht," meinte er, „aber hören Sie nur, was ich sagen werde: Ueber jeden Ausländer, der das afghanische Land in meinem Bezirk betritt, mache ich vorerst bei dem Emir

Anzeige und warte dann auf entsprechende Befehle. Persönlich kann ich die Durchreise durch das Land keinem gestatten. Geben wir zu, daß Sie ein Mitglied der russischen Gesandtschaft sind, daß Sie einer Aufforderung des Emirs zu Folge reisen, daß ich Sie schließlich persönlich kenne, immerhin kann ich Sie ohne Erlaubnis des Emir-Saib nicht nach Kabul lassen. Da riskiere ich, meinen Kopf zu verlieren."

Er schwieg, schien seine Gedanken zu sammeln und fuhr dann nachdenklich weiter fort:

„Ja auch die Zeiten haben sich verändert, seitdem der Emir-Saib Ihnen geschrieben hat. Der Weg ist gegenwärtig nicht mehr gefahrlos. Es haben sich Räuberbanden gezeigt; es sind verschiedene Unruhen ausgebrochen. — Nein, Sie müssen warten; ich bitte Sie, etwa 5 bis 6 Tage noch in Masari-Scherif zurückzubleiben."

Als der Lojnab die Räuber erwähnte, wies ich nicht ohne gewisse Zuversicht auf meine braven Kosaken hin, hochgewachsene und kräftige, auserlesene Burschen, und bemerkte, daß ich mit meinen 10 Recken es mit jeder beliebigen Räuberbande aufnehmen werde.

„Die Sache ist ja die," fuhr ich fort, „daß die Unruhen — ich weiß das ja ganz genau — fern von meinem Wege ausgebrochen sind, hauptsächlich jenseits des Hindukusch, hinter Kabul, hier aber ist alles ruhig."

„Ich bin kein Lügner!" rief der Lojnab mit Eifer und nicht ohne Selbstbewußtsein, „Sie können sich durchaus auf meine Worte verlassen."

„Natürlich schenke ich Ihnen Glauben," entgegnete ich, „bedenken Sie aber, was das für mich bedeutet, hier noch 5 bis 6 Tage sitzen zu müssen. Schließlich aber mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich mich verpflichtet fühle, darüber, daß man mich in Masari-Scherif zurückhält, an den Turkestaner General-Gouverneur Bericht zu erstatten."

„Schreiben Sie nicht, ich bitte Sie — schreiben Sie nicht, bevor die Antwort des Emir-Saibs eintrifft. Vielleicht schreibt er Ihnen etwas derartiges, daß Sie von einer Reise nach Kabul gänzlich abstehen werden. Vertrauen Sie mir, ich bin doch Ihr alter und guter Bekannter. Ich kann Ihnen nur Gutes anraten.

Zürnen Sie mir nicht. Mit Freuden würde ich alles für Sie thun, was Ihnen beliebt, zu meinem Bedauern aber kann ich Sie nicht nach Kabul ziehen lassen."

„Ich vermag nicht, Ihnen nicht zu zürnen," antwortete ich, „ich müßte lügen, wenn ich ein vergnügtes Gesicht machen wollte; die Russen sind ja aber auch keine Lügner."

Ich erhob mich, um von dem Lojnab Abschied zu nehmen und mich nach Hause zu entfernen.

Auch der Lojnab hatte sich erhoben, er reichte mir die Hand und lächelte dabei so freundlich, daß sich auf meiner Stirn die Falten unwillkürlich glätteten. Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich Grüße an ihn auszurichten hatte von der in Taschkent weilenden afghanischen Gesandtschaft.

„Sehen Sie, da haben wir ein Beispiel," sagte der Lojnab, „Sie wollen hier keine 5 bis 6 Tage warten, unsere Gesandtschaft aber wartet in Taschkent schon mehrere Monate."

„Aber Lojnab-Saib, Sie vergessen, daß ja auch unsere Gesandtschaft bereits mehrere Monate in Kabul weilt," entgegnete ich. „Das ist nun richtig: ihre Gesandtschaft wohnt bei uns, in Taschkent, die unsrige bei Ihnen in Kabul. Was mich anbetrifft, so ist das ja ein ganz anderer Fall."

„Und General Stolettow und Oberst Grodekow? — sie haben alle auf die Bewilligung des Emirs gewartet," behauptete der Lojnab.

„Sie wissen, daß das spezifische Fälle waren, die mich durchaus nichts angehen," entgegnete ich, „General Stolettow reiste zum ersten Mal nach Kabul: die Bewilligung des Emirs zur Durchreise war allerdings erforderlich. Was sich auf Oberst Grodekow bezieht, so brauchte er, meiner Meinung nach, hier nicht so lange zu warten."

Der Lojnab wollte noch etwas entgegnen, ich hielt es aber für unnütz, diese fruchtlosen Debatten zu verlängern und verabschiedete mich trocken und offiziell.

Vom nächsten Tage an empfing ich wiederum Nahrungsmittel vom Lojnab. Meine afghanische Dienerschaft lebte merklich auf.

„Wenn ich nur dazu bestimmt werde, den Doktor-Saib nach Kabul zu begleiten!" rief Ssary-Dschan. „Ich werde schon

dafür sorgen, daß der Doktor-Saib eine bequeme Reise hat. Sie aber würden mir dann den kleinen Fuchspelz schenken, den Sie des Morgens tragen . . . . ."

Ich muß bemerken, daß dieser Afghane mir von Tag zu Tag immer fataler wurde. Es war das der erste Afghane von außerordentlich unangenehmen Charaktereigenschaften, auf den ich gestoßen war. Augendienerei und grobe Schmeichelei paarten sich bei ihm mit Habsucht und zudringlicher Bettelei. Ich erfuhr bald, daß er meine Pferde regelmäßig zu bestehlen pflegte, indem er einen Teil der von dem Lojnab gelieferten Fourage zurückbehielt.

Er war mir ungeheuer lästig durch sein stetiges: „men nukéri schumá, men adámi schumá" (ich bin Ihr Diener, der ergebenste Diener).

Seiner, wie der Schnabel eines Raubvogels, gekrümmten Nase entsprachen in höchst fataler Weise seine grünen Augen. Sein Gesichtsausdruck war giftig. Er stöberte mehrfach in meinen persischen Büchern herum und lobte sie, wenngleich er anscheinend in dieser Hinsicht nicht viel bewandert war. Er saß oft stundenlang auf der Schwelle meines Zimmers und wurde mir dadurch so langweilig, daß ich ihn schließlich ganz ungeniert fortzuschicken pflegte. Zu Mittag, zum Abendessen, zum Morgen- und Abendthee pflegte er sich stets einzustellen und wartete geduldig auf einen Brocken von meinem Tisch. Mitunter glaubte er mir dadurch einen Dienst zu erweisen, daß er in meinem Zimmer den Kamin einheizte, er führte mir Pferde zu, mit dem Angebot, sie zu kaufen, er ließ Kaufleute mit Teppichen kommen u. dgl. m. Dabei unterließ er nicht, bei jeglicher Gelegenheit zu bemerken, daß er 400 Mann Reiter befehlige.

In den ersten Tagen meines Sitzens in Masari-Scherif hatte ich keine Langeweile. Ich hatte meine Bücher, ich hatte die Korrespondenz zu besorgen, ich empfing die kranken Eingeborenen, ich stellte meteorologische Beobachtungen an und zwar gewöhnlich auf derjenigen Terrasse, auf welcher sich die Gesandtschaft im Sommer zu versammeln pflegte. Wie oft habe ich hier die beiden russischen Inschriften gelesen, die in der Rinde von zwei Tschinaren eingeritzt waren .... Gelegentlich über diese Inschriften: Die eine lautete: „N. Grodekow vom 7. bis

19. Oktober 1878." Auf der mattgrünen, sammetartigen Rinde des benachbarten jungen Tschinaren befand sich eine andere kurze Inschrift: „P. M. 18 23/XI 78." Hier hatte sich vermutlich Oberst Matwejew eingezeichnet. Beide Inschriften waren leicht mit Lehm verschmiert. Ich war nahe daran, dem Beispiel meiner Vorgänger zu folgen und auch meinen Namen neben den bereits vorhandenen einzuritzen, indessen that es mir leid, die zarte Rinde der prachtvollen Tschinaren zu zerkratzen. Wozu diese Reklame? dachte ich mir. Ist das nicht ein etwas knabenhaftes Vergnügen.

Am 18. Dezember hatte ich eine kleine Zerstreuung. An diesem Tage traf die Familie des Emirs in Masari-Scherif ein. Es folgte ihr eine großartige Gepäckkarawane von nicht weniger als 3 000 Lasttieren und 10 Elefanten. Der ungeheuere Zug befand sich unter der Bedeckung eines bedeutenden Militärkorps. Die Leitung der Karawane und den Oberbefehl über die Bedeckung hatte der Minister des Hofes, der Sserdar-Abdullah-Chan, derselbe Sserdar, welcher die russische Gesandtschaft in Koti-Aschru im Monat Juli empfangen hatte. Seltsam war das Geschick dieses seinen seelischen und körperlichen Eigenschaften nach gleich schönen Mannes. Vor 40 Jahren irrte er mit dem Vater des gegenwärtigen Emirs in den wilden Gebirgen von Kohistan umher, indem sie sich vor der Verfolgung der zahlreichen englischen Truppen zu retten suchten, die ganz Kabulistan überschwemmt hatten. Der Emir, Dost-Mahomed-Chan, sah sich schließlich genötigt, die felsigen Festen von Kohistan zu verlassen und mit Abdullah-Chan in das Thal des Amu hinabzusteigen. Und das gleiche Thal sollte jetzt für den Sserdar und für die Familie des Sohnes von Dost-Mahomed-Chan als Zufluchtsort dienen vor den gleichen mit Feuer und Schwert einherziehenden alten Feinden des Landes, den Engländern. Bei dem Gedanken an diesen Mann konnte ich mich noch einer anderen Erinnerung nicht erwehren: dazumal hatte der Sserdar Witkewitsch zu empfangen gehabt; gegenwärtig, d. h. vor wenigen Monaten, den General Stolettow.

Die Familie des Emirs betrat die Stadt mit vielem Pomp. Von den alten Mauern des Lehmforts, das die Stadt von Nordost verteidigte, wurde mit 71 Kanonenschüssen salutiert. Die Elefanten und ein großer Teil der Karawane hielten auf dem

freien Platz, der meine Wohnung von der Residenz des Lojnabs trennte.

An diesem Tage trafen auch frische politische Nachrichten ein: Der Emir hatte Kabul verlassen, er befand sich gegenwärtig auf dem Wege nach Masari-Scherif, kaum einige Tagereisen von der Stadt. In Kabul blieb als Regent, statt des Emirs, Jakub-Chan zurück, der von seinem Vater erst vor kurzem in Freiheit gesetzt war. Die Engländer hatten den gesamten Chaiber-Paß in Händen und standen gegenwärtig unweit von Dschelalabad.

Die Glaubwürdigkeit dieser Nachrichten unterlag keinem Zweifel. Somit sollte meine Weiterreise über den Hindu-Kusch nicht zu stande kommen. Der Emir kam selber — ich brauchte nicht nach Kabul zu ziehen. Der Lojnab hatte Recht, als er sagte: „vielleicht schreibt er Ihnen etwas derartiges, daß Sie von der Reise nach Kabul gänzlich abstehen werden."

Am 20. Dezember erhielt ich mehrere Briefe von unserer Gesandtschaft.

General Rasgonow schrieb unter anderem, daß er meinen Brief am 16. Dezember in Ruï erhalten habe. Sein Schreiben war mit Sjajad bezeichnet, woselbst sich gegenwärtig der Emir aufhielt. Der General schilderte die Ereignisse auf dem anglo-afghanischen Kriegsschauplatz und erzählte, daß die Gesandtschaft mit dem Emir am 1. Dezember Kabul verlassen habe. Als Regenten des Landes hatte der Emir seinen Sohn Mahomed-Jakub-Chan eingesetzt. Er selber begab sich nach Afghanisch-Turkestan, hatte aber die Absicht nach Taschkent, ja vielleicht sogar nach Petersburg zu reisen.

Ein paar Stunden, nachdem ich die Briefe erhalten hatte, erschien der Mirsa des Lojnabs und überreichte mir einen in persischer Sprache verfaßten Brief. Es war das die Antwort des Emirs:

„Station Duab. Monat Moharrem, der Erste, 1296."

„Gegenwärtig haben mich die Engländer durch ihr feindliches Vorrücken genötigt, Kabul zu verlassen. Ich begebe mich jetzt nach Taschkent. Ich werde mir dort genügend Truppen holen, nach Kabul zurückkehren und meine Feinde, die Engländer, aus Afghanistan verjagen. Da mich nun meine Reise nach

Masari-Scherif führt, so ersuche ich den Doktor-Saib, meine Ankunft in dieser Stadt abwarten zu wollen."

Den folgenden Tag füllte ich mit Briefschreiben aus. Von einer sofortigen Abreise war ja gegenwärtig keine Rede mehr.

Viel Zerstreuung bot mir in diesen Tagen die Musik der Afghanen.

Wenn ich auf den oberen Terrassen der mir zugewiesenen Wohnung spazierte, so fand ich öfters Gelegenheit, das Spiel eines hiesigen Virtuosen und den Gesang der Afghanen zu genießen. Meine Wohnung war nämlich von einigen Wachtposten umstellt. Die rauhen Söhne des Mars, — der in Central-Asien gerade so schrecklich wie in Central-Europa ist und dem die blutigen heidnischen Opfer nach wie dargebracht werden, trotzdem daß die central-asiatischen Muselmänner so stolz auf die Reinheit ihres „wahren" Glaubens an den „nicht gezeugten und nicht zeugenden" Gott und auch die christlichen Central-Europäer, die Germanen, nicht minder stolz auf ihr Kulturträgertum sind, — die Söhne des Mars erwiesen sich auch hier als Jünger Apollos und seiner Musenschar. Wie oft schwang sich hier unter den melancholischen Klängen der „Dutara" oder seltener auch der „Tschaar-Tary", ein Liebeslied irgend eines hochgewachsenen stämmigen Afghanen zu dem ewig blauen südlichen Himmel empor. Um den Sänger versammelte sich dann gewöhnlich ein Kreis von Soldaten, seine Waffenbrüder, die den Sänger mit lauten Bezeugungen ihres Beifalls belohnten. Anfänglich genierten sich die Sänger vor meinem hinter der Barriere der Terrasse hervorschauenden Gesicht ganz außerordentlich. Späterhin aber gewöhnten sie sich an mich. Ganz besonders gefiel mir der Gesang „Herati".

Mehrere Tage erfreute ich mich an einer Flöte, deren sanfte, gedehnte Töne bald in der Ferne zu ersterben schienen, bald wiederum sich verstärkten, als ob sie allmählich näher kämen. Mitunter ließen sich leise Triller vernehmen. Ich erkundigte mich nach dem Künstler und lud ihn ein, mich zu besuchen.

Nach wenigen Minuten wurde mir ein älterer Afghane zugeführt, ein Soldat aus meiner Wache, der nahezu eine Sfaschenj lang war. Beim Anblick dieses rauhen, breitschulterigen,

muskulösen Giganten, dessen gebräuntes Gesicht wie vom Pulverdampf geschwärzt schien, fiel es einem schwer, sich sagen zu müssen, daß das ein Liebling der anmutigen Muse sei, welche dem Orpheus einst die Wunderkraft verliehen hatte, wilde Tiere zu zähmen und Felsen in Bewegung zu setzen. Wohl aber leuchtete in den tiefen, dunklen Augen dieses Mannes ein sanftes Feuer, welches genügend für die Weichheit seines Gemütes redete.

Der Mann hielt in seinen Händen eine kleine, etwa fußlange Flöte aus Metall. Sie hatte ca. zwei Oktaven. Die Töne des unteren Registers waren sehr zart und melodisch; diejenigen des oberen Registers erinnerten ein wenig an die Töne einer Okarina. Es war das ein billiges englisches Produkt und kostete hier 2 Rupien. Der einheimische Künstler trug mir eine Melodie vor, die hier im Zimmer sich lange nicht so effektvoll ausmachte, wie unter freiem Himmel und aus gewisser Entfernung. Ich forderte den Künstler auf, mir einige Exemplare der hier zu Lande gebräuchlichen Musik-Instrumente zu bringen, indem ich sie kaufen wollte. Der Afghane versprach mir, meinem Wunsch nachzukommen, wies aber meinen Vorschlag, die Flöte zu verkaufen, mit Entschiedenheit zurück. Ich reichte ihm ein kleines Geschenk und entließ ihn.

Der Mirsa des Lojnab, der mir den Brief des Emirs zugestellt hatte, war von mir mit einem Chalat beschenkt worden. Das hatte nun die Habsucht des Ssary-Dschans erregt. Er erschien in meinem Zimmer, richtete zuvörderst einen Gruß des Lojnabs aus und begehrte dann ohne weitere Umstände den kleinen Fuchspelz. Ich beantwortete seine Bitte nicht, sondern forderte ihn bloß auf, Platz zu nehmen.

Hierauf erwiderte mein „ergebenster Diener", daß er sich nicht früher niedersetzen werde, als bis er das Geschenk erhalten habe. „Der Lojnab-Saib hat mich gefragt," fuhr mein Beschützer fort, „ob ich von dem Doktor-Saib einen Chalat erhalten habe? Ich sagte nein. Er aber bemerkte, daß sein Mirsa von Ihnen ein Geschenk bekommen habe. Geben Sie auch mir ein Geschenk."

Diese Frechheit erzürnte mich stark. Ich bemerkte darum streng, daß er stehen bleiben möge, wenn das ihm beliebe

jedenfalls aber habe er einen sehr unpraktischen Weg eingeschlagen, um eine Belohnung von mir zu erlangen, ich pflege nie einem Mann ein Geschenk zu geben, der selber darum bettelt.

Nun schlug mein „Tschaar-Sat" (Befehlshaber über 400 Mann) sofort einen anderen Ton an, er ließ sich auf dem Teppich unmittelbar an der Schwelle nieder und erklärte, daß er bloß gespaßt habe, er brauche nichts und sei bereit, unentgeltlich jeglichen Dienst für mich auszurichten. Wiederum hörte ich nun sein „nukéri-schumá, adámi-schumá" u. dgl. m.

Das Wetter war inzwischen ein wahrhaft prachtvolles. Um 5 Uhr morgens hatten wir nicht unter — 2,5 ° C. Um 1 Uhr mittags gab's im Schatten mitunter + 18,5 ° C. Während meines ganzen Aufenthaltes hier hatten wir nur ein paar bewölkte Tage. Die geringste Bewölkung des Himmels äußerte sich sofort durch eine Erhöhung der Temperatur. Am 20. Dezember war z. B. der Morgen recht bewölkt, die Temperatur betrug + 7,5 ° C. Ein einziges Mal bloß wehte ein recht kalter Nord-West, der uns schwere bleigraue Wolken brachte, nun hatten wir um 1 Uhr mittags bloß + 8,5 ° C. Ein solches Wetter hielt aber bloß einen einzigen Tag an. Es gab überhaupt wenig Wind. In dem Auftreten und der Richtung des Windes ließ sich folgende Periodizität beobachten. Der Wind erhob sich gewöhnlich gegen 10 Uhr morgens, hielt bis 3 bis 4 Uhr nachmittags an und legte sich dann. Einst stellte sich ein warmer Westwind ein, der die Temperatur auf + 18,5 ° C. brachte. Indessen gab es auch warme Süd-Ost-Winde. Ein solcher Luftstrom war übrigens nur in den unteren Schichten der Atmosphäre zu beobachten, in den oberen war er von der entgegengesetzten Richtung; die Federwolken zogen in der Richtung von West nach Ost. Bis jetzt hatte es noch keinen einzigen Schneeflocken, keinen Regentropfen gegeben, — bloß Nebel.

Am 24. Dezember trafen von neuem einige Briefe von den Mitgliedern der Gesandtschaft ein. General Rasgonow machte mir die Mitteilung, daß der Emir sich entschlossen habe, einige Tage in Tasch-Kurgan zu verbleiben. Er forderte mich auf, dorthin zu kommen. Ich machte mich noch am gleichen Tage auf den Weg. Der Bruder des Lojnab, Mahmet-Schah-Chan, begleitete mich. Es war das ein außerordentlich schöner, brünetter

Mann von etwa 25 Jahren, dem Typus nach eher ein Tadschik, als ein Afghane. Er war mir vom Emir extra zu meiner Begleitung aus Tasch-Kurgan zugesandt worden.

Als wir in Huri-Mar eingetroffen waren, machte mir mein Begleiter den Vorschlag, hier zu übernachten. Der Tag neigte sich schon zu Ende, bis zum nächsten Ort, Na'ib-Abad, waren nicht weniger als 25 Werst geblieben.

Der Wunsch, recht bald mit der Gesandtschaft zusammenzutreffen, war jedoch so stark in mir, daß ich das Anerbieten meines Begleiters energisch zurückwies. Inzwischen flammte schon das Feuer eines Scheiterhaufens am Thor der Kaserne Huri-Mar hell empor; ein spezifischer Geruch, der sich in der Steppe verbreitete, ließ darauf schließen, daß hier „Kjabab" gebraten wurde.

Mein Begleiter reckte sich vergnüglich in Erwartung der Ruhe und suchte mir die Annehmlichkeiten einer Nachtrast klar zu machen.

„Der Weg ist schwierig, rach-kotel-dared" (auf dem Wege giebt's einen Paß), versicherte er, „zudem können wir in der Nacht einen Ueberfall von Räubern befürchten. Ja, und was wird denn der Emir-Saib sagen, wenn er erfährt, welchen Beschwerden ich den Doktor-Saib während der Reise ausgesetzt habe? Er wird mich dafür nicht beloben."

Ich widerlegte jedoch energisch alle seine Gründe für das Nachtlager in Huri-Mar und setzte meine Reise ohne Unterbrechung fort.

Nun breitete Mahmet-Schach-Chan seinen Betteppich auf der Erde aus, wandte sich den letzten scheidenden Strahlen der Sonne zu, ließ sich auf die Kniee nieder und verrichtete seinen „Namaz-Diger".

Gegen 10 Uhr abends waren wir bereits in Na'ib-Abad. Ich schrieb, indem ich mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich direkt vor dem lustig knisternden und seinen bläulichen Rauch durch eine kleine Oeffnung in dem kuppelförmigen Dach entsendenden Scheiterhaufen saß. Bei den letzten Zeilen, die ich in mein Tagebuch eintrug, nickte ich bereits stark ein. Die Worte, mit denen ich heute mein Tagebuch schloß, waren: „morgen ist Weihnachten".

4. Kapitel.

Beim Emir von Afghaniſtan.

Das Zuſammentreffen mit unſerer Geſandtſchaft in Taſch-Kurgan. — Berichte der Mitglieder der Geſandtſchaft über ihr Leben in Kabul. — Genaueres über den anglo-afghaniſchen Konflikt. — Ruſſiſch-afghaniſche diplomatiſche Unterhandlungen. — Die Urſachen des militäriſchen Mißerfolges der Afghanen. — Die Revolution in Kabul; ihre Urſachen. — Kritiſche Lage unſerer Geſandtſchaft. — Die Winterreiſe der Geſandtſchaft über den Hindukuſch. — Meine Audienz bei dem Emir Schir-Ali-Chan. — Beſchreibung des Lagers und der Umgebung. — Als Leibarzt des Emirs.

Die grünenden Winterfelder, durch welche ich jetzt ritt, ſtanden in entſchiedenem Kontraſt zu der nackten, vor kurzem erſt vom Regen getränkten Steppe, die in folge deſſen ſchwarz und gerade wie vom Steppenbrand verſengt erſchien. Linker Hand hatte ich die Felder, rechts, näher zu den Bergen, ſchien die Steppe völlig leblos zu ſein. Die Steppe tritt hier unmittelbar bis an die ſenkrechten Felſenrieſen, die Vorpoſten des Paropamiſus. Die Häupter der ſteinernen Giganten waren gegenwärtig mit weißen Schneemützen bedeckt. Dort, hoch oben in den Bergen, in der gleichen Höhe mit den ſchweren Haufenwolken, die faſt den halben Himmel überzogen hatten, gab es nur Schnee und Eis; hier unten hatten ſich über der ebenen Steppe bloß wenige Regentropfen ergoſſen. Ein Regen zu Ende des Dezembers!....

Einige Werſt vor Taſch-Kurgan wurde ich auf eine weiße Linie aufmerkſam, welche die Stadt von Süd und Weſt einſchloß. Als wir uns dieſer Linie näherten, erkannten wir die Umriſſe eines Feldlagers. Bald ließen ſich auch die einzelnen

Zelte unterscheiden. Fast im Centrum dieser Zeltstadt erhob sich besonders merklich die hohe Kegelspitze eines Zeltes. Es war das das Zelt des Emirs von Afghanistan.

Unsere Kavalkade näherte sich der Westseite des Lagers, schlug dann die Richtung nach Süden ein, passierte ein Lehmthor, den letzten Rest einer Mauer, von welcher vor Zeiten die Stadt umgeben war, kreuzte eine kurze Zeit hin und her in den krummen und engen Straßen der Vorstadt, passierte eine schwankende Brücke, die über einen tiefen und recht breiten Arick führte und — befand sich inmitten unserer Gesandtschaft. Aber, gütiger Gott! sind denn die Leute in den zottigen Kabuler Pelzen und Filzstiefeln, die mich jetzt umgeben, wirklich die Mitglieder unserer Gesandtschaft? Die Männer schließen mich in ihre Umarmungen, sie rufen mir russische Begrüßungen zu! — Ja, das sind sie, die Mitglieder unserer unglücklichen, afghanischen Gesandtschaft!

Nach den ersten Begrüßungen überschütteten sie mich mit Kreuzfragen; ein jeder wollte von mir recht bald Nachrichten über seine Angehörigen und Bekannten in Taschkent erhalten. Jeder wollte der erste sein, der die Neuigkeiten erfuhr. Aber auch ich selber blieb im Nachfragen nicht hinter ihnen zurück und wollte Verschiedenes über ihr Leben und Treiben in Kabul, über die politischen Neuigkeiten, über die Lage des Emirs erfahren und warum sie sich in afghanische Pelze gekleidet hatten.

„Ja, hier ist's ja wunderbar im Vergleich mit Kabul," riefen die Mitglieder der Gesandtschaft. „Hier steht die Morgentemperatur nicht unter + 3 ° C., in Kabul aber ist's so kalt, daß es sich keineswegs in den Leinwandröcken und Sommermänteln spazieren läßt."

„Sie wissen ja selber," fuhren sie fort, „daß wir, als wir im Mai Taschkent verließen, von General Stolettow die Versicherung erhielten, daß unsere Reise nicht mehr als zwei Monate andauern werde. Was brauchten wir da warme Kleidungsstücke mitzunehmen? Ja, wir konnten nicht einmal welche mitnehmen: die „Podjemnije" (S. 4) waren viel zu armselig. Indessen mußten wir in Kabul ganze vier Monate verweilen. Kälte und Schnee, das sind Gesellen, mit denen man nicht so leicht fertig wird. Da

wickelt man sich auch in andere Sachen ein, als in Pelze. Mit einem Pelz geht's noch an."

Uebrigens waren die Pelze recht gut und konnten vor jeder europäischen Kritik bestehen. Der Leser wird sich dieser Pelze aus dem ersten Bande, Kapitel 9, unseres Werkes erinnern. Die Kosaken waren in kabulische Halbpelze gekleidet. M. trug ein vollständiges afghanisches Kostüm.

„Warum stehen wir denn aber hier draußen? treten wir doch in unsere Wohnung ein," bemerkte General Rasgonow.

Die Wohnung bestand aus einem umfangreichen, auf zwei Stützen ruhenden, doppelwändigen Zelt. Auf dem Boden waren Koschmas und Teppiche ausgebreitet. Der „Naturforscher" und der „Inglis" (also B. und M.) hatten keine Feldbetten und mußten darum ihr kaltes Lager gerade auf dem Fußboden aufschlagen. Bald wurde mein Gepäck geöffnet und auch mein Feldbett fand an einer der Leinwandwände des Zeltes Platz.

Außer den Taschkenter Neuigkeiten, die übrigens durch mein zweiwöchentliches Sitzen in Masari-Scherif ein wenig an Reiz verloren hatten, waren von mir für die Gesandtschaft noch verschiedene Sachen und Sendungen mitgebracht: warme Kleidungsstücke, Bücher, Thee, Zucker, Tabak u. dgl. m. Ich muß hier bemerken, daß ich alle die Sachen, die mir von den Angehörigen und Bekannten der Mitglieder der Gesandtschaft mitgegeben waren, auf eigene Kosten transportiert hatte. Allen meinen Vorstellungen zum Trotz hatte die Taschkenter Administration keinen Kredit bewilligt, um auch nur ein einziges Tier zum Transport der Sachen für die Gesandtschaft zu mieten.

Ueber ihr Leben in Kabul und über die politischen und kriegerischen Ereignisse, die sich während dieser Zeit in Afghanistan zugetragen hatten, erzählten mir meine Genossen und Landsleute folgendes:

„Es ist Ihnen schon bekannt," begann General Rasgonow seine Erzählung, „daß General Stolettow seine plötzliche Abreise aus Kabul damit motivierte, daß er dem General Kaufmann unverzüglichen und persönlichen Bericht zu erstatten habe über die letzten Ereignisse an der anglo-afghanischen Grenze. Er begab sich allein auf den Weg, ohne die Gesandtschaft mitzunehmen, angeblich um rascher reisen zu können. Er teilte uns damals

mit, daß der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft ebenfalls bald aufzubrechen haben werde."

„Der Emir-Saib," sagte der General Stolettow, „beabsichtigt eine große Gesandtschaft mit einem Mitgliede der regierenden Familie an der Spitze nach Taschkent zu entsenden. Da nun aber eine bedeutende Gesandtschaft sich nicht so schnell ausrüsten läßt, so wird der zurückgebliebene Teil unserer Gesandtschaft in Kabul gerade so lange verweilen, bis die Ausrüstungen vollendet sein werden, also vielleicht 2 bis 3 Wochen, nicht mehr."

„Ich hatte keinerlei Anlaß, an diesen Versicherungen zu zweifeln. Da nun aber der General Sie, den Doktor, mitnahm, so wies ich darauf hin, wie übel es um die Gesandtschaft stehen würde, wenn sie längere Zeit ohne Arzt bleiben sollte; wir hatten ja gerade kranke Kosaken. Hierauf erwiderte der General, daß er vermutlich der Gesandtschaft entgegenkommen, jedenfalls aber Sie, den Arzt, zur Gesandtschaft zurücksenden werde." Wir blieben bei diesen Versicherungen. Die zwei — drei Wochen waren vergangen, der Emir ließ noch immer nichts über die Entsendung einer afghanischen Gesandtschaft nach Taschkent verlauten; auch über die Ausrüstung einer solchen Gesandtschaft war nichts zu vernehmen. Der Kriegsminister Dowtscha-Chan, der dem General Stolettow bei dessen Abreise aus Kabul das Geleit gegeben hatte, hatte sich seitdem kein einziges Mal gezeigt. Der Wesir erschien sehr selten. Da ich nun sah, daß keinerlei Anstalten zu einer Abreise gemacht wurden, so entschloß ich mich, beim Emir anzufragen, wann die afghanische Gesandtschaft nach Taschkent abreisen werde. Die Antwort hierauf kam mir sehr unerwartet."

„„Von welcher Gesandtschaft redet der Kernel-Saib?' fragte der Emir."

„Ich äußerte meine Verwunderung über diese Frage und bemerkte, daß es dem Emir wohl eben so gut, oder noch besser als mir, bekannt sei, von welcher Gesandtschaft ich rede. Jetzt aber war der Emir an der Reihe mit seinem Staunen und einer stummen Anfrage. Es war das ein durchaus uninteressantes, peinliches qui pro quo. Ich erzählte dem Emir, was mir General Stolettow von einer nach Taschkent zu entsendenden, großen afghanischen Gesandtschaft mitgeteilt hatte. Der Emir

bemerkte sehr erstaunt, daß er an keine andere Gesandtschaft, als die „Begleitung" des Generals Stolettow nach Taschkent gedacht habe, diese aber lediglich zu Ehren des Chefs der Gesandtschaft mitgesandt worden war[1]). Aus dieser Erklärung konnten wir bloß ersehen, daß die Gesandtschaft für unbestimmte Zeit in Kabul zurückgelassen war, — zu welchem Zweck aber? Hierauf vermochte ich keinerlei Antwort zu geben, da General Stolettow bei seiner Abreise mir, abgesehen von der Mitteilung über die bevorstehende Entsendung einer afghanischen Gesandtschaft, keine Instruktionen zurückgelassen hatte ....."

Dies erste qui pro quo war keineswegs das letzte, — jedoch hierüber später.

Lange noch dauerte unsere freundschaftliche Unterredung. Ich vermag nicht das wiederzugeben, was ein jedes Mitglied der Gesandtschaft erzählte und möchte darum versuchen, alles mit meinen eigenen Worten wiederzugeben.

Die zurückgebliebene Gesandtschaft erhielt keinerlei Nachrichten aus Taschkent und überhaupt aus Rußland bis Ende September. Ich weiß nicht, wie das geschah, daß meine Briefe, die ich in Samarkand sofort nach der Ankunft aus Afghanistan geschrieben und dem General Stolettow zur Uebermittelung nach Kabul mit anderen Briefen übergeben hatte, von der Gesandtschaft nicht erhalten worden waren. Ich kann natürlich bloß voraussetzen, daß sie gar nicht abgesandt worden waren, da General Stolettow der Gesandtschaft damals keine einzige Zeile zukommen ließ. Ende September erhielt die Gesandtschaft einen kurzen Brief von General Stolettow mit der Nachricht, daß die Gesandtschaft auf Allerhöchsten Befehl und bis auf weitere Anordnung in Kabul verbleiben möge. Die gleiche Mitteilung wurde der Gesandtschaft auch von General Kaufmann in einem Schreiben vom 21. September gemacht.

In diesem Schreiben bemerkte der General unter anderem, daß die Gesandtschaft in ihren Unterhandlungen mit dem Emir sich der größten Vorsicht zu befleißigen habe; die militärische

[1]) In dem bei Gelegenheit der Abreise des Generals Stolettow an General Kaufmann gerichteten Schreiben vom 9. August 1878 erwähnt der Emir mit keinem Wort der angeblichen großen Gesandtschaft nach Taschkent.

Unterstützung für den Emir habe die Regierung noch immer nicht zugesagt, sollte aber die Frage selbst in bejahendem Sinne entschieden werden, so könnten die Truppen immerhin nicht vor dem Februar in Kabul eintreffen. Es schien dem General ferner zulässig, daß die Gesandtschaft, sobald die Operationen von Seiten der Engländer eröffnet sein würden, Kabul verlassen möge. Er entwickelte dann einen Plan der Operationen der Engländer, den sie seiner Anschauung nach befolgen könnten, und äußerte dabei den Gedanken, daß die Engländer ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Thal Kuram und dem Bolan-Paß zuwenden würden; der Chaiber-Paß schien ihm unpassierbar. Er riet fernerhin dem General Rasgonow, den Afghanen die Idee beizubringen, daß sie vornehmlich einen Partisanenkrieg führen, und den Feind im Rücken und in seinen Verbindungen belästigen möchten. Er bemerkte schließlich, daß er von General Stolettow, der am 10. September nach Livadija abgereist sei, noch keinerlei Nachrichten erhalten habe.

Zur Zeit nun, wo die Gesandtschaft in Kabul saß, und zwar in völliger Unklarheit darüber, warum sie hier zu sitzen hatte, und was in Rußland vorging, oder, richtiger gesagt, in welcher Weise Rußland in der afghanischen Frage vorzugehen gedachte, — zu dieser Zeit rüsteten die Engländer sich energisch zum Kampfe mit dem Emir. Unsere Zeitungen waren der Versicherungen voll, daß England den Krieg mit Afghanistan nicht vor dem Frühjahr 1879 zu eröffnen im stande sein werde; inzwischen waren aber schon Ende September sämtliche drei Korps der anglo-indischen Armee zum Ausrücken bereit. Es ließ sich dies schon aus dem selbstbewußten und sicheren Ton ersehen, welcher in dem schriftlichen Verkehr der anglo-indischen Regierung mit dem Emir von Afghanistan zum Ausdruck kam. Der Emir war sich über die Absichten seiner Feinde und über den Zustand ihrer Rüstungen vollständig im Klaren. Diese Rüstungen hatten ja schon im Frühjahr 1877 begonnen, nachdem die Peschawerer Konferenz gezeigt hatte, daß der Emir mit seiner Stellung als Vasall des anglo-indischen Reiches unzufrieden sei.

Selbstverständlich wandte sich der Emir mit seinem Gesuch um Beistand vor allem an unsere Gesandtschaft in Kabul; bei dieser Gelegenheit nun trat das Unerträgliche, ja wenn man will,

das Komische der Lage unserer Gesandtschaft so recht hervor. Die Gesandtschaft vermochte absolut keinerlei Antwort auf die Anfragen des Emirs und seiner Minister zu geben. Sie wußte nicht, was sie zu antworten hatte. General Stolettow hatte von seinen geheimen Unterredungen mit dem Emir nahezu gar nichts der Gesandtschaft mitgeteilt. Die Gesandtschaft wußte nicht, was der General dem Emir versprochen und was er nicht versprochen hatte. Der Emir aber behauptete, daß der General ihm versprochen hätte, an der Spitze von 30 000 Mann nach Kabul zurückzukehren.

Der Emir fragte beständig darnach, wann der General Stolettow mit den Truppen in Kabul eintreffen werde? wann er die militärische Unterstützung erhalten werde?

Was konnte nun General Rasgonow auf diese Fragen antworten: er hatte ja von General Stolettow keinerlei Nachricht erhalten, das erste Schreiben von General Kaufmann aber traf erst Anfang Oktober ein. Die Gesandtschaft hatte schwere Zeiten durchzumachen, aber noch Schlimmeres stand ihr bevor.

Ende September schrieb der Emir auf Anraten des Generals Rasgonow, dem allerdings nicht viel mehr übrig blieb, als bloßen Rat zu erteilen, — einen Brief an den Kaiser von Rußland, in welchem er ihn um Beistand gegen die Engländer ansprach [1]). Mit einem zweiten Schreiben ersuchte er den General Stolettow um Fürsprache bei dem Kaiser [2]).

Inzwischen war aber schon ein Schreiben des Generals Stolettow an den Wesir Schah-Mahomed-Chan angelangt. Der Brief, in persischer Sprache verfaßt, war höchst unkorrekt und hatte viele orthographische Fehler. Der Brief wurde nahezu eine ganze Woche beim Emir und bei der Gesandtschaft gelesen, indem man den Sinn desselben zu ergründen suchte. Durchaus unbegreiflich schien den Afghanen folgender Satz: „unsere Regierung ist unschuldig wie eine Taube und klug wie eine Schlange". Der Brief enthielt einige sehr allgemein und dunkel gehaltene Zusicherungen und Ratschläge.

Der Emir wünschte von der Gesandtschaft Auskunft über

[1]) Central-Asia, Correspondence, inclosure No. 36.

[2]) Central-Asia, inclos. No. 37.

dies Schreiben und die Absichten der russischen Regierung zu erhalten.

„Warum schreibt General Stolettow nichts über die Hülfstruppen, die er mir versprochen hat?“ erkundigte sich der Emir bei Rasgonow.

Die Antwort, „ich weiß nicht“, hatte der Emir so oft zu hören bekommen, daß ihn dies neue „ich weiß nicht“ ganz außer sich brachte.

„Wer soll es denn wissen?“ entgegnete er, „Sie sind doch der Gesandte von Rußland. Gerade Sie müssen's doch wissen.“

Der russische Gesandte konnte bloß darauf hinweisen, daß man Nachrichten von General Kaufmann abzuwarten habe.

Aber auch der General Kaufmann schrieb sehr selten und zudem nur wenig Tröstliches. In seinem Brief vom 22. Oktober meinte er, daß General Rasgonow den Emir zu einem Frieden mit den Engländern bewegen möge, „er soll den Engländern die Friedenspalme reichen“. Er schrieb, daß er dem Emir entschieden keine Hülfstruppen senden werde, „da er keinen bezüglichen Befehl vom Kaiser erhalten habe“. Er wollte den Afghanen 10- bis 15000 Nadelgewehre oder gezogener Büchsen zukommen lassen, aber auch hierfür hatte er keine Bewilligung erlangt. Er wünschte schließlich, daß der Emir seinen Sohn Jakub-Chan in Freiheit setzen und sich mit dessen Anhang vereinigen möchte.

In einem speziellen Schreiben an den Emir wiederholte General Kaufmann seinen Rat, Frieden zu schließen.

Der Emir erhielt dies Schreiben einen Tag vor Ablauf des ihm von den Engländern gestellten Ultimatums. Immerhin befolgte er den Rat des Generals Kaufmann. Aber die Friedensbotschaft traf in Ali-Mesdschid erst am 10. November ein, gerade als die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte. Ein zweiter Friedensantrag, zu welchem der Emir durch General Rasgonow bewogen wurde, traf ebenfalls zu spät ein, nachdem die Engländer, die bei Peiwar (Paß) eine Niederlage erlitten hatten, ihrerseits einen Sieg über die Afghanen davongetragen und den Paß Schutur-Gerden besetzt hatten.

Vom 11. August bis zu der Schlacht bei Ali-Mesdschid verharrte unsere Gesandtschaft in der Bala-Hissar, ohne auch nur einen Schritt aus der ihr angewiesenen Wohnung zu thun.

Die Unterhandlungen zwischen der Gesandtschaft und dem Emir wurden hauptsächlich durch den General Rasgonow und den Dolmetscher Nasirow geführt. Die übrigen Mitglieder hatten nicht die Ehre, in die Unterredungen des Generals Rasgonow mit der afghanischen Regierung hineingezogen zu werden. Die Geheimnisthuerei, mit welcher die Unterhandlungen geführt wurden, ging so weit, daß General Rasgonow, wenn der Wesir in dem Saal erschien, in welchem sich die Mitglieder der Gesandtschaft zu versammeln pflegten, und wenn ein Gespräch über Politik begonnen wurde, sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft mit Ausnahme von Nasirow stets in recht ungenierter Weise ersuchte, den Saal zu verlassen. Eine eigentümliche Anordnung! Der General hatte ja keinerlei Geheimnisse aus diesen Unterredungen zu machen, und schließlich erzählte er ja der Gesandtschaft späterhin selber von seinen Unterredungen und Verhandlungen. Wozu diese Heimlichkeiten? Wurde doch hierdurch die Trostlosigkeit der Lage, der in ihrer Wohnung so gut wie eingeschlossenen Gesandtschaft nur noch erhöht. Die Lage der Gesandtschaft war traurig, aber diese Lage wurde unerträglich, wenn man daran dachte, daß die Gesandtschaft den, wenn auch indirekten, Anlaß zu dem Krieg zwischen Afghanistan und England gegeben hatte.

Nun kam aber noch der Umstand hinzu, daß die Gesandtschaft sich schon lange nicht mehr der Ehren erfreute, die sie früher genoß. In den Augen der Sserdaren und nicht minder auch der Volksmenge galt die Gesandtschaft für den einzigen Anlaß zu den politischen Schwierigkeiten und dem Kriege mit England. Der Emir und seine Minister warfen der Gesandtschaft häufig vor, daß sie gerade wie vor 40 Jahren das drohende Ungewitter auf die Häupter der Afghanen herabbeschworen habe. Natürlich waren diese Vorwürfe nicht gerade wohlbegründet, sie ließen sich zurückweisen; aber die Lage der Gesandtschaft wurde dadurch um kein Haar besser. Zu alledem stellten sich in der Gesandtschaft und der Eskorte schwere Erkrankungen ein. Die Kabuler Fieber verschonten unsere freiwilligen Gefangenen keineswegs. Nun brach aber auch der Typhus aus. Ein Kosak war dem Tode nahe. Der Chef, General Rasgonow, litt an einem Halsleiden, das bei dem hiesigen Klima hartnäckig 3 Wochen lang anhielt. Schon im Oktober gab's in Kabul Schnee; es wurde sehr kalt;

unſere Geſandtſchaft vermochte ſich aber nicht vor dieſer Kälte zu ſchützen. In der ihr angewieſenen Wohnung gab's keine Oefen, ſelbſt keine Kamine. Die Zimmer ließen ſich einigermaßen durch die „Mangalen" erwärmen; aber ſelbſt dieſe primitive Beheizung war nicht immer anzuwenden: oftmals gab's keinen Span Holz, kein Stück Kohle.

Bemerkenswert iſt es, daß nur die reichen Kabuler ihre Zimmer beheizen. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner behilft ſich ohne Beheizung in folge des Mangels und der hohen Preiſe des Heizmaterials. Sie ſchließen ihre Lehmhüttchen ſorgfältig von jedem Luftzug ab, kleiden ſich in Schafpelze und verbringen auf dieſe Weiſe ganze Tage faſt ohne jegliche Bewegung. Früher hat es hier wohl kaum einen Mangel an Heizmaterial gegeben. Sultan Baber erzählt uns in ſeinen Memoiren, daß der Winter in Kabul zwar recht ſtreng ſei, da es aber Holz im Ueberfluß gäbe, ſo mache dieſe Unbequemlichkeit ſich gar nicht bemerkbar [1]). Unter dieſen Umſtänden mußte unſere Geſandtſchaft zu den afghaniſchen Pelzen greifen.

Mitunter gab's allerdings auch fröhliche Tage, und zwar in folge einer ſeltſamen Laune des Geſchickes gerade dann, wann ſich das am wenigſten erwarten ließ. Wie bekannt, war dazumal durch die weſteuropäiſche Preſſe die Bedeutung der afghaniſchen Frage bis ins Unglaubliche übertrieben. Natürlicherweiſe wandten nun ſelbſt ſolche Leute den afghaniſchen Verhältniſſen ihre Aufmerkſamkeit zu, die früher nicht die geringſte Idee von dieſem Lande gehabt hatten. Und ebenſo natürlich war es, daß manche von ihnen auf den Gedanken verfielen, dem Emir von Afghaniſtan mit Rat und That beizuſtehen (vielleicht waren das auch bloße Verſprechungen!). Der Emir und die Geſandtſchaft wurden nun von Europa aus mit einem ganzen Schwarm von Ratſchlägen verſehen. Es wurden verſchiedene Pläne für den Krieg mit England entworfen. Ja, es liefen ſelbſt chiffrierte Depeſchen ein und zwar auch in ſolchen Chiffren, aus denen niemand klug werden konnte. Ueber eine ſolche Depeſche, die aus Abbildungen von Bäumen, Tieren, Seeen, Flüſſen, Bergen und Meeren beſtand, zerbrachen ſich die Afghanen im Verein mit den Ruſſen

[1]) Mémoires de Baber. Vol. I, p. 283.

zwei Wochen lang den Kopf und zwar ohne jeglichen Erfolg. Der Kasi aus Peschawer, Abdul-Kader, der zur Zeit das unbedingte Vertrauen des Emirs genoß, wollte durchaus den Sinn dieser Depesche ergründen; er schien sogar seine lieben paar Flaschen Wein, die er in der Nacht zu trinken pflegte, vergessen zu haben, kam aber doch zu keinem Resultat. Ein ehemaliger garibaldinischer Kapitän kam bei dem Emir mit dem sichersten Plan ein, um die Engländer auf allen Positionen zu schlagen; man brauchte hierzu bloß ihn, den Kapitän, als leitenden Offizier in der Armee des Emirs zu engagieren. Hierfür aber war es fernerhin erforderlich, daß der Emir ihm vorläufig die „geringe" Summe von 1500 Fr. zur Reise übermitteln möchte. Der Hamburger Post-Verein erkundigte sich darnach, ob eine Post in Afghanistan organisiert sei und bat, falls eine solche vorhanden wäre, um Zusendung von Postmarken als Muster. Dem Wunsch des ehrenwerten Vereins wurde entsprochen: er erhielt einige Muster von afghanischen Postmarken zu $^1/_4$, $^1/_2$ und 1 Tenga.

Immerhin führte die Gesandtschaft ein fatales Leben; sie litt in furchtbarer Weise an Langeweile. Man möge sich eben vergegenwärtigen, daß die Leute ewig zwischen ihren vier Pfählen saßen und auch nicht einen Schritt aus dem Hause machen durften, daß ihnen hier nicht etwa bloß diejenigen Bequemlichkeiten abgingen, an welche sie sonst gewöhnt waren, daß sie nichts mehr als die ihnen außerordentlich widerwärtigen Physiognomieen des Wesirs, des Kasi und noch ein paar anderer Afghanen zu sehen bekamen, und schließlich nicht einmal die Möglichkeit besaßen, etwas darüber zu erfahren, was draußen vorging: russische Zeitungen erhielten sie nicht, die englischen wurden dem Emir nicht mehr zugesandt. Es läßt sich wohl begreifen, wie unerträglich die Lage sein mußte, in welcher die Gesandtschaft vier Monate lang in Kabul zu verharren hatte.

Malewinskij allein verlor unter keinerlei Umständen den Mut. Er hatte eine Beschäftigung nach seinem Geschmack gefunden. Er ließ durch einen Dschigiten auf den Kabuler Bazaren alte Münzen aufkaufen. Tagelang kochte er dann und putzte die schmutzigen Münzen. Im Resultat besaß er eine höchst wertvolle

Sammlung alter Münzen (sie befindet sich momentan angeblich im Besitz des Grafen Strogonow).

Am 10. November hatten die Engländer Ali-Mesdschid erstürmt. Die Afghanen erzählten, daß die Garnison der Festung sich sehr tapfer gehalten habe. Auf beiden Seiten wurden bebedeutende Verluste verzeichnet. Nach den Schilderungen der Afghanen wurde die Festung durch 5 Bataillone Infanterie verteidigt, die Engländer jedoch hatten 20 Bataillone.

Die Schlacht begann am 9. November und nahm für die Engländer anfänglich eine recht fatale Wendung. Am folgenden Tage aber erhielt man im afghanischen Lager Nachricht davon, daß die Festung von den Engländern umgangen sei; die afghanische Garnison sah sich im Rücken bedroht. Den Engländern soll der Weg durch Momundische Verräter gezeigt worden sein. Die Garnison entschloß sich zu einem Rückzug, da die Festung nicht zu halten war. Dieser Rückzug wurde unter dem unausgesetzten Vordringen der Engländer ausgeführt. Die Artillerie der Garnison wurde preisgegeben und fiel den Engländern in die Hände. Zwei Bataillone der Afghanen wurden gänzlich aufgerieben, zwei Bataillone zogen sich nach dem Paß Schutur-Gerden zurück, der Rest nach Dschelalabad.

Am 15. November proklamierte der Emir den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Von diesem politischen Zug versprach er sich vieles.

Allerdings stellten sich bald darauf einige Resultate dieser Proklamation ein, wenngleich sie auch lange nicht den Erwartungen des Emirs entsprachen. Die Gebirgsbewohner begannen die Engländer im Rücken und in ihren Verbindungen zu belästigen. Selbst die Momunder, vor kurzem noch die Verbündeten der Engländer, ließen sich nicht die Gelegenheit entgehen, einen englischen Waffentransport auszuplündern. Immerhin wurde am 18. November von den Engländern, wenngleich unter schweren Verlusten der Paß Peiwar erstürmt; am 19. besetzten sie den Paß Schutur-Gerden. Die Afghanen leisteten hier anfänglich tapfere Gegenwehr, aber den Engländern gelang das gleiche Manöver wie beim Sturm auf Ali-Mesdschid. Die Afghanen sahen sich im linken Flügel und im Rücken umgangen — sie zogen sich zurück und ließen ihre ganze Artillerie, etwa 18 Geschütze,

in den Händen der Engländer. Nun stand Kabul völlig offen. Das Kurum-Korps der Engländer konnte in ein paar Tagen vor den Thoren der Residenz des Emirs sein. Es konnte aber noch Schlimmeres geschehen. Das Kurum-Korps konnte im Süden von Kabul vorbeiziehen, über Chuschi, Lohgar und indem es auf den Weg von Gasni gelangte, Kabul vom Westen aus umgehen. Kabul wäre dann von Turkestan, dem einzigen Schutzhort des Emirs, abgeschnitten gewesen. Zu dieser Jahreszeit war aber bloß der Bamjaner Weg nach Turkestan schneefrei; der Kuschan-Paß war bereits unzugänglich. Wäre den Engländern dies Manöver gelungen, so wäre der Emir sozusagen in einer Mausefalle gefangen und der Krieg wäre wohl sofort beendet gewesen. Aber der Emir wurde zeitig auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam und kam seinen Feinden dadurch zuvor, daß er aus Kabul nach Turkestan zog.

Er entsandte nach Turkestan zuvörderst seine Familie, seinen ganzen Hausstand, seine Reichtümer. Die Familie verließ Kabul am 19. November. Nun schwankte der Emir noch einige Zeit, ob er nach Masari-Scherif ziehen, oder mit all' den ihm in Kabul zu Gebote stehenden Truppen, es waren das gegen 14 Bataillone, den Engländern eine Hauptschlacht vor den Mauern seiner Residenz liefern sollte. General Rasgonow bewog den Emir, von diesem riskierten Versuch abzustehen und sich nach Turkestan mit seinen Truppen zurückzuziehen. Wollte nun der Emir seine 14 Bataillone mit den 10 im Vilajet-Tschaar befindlichen Bataillonen vereinigen, so stand ihm ein bedeutendes Korps zur Verfügung, das er den Engländern stets entgegenzustellen vermochte.

Es waren aber auch noch andere Gründe vorhanden, aus welchen ein weiterer Aufenthalt des Emirs in Kabul nicht gut ratsam erschien. Unter dem Militär und unter dem Volk herrschte eine starke Gährung. Die Ursachen derselben waren folgende:

Die Bewohner der zum Kriegsschauplatz gehörenden Gebiete hatten sich zum größten Teil nach Kabul geflüchtet. Hier suchten sie Schutz vor den mit Feuer und Schwert vorrückenden „Rotröcken", aber sie fanden einen Tod und zwar einen vielleicht noch weit schrecklicheren, als den, durch welchen sie in ihrer Heimat bedroht gewesen wären. Der Zufluß von Fremden in

Kabul rief sofort ein Steigen der Preise auf die Lebensmittel hervor. Ende November hatte diese Teuerung bereits einen ganz außerordentlichen Grad erreicht. Es war oft einfach unmöglich, Lebensmittel zu irgend welchen Preisen aufzutreiben. Bald brach eine Hungersnot aus und gleichzeitig stellten sich auch die üblichen Begleiter derselben, die epidemischen Erkrankungen, ein. Der Typhus wütete in furchtbarer Weise. Auf den Bazaren und Straßen lagen Leichen umher, die oft wochenlang nicht bestattet wurden. Die Bazare waren von Sklaven überfüllt, welche in folge der Hungersnot zu fabelhaft niedrigen Preisen verkauft wurden. So wurde z. B. ein Kaffirknabe für ein paar Dutzend Rupien verkauft, ein Mädchen für 5 bis 10 Rupien [1]). Es war das die einzige Ware, die jetzt auf den Markt kam; jeglicher Handel war sonst ins Stocken geraten. Mit der Sistierung des Handels waren auch die Einkünfte des Emirs aufgehoben. Inzwischen aber waren die Ausgaben für den Unterhalt der Truppen bedeutend angewachsen. Um den Truppen den Sold zu zahlen, mußte der Emir zu Zwangsanleihen greifen. Das gesamte Hab und Gut der Kaufleute, die dem Emir eine Anleihe verweigerten, wurde konfisziert. Auf diese Weise hatte sich der Emir die zahlreiche Klasse der Kaufleute von Kabul zu Feinden gemacht. Allerorts ließen sich offene Klagen vernehmen über die gegenwärtige traurige Lage der Stadt und des gesamten Reiches, es wurden auch mancherlei verstohlene Verwünschungen gegen den Emir ausgestoßen. Letzteres konnte nur im geheimen geschehen, denn eine offene Aeußerung der Unzufriedenheit mit dem Emir wäre gefährlich gewesen. Diejenigen, die der Beleidigung gegen den Emir schuldig befunden wurden, unterlagen verschiedenen Strafen.

Höchst originell und an unsere Bräuche vor Peter I. und das mittelalterliche Europa erinnernd, war folgender Strafmodus:

---

[1]) Ich bedauere, daß unsere Gesandtschaft die Gelegenheit, sich in Besitz von einigen Individuen dieser bis jetzt noch so rätselhaften Rasse setzen zu können, außer Acht gelassen hat. Wenn die Gesandtschaft aus moralischen Grundsätzen von diesem Kauf abstehen zu müssen glaubte, so war das durchaus irrig. Es handelte sich hier nicht um einen Ankauf, sondern um einen Loskauf von Sklaven. Wenn diese Leute von der Gesandtschaft gekauft wären, würden sie in Freiheit gesetzt worden sein.

Der Schuldige wurde zwischen ein Paar in die Erde eingegrabenen Pfosten auf dem Marktplatz gestellt und mit den Ohren an diese Pfosten genagelt. Der Bestrafte litt furchtbare Schmerzen, konnte sich aber nicht bewegen; nachdem er einige Stunden regungslos gestanden hatte, wurde er wieder freigelassen.

Die Partei des Jakub-Chan zog ihren Nutzen aus der bedrängten Lage des Emirs und ließ sich lauter vernehmen. Sämtliches Unglück, das über das Land eingebrochen war, wurde von dieser Partei dem Emir und der russischen Gesandtschaft zugeschrieben. Und mancher, der früher ein ergebener Anhänger des Emirs gewesen war, trat jetzt zu dieser Partei über. Es stand zweifellos eine sorgfältig vorbereitete Umwälzung in Aussicht und sie konnte jeden Moment eintreten. Ja, diese Umwälzung schien um so näher zu sein, als der Emir die Unvorsichtigkeit hatte, seinen General, der die Truppen bei Ali-Mesdschid befehligt hatte, zu beleidigen. Dieser nun, der einen großen Anhang unter den Gebirgsvölkern von Kohistan besaß, verließ sofort den Hof des Emirs und ging zu Jakub-Chan über. Infolge dessen erklärte sich auch der größte Teil der Truppen für Jakub-Chan. Der Emir war sich klar darüber, daß er bei der gegenwärtigen Situation und weil er auf keinerlei Weise vor den Engländern Stand halten konnte, nicht weiter in Kabul verweilen durfte. Er griff zu dem ihm von General Kaufmann empfohlenen Mittel. Jakub-Chan wurde in Freiheit gesetzt, mußte dem Emir den Eid der Treue leisten und wurde als Regent von Kabul ausgerufen. Nun konnte der Emir ungehindert und ruhig Kabul verlassen.

Die letzten Tage, die unsere Gesandtschaft in Kabul verbrachte, fielen ihr außerordentlich schwer. Die Gesandtschaft war fast ausschließlich auf sich selber angewiesen. Der Emir berief die Vertreter Rußlands nur sehr selten. Auch der Wesir stattete ihnen nur sehr spärliche Besuche ab, einmal in mehreren Tagen, in der Woche, ja sogar oft noch seltener.

Die Gesandtschaft war förmlich eingeschlossen und wagte keinen Schritt außerhalb des Doppelthores zu machen. In letzter Zeit verließen nicht einmal die Kosaken den Hof und mußten von einer persönlichen Besorgung ihrer Pferde abstehen. Die

Pferde standen nämlich in einem besonderen Hof, der von der Wohnung der Gesandtschaft durch ein schmales Gäßchen getrennt war. Wenn nun die Kosaken, um zu ihren Pferden zu gelangen, das Gäßchen betraten, so sahen sie sich Beleidigungen von seiten der Afghanen ausgesetzt. Die Dschigiten und Lautschen durften sich nicht auf den Straßen und Bazaren zeigen; sie hatten mehrfach thätliche Beleidigungen und verschiedentliche Gewaltthaten von seiten der Afghanen zu erleiden gehabt. Die afghanischen Reiter, die den Pferdehof der Gesandtschaft zu überwachen hatten, gingen mit dem Futter der Pferde, das von dem Emir geliefert wurde, nach Gutdünken um; sie nahmen es den Lautschen fort, um es zu verkaufen, oder ihren eigenen Pferden vorzulegen. Nicht genug damit. Sie begannen bald die Lautschen mit tüchtigen Prügeln zu regalieren, trotzdem daß diese durchaus „rechtgläubig“ waren.

In ihrem eigenen Palast war die Gesandtschaft vorläufig noch keinen offenen Beleidigungen von seiten der Eingeborenen ausgesetzt, dafür aber herrschte hier ungefähr der gleiche Mangel an Lebensmitteln wie bei den Lautschen und den Last- und Reitpferden der Gesandtschaft. Es gab aber keine Möglichkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen. Man konnte niemand auf den Bazar schicken und schließlich war da nichts mehr zu haben. Es gab ja keinen Handel mehr. Die Läden waren geschlossen. Auf den Straßen trieben sich hungrige und eifrig politisierende Volksmengen umher. Die Gesandtschaft sah sich somit notgedrungen auf die geringen Vorräte beschränkt, die ihr der Emir zukommen ließ. Es läßt sich übrigens vermuten, daß die Lieferungen des Emirs auch gegenwärtig nicht viel spärlicher waren; gewiß aber wurde mancherlei von den verschiedenen „Kasnatschi“, „Tschai-Chans“ und „Chan-Ssamans“ zurückbehalten. Mitunter mußte die Gesandtschaft mit den Fieberkranken und dem am Typhus erkrankten Kosaken buchstäblich Hunger leiden.

Die einzige Zerstreuung, die sich der Gesandtschaft bot, war der Spaziergang auf den Terrassen und dem flachen Dach des südlichen Gebäudes. Bald mußten aber auch diese Spaziergänge eingestellt werden. Der Topograph, Herr B., wurde eines Tages nahezu erschossen, als er seinen üblichen Spaziergang auf dem Dache machte. Der Schuß war von einem

der Wachtposten abgefeuert worden, der die Wohnung der Gesandtschaft zu bewachen hatte.

Schon lange vor der Abreise des Emirs, vor dem 1. Dezember, wurde von diesem bedeutungsvollen Ereignis in der Stadt gesprochen. Niemand wußte, daß die Abreise definitiv beschlossen sei; niemand wußte etwas Bestimmtes hierüber, aber das Gerücht verbreitete sich außerordentlich rasch in der Stadt. Unsere Gesandtschaft hatte keine Idee von der bevorstehenden Abreise des Emirs, das bezügliche Gerücht wurde ihr zu allerletzt durch die Dschigiten mitgeteilt. Der Wesir war stumm, wie das Grab. Die Engländer hatten jetzt bereits einen Sieg über die Afghanen im Chaiber-Paß davongetragen. Nun faßte der General Rasgonow den Entschluß, den Emir damit bekannt zu machen, daß die Gesandtschaft die Absicht habe, nach Taschkent zurückzukehren. Der General entnahm dem Schreiben des Generals Kaufmann einige auf diesen Fall bezügliche Stellen und ließ sie im geheimen dem Wesir zukommen, damit dieser sie dem Emir vorlege. Die Uebergabe dieses Schriftstückes und die Unterredungen zwischen dem General Rasgonow und dem Wesir über die Abreise der Gesandtschaft aus Kabul wurden außerordentlich geheim gepflogen. An den geheimen Sitzungen nahmen außer dem General Rasgonow und dem Wesir nur noch der Dolmetscher Nasirow teil.

Die Note wurde dem Emir am 18. November übergeben. General Rasgonow hatte den Wesir gebeten, die Angelegenheit geheim zu halten. Auf diese Weise waren nur 4 Personen in das Geheimnis eingeweiht.

Ich stehe der Sache durchaus fern und erzähle nur das, was mir mitgeteilt wurde, immerhin glaube ich meine Verwunderung darüber aussprechen zu dürfen, daß man ein Geheimnis aus der Mitteilung der bereits stark veralteten Briefe und Instruktionen des Generals Kaufmann machte. Diese Geheimnistuerei bewirkte bloß das, daß der Wesir seine Zweifel an der Existenz eines authentischen Briefes des Generals Kaufmann aussprach; er wünschte den betreffenden Brief zu erhalten, um den Emir mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen. Selbstverständlich konnte dieser Forderung nicht entsprochen werden. Allerdings, wie konnte man denn einen Brief vorweisen, der bereits vor zwei

Monaten geschrieben worden war? Wenn aber der Brief schließlich doch ausgeliefert worden wäre, so mußte er ja von A bis Z durchgelesen werden. Der gesamte Inhalt des Briefes konnte aber dem Emir unter keiner Bedingung mitgeteilt werden. Wie sollte schließlich die peinliche Frage beantwortet werden: „warum haben Sie, General Rasgonow, die Ihnen erteilten Instruktionen nicht schon damals vorgewiesen, als Sie sie erhielten?“ Eine derartige Frage konnte ja sehr leicht vom Emir oder vom Wesir aufgeworfen werden. Warum aber war denn auch diese Instruktion dem Emir dazumal vorenthalten worden? Ich weiß das nicht, General Rasgonow hat mir hierüber auch nichts mitgeteilt.

Das dem Emir zugestellte Schreiben des Generals Rasgonow bewirkte nun folgendes:

Am nächsten Tage stellten sich in der Wohnung der Gesandtschaft sämtliche dem Emir zunächststehenden Männer ein: der Wesir, der Kasi, der Bruder des Emirs, Sserdar Schir-Ali-Chan und andere mehr. Einer nach dem anderen versicherte dem General, daß der Gesandtschaft keinerlei Gefahren droheten; er, der General, habe, so lange der Emir am Leben sei, nicht für seine Sicherheit in Sorge zu sein u. dgl. m. Da nun die anderen Mitglieder nichts von der Geschichte mit dem Schreiben wußten, so konnten sie selbstverständlich nichts davon verstehen, was um sie her vorging; eine ganze Stunde lang mußten sie sich den Kopf darüber zerbrechen, indem sie den Sinn der Scene, die sich vor ihren Augen abspielte, zu erraten suchten. Erst später klärte sich die Sache für sie auf.

Der Emir sandte hierauf einen Brief an den General Kaufmann, in welchem er ihn um Zusendung von Hülfstruppen ansprach und gleichzeitig die Mitteilung davon machte, daß er „im Interesse der beiden Staaten“ die russische Gesandtschaft in Kabul zurückbehalten habe. In einem ferneren Brief an seinen Bevollmächtigten in Taschkent, den Mirsa Mahomed-Hassan-Chan erteilte der Emir diesem den Auftrag, die russische Regierung Tag und Nacht an die versprochene Hülfe zu mahnen.

General Rasgonow setzte unterdessen seine Vorbereitungen zur Reise fort. Diese Vorbereitungen wurden im geheimen von den Afghanen betrieben. Um die Pferde zu beschlagen, brachte

man ſie anfänglich in den Hof der Geſandtſchaft und beſchlug ſie hier nachts unter den größten Vorſichtsmaßregeln.

In den letzten Tagen des Monats November machte der Weſir der Geſandtſchaft ſchließlich die Mitteilung, daß der Emir am 1. Dezember Kabul zu verlaſſen gedenke, die Geſandtſchaft ſollte ſich ebenfalls reiſefertig machen. Zum Ausrücken war die Nachtzeit beſtimmt.

Die ganze Nacht vom 1. Dezember verbrachte die Geſandtſchaft ſchlaflos. Man wartete von Stunde zu Stunde auf den Weſir, der das Zeichen zum Aufbruch zu geben hatte. Er erſchien erſt um 3 Uhr morgens und teilte haſtig den Befehl des Emirs zum Ausrücken mit. Der Emir hatte bereits Bala-Hiſſar verlaſſen.

Die Geſandtſchaft irrte lange im nächtlichen Dunkel und auf Umwegen in den leeren Straßen umher, bis ſie ſchließlich ſchon außerhalb der Stadt auf den Zug des Emirs ſtieß. In Kalja-i-Kaſy wurde eine mehrſtündige Raſt gehalten; dann ging's ſofort wieder weiter.

Das Ausrücken der Geſandtſchaft aus Kabul war einer Flucht ähnlich. Unwillkürlich tauchte da die Erinnerung auf an den pompöſen Empfang unſerer Geſandtſchaft im Juli-Monat des gleichen Jahres. Sic transit gloria mundi, oder richtiger geſagt, sic tempora mutantur! . . . .

Die Reiſe der Geſandtſchaft war jetzt ſchon lange nicht mehr von den Bequemlichkeiten begleitet, deren ſie ſich im Sommer zu erfreuen hatte. Der Weſir war weder ſo vorſorglich noch ſo geſchickt in ſeinen Anordnungen, wie der Kemnab. Die Tagesreiſen waren damals geradezu angenehme Spazierritte und wenn die Geſandtſchaft auf einer Station eintraf, ſo fand ſich dort ſchon alles zum Empfang der teuren Gäſte bereit. Gegenwärtig aber ſah ſich die Geſandtſchaft öfters genötigt, Stunden lang unter freiem winterlichen Himmel zu frieren — in der Erwartung, daß ihre Zelte aufgeſtellt würden. Auch jetzt, während der Reiſe, hungerte man gerade ſo gut wie in Kabul: oft gab's kein Mittageſſen, oft war kein heißes Waſſer zum Thee zu erlangen. Uebrigens ſchien auch der Emir nicht minder als die Geſandtſchaft den Entbehrungen und den Unbillen der Winterreiſe ausgeſetzt zu ſein. Dafür aber war die Witterung unſeren Flücht-

lingen günstig. In diesem Winter war es lange nicht so kalt, wie im vorhergehenden. Selbst die Pässe: Kalu, Unai und Al-Rabbat waren kaum mit Schnee bedeckt. Uebrigens waren die Gebirgsbäche und Flüsse gefroren, wodurch der Weg an diesen Stellen sehr glatt geworden war. Jedoch war der Weg dort, wo er über gefrorene Flächen führte und gleichfalls bei den Auf- und Abstiegen der Pässe mit Sand bestreut.

Seine Abreise von Kabul zeigte der Emir den englischen kommandierenden Generälen an, indem er sie wissen ließ, daß er nach Petersburg reise, um dort einem Kongreß seine und der Engländer Angelegenheiten zum Entscheid zu unterbreiten; er forderte die Engländer auf, ebenfalls nach Petersburg ihre Gesandten zu entsenden. Der Brief war vom 1. Dezember datiert. Am 10. Dezember schrieb der Emir aus Bamjan einen Brief an den General Kaufmann, in welchem er ihn mit den letzten Ereignissen und mit seiner Absicht, nach Petersburg zu ziehen, bekannt machte. Der Brief traf erst am 23. Dezember in Taschkent ein.

Bei der großen Entfernung von Taschkent war der Briefwechsel zwischen der afghanischen und russischen Regierung natürlich bedeutenden Schwierigkeiten ausgesetzt. So erhielt der Emir z. B. erst am 15. Dezember in Duab einen Brief von General Kaufmann, der vom 14. November datiert war.

Das Schreiben benachrichtigte den Emir davon, daß der Arzt der Gesandtschaft nach Kabul gesandt, und daß das Befinden der afghanischen Gesandtschaft in Taschkent ein sehr befriedigendes sei. Kein Wort über die brennende anglo-afghanische Frage, keine Andeutung über die Hülfstruppen!

In einem Brief, den General Kaufmann etwas später dem General Rasgonow zukommen ließ, sprach er seine Unzufriedenheit darüber aus, daß die Gesandtschaft Kabul eigenwillig verlassen habe. Auch darüber, daß General Rasgonow aus seinem, des Generals Kaufmann, Schreiben Citate entnommen und diese dem Emir vorgelegt habe, urteilte er abfällig. „Aus intimen Mitteilungen lassen sich keine diplomatischen Noten machen," meinte er. Dem Schreiben war ein Telegramm beigelegt, aus welchem sich ersehen ließ, daß die englischen Minister dem russischen Gesandten in London die Integrität von Afghanistan zu-

gesichert hatten. Dann folgte ein Befehl der Regierung, der sich auf die Rückberufung der Gesandtschaft aus Kabul bezog. Der General bemerkte ferner in bezug auf die bevorstehenden politischen Ereignisse: „Gott gebe, daß der Emir nicht auf den Gedanken verfällt, nach Rußland zu kommen. Die afghanischen Angelegenheiten könnten sich dadurch nur noch verwickelter gestalten.“ Der Emir sollte nach Meinung des Generals bis auf weiteres in Masari-Scherif verbleiben und wo möglich Frieden mit den Engländern machen.

Am 20. Dezember traf der Emir in Tasch-Kurgan ein, woselbst er einige Tage verweilen wollte. Ich erhielt in folge dessen, wie erwähnt, die Aufforderung nach Tasch-Kurgan zu kommen.

„Glücklich sind Sie, Doktor,“ sagte General Rasgonow, indem er seine Erzählung schloß, „hundertmal glücklich, daß sie nicht diese viermonatliche Gefangenschaft durchzumachen gehabt haben, in welche sich der Aufenthalt der Gesandtschaft in Kabul verwandelt hatte. Sie haben nicht diese trostlose Langeweile und die tödlichen Qualen der Ungewißheit durchzumachen gehabt, die uns soviel Leid geschafft haben.

Allerdings stimmte ich in dieser Beziehung nicht gerade mit dem General Rasgonow überein. Es erschien mir bedauerlich und sogar gewissermaßen ärgerlich, daß es mir nicht beschieden gewesen war, die außergewöhnlichen Empfindungen unserer Gesandtschaft, namentlich die der letzten Tage ihres Aufenthalts in Kabul durchzukosten.

An dem Tage, wo ich in Tasch-Kurgan eintraf, also am 25. Dezember, erschienen abends in der Wohnung der Gesandtschaft der Wesir und der Kasi. Sie waren von dem Emir entsandt worden, um mich zu begrüßen und um zu erfahren, ob ich den Weg nach Tasch-Kurgan glücklich zurückgelegt habe, von dem Lojnab gut aufgenommen worden sei u. dgl. m.

Am folgenden Tage, am 26. Dezember, hatte ich eine Audienz beim Emir. Unsere Gesandtschaft wohnte der Audienz vollzählig bei.

Nach dem üblichen Wechsel von Begrüßungen, die mit den im Orient gebräuchlichen Metaphern, Vergleichen und Komplimenten ausgestattet waren, begann der Emir sehr ausführlich

über seine gegenwärtige Lage zu reden, über seinen Zwist mit den Engländern und über seinen bereits endgültig gefaßten Entschluß, nach Rußland zu reisen, „um bei dem großen russischen Zaren Hülfe gegen die Engländer zu suchen."

„Vor dem Kriege haben die Engländer alle Mittel anzuwenden gesucht, um mich zu gewinnen," erzählte der Emir, „sie gaben mir Geld und Waffen und sicherten mir eine Vergrößerung meines Reiches zu. Ich wies jedoch alle ihre Vorschläge zurück und habe die Freundschaft mit Rußland vorgezogen. Ich weiß bereits, was von englischen Versprechungen und Geschenken zu halten ist; die Geschichte mit den indischen Fürsten ist allzu lehrreich und klar, sie läßt sich nicht vergessen. Mögen sie sich jetzt merken, daß ich die Schlüssel zum Thore von Indien dem mir verbündeten Rußland ausgeliefert habe."

Der Emir kam daraufhin auf die neuesten politischen Ereignisse in Europa zu sprechen und fragte mich, ob nicht Rußland einen neuen Krieg mit der Türkei begonnen habe u. dgl. m. Er sprach auch mancherlei über einige hervorragende historische Persönlichkeiten, über Peter den Großen, den er in außerordentlicher Weise verehrte, über den Kaiser Alexander I., über Nikolaus und Napoleon, und über die politischen Männer der Gegenwart, den Fürsten Bismarck, den Fürsten Gortschakow und andere mehr. Der Emir hatte zweifellos die feste Absicht, die Gesandtschaft darüber aufzuklären, daß ihm weder die Geschichte, noch auch die gegenwärtige politische Situation von Europa unbekannt seien. Jedenfalls waren die Ansichten, die er über die gegenwärtige politische und ökonomische Lage von Europa und auch der übrigen Welt vorbrachte, außerordentlich tüchtig und für einen asiatischen Herrscher geradezu überraschend.

Zum Schluß der Audienz, welche ganze $3^1/_2$ Stunden angedauert hatte, stellte ich meine medizinische Untersuchung am Emir an. Ich konstatierte einen chronischen Katarrh des Rachens und der Gurgel. Wir besprachen uns über die Behandlung der Erkrankung und ich kehrte dann nach Hause zurück.

Am 27. Dezember begann die Kur. Ich hatte Pulverisationen angeordnet. Diese Behandlung interessierte den Emir in hohem Grade. Er hatte offenbar nie zuvor etwas derartiges gesehen. Er fragte mich eingehend über die Konstruktion des Pulverisators

aus, ſchien aber ſchließlich doch nicht begriffen zu haben, warum das Waſſer in der vertikalen Röhre ſteige. Er fügte ſeinen Fragen zu guter Letzt ein Kompliment hinzu, indem er bemerkte, daß „der Doktor-Saib zwar nur 25 Jahre alt ſei, aber ein Wiſſen von 60 Jahren habe.“ Das Kompliment gefiel mir nicht gerade ſehr: es war ſchon gar zu ſüßlich.

An dieſem Tage traf eine Poſt aus Kabul ein. Jakub-Chan meldete ſeinem Vater, daß Dſchelalabad von den Engländern beſetzt worden ſei. Geſtützt auf die vor ein paar Tagen eingelaufene Verſicherung des Generals Kaufmann, daß die Integrität Afghaniſtans von den Engländern gewahrt bleiben werde, wandte ſich der Emir durch ſeinen Weſir an die Geſandtſchaft mit der Anfrage, was dieſer Widerſpruch zu bedeuten habe?

Am 28. Dezember mußte ich mich wiederum mit dem Pulveriſator beim Emir einfinden. Ich fand eine Menge von Sſerdaren vor. Viele unter ihnen waren mir unbekannt, andere wieder hatte ich früher, bei meiner erſten Reiſe nach Kabul, geſehen. Da waren: Chabibullah-Chan, der Neffe des Emirs, der die Geſandtſchaft bei ihrem Einzug in Kabul empfangen hatte, Lal-Mohamed-Chan, der Gouverneur von Bamjan, Achun-Saib, der Hofarzt, den ich am Bette des verſtorbenen Prinzen Abdullah-Dſchan geſehen hatte. Selbſtverſtändlich waren auch der unvermeidliche Kaſi und der Weſir hier, die rechte und die linke Hand des Emirs.

Als ich den Pulveriſator aus dem Behälter herausgenommen und in Thätigkeit geſetzt hatte, begann der Emir mit augenſcheinlichem Vergnügen die Umſtehenden über den Gebrauch des Inſtrumentes aufzuklären. Er wollte ihnen meine Behandlungsweiſe begreiflich machen und meinte zum Schluß, „daß es keineswegs auffallend ſei, daß eine ſo feine Behandlung wirkſam und die fremden Aerzte überhaupt den hieſigen überlegen ſeien, ſie wiſſen viel mehr als die hieſigen Aerzte, die ja noch immer ihre Patienten bei allen Krankheiten mit Mixturen füttern.“

Der Kaſi bat mich als ſeiner Diplomat ſofort, ihn in Behandlung zu nehmen, da er krank ſei, — er war natürlich völlig geſund. Der Weſir hatte noch tags zuvor den Wunſch geäußert, den warmen Dampf von meinem Pulveriſator zu er-

proben. Er beklagte sich über Halsweh, und behauptete, daß er sich an einem Knochen verschluckt habe. Ich untersuchte seinen Hals, fand aber keinerlei Verletzung der Schleimhaut und riet ihm, um sein Gewissen zu beruhigen, schluckweise kaltes Wasser zu trinken. Das unzufriedene Gesicht des Wesirs nahm einen säuerlichen Ausdruck an, er schielte zu der Schachtel mit dem Pulverisator hinüber, sagte aber kein Wort. Als ich ihn am anderen Tage über sein Halsweh befragte, sagte er, es sei bereits vergangen.

Am 28. Dezember erschienen abends bei uns der Wesir und der Kasi. Sie überreichten uns, nachdem sie den üblichen Gruß des Emirs, mit dem der Wesir regelmäßig morgens und abends erschien, ausgerichtet hatten, zwei Briefe. Der eine war von General Kaufmann und richtete sich an den Emir. Der General ließ den Emir wissen, daß die Engländer nunmehr die Integrität von Afghanistan definitiv zugesichert hätten. Der General reise gegenwärtig in Angelegenheiten des ihm anvertrauten Gebietes nach Petersburg, bitte jedoch den Emir, ihm Briefe nachsenden und die ihm durch die afghanische Gesandtschaft zu übergebenden Geschenke annehmen zu wollen. Die afghanische Gesandtschaft hatte der General in folge seiner bevorstehenden Abreise entlassen. Der Brief war vom 12. Dezember datiert. Der zweite Brief rührte vom Kemnab her und war an den Wesir gerichtet. Der Kemnab bestätigte die Mitteilung des Generals Kaufmann und meldete, daß er auf Grund des Schreibens des Emirs (vom 26. November?) den General Kaufmann um genauere Auskunft in bezug auf die militärische Unterstützung ersucht habe und eine Antwort von ihm in Ssamarkand abwarte.

Der Wesir hatte ferner der Gesandtschaft ein Exemplar einer von den Engländern in ganz Afghanistan verbreiteten und in persischer Sprache verfaßten Proklamation zugestellt. Die Engländer sprachen sich in ihrem Aufruf weitläufig über die zahlreichen Wohlthaten, die sie dem Emir erwiesen hatten, aus und versicherten dem Volk und den Sserdaren, daß sie absolut nichts gegen Afghanistan und das afghanische Volk hätten und lediglich nur darum ausgezogen seien, um den undankbaren Emir, der auch allein die Schuld an dem Kriege trage, zu strafen. Die Proklamation war vom 20. November neuen Stils datiert.

Die stürmischen Forderungen der Afghanen, die über die Absichten Rußlands und den Widerspruch zwischen den Versprechungen der Engländer und ihrem unaufhaltsamen Vorrücken Aufklärung wünschten, mußte der Chef der Gesandtschaft unbeantwortet lassen; immerhin sah er sich zu dem Geständnis gezwungen, „daß seiner Meinung nach Rußland schlimm handeln würde, wenn es dem Emir keine Aufnahme gewähren wollte.“ Der Wesir und der Kasi ersuchten den General Rasgonow, über ihr Gespräch an General Kaufmann Bericht zu erstatten.

Als sich die beiden Männer entfernt hatten, wurden die Boten des Begs von Schirabad angemeldet. Der Beg fragte nach, warum die russische Gesandtschaft noch immer nicht komme, währenddem doch General Rasgonow den Beg noch unlängst habe wissen lassen, daß die Gesandtschaft bald das bucharische Gebiet betreten werde.

„Es ist schon alles bereit auf unserem Amu-Ufer,“ sagten die Boten, „um die hohe Gesandtschaft in gebührender Weise zu empfangen. Wir haben lange auf Sie am Ufer gewartet und endlich beschlossen, selber der Ursache der Verspätung nachzuforschen.“

Unter anderen Neuigkeiten erzählten sie uns, daß der Emir von Buchara von Schachrisjabs aus nach Karschi gezogen sei und dort auf die Ankunft der Gesandtschaft warte.

Die Boten wurden selbstverständlich beschenkt, mit Briefen an den Beg versehen und zurückgesandt. Bemerkenswert war es, daß sie nach Tasch-Kurgan nicht auf dem üblichen Wege über Patta-Gjusar und Masari-Scherif gekommen, sondern direkt durch die Sandwüste gezogen waren.

„Wir befürchteten einen Zusammenstoß mit den Afghanen,“ sagten sie.

Am gleichen Tage erhielten wir auch Nachricht davon, daß die Momunder, die sich seit der Freigebung von Jakub-Chan dem Emir angeschlossen hatten, nach wie vor sich den Engländern sehr bemerkbar machten; so hatten sie vor kurzem einen englischen Armeetransport von einigen hundert Kamelen ausgeplündert.

Am 29. Dezember begab ich mich zur üblichen Morgenvisite zum Emir; der Wesir, der stets nach mir kam, forderte Herrn M. auf, mir zu folgen; die übrigen Mitglieder der Gesandt-

schaft waren nicht eingeladen worden. Als General Rasgonow erfuhr, daß Herr M. mich begleite, erklärte er, daß er mit sämtlichen Mitgliedern sich uns anschließen werde. Wir machten uns somit alle auf den Weg.

Als wir das Zelt des Emirs betraten, entging uns nicht das unwillkürliche Staunen, das sich auf dem Gesichte des Emirs ausdrückte, als er die Gesandtschaft, die er gar nicht eingeladen hatte, vollzählig auftreten sah. Der Emir unterhielt sich diesmal nur gezwungen und sehr wenig mit uns. Wir zogen uns bald zurück.

Zu Hause erzählte mir Herr M. unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, daß General Rasgonow einen Brief von General Kaufmann erhalten habe. Der Brief enthielt eine Zurückberufung der Gesandtschaft aus Afghanistan, oder vielmehr eine Bestätigung dieser Anordnung, die uns ja bereits schon früher mitgeteilt worden war. Allerdings fand sich auch etwas Neues in diesem Schreiben, wenigstens für mich. General Kaufmann erteilte nämlich den Befehl, daß ich nach Abreise der Gesandtschaft in Masari-Scherif bleiben möge, wenn das dem Emir wünschenswert erscheinen sollte. „Sollte aber der Emir-Saib," schrieb General Kaufmann, „der Hülfe des Doktors nicht bedürftig sein, so möge er sich in die Stadt Buchara begeben, zum Emir Mosafar-Chan, um diesem medizinischen Beistand zu leisten. Es werden ihn bei dieser Reise der Essaul (Kosakenoffizier) Bulazel und der Hofrat Tschanuschew begleiten, die sich gegenwärtig bei der afghanischen Gesandtschaft befinden."

Der General äußerte ferner seine Befürchtung, daß der Emir auf den Gedanken geraten könnte, nach Rußland zu kommen, „wovor uns Gott bewahren möge". Damit aber war General Kaufmann allerdings einverstanden, daß der Emir Kabul verlassen und sich mit seinen Truppen nach Masari-Scherif zurückgezogen hatte.

Die mir mitgeteilten „Geheimnisse" machten auf mich einen recht eigentümlichen Eindruck. Ich war nicht gerade erzürnt über den General Rasgonow wegen seiner unzeitgemäßen Verschwiegenheit, seltsam aber erschien mir seine Absicht, aus allem, selbst aus den gleichgültigsten Sachen, ein Geheimnis zu machen. Der Brief war bereits seit mehreren Tagen eingelaufen, ich hatte aber

die ganze Zeit über keine Ahnung von den Anordnungen des Generals Kaufmann gehabt, die sich doch direkt auf mich bezogen und zudem noch sehr wichtig waren.

„Es ist ja klar," dachte ich mir, „daß der Emir mit seinem Wunsch, nach Rußland zu kommen, zurückgewiesen werden wird. Es läßt sich denken, was darauf folgen wird, in welcher Lage ich mich bei dem abgewiesenen und seinem Schicksal überlassenen Emir befinden werde. Wenn es nur nicht dazu kommt, daß ich der Sündenbock für die Sünden aller anderen werde sein müssen."

Allerdings wurden meine düsteren Gedanken bald durch andere fröhlichere, ja sogar pikante Vorstellungen verdrängt: ich schien ja wahrhaftig dazu berufen zu sein, als „Leibarzt" von nahezu allen central-asiatischen Potentaten aufzutreten. Die gedrückte Stimmung, in welche mich die Mitteilungen von Malewinskij versetzt hatten, verlor ich völlig nach einem Spaziergang in der Stadt und ihrer Umgebung. Ich hatte mir nämlich schon am ersten Tage meiner Ankunft in Masari-Scherif eine völlige Freiheit beim Emir ausgewirkt und benutzte sie heute. Nicht ohne Stolz möchte ich bemerken, daß ich der einzige in unserer Gesandtschaft war, der sich gegen das ewige Hocken zwischen den vier Pfählen unserer Wohnung oder in dem Zelt aufzulehnen gewagt hatte. Späterhin machte ich meinen täglichen Spazierritt in der Umgebung der Stadt.

Die Stadt Tasch-Kurgan hatte sich zu dieser Zeit äußerlich stark verändert. Die sonst so langweilige und selbst auf ihren schmutzigen und düsteren Bazaren so stille Stadt hatte sich jetzt aufgeputzt, war in Bewegung geraten und kostete nun plötzlich das lärmende Leben einer zufälligen Hauptstadt. Eine ganze neue Stadt, eine Stadt aus Zelten, hatte sich ihr im West und Süd angeschlossen. Die Zelte standen regelrecht nach Straßen und Quartieren. Es war das das Lager der von dem Emir mitgebrachten Truppen. Hie und da erhoben sich zwischen den Zelten die Bataillonen- und Schwadronenzeichen. Nahezu im Centrum des Lagers, ein wenig mehr nach Westen hin, türmte sich ein durch seine großartigen Dimensionen imponierendes Kegelzelt auf; es war das das Zelt des Emirs. Das Zelt war doppelt, gerade wie das unserige, d. h. es hatte doppelte Leinwandwände, die von einander auf $1\frac{1}{2}$ Arschin abstanden. Auch die

Kegelspitze des Zeltes war doppelt. Von allen vier Seiten besaß das Zelt Fenster und Thüren, welche sich durch doppelte Portieren schließen ließen. Jede Seite des Zeltes hatte eine Länge von 8 bis 9 Ssaschenj; die Höhe des Zeltes betrug circa 3 Ssaschenj. Das gesamte Zelt ruhete auf einer einzigen Stange, die durch das Centrum führte. Die Flügel des Zeltes waren durch stark angespannte Seile an eisernen Pflöcken, die in die Erde eingeschlagen waren, befestigt: an den vier Ecken des Zeltes waren fernerhin dünne, aber kräftige hölzerne Stützen in die Leinwand eingenäht. Bei einer solchen Einrichtung war das Zelt trotz seiner bedeutenden Dimensionen leicht transportabel; es wurde gewöhnlich von 2 bis 3 starken Mauleseln auf Packsätteln geschleppt. Das Innere des Zeltes war recht bescheiden ausgestattet: der Fußboden war mit turkmener und chorossaner Teppichen bedeckt; der Platz des Emirs war ein wenig erhöht und mit einem seidenen „kaschgarer" Teppich und darüber noch mit einem Tigerfell bedeckt. Mit seinen Armen stützte sich der Emir auf zwei cylindrische Kissen; er saß selbstverständlich auf asiatische Manier, mit untergeschlagenen Beinen. Im Zelte fehlte sonst jedes Möbelstück.

Hier befand sich der Emir während der Audienzen, die er der Gesandtschaft gewährte, bei den Versammlungen der Sserdaren (Darbar) und auch wenn er zu Gericht saß.

Die Gerichtsverhältnisse erinnern hier, in Afghanistan, noch stark an die patriarchalischen Zeiten. Nahezu jede gerichtliche Angelegenheit gelangt unmittelbar vor den Emir und jeder Urteilsspruch wird von ihm selbst gesprochen. Als ich einst dem Emir empfahl, daß er aus rein therapeutischen Rücksichten in frischer Luft und auch sonst im Zelt nach Möglichkeit wenig reden möge, so antwortete er mir mit gewisser Bitterkeit:

„Sie wissen nicht, was für ein Volk meine Unterthanen sind. Die sind bereit, mit jedem Unsinn zu mir vorzudringen. Ein jeder, auch noch so geringe Prozeß gelangt zu mir. Die Ohren klingen mir von dem ewigen: Emir-Saib! Emir-Saib! Auf die Angelegenheit eines jeden muß ich eingehen; mit jedem muß ich darüber reden, was ihn bedrängt und wenn das auch die geringfügigste Sache ist. Sollte ich jedoch nur jemand mit seiner Bitte zurückweisen, so würde man sofort davon reden, daß ich

mich um nichts mehr bekümmere, daß ich meine Geschäfte vernachlässige, ein Tyrann sei u. dgl. m. Auch jetzt reden viele schlimm von mir, ich weiß das. Wenn ich mich aber schon dem Volk gegenüber so verhalten muß, so gilt das in noch höherem Grade für die Sserdaren. Nein, Doktor-Saib, Sie wissen nicht, was das für ein Volk ist!"

Gewöhnlich aber bewohnte der Emir eine der üblichen Kirgisen-Jurten, die sehr ärmlich möbliert und dekoriert war, d. h. er ruhete, speiste und schlief dort.... Neben dieser Jurte standen noch einige Jurten, in welchen sich unter anderem ein Teil seines Harems befand. In der Jurte machte ich gewöhnlich meine Abendbesuche mit dem Pulverisator.

Die Wohnung des Emirs war von Wachposten umgeben und vier athletische Figuren in blauen Uniformen und zottigen Mützen, an denen weiße Halbmonde angenäht waren, marschierten hier mit präsentiertem Gewehr hin und her.

Die Stadt und das Lager führten ein rein militärisches Leben. Um 7 Uhr morgens wurden die Truppen durch einen Kanonenschuß erweckt, der von den alten Mauern der Stadtcytadelle her erdröhnte, auf dem Glacis erschienen Musikanten und spielten den persischen Marsch und zwar, ganz aufrichtig gesagt, gar nicht übel. Zu Mittag gab's wieder einen Kanonenschuß und wiederum den Marsch. Um 6 Uhr abends das gleiche.

Mitunter ließen sich die Kanonenschüsse und der Marsch noch außerhalb dieser Stunden vernehmen. Es geschah das gewöhnlich dann, wenn der Emir einen Ausflug ins Freie machte, zur Jagd mit Falken und den einheimischen Windhunden (Tas).

Tasch-Kurgan ist eine recht bedeutende Stadt. Sie besitzt einen Umfang von 7 bis 8 Quadrat-Werst und umspannt in Form eines Halbmondes den Bergvorsprung, auf welchem sich die Citadelle der Stadt befindet. Die Häuser der Stadt sind recht eng aneinander gerückt. Nur an der Peripherie der Stadt, in dem Gebiet der Lehmhütten und Lehmmauern finden sich Gärten, die fast das ganze Jahr grünen. Die Mehrzahl der Häuser hat kuppelförmige Dächer. Die Gebäude besitzen mit geringen Ausnahmen nur ein Stockwerk. Einige Straßen sind mit Feldstein und Kiesel gepflastert. Ueber die Vorzüge dieses Straßen-

pflasters läßt sich leider nicht viel erzählen. Die städtischen Bazare, die sich im Centrum der Stadt, an den Ufern des die Stadt durchströmenden Chulum-Fusses befinden, sind recht umfangreich und besitzen den üblichen Anstrich. Es finden sich hier wie allerorts die schmalen Passagen, statt der Straßen, mit einer Unmenge von Gäßchen und Krümmungen; die elenden Dächer aus Matte, die die Straße überdecken und von einer Reihe von Häusern und Buden zur anderen hinübergespannt sind, die engen und schmutzigen kleinen Buden, in denen die politisierenden Krämer mit Wichtigkeit thronen; es herrscht hier ewiglich unter den durchlöcherten Bazargewölben Dunkelheit, Schmutz und eine dumpfe Atmosphäre; wir finden auch hier die buntscheckige, in verschiedenen Sprachen redende Menge, die sich bei den Buden herumtreibt, allerorts schwatzt und den hier vor allen Augen in einer transportablen Küche zubereiteten „Kabjab" genießt; dieses Volk scheint zu kaufen und zu verkaufen: es wird nach den Preisen gefragt, alles wird untersucht, betastet, berochen, benagt ... dann aber höchst kaltblütig dem Verkäufer zurückgegeben .... Kurzum, es ist hier alles gerade so, wie auf jedem central-asiatischen Markt. Der Verkäufer ärgert sich aber auch keineswegs über den Käufer, wenn dieser, nachdem er eine halbe Stunde gehandelt hat, sich einfach zurückzieht, ohne etwas zu kaufen. Er zeigt tausendmal seine Sachen vor, er spricht von ihnen tausendmal mit dem angeblichen Käufer und alles das führt er mit Ruhe und Würde aus, ja selbst nicht ohne gewisses Vergnügen, welches sich in dem Glanz seiner Augen und in seinem ganzen Auftreten ausspricht.

„Ja, aber wie soll man denn da zufrieden sein?" wird der Leser fragen, „wenn man so schlecht kauft. Wozu dann all' diese Bemühungen? Lohnt es sich denn unter solchen Umständen zu verkaufen?"

In der ersten Zeit, wo ich mit Central-Asien bekannt wurde, habe ich mir ähnliche Fragen vorgelegt. Ich habe mich gerade so gewundert wie der Leser; ja ich wundere mich auch noch gegenwärtig darüber. Eine gewisse Erklärung habe ich für diese seltsame Erscheinung schließlich doch gefunden. Uebrigens komme ich noch später darauf zurück.

Tasch-Kurgan hat eine Bevölkerung von etwa 30000 Seelen.

Ich sage etwa, da die afghanische Administration selber nichts über die genaue Anzahl der Bevölkerung weiß. In der Stadt wohnen neben den ursprünglichen Bewohnern des Landes, den Tadschicken, auch Fremdlinge. Und zwar machen sie die Mehrzahl der Bevölkerung aus. Das Hauptkontingent der Bevölkerung von Tasch-Kurgan bilden Usbegen aus dem Stamme der Ming. Es finden sich auch Usbegen aus dem Stamme Kattagan vor. Relativ gering ist die Anzahl der hier wohnenden Afghanen, Juden, Hindus. Die „Iraner" (Perser), Turkmenen und Hesaren erscheinen hier bloß zeitweise; selten nur siedeln sie sich hier an.

Der größte Teil der Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau. Die Stadt ist darum auch von allen Seiten von einem breiten Gürtel von Feldern umgeben. Daß die Bevölkerung sich nicht bloß mit Sommerkorn begnügt, sondern auch bedeutende Aussaaten von Winterkorn macht, habe ich bereits bemerkt.

In circa 10 Werst von der Stadt im Norden befinden sich die Ueberreste einer alten und anscheinlich umfangreichen Niederlassung; die Ruinen führen den Namen: Tschitr-Abaf.

Am Abend, am 30. Dezember, unterhielt sich der Emir während meiner Abendvisite lange Zeit mit mir und seiner Umgebung. Das Thema unserer Unterhaltung waren selbstverständlich die politischen Ereignisse, die sich gegenwärtig in Central-Asien abspielten.

„Was meint der Doktor-Saib," fragte mich der Emir unter anderem, „wie mögen sich die Engländer zu mir verhalten?"

Ich antwortete, daß sie wohl kaum mehr Zuneigung zum Emir verspüren mögen, als früher.

„Warum?" fragte der Emir nochmals.

„Ich glaube," antwortete ich, „daß der Emir-Saib dadurch, daß er sich aus Kabul nach Turkestan zurückzog, den Engländern klar genug gezeigt hat, daß er mit ihnen keinerlei Verkehr haben will, währenddem er sich Rußland noch mehr zu nähern bestrebt ist."

„Sie haben Recht," unterbrach mich der Emir lebhaft, „die Engländer zürnen mir, weil ich „die Schlüssel zu dem Thore von Indien" Rußland übergeben habe. Sie haben mir Geld und Waffen angeboten, sie wollten mir Peschawer und

Kohat[1]) abtreten, wenn ich ein Bündnis mit ihnen eingehen wollte; ich habe es aber vorgezogen, alles das abzulehnen. Das „Wasser des Angesichts" (die Ehre) steht mir am höchsten. Mein Vater hat sich an Rußland gehalten, und auch ich begebe mich jetzt zu dem russischen Kaiser. Ja, das „Wasser des Angesichts" geht mir über alles. Hätte mich der russische Kaiser beleidigt, so würde ich, selbst wenn er mir hundert Millionen gegeben hätte, von allem abstehen und selbstverständlich würde dann keine Freundschaft mehr zwischen uns bestehen können."

„Armer Emir!" dachte ich während seiner Rede; „Du weißt nichts davon, daß in dem Briefe des Generals Kaufmann an General Rasgonow ein paar Zeilen stehen, die all' Dein Hoffen auf Rußland zerschlagen können:" „Es ist gut, daß er nach Masari-Scherif zurückgezogen ist, aber Gott gebe, daß er nicht zu uns kommt," schrieb der General Kaufmann.

Der Emir ahnte natürlich nichts davon, denn General Rasgonow hatte ihm nichts hierüber mitgeteilt. Waren denn aber derartige Worte auch wiederzugeben? Es ist das eine Frage, die der Leser selber entscheiden möge.

Bis jetzt, bis zum 31. Dezember, hatte General Rasgonow noch immer nichts dem General Kaufmann über das Gespräch, das er am 28. Dezember mit dem Wesir gehabt hatte, geschrieben. Der Wesir fragte den General mehrmals täglich, ob er nicht bald dem General-Gouverneur schreiben werde. Die Antwort lautete dann: „in einer halben Stunde ist der Bericht fertig." Aber diese halbe Stunde erstreckte sich auf den ganzen Tag. Bald hieß es, daß der Brief darum noch nicht fertig sei, weil der General Rasgonow keinerlei Notizen über die Stärke der afghanischen Truppen in Afghanisch-Turkestan besitze. Der Wesir begab sich hierauf sofort zum Emir und kam bald mit der Antwort zurück, daß sich in Afghanisch-Turkestan ca. 20 Bataillone und nahezu ebenso viele in Herat befänden. Dann hieß es wieder, der Brief werde darum nicht geschrieben, „weil," wie General Rasgonow sagte, „die Afghanen ihm keine genauen

[1]) Der Emir hatte wohl im vorliegenden Fall das Angebot der Engländer absichtlich vergrößert und zwar gewohnheitsgemäß als professioneller Diplomat, wenngleich mir gegenüber derartige Schlauheiten gar keinen Zweck hatten.

Nachrichten über die Kriegsoperationen und über ihre Verluſte in den Schlachten erteilen.“ Auf dieſe Weiſe wurde die Abſendung des Briefes von einem Tag zum anderen verſchoben und der General-Gouverneur von Turkeſtan erhielt keine Nachricht über die neueſten Ereigniſſe, wie z. B. die Einnahme von Dſchelalabad durch die Engländer.

Heute, am 31. Dezember, erhielt ich auf meine Frage: „wann gedenkt der Emir-Saib abzureiſen?“ die Antwort: „morgen“.

Heute nun entſchloß ſich auch General Rasgonow dem Weſir einige Stellen aus dem Briefe von General Kaufmann vorzuleſen, nämlich diejenigen, die über die Zurückberufung der Geſandtſchaft aus Afghaniſtan handelten. Der Paſſus, in welchem der Rat dem Emir erteilt wurde, Frieden mit England zu ſchließen, wurde ebenfalls vorgetragen. Die nachfolgenden Worte: „es wäre gut, wenn der Emir-Saib meinen offiziellen Rat, Frieden mit England zu ſchließen, nicht befolgen würde,“ ſchien der Weſir nicht recht begriffen zu haben, wenigſtens machten ſie keinen beſtimmten Eindruck auf ihn. Die Phraſe: „Gott gebe, daß der Emir-Saib nicht nach Rußland kommt,“ wurde dem Weſir durch den General Rasgonow mit ganz anderen Worten wiedergegeben, einfach als Ratſchlag, möglichſt lange in Maſari-Scherif zu verweilen. Auch dieſe Worte machten keinen Eindruck auf den Weſir. Als General Rasgonow an die Stelle des Briefes kam, wo General Kaufmann den Wunſch ausſprach, daß der Emir ihm nur die „heilige Wahrheit“ ſagen möge, entgegnete der Weſir mit Eifer, daß das bis jetzt ſtets der Fall geweſen ſei: vor ſeiner Abreiſe aus Kabul habe der Emir dem General Kaufmann geſchrieben, daß er geſchlagen ſei und darum um Hülfstruppen bitte (der Brief vom 26. November 1878). Der Rat des Generals Kaufmann, daß der Emir direkte Verbindungen mit Jakub-Chan und mit ihm, dem General Kaufmann, unterhalten möge, entlockte dem Weſir folgende Erwiderung: „mit dem Erſtgenannten, d. h. mit Jakub-Chan, ſtehe der Emir in täglichem Briefwechſel, in bezug auf den Letztgenannten, d. h. den General Kaufmann, hänge aber alles von dem General-Saib ab“ (alſo von Rasgonow). Der Weſir fragte hierbei wiederum, ob der Brief an den General Kaufmann fertig ſei. Als die

Auszüge aus dem Briefe vorgelesen waren, erklärte der Wesir, daß er nicht im Stande sei, alles das, was ihm General Rasgonow vorgelesen habe, dem Emir wiederzugeben.

„Ich werde dem Emir darüber Meldung machen. Wenn es ihm belieben wird, den General-Saib anzuhören, so wird er Sie zu sich einladen," fuhr der Wesir fort, „übrigens ist's ja gerade jetzt Zeit für den Doktor-Saib, daß er sich zum Emir-Saib begiebt. Wenn der General-Saib etwas dem Emir-Saib mitzuteilen hat, so möge er dem Doktor den Brief mitgeben, er wird ihn dem Emir-Saib vorlesen."

Der General gab jedoch den Brief nicht, sondern meldete sich selber dazu, daß er zum Emir gehen und ihm den Brief vorlesen werde. Der Wesir entgegnete hierauf, daß er dem Emir sofort Meldung über den Wunsch des Generals erstatten werde. „Wenn es ihm dann belieben wird, Sie anzuhören, so werde ich nach Ihnen kommen," sagte er zum Schluß.

Nach kurzer Zeit traf ein Bote nach mir ein.

Der General hatte keine Einladung erhalten. Somit blieb denn der Emir unaufgeklärt über die Abberufung der Gesandtschaft nach Taschkent und über die Zurückweisung, die ihm General Kaufmann auf seinen Wunsch, nach Rußland zu kommen, erteilt hatte.

Ich vermag nicht, meine Verwunderung zu unterdrücken über die Art und Weise, in welcher die erwähnten Citate aus dem Briefe des Generals Kaufmann dem Wesir vorgebracht wurden. Die Citate wurden nämlich erst nach langem Hin- und Herreden vorgelesen; man diskutierte darüber, in welcher Weise der eine oder der andere Gedanke wiederzugeben, in welche Form er zu kleiden sei u. dgl. m.; die Diskussion fand an Ort und Stelle, vor den Augen des Wesirs statt und nahm mitunter auch den Charakter eines heftigen Streites zwischen dem General und dem Dolmetscher Nasirow an. Die einzelnen Sätze aus dem Briefe wurden anfänglich russisch vorgelesen, dann umgemodelt, und zwar ebenfalls russisch, die Redaktion wurde dabei mehrfach verändert, und schließlich ins Persische übersetzt und dem Wesir mitgeteilt. Ich habe bereits oben erwähnt, daß der vorgelesene Brief einen sehr unbestimmten Eindruck auf den Wesir

machte. Ich glaube vermuten zu dürfen, daß er an dem wirklichen Vorhandenſein der ihm mitgeteilten Citate zweifelte....

Ich erhielt an dieſem Tage einen Brief von dem Schirabader Beg. Nach einer Unmenge von Komplimenten, mit denen der Beg ſein Schreiben eröffnete (er nannte mich z. B. einen „chriſtlichen Weiſen“ u. dgl. m.), fragte er: ob ich bereits bei der Geſandtſchaft ſei? In welcher Lage ſich dieſe befinde? Ob wir bald Afghaniſtan zu verlaſſen gedächten? und noch viel Anderes mehr. Er bat, daß man ihn zeitig möge wiſſen laſſen, wann die Geſandtſchaft Schirabad zu paſſieren gedenke. Ich beeilte mich, das Schreiben des Begs zu beantworten. Der Bote des Begs verließ noch ſelbigen Tags Taſch-Kurgan. Ich mußte ihm auch meine private Korreſpondenz und den Bericht an meinen Vorgeſetzten mitgeben, da General Rasgonow noch immer nicht den Brief an General Kaufmann geſchrieben hatte. Um nun die Zeit nicht unnütz zu verlieren, entſchloß ich mich, nicht länger auf den gewöhnlichen Kurier der Geſandtſchaft zu warten.

5. Kapitel.

Beim Emir in Masari-Scherif.

Der Emir siedelt von Tasch-Kurgan nach Masari-Scherif über. — Die englischen Truppen. — Weitere Eroberungen der Engländer in Afghanistan. — Die Ankunft der afghanischen Gesandtschaft aus Taschkent. — Dem Emir wird offiziell die Aufnahme in Petersburg verweigert. — Eine stürmische Diskussion während der Audienz beim Emir. — Ein neuer Kurier und ein neuer Brief. — Der Emir wird nach Taschkent eingeladen. — Die Vorbereitungen zu dieser Reise. — Der Wesir und der Kasi. — Wie der Emir seine Tage verbringt: seine Beschäftigungen, Zerstreuungen, sein Harem. — Mein Besuch beim Kasi.

Heute haben wir den ersten Tag des neuen Jahres 1879. Es ist das ein Tag, wo jeder Mensch auf die gesamten Erlebnisse des verflossenen Jahres zurückzublicken pflegt. Und wo er sich auch befinden mag, sei es im hohen Norden oder unter dem glühenden tropischen Himmel, dort, wo die Sonne sich hell und klar von ihrem Purpurbett erhebt, oder wo ihr letzter Strahl erlischt, sei es in den lauten und fröhlichen Kreisen der Hauptstadt, oder sei es in irgend welchem entlegenen Winkel unter Wilden in unbekannten Ländern, und ob er nun ein Genie oder der gewöhnlichste Dutzendmensch sei, er wird doch an diesem Tage stets den gleichen Gedanken nachhängen. Die Gedanken werden sich variieren, aber das Thema derselben wird stets das gleiche bleiben. Uebrigens beschäftigt man sich dabei mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. „Was wird uns dies Jahr bringen? Glück oder Unglück? Freud' oder Leid?"

Es zogen an mir die Gestalten und Ereignisse des vorigen

Jahres vorbei .... Das Panorama, das sich vor mir entfaltete, war umfangreich und bunt, aber doch so öde. Wie lästig waren die Fragen: „Wie hast du das Jahr verbracht? Was hast du Gutes ausgeführt? Wodurch hast du dich als Mitglied der civilisierten Welt bewährt? hast du den Hoffnungen der alma mater entsprochen, wo du so viel Schönes vernommen hast, die heiligen Gebote: der Liebe zur Menschheit, der selbstlosen Arbeit zu Nutzen des Nächsten, der Brüderschaft, der Gleichheit .... hast du diese Gebote auch nur einigermaßen im Leben bewährt?" Alle diese Fragen zogen in endlosen Reihen vor meinem geistigen Blick vorüber ....

Um 8 Uhr morgens begannen wir aus Tasch-Kurgan auszurücken. Das ganze Lager war in Bewegung geraten: alles lärmte und eilte. Hier wurden Pferde und Kamele bepackt, dort wurden Zelte abgeschlagen und zusammengerollt; weiterhin sah man das afghanische Militär in Reih' und Glied auftreten. Das Zelt des Emirs allein ragte noch lange Zeit mit seinem weißen Kegel zwischen all' dem Chaos und den Trümmern hervor. Schließlich wurde auch dies Zelt auf drei starke Maulesel aufgepackt. Jetzt rasselten die Trommeln in verschiedenem Ton, jetzt ließ sich der melancholische Marsch vernehmen und von den Mauern der Citadelle erdröhnten mehrere Kanonenschüsse. Der Emir hatte somit seine Reise angetreten.

Er ritt ein kleines, stämmiges Roß mit breiter Brust, einen „Kandahani". Es war das ein feueriger „Tropotun". (Siehe B. I., S. 239.) Das Pferd trug einen englischen Sattel, der mit einer goldgestickten Sammetdecke bedeckt war. Die Waltrappe war aus dem Fell des schwarzen Bären verfertigt, der sich, wie die Afghanen erzählten, in den Bergen von Badachschan findet. Der englische Zaum war mit goldener Damaszierung geschmückt, die Steigbügel mit silberner, emaillierter Damaszierung.

Der Emir trug den nationalen Rock, der bis zu gewissem Grade den neuen russischen Uniformen ähnlich ist, nur daß der Kragen heruntergeschlagen ist und die Rockschöße weiter und gefaltet sind. Ueber den Rock hatte er einen leichten Pelzmantel gezogen. Seine Beinkleider waren für den Ritt mit Stegen versehen; an den Füßen trug er Halbstiefel. Sein Haupt bedeckte

der kegelförmige „Kjulach“ aus schwarzem Lammfell. An dem mit einer Goldborte versehenen Gürtel hing an der linken Seite ein geschmackvoller Kabuler Säbel; einen Revolver führte der Emir nicht mit sich.

Als dem Emir das Roß vorgeführt worden war, wurde er von einer Menge von Händen ergriffen und in den Sattel gehoben. Er ritt in ungleichem Tempo, bald rascher, bald langsamer. Hinter ihm und um ihn zog ein großes Gefolge von den ihm nächststehenden Männern und dann noch die Leibwache, welche die ganze Gruppe wie mit einem breiten Ringe umschloß.

Die Gesandtschaft ritt gesondert vom Emir, ein wenig hinter ihm. Wir wurden von dem Wesir und einem kleinen Trupp afghanischer Reiter begleitet.

Während der Reise hielt der Emir einige mal sein Roß an, gerade als ob er die Gesandtschaft erwarten wollte. Sobald aber der Emir anhielt, so blieb auch General Rasgonow stehen und wartete, bis der Emir wieder weiter ritt. Es war klar, daß Rasgonow eine Begegnung mit dem Emir vermied. Warum? Was hatte das zu bedeuten? Die Mitglieder der Gesandtschaft erzählten mir, daß General Rasgonow schon früher bei der Reise über den Hindukusch ein gemeinschaftliches Reisen mit dem Emir zu vermeiden gesucht habe. Sie erklärten sich das anscheinend so rätselhafte Benehmen des Generals in verschiedener Weise. Ihre Erklärungen genügten mir jedoch nicht, ich rückte darum gerade mit der Frage an den General: warum die Gesandtschaft nicht mit dem Emir zusammen reise?

„Ja, sehen Sie, Doktor,“ antwortete mir Rasgonow, „die Sache ist die, daß der Emir, wenn wir zusammen reisen, sich häufig an mich wendet mit Fragen, die sich auf Politik beziehen. Das wäre nun noch nicht so schlimm, wenn er nicht gerade seine Fragen so stellen würde, daß ich mit meinen persönlichen Anschauungen ausrücken müßte. Was soll ich ihm denn aber da von mir selber aus sagen?“

Ich hatte indessen große Lust, mit dem Emir zusammen zu reiten. Die Furcht Rasgonows vor den Fragen des Emirs war mir unbegreiflich, selbst wenn es sich um „persönliche Meinungen“ handelte. Das wäre ja der nächste Weg, um den Emir selber

kennen zu lernen, ja nicht nur den Emir, sondern auch noch manch' anderen und manch' anderes .....

Heute nun hatte der Emir vermutlich den festen Entschluß gefaßt, Rasgonow zu einer Unterredung zu bringen. Er hielt an und blieb eine lange Zeit auf einem und demselben Fleck stehen. Nun aber lenkte Rasgonow seitwärts vom Wege ab und gelangte zur Station, ohne sich einer für ihn anscheinend so sehr gefährlichen Unterredung ausgesetzt zu haben. Der Emir setzte ihm natürlich nicht nach, wohl aber begab er sich sofort ins freie Feld auf die Jagd mit Windhunden.

Ich muß mich hier zu einer fatalen menschlichen Sünde bekennen, der ich nicht fremd stehe. Ich habe nämlich die kühne Ueberzeugung, daß ich von meinen Nächsten mehr weiß, als solches ihnen lieb ist. So glaubte ich auch jetzt mit der eigentlichen Ursache der Furcht des Generals Rasgonow vor einer Begegnung mit dem Emir bekannt zu sein. Die Sache war die, daß er bis jetzt noch immer nicht seinen Bericht über die letzten Ereignisse in Afghanistan an General Kaufmann abgefertigt hatte, ja der Bericht war nicht mal geschrieben. Bei einer Begegnung mit dem Emir würde die Unterhaltung sich zweifellos dem politischen Gebiet zugewendet haben. Der Emir hätte dabei die Frage nicht unterlassen können: ob General Rasgonow seinen Bericht an den Turkestaner General-Gouverneur über die Einnahme von Dschelalabad durch die Engländer abgefertigt habe. Was sollte er dazu sagen?

Wir hatten an diesem Tage eine nur sehr kleine Strecke zurückgelegt, nicht über 10 Werst. Das Lager wurde in offener Steppe aufgeschlagen. Hier giebt's kein Dorf. Der Platz heißt Gildschatui. Für uns, d. h. für die Gesandtschaft, war es sehr auffallend, daß die Tagereise so klein ausgefallen war. Es ist indessen nicht zu vergessen, daß eine größere Schnelligkeit einem Emir in Central-Asien durch die Regeln der hiesigen Etikette untersagt wird. Nicht nur in Buchara, sondern auch in Afghanistan wird mit der Idee von Würde eine Langsamkeit der Bewegung verknüpft.

Wir erhielten an diesem Tag neue Nachrichten aus Kabul. Jakub-Chan meldete seinem Vater, daß die Engländer Dschelalabad zwar besetzt hielten, immerhin aber doch nicht weiter nach Kabul

vorrücken. Von Quitta aus aber rückten sie noch immer weiter nach Kandahar vor und befanden sich gegenwärtig, wie Mahomed-Jussuf-Chan dem Jakub-Chan meldete, nicht mehr weit von diesem Ort (der Brief war ungefähr vom 15. Dezember datiert, ein paar Tage später erfolgte die Einnahme von Kandahar). Jakub-Chan meldete ferner dem Emir, daß er nicht nach Dschelalabad gegangen sei, hingegen sei er von den Engländern aufgefordert worden, die Friedensunterhandlungen zu eröffnen; die Aufforderung sei an ihn unter dem Titel: an den „Na'ib von Kabul" ergangen. Jakub-Chan habe hierauf geantwortet, daß er von seinem Vater keine Vollmacht zu irgend welchen Unterhandlungen mit den Engländern habe. Er empfahl der englischen Regierung, sich zu diesem Zweck an den Emir Schir-Ali-Chan persönlich zu wenden. „Da nun mein Vater gegenwärtig auf dem Wege nach Petersburg ist," hatte Jakub-Chan den Engländern geschrieben, „so mögen sie sich mit den Vorschlägen ebenfalls an diesen Ort wenden."

Als ich am Abend beim Emir war, brachte dieser das Gespräch in üblicher Weise auf unser Hauptthema; er wiederholte den bereits bekannten Satz, daß die Engländer ihm Geld und Waffen angeboten und sogar eine Vergrößerung seines Territoriums ihm zugesichert hätten, er habe jedoch all' ihre Versprechungen und Zusicherungen zurückgewiesen und wolle mit ihnen nichts mehr zu thun haben.

„Ich habe ein Bündnis mit Rußland geschlossen und halte fest an meinem Wort," sagte er. „Wollen wir sehen, was Rußland für uns machen wird. Ich habe Rußland die Schlüssel zum Thor von Indien übergeben, ich habe mit Rußland eine Verbindung angeknüpft, welche enger noch als gewöhnliche Freundschaft ist. Dies Bündnis hat meinem Land Verwüstung gebracht. Warum aber habe ich so gehandelt? Gerade weil mein Vater schon vor vierzig Jahren Freundschaft mit Rußland geschlossen hat und weil ich seinem Testament folge."

Indem der Emir dieses hersagte, erkundigte er sich stets nach meiner persönlichen Meinung. Ich suchte mich selbstverständlich durch allgemeine Redensarten zu behelfen. Anders ging es eben nicht. Ich hatte ja keinerlei Instruktionen für diesen Fall. Weder der General Kaufmann, noch der General Rasgonow hatten

mich mit einem Programm versorgt. Es war das natürlich sehr sonderbar, daß man mich nicht mit entsprechenden Instruktionen versehen hatte. Meine Stellung als Leibarzt war eine derartige, daß ich notgedrungen, ohne daß dabei meine eigenen Absichten irgendwie in betracht kamen, eine politische Rolle spielen mußte. Meine Stellung brachte es mit sich, daß ich mancherlei rein politische Fragen zu beantworten hatte, mit welchen der Emir an mich trat. Selbstverständlich mußte ich darauf bedacht sein, daß ich in meinen Antworten nicht in Widerspruch mit Rasgonow trat, und ebenso selbstverständlich war es, daß ich, um einen derartigen Gegensatz zwischen meinen Worten und denjenigen des Generals Rasgonow zu vermeiden, bis zu gewissem Grade eingeweiht sein mußte in die Politik der russischen Regierung, in ihre Absichten in bezug auf Afghanistan und den Emir. Es war das leider nicht geschehen und ich stand nun vor der fatalen Aufgabe zwischen der Scylla und Charybdis lavieren zu müssen. Ein Lügner genannt zu werden, ist keineswegs schmeichelhaft; aber ich konnte mich doch nicht mit dem ewigen „ich weiß nicht" begnügen.

Der Emir von Afghanistan war sich zweifellos meiner „neutralen" Stellung nicht bewußt, er setzte das begonnene Gespräch in gleicher Weise fort.

„Ich habe stets gehört und gelesen," fuhr er fort, „daß Rußland ein mächtiges und edeles Reich sei, daß es ausschließlich hohe und reine Zwecke verfolge und an dem gegebenen Versprechen halte. Gerade dieses Gerücht, diese allgemeine Ueberzeugung hat mich, einen geringen Herrscher, bewogen, mich unter den hohen Schutz von Rußland zu stellen. Gegenwärtig sind wir, d. h. ich und die russische Regierung, Afghanistan und Rußland — völlig eins. Ich halte mich selber bloß für einen Vasallen des großen „Weißen Zaren" ....."

Einige Minuten darauf verließ unser Gespräch den für mich so unangenehmen politischen Boden. Jetzt wanderten wir in dem Gebiete der Ethnographie umher. Wir kamen auf den Ursprung der Afghanen zu reden. In einem Ton, der weder einen Zweifel noch eine Widerrede aufkommen ließ, erklärte der Emir, daß die Ahnenväter der Afghanen die alten Juden wären.

Ich äußerte mein Bedenken und fragte: warum denn die

Juden von den Afghanen gegenwärtig so sehr gehaßt und bedrückt werden. „Es sind das ja, nach den Worten des Emir-Saib, Brüder der Afghanen."

„Nein," antwortete der Emir, „die heutigen Juden sind nicht unsere Brüder; es sind das Parien, ein verachteter Teil der Menschheit. Ich rede von den alten Juden — das waren die Ahnen der Afghanen. Sie wissen wohl sehr gut aus Ihrem heiligen Buch (der Bibel), was für ein Volk die alten Juden waren. Sie waren berühmt durch ihren stolzen, unbeugsamen und gleichzeitig edlen Willen. Der heutige Jude aber interessiert sich nur für das Geld. Geld — das ist gegenwärtig der Jehovah der Juden."

Und nun kam der Emir wieder auf die Politik zurück und zwar in einer, wie mir das schien, recht gewandten Weise.

„Wie die alten Juden," sagte er, „fest an ihrem Wort hielten, so habe auch ich, ihr Nachkomme, mein den Russen eingeliefertes Versprechen fest gehalten. Ich habe mein Reich der Zerstörung preisgegeben .... Was aber wird Rußland für mich machen? Nun wir werden das wohl bald zu sehen bekommen," so schloß der Emir seine lange Unterredung mit mir.

Am Abend wurde es stark windig. Der Himmel überzog sich mit schweren bleiernen Wolken. Sie zogen stürmisch von West nach Ost und hatten die nördlichen Ausläufer des Hindukusch völlig verhüllt. Offenbar hatte man in nächster Zeit einen Witterungswechsel zu erwarten.

Am folgenden Tage hatten wir unser Lager in Na'ib-Abad. Den ganzen Tag über blies ein heftiger Westwind, aber nur wenige Regentropfen fielen auf den trockenen Boden.

Von Tasch-Kurgan aus folgte mir ein ganzer Heerzug von kranken Eingeborenen. Bei einigen traten recht typische Krankheitsformen hervor. Da gab es einen Schwindsüchtigen im letzten Stadium der Krankheit, ein anderer litt an chronischer Malaria und der untere Rand der Milz ließ sich bei ihm weit unter dem Nabel fühlen, ein dritter litt an einer Fistel in der Unterleibsgegend und ein vierter an einem Nabelbruch, der fünfte war ein verzweifelter Syphilitiker.

Der Emir machte auch heute den Versuch, mich zu sondieren.

Er begann während meines üblichen Besuches über treulose Freunde zu reden.

„Sonderbare Menschen sind das!“ sagte er, „sie verstehen nicht, daß sie, indem sie ihren Freunden Schaden thun, genau genommen sich selber schaden. Ja, gewisse Leute handeln sehr schlimm, indem sie sich in dieser Weise ihren Freunden gegenüber verhalten.“

Die Worte „gewisse Leute“ hob der Emir ganz besonders hervor. „Wer mochten wohl diese gewissen Leute sein?“ dachte ich mir. Ich glaubte, daß der Emir sich weiter hierüber aussprechen werde, er begann aber über Frankreich zu reden und sagte: „Da haben Sie Napoleon III., der hat zu leiden gehabt, weil ihn seine Freunde verraten haben.“

Inmitten seiner Rede befahl der Emir plötzlich, daß Achun-Saib, der Leibarzt, das Gemach verlassen möge. Achun-Saib war hierdurch nicht wenig verblüfft, wie man das seinem breiten Gesicht und den großen kalten Augen recht gut ansehen konnte. Die Ursachen, die diesen Befehl hervorgerufen hatten, blieben mir unbekannt. Immerhin fragte ich, wodurch dieser Mann den Zorn des Emir auf sich gezogen habe.

„Beachten Sie diesen Dummkopf nicht,“ entgegnete der Emir, „er hat das nicht verdient.“

Am Abend kehrte ich sehr spät vom Emir zurück. In unserem Zelt schliefen bereits fast alle. General Rasgonow schlief ebenfalls den Schlaf des Gerechten, der Brief aber an den General-Gouverneur war noch immer nicht geschrieben.

Am 3. Januar trafen wir in Huri-Mar ein. Das Wetter war an diesem Tage fürchterlich. Von 2 Uhr nachts an goß der Regen in Strömen. Um 7 Uhr morgens stellte sich ein Schneesturm ein (Purga). Ein heftiger Westwind wirbelte ganze Wolken von lockerem Schnee auf, der uns die Augen verklebte. Man konnte sich vor ihm nicht retten, er drang überall durch. Dafür aber hatte ich mich heute auch so solid angekleidet, daß ich bei meinem Erscheinen ein allgemeines Vergnügen erregte. Ueber der Leibwäsche trug ich einen grauen Kittel und an den Beinen „Tschembaren“ (Beinkleider aus Schafsleder) und hohe Stiefel. Dann folgte ein langer, weicher und sehr warmer Fuchspelz, den mir der Emir von Buchara geschenkt hatte, und

über den Tschembaren Beinkleider aus doppeltem dicken Tuch. Ueber den Fuchspelz, dessen Schöße in die Beinkleider hineingesteckt waren, trug ich einen Pelzrock, dessen Schöße mir fast bis zu den Hacken hinabreichten. Ueber dem Pelzrock aber kam nun noch ein Mantel aus dickem grauen Soldatentuch. Der Kopf war mit der Mütze und dem Baschlyk bedeckt, an den Händen hatte ich Pelzhandschuhe aus Elensleder. Ich hatte mir dieses Kostüm speziell für die mir bevorstehende Winterreise über den Hindukusch vorbereitet und hatte noch in Reserve ein paar unendlich lange Filzstiefel und eine Pelz-„Papacha" (Kosakenmütze). In dieser Weise ausgestattet, machte ich einen Versuch, ohne fremde Beihülfe mein Roß zu besteigen, mußte jedoch davon abstehen. Ich wurde durch meinen Denschtschik und einen Dschigiten in den Sattel geschafft. Allerdings durfte ich hoffen, daß mir in dieser Kleidung selbst eine Kanonenkugel nichts anthun könnte.

Der Emir reiste heute in einem gedeckten Palanquin. Der Palanquin sah wie ein Pavillon aus mit einem Paar Thüren an der Seite und mit Glasfenstern. Auf dem konischen Dach desselben befand sich eine vergoldete Kugel. Die Länge und Breite des Palanquins war eine derartige, daß der Emir bequem in ihm liegen konnte. An den Seiten des Palanquins war ein Paar langer, dicker Stangen angebracht. Der Palanquin wurde von speziellen Trägern, die eine Kompagnie von Schnellläufern bildeten, getragen. Es trugen den Palanquin etwa 40 Mann, die jede Viertelstunde abwechselten. Der Emir liebte eine rasche Bewegung, wenn er im Palanquin war; die Träger mußten laufen. Trotz der bedeutenden Schnelligkeit, mit welcher der Palanquin getragen wurde, bewegte er sich sehr sicher und ohne Erschütterung fort. Die Träger wurden allmählich abgelöst; einer nach dem anderen und zwar geschah das in vollem Lauf. Die Glasfenster waren mit Vorhängen versehen, das Innere reich mit Atlas und Gold ausgestattet; die Außenseiten waren in verschiedenen Farben angestrichen.

Der Emir besaß auch Equipagen. Hier in Turkestan hatte er nur sehr einfache Wagen, offenbar von einheimischer Arbeit. Es waren das mit rotem Sammet ausgeschlagene Cabrioletes auf hohen Rädern. In Kabul aber hatte er englische Kutschen.

Auf dem Gipfel des Passes Ak-Dagan fanden wir einen Elefanten mit einem Palanquin auf dem Rücken. Der Lojnab Choſch-Dil-Chan hatte dieſen Elefanten dem Emir entgegengeſandt. Der Emir hielt ſich einige Zeit in einem der Türme auf dem Gipfel des Paſſes auf, vermutlich zum Frühſtück. Der Weſir erſchien bei General Rasgonow mit einer Einladung des Emirs zum Thee, welche jedoch unter dem Vorwande abgelehnt wurde, „daß die Station nahe ſei und es darum nicht lohnend ſei, hier zu raſten."

Als wir in Huri-Mar eintrafen, ſahen wir, daß hier Truppen und Kanonen aufgeſtellt waren. Als der Emir ſich zeigte, wurden 21 Salutſchüſſe abgefeuert.

Heute, am 3. Januar, ſchickte mir der Emir den Weſir zu mit der Meldung, daß ich mit meinem Beſuch ausbleiben dürfe: „das Wetter ſei ſehr ſchlecht, das Zelt des Emirs recht weit von denjenigen der Geſandtſchaft, der Emir-Saib bitte darum den Doktor-Saib, daß dieſer ſich heute nicht zu ihm bemühen möge."

Mit dem Weſir gab's heute endlich einen kleinen Zuſammenſtoß. Den Anlaß hierfür gab ſeine Habſüchtigkeit. Heute morgen hatten wir zum Thee keinen Zucker. Mullah-Jakub, der für Thee und Zucker zu ſorgen hatte, begab ſich ſofort zum Weſir, brachte jedoch ſo wenig Zucker mit, daß derſelbe kaum für die Mitglieder der Geſandtſchaft hinreichte, die Koſaken aber ohne Zucker bleiben mußten. Man begann hierüber zu reden und General Rasgonow behauptete, daß er auch früher ſchon bemerkt habe, daß die Koſaken mitunter an dieſem und jenem zu kurz kommen. Nun aber entſchlüpfte dem plauderhaften Mullah-Jakub die Bemerkung, daß der Weſir geſagt habe, „wenn die Koſaken jetzt wiſſen, was Zucker ſei, ſo haben ſie das nur ihm, dem Weſir, zu verdanken, früher hätten ſie von Zucker keine Ahnung gehabt." Dieſe Phraſe, nicht minder aber auch die Aufſtachelungen von Seiten einiger Mitglieder (namentlich that ſich hier M. hervor), die mit dem Weſir irgend welche Abrechnungen hatten, genügten, um den ſonſt ſo reſervierten General Rasgonow aufs äußerſte gegen den afghaniſchen „Kanzler" aufzureizen.

„Man muß ſich ihm endlich einmal zu fühlen geben!" rief er. „Der Mann iſt mir unendlich läſtig geworden."

Sofort wurde Samaan-Beg abgesandt, um von dem Wesir Aufklärung zu verlangen. Allerdings schien ihm diese Mission nicht gerade angenehm zu sein, aber gehorchen mußte er doch.

Der Wesir behauptete mit Entschiedenheit, daß er die für die Kosaken so anrührige Phrase nie ausgesprochen habe, den Mangel an Zucker erklärte er aber dadurch, daß der Zucker im Lager vollständig ausgegangen sei und er bereits einen Expressen nach Masari-Scherif nach Zucker habe senden müssen. Damit war diese Angelegenheit scheinbar entledigt.

Malewinskij wünschte jedoch, sich auch seinerseits dem Wesir zu fühlen zu geben — und nun geschah folgendes:

Malewinskij hatte nämlich, als er in Tasch-Kurgan alte Münzen sammelte, bei einem Indier etwa acht Stück Münzen gesehen, die er um alles gern gekauft hätte; es waren das silberne Münzen mit Inschriften und dem Bildnis des Antiochus; mehrere von ihnen waren etwa einen Silber-Rubel groß; das Gepräge war im höchsten Grade vollkommen. Der Indier wollte anfänglich 60 Rupien für seine Münzen haben, dann aber forderte er plötzlich aus irgend welchen Gründen, vielleicht weil er bemerkt hatte, daß Malewinskij sehr viel an diesen Münzen lag, die enorme Summe von 600 Rupien. Malewinskij war außer Stande, soviel zu zahlen und beklagte sich über sein Leid beim Wesir und dem Kasi. Die beiden versprachen ihm zu helfen, indem sie dem Emir hiervon erzählen wollten, welcher ihrer Vermutung nach gewiß die Münzen auf eigene Kosten ankaufen und sie dann Malewinskij schenken würde. Seitdem nun befragte Malewinskij täglich und hartnäckig den Wesir, ob der Emir die Münzen nicht bald kaufen werde? Inzwischen aber befanden sich diese Münzen bereits bei Malewinskij.

So hatte die Sache sich bis auf den heutigen Tag hingezogen. Nachdem wir aber am Morgen den Streit mit dem Wesir gehabt hatten, begab sich Malewinskij zu ihm und lieferte ihm die Münzen aus. Der Wesir erschien später bei uns und erkundigte sich im Scherz darnach, warum Malewinskij ihm so sehr zürne?

Ich konnte mich nicht zurückhalten und sprach Malewinskij meine Mißbilligung wegen seiner Handlungsweise aus. Es war das ja die unpassendste Zeit zu derartigen Geschichten. Zudem hatte die ganze Affaire den Anstrich von Bettelei. Wir befanden

uns jetzt in einer Zeit, wo der Emir und seine nächste Umgebung ohnehin in ihrem Vertrauen auf Rußland zu wanken schienen, nun aber kamen da noch derartige nichtige Zerwürfnisse!.....

Der Wesir seinerseits benutzte die Gelegenheit, um den General Rasgonow an die von Rußland versprochenen Hülfstruppen zu mahnen.

General Rasgonow sprach sich darüber aus, daß „Rußland seinem Versprechen gewiß auch nachkommen werde," man müsse sich gedulden, die russische Regierung habe jedenfalls die beste und richtigste Einsicht in die politische Lage.

Als der Wesir, nachdem er scharf betont hatte, daß man nicht mehr lange Zeit zum Warten habe, uns verlassen hatte, wandte sich General Rasgonow mit folgenden Worten an mich:

„Da der Emir-Saib bei Ihren Visiten sich häufig an Sie mit verschiedenen Fragen richtet, die sich auf die gegenwärtige politische Lage von Afghanistan und die Beziehungen von Afghanistan zu Rußland beziehen, so halte ich's nicht für unnütz, Ihnen sozusagen eine Basis zu geben, welche Sie bei Ihren Antworten und Meinungsäußerungen zu beachten haben werden."

Und nun wiederholte er fast Wort für Wort das, was er dem Wesir gesagt hatte.

Wir erfuhren heute, daß die afghanische Gesandtschaft, in Begleitung des Essauls Bulazel in ein paar Tagen in Masari-Scherif eintreffen werde.

Inzwischen hatte General Rasgonow noch immer nicht seinen Brief an General Kaufmann geschrieben, ja er dachte wohl nicht einmal daran. Dafür aber redete er jetzt beständig davon, daß „schließlich energische Maßregeln ergriffen werden müßten, um baldigst nach Taschkent zu kommen."

Am 5. Januar trafen wir in Masari-Scherif ein. Auf dem Wege dorthin hielt sich die Gesandtschaft wie gewöhnlich in recht bedeutender Distanz von dem Emir. Nachdem wir aber ein paar Werst zurückgelegt hatten, schien es dem General, daß wir doch zu schnell reiten und vielleicht noch auf diese Weise den Emir einholen würden. Er tauschte nun sein rasches Roß gegen eine Schindmähre um, die ihre Beine kaum schleppen konnte. Wir blieben somit auf etwa 3 Werst hinter dem Emir zurück.

Der Zug des Emirs war aber recht interessant und ge-

wissermaßen auch effektvoll. Der Emir ritt auf einem Elefanten. Um ihn herum bewegte sich eine große Volksmenge zu Fuß und zu Pferde, aus Soldaten und friedlichen Einwohnern der Umgegend bestehend. An einigen Stellen befanden sich in gewisser Distanz von einander originelle Triumphpforten (?). Sie waren folgendermaßen konstruiert: zu beiden Seiten des Weges ragten hohe Stangen empor. Die Spitzen dieser Stangen waren durch ein langes und breites grünes Turbantuch verbunden. Inmitten dieser Verbindung war der Koran eingebunden. An jedem Thor saß ein Derwisch, ein Mullah, vielleicht auch einfach ein Bettler und rezitierte mit näselnder Stimme, halbsingend und mit den charakteristischen Modulationen des arabischen Gesanges die Suren und Verse des Korans. Gewöhnlich gab ein jeder, der das Thor passierte, dem Sänger eine kleine Geldspende.

Die erwähnten Melodieen habe ich sehr gern. Abgesehen von ihrer Originalität, sind sie für mich noch in einer anderen Beziehung von Interesse. Die in der Regel zu Beginn hohe, sogar schreiende Melodie geht allmählich, wobei sie sich der großen Terz bedient, in die mittlere Tonlage über, dann aber wird die Melodie immer leiser, sie geht in die tiefere Tonlage über und schließt, gerade wie ersterbend, mit der kleinen Terz. Der Anfang der Melodie hat somit etwa den Charakter eines Protestes, eines gegen Gott gerichteten Vorwurfs, — aber der Protest schwächt sich bald ab und geht in eine volle Ergebenheit über, die sich in den klagenden Lauten des Schlusses ausspricht.

Der Wesir war zwar selber ein Mullah, zeigte sich aber den Sängern gegenüber nicht gerade sehr freigebig; manche von ihnen erhielten von ihm gar nichts.

Nun begannen die Kanonen zu dröhnen; die Schüsse fielen rasch nacheinander. Die afghanische Feldartillerie, die an der rechten Seite des Weges aufgestellt war, begrüßte den Emir. Ein dichter weißer Pulverdampf überzog den ganzen Weg und die Umgebung und verhüllte in seinen regellosen verschwommenen Wolken den Emir, sein großartiges Gefolge und die an beiden Seiten des Weges aufgestellten Truppen ..... Es wurden im ganzen 101 Kanonenschuß abgefeuert.

Als wir dorthin gelangt waren, wo die Truppen standen,

erblickten wir ein malerisches Bild: Einige Truppenteile standen noch in Reih und Glied, die anderen zogen in Kolonnen oder in zerstreuten Gruppen in die Stadt zurück. An einigen Stellen hatten die Soldaten Gruppen gebildet und ergötzten sich an Spielen. Vor einem brennenden Scheiterhaufen, dessen gebliche Flammen sich scharf von der glänzenden Decke des frischgefallenen lockeren Schneees abhoben, führten zwei Afghanen mit blanken Säbeln in den Händen ihren Nationaltanz auf. Die Bewegungen der Tänzer waren rasch, feuerig und gewandt. Der Tanz wurde von einem originellen Orchester begleitet, welches aus einem Tambourin, zwei melancholischen Flöten und einer „Kamantscha" bestand. Die Gesamtzahl der hier versammelten Truppen war nach der Mitteilung des Wesirs folgende: 10 Bataillone Infanterie, 6 Regimenter Kavallerie und 4 Batterieen Artillerie mit 6 Geschützen bei jeder. Die Kavallerie war bereits zurückgekehrt, aber die Artillerie verließ erst in unserer Gegenwart ihre Positionen. Jetzt zog die Feldartillerie vorbei. Die glänzenden Messinggeschütze waren ungefähr von gleichem Kaliber wie unsere 9-Pfünder; vor jedem Geschütz waren 12 Pferde paarweise vorgespannt; auf jedes Pferdepaar kam ein reitender Artillerist auf dem linken Pferde. In unserer Anwesenheit rückte auch die berittene Gebirgsartillerie aus. Ein jedes Geschütz mit Zubehör wird von 8 Lastpferden getragen, der Körper des Geschützes ruht auf einem besonders starken Pferde. Der Vorder- und Hinterrand des Sattels hat entsprechende Ausbuchtungen, um die Enden des Geschützkörpers aufzunehmen.

In der Ausrüstung der hier befindlichen Truppen ließen sich drei Uniformen erkennen. 1) Jacken, von dem Schnitt unserer früheren Armee-Uniformen, und Beinkleider aus schwarzem Tuch und ein weißer Turban; 2) eine blaue Jacke, weiße Beinkleider und eine Mütze aus schwarzem Lammfell; 3) eine rote Jacke, blaue Beinkleider und eine rote Mütze mit Pelzrand. Die Infanteristen trugen an den Füßen Pantoffel aus rauhem ungeschwärzten Leder und waren mit Vorderladerbüchsen bewaffnet; die Büchsen besaßen ein Piston-Schloß und Bajonette, wie wir sie an unseren früheren Gewehren hatten, d. h. solche, die sich pyramidal zuspitzen. Bei einigen hingen am Gürtel lange Messer oder Säbel.

Beim Eingang in die Stadt, namentlich aber vor dem

Stadtthor, war ein starkes Gedränge. Die Artillerie hatte den Weg völlig versperrt, zu beiden Seiten aber drängten sich bunte Volksmengen herum. Die Lehmmauern und die Dächer der nächstliegenden Häuser der Stadt waren mit Zuschauern übersäet. Die Dächer waren hauptsächlich von den unbeweglichen Frauenfiguren in ihren traurigen weißen Ueberwürfen besetzt. Diese Figuren machten den Eindruck von lebendig begrabenen Wesen. Der düstere Eindruck, den sie gewährten, wurde durch die Menge von Kinderköpfchen, die sich zwischen ihnen hervordrängten, nur noch erhöht. Es fanden sich unter ihnen auch halbausgewachsene Mädchen, aber nur wenige von ihnen machten einen einigermaßen angenehmen Eindruck.

Auf dem Bazar, welchen die Gesandtschaft zu passieren hatte, um zu ihrer Wohnung zu gelangen, drängte sich viel Volk umher, namentlich aber Soldaten. An allen Ecken tönte der Marsch; mitunter zogen Infanteristen in geschlossenen Kolonnen vorbei. Die gewöhnliche Bewegung der Equipagen, d. h. der Arbas, war jetzt völlig eingestellt. Allerorts dominierte das Militär. Von den alten Lehmmauern der Citadelle donnerten wiederum Kanonenschüsse herab. Sie machten einen so starken und betäubenden Lärm, daß es uns schien, daß von den Dächern der Häuser geschossen wurde, an denen wir vorbeizogen. Ich zählte 31 Schüsse.

Nachdem wir lange in den von der Volksmenge vollgestopften Straßen herumgezogen waren und vielfach anhalten und den Vorbeizug von Truppen abwarten mußten, kamen wir schließlich zu unserer Wohnung, zu dem alten, wohlbekannten Lehmquadrat. Der Wesir hatte bei unserer heutigen Tagereise, namentlich aber in der Stadt selber, seinen unpraktischen Geist in glänzender Weise leuchten lassen. Angesichts dessen, was um ihn vorging, war er geradezu wie verloren, er sperrte das Maul auf, schnupfte hastig seinen Tabak und war kaum vom Fleck zu bringen. Er fühlte sich wohl höchst miserabel. Wir hätten dabei unser Gepäck beinahe verloren. Als nämlich das Gepäck der Artillerie näher kam und diese zu schießen begann, gerieten die Lasttiere in eine furchtbare Aufregung; einige von ihnen warfen sogar das Gepäck ab. Nun aber zog unser Gepäck ganz gesondert und weit vor uns her, bloß unter der

Obhut der Lautschen und des Karawan-Baschi. Die Pferde verrannten sich in der unabsehbaren Volksmenge und wurden von diesem lebendigen, vieltausendköpfigen Strom von einander getrennt und in die verschiedensten Gegenden verschlagen. Als wir in unserer Wohnung eintrafen, mußten wir noch auf das Gepäck warten. Ja, der Wesir rückte sogar mit der Vermutung heraus, daß das Gepäck von den Soldaten ausgeplündert worden sei. Wenngleich nun auch alle Afghanen durch die Bank nach Versicherung der Engländer schlimme Diebe sein sollen, so ging doch bei uns kein einziges Gepäckstück und auch nicht die geringste Sache verloren. Im Gegenteil, es waren das gerade die Soldaten, die uns einiges von unserem Gepäck in unsere Wohnung schafften und den im Labyrinth der Straßen herumirrenden Lautschen den nächsten Weg gezeigt hatten.

Ein paar Stunden nach unserer Ankunft hatten wir das Vergnügen, in unserer Wohnung noch einige von unseren Landsleuten aufnehmen zu können. Es waren das: der Adjutant des Generals Kaufmann, der Essaul Bulazel und der Dolmetscher und Beamte (Tschinownik) Tschanuschew. Sie wurden von 10 Mann Kosaken und einigen Eingeborenen begleitet. Die Freude, mit welcher die Gesandtschaft diese Landsleute empfing, läßt sich leicht begreifen!

Bulazel machte uns unter anderem die Mitteilung, daß General Kaufmann noch immer nicht nach Petersburg verreist sei, auf ein Schreiben des Generals Rasgonow (von Rui aus?) habe er aber einen Kurier nach Petersburg gesendet (Oberst Koleßnikow). Er hatte fernerhin für mich ein Schreiben vom General-Gouverneur mitgebracht, welches mich bei der Rückreise aus Afghanistan nach Buchara gehen hieß, um dem Emir von Buchara ärztlichen Beistand zu leisten. Als Begleiter waren mir Bulazel und Tschanuschew beigegeben.

Beim Mittagstisch kam Bulazel darauf zu sprechen, daß ich, dem Wunsch des General-Gouverneurs gemäß, eigentlich nur dann nach Buchara ziehen sollte, wenn der Emir mich nicht in Masari-Scherif zurückbehalten werde; der übrige Teil der Gesandtschaft werde aber jedenfalls nach Taschkent zurückziehen müssen.

„General Kaufmann schreibt mir das Gleiche," bemerkte General Rasgonow, der bei den Worten Bulazels in merkliche

Verlegenheit geraten war. „Wenn ich Ihnen bisher noch nichts Bezügliches mitgeteilt habe, so geschah das lediglich aus dem Grunde, weil sich noch keine passende Gelegenheit dazu geboten hatte."

„Ich habe aber nie vorausgesetzt," bemerkte ich hierauf, „daß Sie so verschlossen mir gegenüber sein könnten, und zwar in einer Sache, die mich persönlich betrifft."

Auf diese meine Erwiderung erklärte General Rasgonow, daß er mich darum nicht in Kenntnis gesetzt habe über diese Anordnung, weil er glaubte, daß General Kaufmann vielleicht noch von seinem Beschluß abstehen werde.

Er ließ mich hierauf einige Citate aus dem Briefe des Generals Kaufmann durchlesen. An einer Stelle des Briefes las ich folgendes: „Wenn der Emir-Saib den Doktor Jaworskij brauchen wird, so möge er mit einem Dolmetscher und einigen Kosaken zur Eskorte in Masari-Scherif bleiben. Jaworskij," fuhr der General fort, „ist ein intelligenter Mann, er wird uns in unseren Angelegenheiten von großem Nutzen sein, indem er in Masari-Scherif bleibt. Er wird nicht als offizieller politischer Agent auftreten, aber er wird uns die erforderlichen Berichte über die Zustände von Afghanistan verschaffen können."

Auf diese Weise sollte ich also, wenn das dem Emir Schir-Ali-Chan belieben würde, die Arrieregarde der „im Rückzug" begriffenen Gesandtschaft ausmachen. Ein ehrenvoller Auftrag — jedenfalls — aber auch nicht minder ein gefährlicher und fataler. Als ich dem General Rasgonow bemerkte, daß meine Stellung unter den herrschenden Umständen eine allzu schwierige und vielleicht sogar eine unerträgliche sein werde, so äußerte er den Gedanken, daß ich gewiß nicht lange hier zu verweilen haben werde, und daß mein Aufenthalt in Masari-Scherif jedenfalls von hoher Bedeutung für die russischen Interessen und auch für mich sein werde. In letzterer Beziehung war ich mit dem General nicht ganz einverstanden, machte jedoch keine Widerrede. Das Gespräch nahm bald einen allgemeinen Charakter an, — Bulazel war unerschöpflich in Scherzen und kernigen Witzen. Bis in die späte Nacht hinein währte unsere lebhafte Unterhaltung.

Am folgenden Tage, es war das der 6. Januar, erschien der Wesir, übermittelte den üblichen „großen Salam" des Emirs

und meldete, daß der Emir-Saib die Gesandtschaft zu sehen wünsche und sie gegenwärtig erwarte. Um 10 Uhr begab sich die Gesandtschaft mit Bulazel und Tschanuschew zusammen zum Emir.

Der Emir hatte sich in den Palast des Lojnabs, in dessen inneren Gemächern niedergelassen. Wir hatten darum einige Korridore und einige kleine, innere Höfe zu passieren, bis wir zum Audienzsaal des Emirs gelangten. In den Korridoren und auf den winzigen Höfen waren zahlreiche Patrouillen aufgestellt. Der letzte Hof, zu welchem wir durch einen langen tunnelartigen dunklen Korridor gelangten, war ein Parallelogramm von einer Fläche von einigen Dutzend Quadrat-Sfaschenj. Er war hübsch ausgepflastert mit Ziegelplatten und wurde von einem Arick durchströmt, sonst fand sich in ihm weder ein Springbrunnen, noch selbst ein einfaches Reservoir für Wasser. Der Hof war von allen Seiten von einstöckigen, hölzernen Gebäuden umgeben. Die Fenster der terrassenartig errichteten Zimmer gingen auf den Hof hinaus.

In einem dieser Zimmer, dessen Fenster nach Süden gerichtet waren und von den goldigen Sonnenstrahlen völlig überströmt wurden, befand sich der Emir. Wir ließen unsere Mäntel im Vorzimmer und traten in das Gemach des Emirs ein.

Der Audienz-Saal bestand aus zwei einander parallelen Zimmern; jedoch gingen nur die Fenster des einen und zwar des Terrassenzimmers auf den Hof hinaus; die Fenster des anderen Zimmers führten zu dem ersten Zimmer. Die Hinterwand der Zimmer war undurchbrochen; in der Mitte derselben befand sich ein einfacher Kamin. Auf dem Kamin stand eine recht anspruchslose Bronzeuhr mit einem in der Dunkelheit leuchtenden Zifferblatt. Es war das, wie ich später erfuhr, eines von den Geschenken, welche der Kemnab von General Kaufmann nebst einem Brief dem Emir überreicht hatte. Neben dem Kamin stand ein „Mangal" mit glühenden Kohlen. Der Kamin war nicht eingeheizt. Das Zimmer war gerade so einfach eingerichtet, wie die Zimmer in unserer Wohnung: es waren das die gleichen nackten, recht ordentlich geweißten Wände, die gleichen Fenster ohne Glas, mit den schließbaren hölzernen, aus Stäben zusammen-

gefügten Fensterläden, übrigens waren in diese Fensterläden einige kleine quadratische Scheiben eingerahmt.

Im Winter, wenn man die Fensterläden der Kälte wegen nicht offen halten kann, herrscht in den Zimmern bei den geschlossenen Läden eine Dunkelheit. Die Zimmer verlieren dadurch an Helligkeit, gewinnen aber gleichzeitig kaum etwas an Wärme. In den Zimmern herrscht ein beständiger Zugwind; die Läden sind so schlecht angefügt, daß zwischen ihnen und den Fensterpfosten große Ritzen bleiben. Das gleiche gilt von den Thüren. In den Zimmern ist die Temperatur auf kaum 3 bis 4° höher als draußen. Wenn man den Kamin anheizt, oder den Mangal mit glühenden Kohlen füllt, so kann man die Temperatur des Zimmers allerdings rasch auf 15 bis 20° C. heben, selbst wenn draußen eine Temperatur von 0° C. herrscht; sobald aber das Feuer im Kamin, oder die Glut im Mangal erlischt, so sinkt die Temperatur im Zimmer rasch herab. Die Eingeborenen befinden sich darum zur Winterzeit gewöhnlich auch in den Zimmern in ihren Pelzen.

Als die Gesandtschaft den Audienz-Saal betrat, erhob sich der Emir von seinem Sessel, begrüßte uns alle durch einen Händedruck und lud uns ein, Platz zu nehmen. In dem Zimmer waren im Halbkreis mehrere Sessel aufgestellt, auf welche wir uns setzen konnten.

Nach den üblichen Begrüßungen wollte die Unterhaltung nicht sogleich in Fluß kommen. Der Emir war offenbar verstimmt. Es trat ein unbehagliches Schweigen ein, schließlich unterbrach der Emir dies Schweigen, indem er an General Rasgonow die direkte Frage richtete, ob er mit dem letzten Schreiben des Generals Kaufmann an ihn, den Emir, bekannt sei oder nicht? Als General Rasgonow eine verneinende Antwort gab, befahl der Emir seinem Sekretär den Brief zu holen. Der Sekretär — ein typischer Muselman, mit arabischen Gesichtszügen, einer spitzen krummen Nase und schlauen, lebhaften Augen, — verließ unhörbar das Zimmer und kehrte nach wenigen Minuten ebenso leise wieder zurück. Ich bemerkte, daß er ohne Stiefel und Pantoffel und bloß in Strümpfen war. Im gleichen Zimmer befanden sich der Kasi und der Kemnab; sie standen hinter dem Emir und waren ebenfalls bloß in Strümpfen. Der

Kemnab, völlig in seine eigenen Gedanken versunken, hatte sich unmittelbar bei der Thür an die Wand angelehnt und schien sich ganz teilnahmlos zu dem zu verhalten, was um ihn her vorging.

Der Sekretär begann den Brief vorzulesen, Nasirow übersetzte einen Satz nach dem anderen ins Russische.

Der Brief[1]) enthielt nebst den Versicherungen, daß die Engländer die Unabhängigkeit von Afghanistan wahren würden und daß ein Friedensschluß mit den Engländern das Beste für Schir-Ali-Chan sein würde, folgende bemerkenswerte Sätze: „ich empfehle Ihnen aufrichtig, verlassen Sie Ihr Reich nicht" und ferner: „verlassen Sie gegenwärtig nicht den Boden von Afghanistan, es wird das besser für Sie sein. Glauben Sie mir, Ihre Ankunft in Rußland wird die Sache nur verschlimmern." Der Brief war mit dem 23. Dezember bezeichnet.

Daraufhin wurde ein zweiter Brief des Generals Kaufmann vorgetragen, den der General am 20. Dezember dem aus Ssamarkand abreisenden Kemnab mitgegeben hatte. In diesem Schreiben benachrichtigte der General den Emir davon, daß er ihm keine Hülfstruppen zuzusenden vermöge, da er keine Erlaubnis hierfür erhalten habe, hingegen habe die russische Regierung auf friedlichem Wege die bekannten Zusicherungen der Engländer in bezug auf die Unabhängigkeit von Afghanistan erzielt.

Nachdem nun die Briefe vorgelesen waren, wandte sich der Emir an General Rasgonow mit der Frage: wie das, was da geschrieben stehe, zu verstehen sei? Ob das ein entschiedener und endgültiger Absagebrief sei oder ob man noch etwas anderes zu erwarten habe?

Hierauf antwortete General Rasgonow folgendes: „Die Briefe können, meiner Meinung nach, nur das bedeuten, daß der gegenwärtige Zeitpunkt sich nicht für eine Reise des Emir-Saibs nach Rußland eigne. Die endgültige Antwort wird der Emir-Saib jedoch erst später erhalten. Es ist doch gegenwärtig ein Kurier nach Petersburg gesandt worden."

Der Emir meinte jedoch, daß die Zurückweisungen, die er von Rußland erhalten habe auf seine Bitte um Hülfstruppen

[1]) Correspondence etc. inclos. 48, N. I, 1881.

und auf seinen Wunsch nach Petersburg zu kommen, in Verbindung damit, daß seine Gesandtschaft ihm gegenwärtig zurückgeschickt sei, dafür redeten, daß das Verhältnis zwischen Rußland und Afghanistan wohl in Auflösung begriffen sei. Ohne den Widerlegungen des Generals eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, fuhr der Emir darauf in folgender Weise fort:

„Es ist ja klar, daß Rußland gegenwärtig keinen Krieg mit England zu führen vermag, darum wird Afghanistan der Willkür von England preisgegeben. Uebrigens hat Rußland in dieser Sache vielleicht spezielle Hintergedanken? Nicht genug aber, daß die russische Regierung mir eine militärische Unterstützung versagt hat, um welche ich gebeten habe, es wird mir noch der Rat erteilt, von neuem in Verbindung mit England zu treten, Frieden zu schließen mit meinem Todfeind! Aus alledem läßt sich's ja klar genug ersehen, daß Rußland mir entschieden jeglichen Beistand verweigert. Und ferner — General Kaufmann erteilt mir den Rat, mit England Frieden zu schließen. Ja, wenn ich Lust dazu hätte, so würde ich das doch zu beliebiger Zeit auch ohne jeglichen Rat machen können. Erinnern Sie sich aber daran, was mir General Stolettow gesagt hat. Er hat mir den Rat erteilt, den englischen Gesandten zurückzuweisen und hat mir im Fall, daß es zu einem Kriege kommen sollte, militärische Unterstützung zugesagt. Im selben Sinne schrieb er mir aus Livadija. Jetzt aber, wo die Zeit gekommen ist, dies Versprechen in Erfüllung zu bringen, jetzt sagen Sie mir das Gegenteil davon. Wo liegt nun die Wahrheit? Wem habe ich zu glauben?"

General Rasgonow erwiderte, daß in den Briefen des Generals Kaufmann keine endgültige Zurückweisung enthalten sei und daß eine militärische Unterstützung jetzt, wo die englische Regierung die Unabhängigkeit von Afghanistan zugesichert habe, nicht von nöten sei. „Schließlich aber," bemerkte er, „hat General Kaufmann in einem an mich gerichteten Briefe gesagt, daß es wünschenswert wäre, wenn der Emir-Saib nicht gerade viel Wert auf seine offiziellen Ratschläge, Frieden mit England zu schließen, legen würde."

Indem aber General Rasgonow diese Worte aussprach, hatte er sich auf einen gefährlichen Boden begeben. Der Emir äußerte sofort sein größtes Staunen über diese Mitteilung des

Generals und fragte, woran er sich denn jetzt zu halten habe, welchen Ratschlägen er Folge leisten solle, denjenigen, die General Kaufmann ihm persönlich mitteile, oder denjenigen, die in den Briefen an General Rasgonow zu finden seien, die ihn, den Emir, übrigens gar nichts angingen.

„Ich muß doch," fuhr er fort, „den Volksältesten und den Sserdaren das offizielle Schreiben des Generals Kaufmann, das auf meinen Namen eingelaufen ist, mitteilen und nicht etwa dasjenige, das Ihnen zugekommen ist."

Nun ließ der Emir von seinem Mirsa ein Schreiben holen, das ebenfalls vorgelesen und dann der Gesandtschaft überreicht wurde; es war eine Adresse des afghanischen Volkes an den Emir. Die Adresse war von verschiedenen Sserdaren unterzeichnet, von den Häuptlingen verschiedener Stämme und Geschlechter, von den Deputierten und Vertretern verschiedener Gemeinden und von Offizieren. Der Adresse waren zahlreiche Siegel beigefügt, unter denen sich auch das Siegel des Mahomed Jakub-Chan befand. In dieser Adresse wurde der Emir gebeten, nach Rußland zu ziehen und vor dem Großen Weißen Zaren persönlich um Schutz für das afghanische Land gegen die Bedrängnisse von Seiten der Engländer zu bitten.

Der Emir fragte nun, was er seinem Volk zu sagen habe, das ihn zu einer Reise veranlaßt habe, die ja nunmehr durch die Zurückweisung von Seiten der russischen Regierung zur Unmöglichkeit werde.

General Rasgonow konnte keine Antwort auf diese Frage finden. Nach einem minutenlangen Schweigen ergriff der Emir von neuem das Wort.

„Als General Stolettow in Kabul eintraf, reichte ich ihm meine rechte Hand und fragte ihn: ob er nicht auch Feuer nach Afghanistan gebracht habe, wie einst Witkewitsch? General Stolettow antwortete mir hierauf, daß er gekommen sei, „um Afghanistan vor den Bedrängnissen von Seiten der Engländer zu schützen." Und nun das Resultat? Es hat sich erwiesen, daß Afghanistan jetzt schon zum zweiten Mal einer Verwüstung ausgesetzt ist in folge von Versprechungen russischer Gesandten. Ich hatte 20 Millionen Einkünfte, mein Reich hatte zu seinem Schutz 60 000 Mann Soldaten — wir lebten friedlich und

ſtrebten nichts Höheres an. Da aber erſchien der ruſſiſche Geſandte, er hat uns einen Haufen von Verſprechungen gebracht.... Nun, ich habe ja die Schlüſſel zu dem Thore von Indien in die Hände von Rußland gelegt und habe dadurch mein Reich der Verwüſtung ausgeſetzt. Ihr aber..... Ihr ſagt Euch ja ſelber von dem Beſitz dieſer Schlüſſel los!..."

Fruchtlos ſuchte General Rasgonow den Emir zu beſänftigen und vor einem endgültigen Urteil über Rußland zu warnen. Der Emir ereiferte ſich immer mehr und rief unter anderem: „ich habe mich jetzt perſönlich davon überzeugt, daß die Engländer Recht haben: Sie ſind den Engländern gegenüber einfach S t ü m p e r! Aber das weiß ich jetzt allerdings nicht, wer von Euch dreien die Unwahrheit geſprochen hat: ob Sie, oder General Kaufmann, oder General Stolettow?"

Die Unterhandlungen nahmen augenſcheinlich einen recht ſpitzigen Charakter an, wenngleich zu Ehren des Emirs bemerkt ſein muß, daß er in ſeinen Worten und auch im Ton ſeiner Rede ſehr zurückhaltend war. In ſeiner Lage, da würde wohl auch ein Engel in Feuer geraten ſein.

General Rasgonow, dem es nun augenſcheinlich darum zu thun war, den ſchlimmen Eindruck, den er durch die obenerwähnten Worte auf den Emir gemacht hatte, zu verwiſchen, machte dem Emir den Vorſchlag, daß er, wenn er darüber ungehalten ſei, daß die ruſſiſche Geſandtſchaft gegenwärtig Afghaniſtan verlaſſe, mit Leichtigkeit einen ſtändigen ruſſiſchen Reſidenten werde erhalten können und daß er, um ſich von der Sympathie der ruſſiſchen Regierung für Afghaniſtan zu überzeugen, mit der ruſſiſchen Geſandtſchaft einen ſeiner höheren Würdenträger nach Taſchkent ſenden könne.

Nach einer Beratſchlagung mit dem Weſir, dem Kaſi und einigen anderen Würdenträgern, wobei die Unterredung in der uns unbekannten afghaniſchen Sprache geführt wurde, ſchien ſich der Emir mit den Vorſchlägen Rasgonows befreundet zu haben.

„Das iſt wenigſtens gut, daß der Doktor-Saib bei mir bleibt," fügte er hinzu.

Hierauf wurde ein anderes Thema angeſchlagen. Es wurde Thee herumgereicht und man plauderte längere Zeit ſo freund-

schaftlich, als ob gar nichts Besonderes vorgefallen wäre. Der Emir rauchte eine Cigarrette an und forderte die Gesandtschaft auf, seinem Beispiel zu folgen. Als er darauf bemerkte, daß ich nicht rauchte, offerierte er mir seine eigenen Cigarretten. Ich bedankte mich, indem ich bemerkte, daß ich gar nicht rauche. Der Emir war hierdurch nicht wenig frappiert, wenngleich er sofort bemerkte, daß das wohl das richtigste sei: Ein Doktor müsse nicht bloß Vorschriften geben, sondern auch der erste sein, der sie ausführe; die Aerzte aber erklärten das Rauchen für schädlich.

Hierauf kam das Gespräch auf die gegenwärtige politische Lage von Europa.

„Nehmen wir z. B. Frankreich," begann der Emir. „Wie mächtig war doch das Land früher! Niemand konnte sich mit Frankreich messen; von allen wurde es gefürchtet. Jetzt aber ist Frankreich von Deutschland besiegt und völlig kraftlos..... Und die Ursachen hierfür? Nun, sie liegen ausschließlich darin, daß Napoleon III. schlimme Ratgeber hatte."

Er hatte die Worte: „schlimme Ratgeber" mit besonderem Nachdruck gesprochen, gerade als ob er dabei seine eigene Lage im Auge hatte.

General Rasgonow, der in diesen Worten keinen geheimen Hintergedanken erkannte, bestätigte die Aeußerung des Emirs.

Nun aber hob der Emir noch entschiedener die erwähnte Phrase hervor, indem er nochmals wiederholte, daß „alles Unheil nur darum über Frankreich hereingebrochen sei, weil Napoleon von seinen verräterischen Freunden schlimm beraten worden war". Aber auch jetzt schien Rasgonow noch immer nicht die Absicht des Emirs verstanden zu haben und der Emir und seine Minister lachten laut auf, als Rasgonow sich wiederum mit ihnen einverstanden erklärte. Bulazel, der neben dem General saß, machte ihn jetzt auf den zweideutigen Sinn der Worte aufmerksam. Hierauf sagte nun General Rasgonow, daß „das Unheil darum über Frankreich hereingebrochen sei, weil Napoleon III. sich gar zu sehr beeilt habe. Frankreich war noch nicht kriegsbereit, wenngleich das Volk auch den Krieg wünschte" — er spielte hiermit offenbar auf die Ungeduld des Emirs an.

Das Turnier begann mich zu interessieren, ich sah mit Spannung dem weiteren Verlauf desselben entgegen.

„Samaan-Beg!“ wendete sich der Emir an den neben mir sitzenden S.: „Sie haben mir stets gesagt, daß die Antwort der russischen Regierung günstig für mich ausfallen wird. Was meinen Sie jetzt? Wird die Antwort, die mir der von General Kaufmann abgesandte Kurier bringen wird, günstig sein oder nicht?“

S. beeilte sich, seine Ueberzeugung auszusprechen, daß das der Fall sein werde.

„Eine sehr irrige Anschauung,“ bemerkte der Emir.

Das Gespräch war wiederum auf das frühere Thema geraten. Es fragte sich jetzt, ob etwa das Schreiben des Generals Kaufmann vom 23. Dezember zu veröffentlichen sei. General Rasgonow sprach sich dagegen aus. Der Emir meinte, daß die Gesandtschaft sich die Sache noch ordentlich überlegen möge, und entließ uns hierauf.

Zu Hause sprachen wir noch viel über die letzten Ereignisse. Daß ich in Masari-Scherif bleiben mußte, galt für ausgemacht. — Ich erklärte dem General, daß ich S. als Dolmetscher zurückzubehalten wünsche.

Um 1 Uhr nachts, als ich mein Tagebuch zugeklappt hatte und mich schlafen legen wollte, erschien General Rasgonow. Er näherte sich meinem Bett, holte aus seiner Rocktasche einige Briefe hervor und begann in ihnen, ohne ein Wort dabei zu sagen, herumzublättern. Ich schaute ihm nicht ohne Staunen zu. Schließlich meinte Rasgonow flüchtig: „es scheinen alle zu schlafen?“ und darauf begann er noch etwas unentschlossen mir folgendes zu erzählen:

„Hören Sie, Doktor, was ich Ihnen sagen muß. Da Sie nun hier in Afghanistan bleiben, wir aber alle nach Taschkent zurückkehren, so halte ich's nicht für unnütz, Sie mit der früheren und gegenwärtigen Sachlage in Afghanistan bekannt zu machen. Wie wichtig das für Sie sein wird, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Als General Stolettow Kabul verließ, hatte er mir keinerlei Instruktionen zurückgelassen. Ich wußte nicht, was ich zu sagen und was ich zu thun hatte. Das Einzige, was er mir anempfohlen hat, war das, daß ich den Emir beständig damit

hinhalten solle, daß entsprechende Instruktionen aus Taschkent zu erwarten seien. Was dabei herausgekommen ist, das weiß nur Gott allein und ich. Nun wünsche ich aber nicht, daß Sie in eine ähnliche unbequeme und unangenehme Situation geraten, wie die, in welcher ich mich vier Monate lang befunden habe."

Indem nun General Rasgonow ferner auf einen Brief hinwies, bemerkte er, daß er erst unlängst von General Kaufmann etwas erhalten habe, was einer Instruktion ähnlich sei.

„Ich wußte lange Zeit nicht und konnte mir darüber nicht klar werden, was Rußland haben will," fuhr er fort, „ob Afghanistan seinem Schicksal überlassen werden oder unterstützt werden soll. Nur in dem letzten Schreiben des General Kaufmann fand sich etwas einigermaßen Bestimmtes...."

Als wir mit der Lektüre der Briefe und mit unserer Unterhaltung fertig waren, war es schon gegen 5 Uhr morgens; ich warf mich nun auf das Bett und schlief sofort ein.

Am folgenden Tage traf in der Gesandtschaft etwa um 10 Uhr morgens ein Schreiben aus Taschkent ein, das auf den Namen des Emirs adressiert war. Es wurde sofort dem Wesir zur weiteren Uebermittelung übergeben.

Gegen 12 Uhr mittags erschienen bei uns der Wesir, der Kasi und der erste Sekretär des Emirs, Mirsa Nobi. Sie begrüßten die Gesandtschaft, setzten sich hin und schwiegen..... es vergingen mehrere Minuten, bevor sie dem General Rasgonow das Schreiben überreichten. Es war bereits eröffnet. Dem Gesichtsausdruck der Würdenträger nach ließ es sich vermuten, daß der Brief günstige Nachrichten enthalten mußte. Als General Rasgonow den Brief gelesen hatte, glänzte auch sein Gesicht vor Freude. Der Brief enthielt eine Einladung des Emirs nach Taschkent, die von dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten Gortschakow, ausgegangen war; — von einer Weiterreise nach Petersburg verlautete allerdings nichts. Der Brief war gerade, wie der vorhergehende, mit dem 23. Dez. bezeichnet.

Nun triumphierte General Rasgonow. Auch die Afghanen waren über den Brief erfreut, konnten sich aber doch die Sache keineswegs zurechtlegen. „Gestern gab's eine Zurückweisung, heute eine Aufforderung! Ja, was hat denn das zu be-

deuten?....", das waren die Fragen, die man ihnen von ihren Gesichtern ablesen konnte.

Ihr Staunen über dieses Zusammentreffen führte sie unwillkürlich zu einem gewissen Zweifel an der Richtigkeit des Schreibens. Der Mirsa Nobi fragte sogar bei dem Wesir an, ob die Gesandtschaft nicht vielleicht im Besitz des Siegels des Generals Kaufmann sei. Die Frage war allerdings auf afghanisch gestellt, immerhin aber von einem unserer Dolmetscher verstanden worden. Unglückliche Gesandtschaft! So weit ist es mit Dir gekommen! Die Machthaber haben Dir so übel mitgespielt und haben Dich so lange genötigt, Dir zu widersprechen, daß man schließlich Dich für fähig hält, ein so ungeheueres Verbrechen auszuführen. Diese Wilden aber, die wohl selber vor einem derartigen Kunststück nicht zurückgescheuet wären, sie hatten eine gewisse Berechtigung zu dieser ihrer Vermutung! Die Gesandtschaft hatte sich ja genügend in Widersprüche verwickelt. Und das Resultat der Widersprüche zwischen Stolettow und Rasgonow war die beleidigende Anfrage des Emirs an Rasgonow: „wem von Euch soll man denn Glauben schenken? Wer hat Recht: Sie oder der General Stolettow?...."

Was hatte aber wirklich dieses Spiel mit den Briefen zu bedeuten? Wie konnte es nur dazu kommen, daß man an ein und demselben Tage den Emir zurückweist und ihn einladet? Auf den Grund der Sache bin ich nicht gekommen, jedenfalls aber spielte sich diese Geschichte in folgender Weise ab:

Als Bulazel bei seiner Rückkehr mit der afghanischen Gesandtschaft aus Taschkent in Schirabad eintraf, wurde er von einem Boten eingeholt. Der Bote hatte einen Brief von dem General Kaufmann an den Emir Schir-Ali-Chan zu besorgen. Bulazel ließ nun den Boten seinen Brief an die afghanische Gesandtschaft übergeben. Bald darauf wurden sie von einem anderen Boten eingeholt, der von dem Ssamarkander Chef einen Zettel brachte, mit der Forderung, daß man den Brief zurückgeben möge. Diese Forderung schien für Bulazel beleidigend zu sein. Er jagte darum den Boten fort. Der Brief blieb in Händen der afghanischen Gesandtschaft und wurde in Masari-Scherif dem Emir überreicht. Nun traf aber daraufhin in Masari-Scherif noch ein anderer Bote mit einem zweiten Schreiben

ein. Wie bekannt, enthielt das erste Schreiben eine Zurückweisung, das zweite eine Einladung.

„Warum haben Sie aber dem Boten mit dem Zettel den Brief nicht zurückgegeben?“ fragte General Rasgonow Bulazel.

„Ja, wie konnte ich denn den Brief irgend einem Dschigiten ausliefern, der zudem noch keinerlei Ausweis mit sich führte,“ rechtfertigte sich Bulazel. „Wenn er mir noch von der rechten Obrigkeit einen Zettel gebracht hätte, so würde ich den Brief natürlich sofort ausgeliefert haben. So aber, erscheint da irgend ein „Chalatträger“ und fordert den Brief zurück!“

Ich verstehe schon, daß der Essaul Bulazel den Forderungen eines einfachen Boten, eines Eingeborenen nicht entsprechen konnte. Dieser Bote war aber ja ursprünglich gerade an eben einen solchen Boten abgesandt, wie er selber einer war. Die Samarkander Obrigkeit konnte doch unmöglich voraussetzen, daß Bulazel den Brief von diesem Boten abnehmen und ihn eigenmächtig der afghanischen Gesandtschaft überreichen werde, Bulazel hatte ja nicht den geringsten Anlaß dazu. Wäre das nicht geschehen, so hätte der zweite Bote unbedingt den Brief von dem ersten Boten zurückerhalten und unsere Gesandtschaft wäre davor, noch ein übriges Mal in eine fatale Stellung geraten zu müssen, bewahrt geblieben.

Die afghanischen Würdenträger verließen uns in bester Stimmung. Auch wir, die Gesandtschaft, waren erfreut. „Wir reisen somit alle zusammen,“ dachte ich, „ich bin nicht genötigt, in dieser „heiligen Grabstätte“ stecken zu bleiben.“ Einerseits war ich mit dieser Lösung der Frage zufrieden, andererseits aber auch nicht so sehr: der Gedanke, daß ich eine politische Rolle zu spielen haben würde, hatte mir bereits den Kopf schwindeln gemacht. „Aber ..... es geschieht doch alles zum Besten!“

In den folgenden Tagen lebte unsere Gesandtschaft nur in dem Gedanken an die bevorstehende Abreise aus Afghanistan.

Am 11. Januar reisten Bulazel und Tschanuschew ab. Ihnen schloß sich auch der Topograph der Gesandtschaft, Herr Benderskij, an. Trotzdem daß ich nicht mit ihnen reiste, war es doch beschlossen worden, daß sie nach Karschi reisen würden, um dort mit dem Emir von Buchara zusammenzutreffen. Gleichzeitig aber erfuhren wir, daß der Emir von Buchara aus Karschi nach

Buchara übergesiedelt sei. Somit würde sich mir eine bequeme Gelegenheit geboten haben, die berühmte central-asiatische Stadt des Mohamedanismus zu besuchen, wenn ich mit ihnen hätte reisen können. Indessen mußte ich jetzt in diesem uns allen schon so furchtbar widerwärtigen Masari-Scherif stecken bleiben. Uebrigens repräsentiert ja auch diese Stadt eine nicht unbedeutende „Säule" des Mohamedanismus.

Die gesamte Gesandtschaft konnte nicht mit ihnen zusammen abreisen, weil der Emir noch immer nicht mit seinen Reisevorbereitungen fertig war.

Immerhin war bei der Abreise der genannten Mitglieder der Gesandtschaft beschlossen worden, daß auch der übrige Teil der Gesandtschaft mit dem Emir zusammen nicht später als in einer Woche, vielleicht noch eher, Masari-Scherif verlassen solle. Der Emir sagte uns, daß er vier seiner höchsten Würdenträger mit sich zu nehmen gedenke. Es waren das der Sserdar Schir-Ali-Chan, der Wesir, der Kasi und irgend ein Mestosi-Chan.

Trotzdem nun, daß General Rasgonow den Wesir täglich ersuchte, sich mit den Vorbereitungen zur Abreise von Masari-Scherif zu beeilen, so ließ es sich doch nicht vermuten, daß diese Reise bald zu stande kommen könnte. Der Emir bestand darauf, daß General Rasgonow von seiner, des Emirs, Abreise dem Turkestaner General-Gouverneur Anzeige machen möge. Diese Anzeige hielt der Emir für notwendig, damit man in Taschkent sich in erforderlicher Weise zu seinem Empfang und zu seiner Aufnahme daselbst vorbereiten könnte. Gleichzeitig bestand der Wesir darauf, daß General Kaufmann den Emir von Buchara von der bevorstehenden Durchreise des Schir-Ali-Chan durch dessen Gebiete benachrichtigen möge. Als General Rasgonow sich erkundigte, welche Bedeutung diese Benachrichtigung für sie haben könnte, antwortete der Wesir, daß mit dem Emir-Saib doch ca. 400 Mann Gefolge mit 500 Pferden, 3 Elefanten und einer großen Dienerschaft ausziehen würden; es sei darum erforderlich, daß man sich zeitig zum Empfang und zum Unterhalt eines so großen Zuges vorbereite. Hierauf suchte General Rasgonow dem Wesir klar zu machen, daß Buchara ein unabhängiger Staat sei, in welchem keinerlei Anordnungen des General-Gouverneurs maßgebend seien, daß die Mitglieder der

russischen Gesandtschaft auf bucharischem Boden nicht viel mehr als Gäste wären und daß der Umstand, daß die Bucharen die Gesandtschaft, so lange sie sich auf ihrem Boden befand, auf eigene Kosten unterhielten und ihr keinerlei Auslagen gestattet hätten, nur für die Liebenswürdigkeit der guten Nachbarn spräche u. dgl. m.

Der Wesir hörte dem General aufmerksam zu, stimmte ihm gewissermaßen bei, brachte aber nach wenigen Minuten wiederum den Wunsch auf, daß die russische Obrigkeit den Emir von Buchara benachrichtigen möge. Die Unterhaltung drehte sich eine endlos lange Zeit und dabei im höchsten Grade monoton und zwecklos um dieses Thema. Der Wesir schloß endlich mit folgenden Worten: „Wenn das der General Kaufmann nicht kann, so möge General Rasgonow von sich aus den Emir von Buchara von der Reise des Schir-Ali-Chan in Kenntnis setzen.

„Wenn ich in dieser Weise verfahren würde," antwortete General Rasgonow, „so hätte ja die Sache geradezu den Anstrich, als ob der Emir-Saib nicht selber nach Taschkent reise, sondern von der Gesandtschaft der guten Gesellschaft halber bloß mitgenommen worden sei."

Diese Antwort machte den störrischen Wesir wanken, er zog sich bald zurück, ohne übrigens etwas Bestimmtes zu sagen.

Am folgenden Tage während der Abschiedsaudienz, die Bulazel beim Emir hatte, brachte der Wesir die Frage von der Benachrichtigung des Emirs von Buchara durch General Kaufmann wiederum aufs Tapet. Als Malewinskij hierauf bemerkte, daß derartige Beziehungen zwischen dem General-Gouverneur und dem Emir von Buchara nicht existieren könnten, da ja letzterer bloß ein guter Nachbar von Rußland und sonst durchaus unabhängig sei, so bemerkte der Emir ironisch: „Nun, wir wissen auch, was das mit der Unabhängigkeit von Buchara zu sagen hat!"

Allem Anschein nach traf der Emir seine Anstalten zur Reise nur langsam, mit großer Unlust. Die meiste Zeit verbrachte er in einer für uns mindestens auffallenden Weise: er wohnte verschiedentlichen Tierkämpfen bei, ritt auf die Jagd aus und war auf neue Acquisitionen für seinen Harem bedacht. Alles das ärgerte den General Rasgonow nicht wenig, dem

es vor allem darum zu thun war, möglichst bald aus Afghanistan abzureisen.

„Warum sollte der Emir uns nicht vorausziehen lassen?“ fragte Malewinskij General Rasgonow. „Wir würden langsam vorausziehen, er würde dann nachkommen .... Man müßte ihm das doch beibringen.“

Rasgonow aber dachte hierüber anders. Er sagte, daß es zwar höchst unangenehm sei, so völlig nutzlos in Masari-Scherif die Zeit tot zu schlagen, wenn aber die Gesandtschaft 8 Monate in dieser Weise verbracht habe, so könnten auch noch weitere 8 Tage draufgehen.

Aber selbst er konnte bei all' seiner Selbstbeherrschung, als der Wesir nach mehreren Tagen wieder einmal mit der doch bereits völlig abgethanen Frage von der Benachrichtigung des Emirs von Buchara auftrat, sich des Ausrufs nicht enthalten:

„Was sind das für unerträgliche Zauberer, diese Menschen! Es handelt sich hier um eine wichtige Staatsangelegenheit, die keinerlei Aufschub leiden darf .... man muß sich beeilen .... sie aber, sie ergötzen sich an Kamelkämpfen und streiten um nichtige Schreibereien!“

Auf diese Weise verging die Zeit außerordentlich langsam, einförmig und langweilig. Ein Tag glich dem anderen aufs Haar. Am Morgen pflegte sich gewöhnlich der Wesir einzustellen, um sich nach dem Befinden der Gesandtschaft zu erkundigen und anzufragen, ob die Gesandtschaft dem Emir-Saib etwas mitzuteilen habe. Außer dem üblichen Gruß hatte man an den Emir gewöhnlich nichts auszurichten. Ja, es wäre vielleicht schon manches hierfür vorhanden gewesen, aber General Rasgonow war selber, um sich seiner eigenen Worte zu bedienen, ein tüchtiger „cunctator“. Bis der sich etwas zurecht gelegt hatte, um es dem Emir außer dem üblichen „Salam“ vorzubringen, war nicht wenig Zeit erforderlich.

Den ganzen Tag über ließ der Wesir sich bei uns nicht mehr blicken. Jetzt hielt er sich beim Emir auf. Am Abend erschien er wieder in unserem Lehmpalast, gerade wie ein undeutlicher Komet am trüben Abendhimmel, richtete den „Salam“ des Emirs aus und zog sich dann zurück.

Ein paarmal hatte uns auch der Kasi besucht und dann erschallte unser Zimmer mehrere Stunden lang von dem blumenreichen, hastigen Gerede des Indiers. Er sparte keine Körperbewegungen und Gesten, um sein lebhaftes Gespräch auszuschmücken; er konnte allein für 10 Mann sprechen. Dafür aber durfte man mit ruhigem Gewissen seiner Rede nur halbes Gehör schenken und von 10 seiner Worte 9 fallen lassen. In entschiedenem Gegensatz zu seiner Schwatzhaftigkeit stand die Schweigsamkeit des Wesirs. Aber hieraus folgt noch nicht, daß man den wenigen Worten, die dem afghanischen Kanzler entschlüpften, Aufmerksamkeit zu schenken hatte. Es war nicht vielmehr daran, als an all' den Worten des Kasi. Ich vermag mich nicht ohne eine Lächeln der langen und hageren Figur des Wesirs zu erinnern, wie er da stand in einem mit rotem Flanell unterfütterten Mäntelchen von undenkbarem Schnitt, engen Beinkleidern mit Gamaschen und Pantoffeln, aus denen seine nackten Fersen hervorguckten, wie er abwechselnd bald Tabak schnupfte, dann nieste und in sein Schnupftuch spuckte und dabei mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Handfläche der linken schlug und gegen die Richtigkeit der von Herrn Benderskij ausgearbeiteten Karte von Afghanistan seine Zweifel geltend machte. Die Geschichte war nämlich die, daß der Wesir mit dem Gesicht nach Süden stand, die Karte aber wie üblich in den Händen in der Weise hielt, daß die nördlichen Partieen weiter vom Körper, die südlichen näher zu demselben kamen. Infolgedessen befanden sich die Städte und Ortschaften auf der Karte natürlich nicht auf der Seite, wo sie in Wirklichkeit waren. Peschawer z. B., das links von dem Wesir zu liegen kam, stand auf der Karte zur rechten Hand, Quetta war im Norden von Kabul verzeichnet. Der Wesir konnte sich nur dann über die Karte klar werden, als man ihn mit dem Gesicht nach Norden gestellt hatte. — Aber auch jetzt noch stritt er lange Zeit hin und her und manipulierte dabei mit dem Schnupftuch, der Tabaksdose und dem Zeigefinger... Geizig, habsüchtig, wie er war, zeigte er sich gleichzeitig so gewissenlos, daß er von zwei Hammeln, die der Emir der Gesandtschaft zum Unterhalt zusandte, den einen eigenmächtig für sich zurückbehielt; von dem Futter für unsere Pferde behielt er stets so viel zurück, wie er

wollte. Aber wir bekamen nicht nur durch seine Filzigkeit und Raubsucht manches zu leiden, sondern auch durch sein unpraktisches Wesen. Während der Reise der Gesandtschaft über den Hindukusch im Dezember-Monat sah sie sich oft genötigt, stundenlang unter freiem Himmel zu frieren, bis der Wesir die Anordnung getroffen hatte, für sie die Zelte aufzuschlagen; dann aber galt es noch, bis in die späte Nacht zu hungern, indem man auf die Nahrungsmittel zu warten hatte. Daß es mitunter dazu kam, daß man auf einer Höhe von 11 bis 12 Tausend Fuß sich mit einem Frühstück aus trockenen Weinbeeren begnügen mußte, währenddem nebenbei ein nahrhaftes Mittagsmahl bereit stand, habe ich bereits erwähnt. Von den zahlreichen Fällen, in denen sich der unpraktische Wesir auszeichnete, möchte ich noch einen namhaft machen: In Duab brauchten wir Milch für einen kranken Kosaken; man wandte sich mit dieser Forderung an den Wesir, der für den Unterhalt der Gesandtschaft zu sorgen hatte. Auf diese Forderung erwiderte er: daß hier nirgends Milch vorhanden sei und daß er, selbst wenn man ihn an Ort und Stelle köpfen wollte, doch keinen Tropfen Milch herbeischaffen könnte. Nun begab sich aber M. selber in das Dorf und verschaffte in einigen Minuten, trotzdem daß er in der Sprache der Eingeborenen nur das einzige Wort „Schir" (Milch) kannte, eine genügende Portion Milch. Wir setzten hiervon den Wesir sofort in Kenntnis, aber der Mann war gar zu sehr ein Dickhäuter, um noch erröten zu können.

Die Nachlässigkeit, welche er der Gesandtschaft gegenüber zeigte, läßt sich vielleicht bis zu gewissem Grade aus dem Umstand erklären, daß er nicht zu den Anhängern eines Bündnisses mit Rußland gehörte. Als der Emir auf die Nachricht von der Entsendung einer russischen Gesandtschaft nach Kabul den großen „Darbar" seiner Sserdaren und Volksvertreter zusammenrief und ihnen die Frage vorlegte, ob der Gesandte des russischen Zaren anzunehmen sei oder nicht, so teilten sich die Stimmen in zwei ungleiche Parteien, die einen waren für die Aufnahme der russischen Gesandtschaft in Kabul, die anderen dagegen. Die gegnerische Partei war sogar ein wenig größer als diejenige, die für Rußland einstand, und der Wesir gehörte anfänglich der gegnerischen Partei an. Wenn die russische Gesandtschaft trotzdem

nach Kabul ziehen durfte, so geschah das hauptsächlich auf persönlichen Wunsch des Emirs. Der Wesir blieb ein Gegner Rußlands auch späterhin, wenngleich er einer der Verfasser der „projektirten russisch-afghanischen Konvention“ war. Während des Rückzuges aus Kabul versuchte der Wesir den Emir mehrfach dazu zu bewegen, daß er seine Verbindung mit Rußland aufgeben möge. Wenn er hierbei nicht in Ungnade verfiel, so geschah das vermutlich aus Rücksicht darauf, daß der Emir nicht einen so einflußreichen Mann, wie der Wesir es war, von seinem Hof entfernen wollte. Zudem zeichnete sich der Wesir dem Emir gegenüber durch eine rein hündische Anhänglichkeit aus. Allerdings aber besaß er schon lange nicht mehr den Einfluß auf den Emir und das Vertrauen desselben in dem Maße, wie das vor mehreren Monaten noch der Fall gewesen war.

Er und der Kasi waren heimliche, unversöhnliche Feinde. Der letztere war so geschickt, daß es ihm bereits zu meiner Zeit gelungen war, den Wesir als unzuverlässig darzustellen.

Das war also der Mann, der meiner Meinung nach als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gerade so sehr am Platze war, wie der bewußte, verkannte Musiker auf dem Parnassus, und der nun zwei mal täglich, morgens und abends, sich regelmäßig bei uns einzustellen pflegte mit dem offiziellen „Salam“.

Mehrfach sprach bei uns auch unser alter Bekannter, der Kemnab Mohamed-Hassan-Chan vor. Im Gegensatz zum Wesir erfreute er sich der allgemeinen Zuneigung der Gesandtschaft. Jedesmal, wenn man von der Dummheit und Unehrlichkeit des Wesirs sprach, so wurde der Kemnab ihm gegenüber als ehrlicher und -umsichtiger Mann erwähnt. Der Kemnab war ein Mann von feinem und klarem Verstand. Er besaß, natürlich nach asiatischen Begriffen, eine glänzende Bildung. Er war mit der persischen Litteratur vorzüglich bekannt, hatte viele Reisen gemacht und war mehrere mal in Indien gewesen. Er trat eher wie ein Europäer und nicht wie ein Asiate auf. In seinem Wesen war nichts von dem Eigendünkel und dem Stolz, durch welchen sich die muselmännischen Würdenträger in Central-Asien auszeichnen, nichts von der Schmeichelei und Süßlichkeit, welche namentlich den bucharischen Würdenträgern eigen sind. Er war

einfach in seinem Auftreten, gemessen in seiner Rede; höchst selten nur konnte man von ihm eine scharfe Aeußerung vernehmen. Seine Sprache war ruhig und glatt. Ein Mangel haftete ihm allerdings an und zwar so merklich, daß ein Schatten auf seine sonst recht helle Erscheinung fiel — er war dem Trunke stark ergeben. Im Gegensatz zu der Filzigkeit des Wesirs war er stets bereit, sein Hab und Gut seinem Nächsten zur Verfügung zu stellen. Vor mehreren Jahren hatte er einen bedeutenden Posten in der Regierung bekleidet, war aber daraufhin in Ungnade verfallen und dem Lojnab des Vilajets Tschaar als Gehülfe zugewiesen worden. Gegenwärtig nun, wo er aus Taschkent zurückgekehrt war, schien er noch mehr in den Augen des Emirs verloren zu haben: seine Mission war erfolglos geblieben, nicht nur daß er keine Truppen mitgebracht, er hatte nicht mal irgend welche positive Versprechungen von der russischen Regierung erwirkt. Allerdings kam die Schuld dafür nicht ihm zu ... Jedesmal, wenn der Kemnab erschien, brachte er eine wohlthätige und belebende Atmosphäre mit sich. Seine kluge und schöne Rede wirkte auf uns geradezu erfrischend nach den unbeholfenen, ungeschlachtenen Phrasen des Wesirs.

Am 16. Januar rief der Emir die Gesandtschaft von neuem zu sich. Der Bote machte uns die Mitteilung, daß bei dem Emir ein Fußleiden ausgebrochen sei. Wir warfen uns sofort in unsere Parade-Uniformen und begaben uns in den Palast. Der Emir befand sich diesmal in einem Zimmer, das an sein Badezimmer grenzte, und erklärte uns in recht naiver Weise die Ursachen seines Aufenthaltes in diesem Gemach .... Die Gesandtschaft gewährte einen recht kuriosen Anblick, indem sie in voller Parade-Uniform im Vorzimmer zu dem Bade zu Füßen des Emirs saß, der sich in bloßer Leibwäsche befand ....

Sobald die Gesandtschaft Platz genommen hatte, begann der Emir von seiner Krankheit zu reden und ersuchte mich um Beistand. Er machte mich darauf aufmerksam, daß ihn vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahren sein anderes Bein geschmerzt habe und daß die gegenwärtige Krankheit mit den gleichen Symptomen begonnen habe, wie die frühere.

Ich untersuchte das Bein und mußte zu dem Schluß kommen, daß es sich im vorliegenden Fall um einen Muskelrheumatismus

in der linken Wade handele; objektive Merkmale des Leidens waren nicht zu konstatieren. Ich untersuchte das rechte Bein und fand die Kniegelenkbänder stark verdickt, sowie einige Narben in der Gegend des Kniegelenkes — Merkmale eines ehemaligen Entzündungsprozesses in dem Gelenk. Das Knie war gegenwärtig relativ gesund, d. h. der Entzündungsprozeß war abgelaufen, wenngleich im Resultat eine Behinderung der Bewegung zurückgeblieben war. Das frühere Leiden stand offenbar in keinerlei Beziehung zu dem gegenwärtigen Leiden des Emirs.

Ich erteilte meine Ratschläge und erkundigte mich dann nach dem Halsleiden des Emirs, ich fragte, warum der Emir sich in den letzten 6 bis 7 Tagen nicht mehr habe behandeln lassen.

Der Emir antwortete hierauf, daß es mit dem Husten in gleicher Weise stehe, bald besser, bald schlimmer, von der Behandlung habe er aber darum abstehen müssen, weil ich ihn nicht besucht habe.

„Der Doktor-Saib hat mich ganz vergessen und will mir keine Ratschläge mehr erteilen," fügte er hinzu.

Ich antwortete hierauf, daß ich ohne Einladung des Emir-Saib nicht kommen dürfe, daß ich aber häufig dem Wesir gegenüber meinen Wunsch ausgesprochen habe, zum Emir zu gehen, und daß ich nicht wüßte, warum mich der Emir nicht mehr zu sich berufen habe. Der Wesir habe aber jedesmal gesagt, daß dem Emir jetzt die Zeit fehle, um sich zu kurieren, da er stark mit den Vorbereitungen zur Reise nach Taschkent beschäftigt sei.

„Ja, der Wesir ist bei mir furchtbar dumm!" bemerkte der Emir.

Bei diesen Worten konnte sich der Kasi eines ironischen Lächelns nicht enthalten.

Nun aber wandte sich der Emir dem General Rasgonow zu, beklagte sich über das Vordringen der Engländer in Afghanistan und sprach seine Bedenken über die Aufnahme aus, die er in Taschkent finden werde: „Ich möchte durchaus folgendes wissen: wenn ich nach Taschkent komme, werde ich dann auf einen ausgesprochenen Beistand von Rußland rechnen können? Wie wird das aussehen, wenn ich nach Taschkent komme und dort abgewiesen werde. Mein „Wasser des Angesichts" (Ehre),

das ohnehin schon durch die Engländer gelitten hat, wird dann noch mehr leiden."

Auf die Versicherungen des Generals Rasgonow hin, daß der Emir getrost auf den Beistand von Rußland rechnen dürfe, berief sich der Emir auf den Brief des Generals Kaufmann vom 23. Dezember.

„Sehen Sie nur," fuhr er fort, „der General Kaufmann giebt mir hier doch direkt den Rat, hier zu bleiben, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Und wirklich, meine Anwesenheit ist hier durchaus notwendig, mein Reich befindet sich in Gefahr, zwei Drittel desselben sind in Feindeshand. Infolge dessen übersteigen meine Einkünfte, die sich vor dem Kriege auf ca. 20000000 Rupien bezifferten, gegenwärtig kaum 2 Millionen. Unter meiner Herrschaft stehen jetzt nur noch die Städte Kabul und Herat und das Vilajet Tschaar. Aber Kabul bringt mir keine Rupie mehr ein, indem die Hauptquelle der Einkünfte dieser Stadt, der Handel, völlig versiegt ist. Ich habe bloß Mittel, um meine Armee noch zwei Monate zu unterhalten. Nach diesem Termin bin ich ein Bettler; meine Lage wird dann kritisch. Und ferner: wenn die Engländer Kandahar besetzen, was ja nicht zu bezweifeln ist, so wird ihre Nachbarschaft von schlimmem Einfluß auf das Gebiet Herat sein. Sehr wahrscheinlich, daß es dort zu Unruhen kommen wird. Dann wird nur noch eines fehlen, um meine Not bis aufs Aeußerste zu treiben: ein Aufstand in dem einzigen Gebiet, das noch unabhängig geblieben ist, in Turkestan. Sie sehen jetzt, welche wesentlichen Bedenken mich von einer Reise nach Taschkent zurückhalten. Ja, ich sage sogar mehr, diese Bedenken nötigen mich, von der einst so sehr erwünschten Reise nach Rußland völlig abzustehen ..."

Vergeblich suchte General Rasgonow den Emir von dem Nutzen und der Notwendigkeit einer Reise nach Taschkent zu überzeugen, vergeblich berief er sich auf den späteren Brief des Generals Kaufmann, in welchem dieser auf Anordnung des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten den Emir nach Taschkent einlud. Der Emir verhielt sich sehr skeptisch zu den Worten des Generals Rasgonow, antwortete ihm nur ausweichend und entließ die Gesandtschaft.

Zu Hause unterhielten wir uns lange und lebhaft darüber,

was wohl diese Wendung in der Politik des Emirs zu bedeuten habe. War das eine einfache Laune, oder stack etwas mehr dahinter. Hatte der Emir vielleicht heimlich vor der Gesandtschaft einen Brief an die Engländer gesandt und wartete jetzt auf Antwort. Vielleicht wurde der Emir von der Reise durch sein krankes Bein abgehalten? Allerdings war das ein einfacher Muskelrheumatismus; über die Stärke desselben konnte man nichts Bestimmtes auf Grund von objektiven Beobachtungen aussagen. Vielleicht ist die Krankheit gar nicht einmal vorhanden; auf rein physischem Wege, objektiv läßt sie sich nicht nachweisen. — Es wurden eine Menge von Voraussetzungen und Kombinationen vorgebracht, schließlich aber vereinten wir uns fast einstimmig darin, daß der Emir aus irgend welchen Gründen mit seiner Abreise zögere. „Und er zaudert eben darum," sagte General Rasgonow, „weil sie alle ganz unerträgliche Zauberer sind."

Gegen 5 Uhr nachmittags erschien bei uns Gulam-Haider-Chan mit der Nachricht, daß der Emir mich in einer medizinischen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Ich begab mich sofort mit dem Feldscheer und den notwendigsten Medikamenten auf den Weg. An Stelle meines üblichen Begleiters, Samaan-Begs, folgte mir als Dolmetscher Herr Malewinskij. Ich machte den General darauf aufmerksam, wie fatal dieser Wechsel werden könnte im Fall, daß der Kasi abwesend sein würde, der das Englische des Malewinskij dem Emir persisch wiedergeben konnte.

Auf diese Vorstellung erhielt ich von Malewinskij und auch von Rasgonow die Antwort: „ach, vielleicht wird doch der Kasi bei dem Emir sein." Ich bestand nicht weiter auf der Sache, da ich bemerkt hatte, daß dem General Rasgonow viel daran zu liegen schien, daß Malewinskij mit mir durchaus zum Emir gehen sollte.

Bemerkenswert war es überhaupt, daß Rasgonow seit einiger Zeit sich vorwiegend des Malewinskij als Dolmetscher bediente und Nasirow zurückschob. Malewinskij mußte anfänglich die Rede Rasgonows dem Kasi in englischer Sprache wiedergeben, dieser teilte sie dem Emir persisch mit. Auf diese Weise hatte die Rede des Emirs, wenn er sich an Rasgonow wandte, zwei Stationen zu passieren, was, abgesehen von der Verlangsamung

des Gespräches, auch insofern unbequem war, als der Sinn der Rede hierbei unvermerkt für die Dolmetscher und auch völlig ohne ihr Zuthun sich verändern konnte, was auch mehrfach passiert war. Immerhin schien General Rasgonow gerade diese Art der Unterhaltung mit dem Emir der anderen, d. h. durch Nasirow, vorzuziehen.

Als ich beim Emir erschien, geriet ich allerdings für einige Zeit in eine unbequeme Lage, da der Kasi nicht vorhanden war. Ich verstand zwar selbst schon recht ordentlich das Persische, sprach aber noch ziemlich mangelhaft. Hätte ich übrigens auch über größere Kenntnisse im Persischen verfügt, so würde ich mich doch im Verkehr mit dem Emir stets eines Dolmetschers bedient haben. Gewisse Kombinationen veranlaßten mich, mit meiner Bekanntschaft mit dem Persischen vor dem Emir geheim zu thun. Diese Kombinationen bewährten sich späterhin durchaus.

Der Emir befand sich diesmal auf einer mit aus Holz geschnitztem Geländer versehenen Terrasse, welche sich auf einem reinen und mit Ziegelplatten ausgepflasterten Hofe befand. Neben dem Wesir stand mein alter Bekannter, Achun-Saib, mein Genosse, oder richtiger gesagt mein Vorgänger in der unglücklichen Behandlung des Thronfolgers, Abdullah-Dschan. Der große Kopf Achuns, in der Form eines Kessels, mit großen schlaffen Ohren, war fast unmittelbar auf den dicken und fetten Körper aufgesetzt, der auf kleinen in Strümpfe gekleideten Füßchen ruhte. Seine großen und klugen Augen und seine gekrümmte Nase verliehen seinem breiten und recht flachen Gesicht einen Ausdruck von Ueberlegenheit und Menschenkenntnis. Er war nicht beredt, dafür aber schaute er beständig und prüfend demjenigen, mit dem er sprach, direkt in die Augen, gerade als ob er ihm die geheimsten Gedanken ablesen wollte. Er blickte mich an, ob kalt, ob feindschaftlich, ich konnte nicht recht klug darüber werden. Er fixierte mich in seiner üblichen Art, aber ich war bereits auf diesen Moment gefaßt und wollte auch meinerseits ein wenig seinen Geheimnissen nachgehen; auch ich schaute ihn darum unverwandt an. Einige Zeit lang hielt er meinem Blicke ruhig Stand, dann aber wurde der Ausdruck seiner Augen unruhig und er wandte sich zur Seite. Es war ja ganz naturgemäß, wenn es sich herausgestellt hätte, daß der ehrenwerte Achun nicht gerade

von besonderer Sympathie für mich durchdrungen war: schon das zweite Mal kreuzte ich ihm den Weg, indem ich als sein Rival vor dem Emir auftrat. Etwas später erschien der Kasi und unser stummes tête à tête wurde damit aufgehoben. Ich untersuchte wiederum das kranke Bein, konnte aber nach wie vor keine objektiven Merkmale der Krankheit finden. Ich pinselte die kranke Wade mit Jodtinktur ein und legte eine Flanellbinde an. Gegen die Schmerzen, über welche sich der Emir beklagte, hatte ich für die Nacht Morphium bestimmt. Der Emir fragte jedoch sehr besorgt, ob diese Arzenei nicht etwa einen Schlaf hervorrufen werde; er bemerkte dabei, daß er diese Nacht nicht schlafen dürfe. Indem er diese Worte aussprach, erglänzte sein Gesicht von einem vielbedeutenden Lächeln.

„Warum darf denn der Emir-Saib die ganze Nacht nicht schlafen?" fragte ich.

„Das ist einmal nötig," antwortete er und strahlte dabei noch mehr; seine Nase krümmte sich dabei, seine Augen schauten lüstern und er zwinkerte mit ihnen dem Wesir und dem Kasi zu. Selbst der sonst stets so düstere Wesir versuchte auf seinem ein für alle Mal erstarrten Gesichte etwas auszudrücken, was sich wie ein Lächeln ausnahm. Der Kasi aber hüpfte geradezu auf seinem Platze umher.

„In dieser Nacht darf der Emir-Saib durchaus nicht schlafen," schnatterte der Kasi, „denn ..." und der Schluß seiner Phrase bestand aus Gesten und Augenzwinkern.

Ich brachte nun meinen Pulverisator in Thätigkeit und der Emir schluckte einige Minuten lang die warmen Dämpfe mit verschiedenen Arzneimitteln.

Nachdem ich mit meiner Behandlung fertig war, begannen wir zu plaudern. Es wurden zu dem Emir zwei Knaben hereingeführt, der eine von acht, der andere von zwölf Jahren; es waren das die Kinder des Emirs, ein Blick aber genügte, um den Unterschied in ihrem Typus zu bemerken. Der ältere Knabe war ein typischer Vollbluts-Afghane: ausgesprochen brünett, mit großen dunklen Augen, einer leicht gekrümmten Nase und einer dunklen Gesichtsfarbe. Er war schon gegenwärtig eine genaue Kopie von seinem Vater. Der andere Knabe hatte blondes Haar, graue Augen, eine helle Gesichtsfarbe und eine etwas

aufgeworfene Nase. Seine Gesichtszüge waren nicht so plastisch-regelmäßig wie bei seinem älteren Bruder, dafür aber sehr anziehend und lieblich. Der erste war ein schöner Knabe [1]), dessen typische Schönheit beim ersten Blick auffiel; der andere war ein hübscher Bursche, wie wir sie gewöhnlich bei uns zu Hause, in Rußland, sehen können, mit rosigen Backen und Lippen, einem runden Kinn, mit Grübchen in den Wangen, — kurzum, es war das einer der Jungen, den bei uns die glücklichen Mütter als „echtes Cherubengelchen" bezeichnet haben würden.

Der große Gegensatz im Typus der beiden Kinder erklärte sich mir, als ich mich nach der Abkunft der beiden Kinder erkundigte. Die Mutter des ersten war eine Vollbluts-Afghanin, die Mutter des zweiten eine Kaffirin. Beide Knaben waren gleich gut gekleidet. Auf den Häuptern trugen sie die nationalen kegelförmigen Mützen aus schwarzem Lammfell. Auf den Schultern hatten sie Fuchspelze, die mit Seidenstoff überzogen waren. An den Füßen hatten sie dicke Seidenstrümpfe, sonst aber weder Stiefel, noch Pantoffeln.

Die afghanischen Würdenträger und sogar die Mitglieder der herrschenden Familie dürfen nämlich in Gegenwart des Emirs nur ohne Stiefel und Pantoffel, in bloßen Strümpfen auftreten; dafür aber können sie eine beliebige Kopfbedeckung tragen.

Das Verhältnis zwischen den beiden Kindern war ein höchst ungezwungenes, wohl aber ließ sich in dem jüngeren Bruder noch nicht derjenige Stolz erkennen, der sich in den Gesichtszügen des älteren Bruders (der Schwester) bereits ausgeprägt hatte.

Indem der Wesir sich über die Abkunft des einen und des anderen Kindes aussprach, wandte er sich zu dem jüngsten mit einer Anrede, deren Sinn etwa folgender war: „Du bist zwar ein Königssohn, aber doch ein Sklave Deines älteren Bruders,

[1]) Ich erfuhr späterhin, daß das kein Knabe, sondern ein Mädchen war, die Tochter des Emirs von seiner Lieblingsfrau. Da der Emir dies Kind sehr liebte und es immer in seiner nächsten Umgebung zu sehen wünschte, so kleidete er es als Knaben, um damit die strengen Regeln des Harems zu umgehen, die die Anwesenheit einer Frau, zumal mit unbedecktem Antlitz in einer Gesellschaft von Männern nicht zugelassen hätten.

denn er ist königlichen Blutes von beiden Seiten, Du aber bist von einer Sklavin, einer Kaffirin geboren." Der Knabe bekam diese Worte aus dem Munde des Wesirs wohl nicht zum ersten Mal zu hören, denn sie machten keinen Eindruck auf ihn.

Inzwischen hatten sich auf dem Hofe, vor den geöffneten Fenstern der Terrasse eine Menge von den Angehörigen des Emirs versammelt. Unmittelbar am Fenster stand ein junger Mann von etwa 17 Jahren, hochgewachsen und schlank, wie eine Pyramidalpappel; er hatte schöne Gesichtszüge und kluge Augen: es war das der Großsohn des Emirs, der Sohn seines ältesten und geliebtesten Sohnes, Mahomed-Ali-Chan; der Großsohn hieß Achmet-Ali-Chan. Es waren bereits 14 Jahre vergangen, seitdem er seinen Vater unter so tragischen Umständen verloren hatte. Der Emir selber erzählte mir hierüber Folgendes:

„Vor 14 Jahren, als ich mit meinen aufrührerischen Brüdern viele Kämpfe zu führen hatte, kam es zu einer Schlacht zwischen den Heeren des Mahmet-Scherif-Chan, des Regenten von Girischk, und des Mahmet-Emin-Chan, dem Regenten von Kandahar; es war das bei Kelati-Gilsai. Mein verstorbener Sohn, ein Held an Geist und Körper — er besaß eine ungeheuere Kraft — wollte nicht, daß in der Schlacht viel Blut vergossen werde von dem Volke, das ja an unserem Familienzwist unbeteiligt war. Mein Heldensohn dachte, daß es richtiger wäre, wenn die Anführer den Streit durch einen Zweikampf entscheiden würden. Von meiner Seite trat also Mahmet-Ali-Chan auf. Mahmet-Scherif-Chan aber, ein bekannter Feigling, wollte nichts davon hören. Mein Bruder jedoch, Mahmet-Emin-Chan, hatte eine Seele anderer Art. Er nahm die Herausforderung an. Es wurde beschlossen, daß man sich auf Reitersäbel schlagen werde, und den Gegnern wurde streng verboten, eine Feuerwaffe mitzunehmen. Es wurde ein Platz gewählt — und der Kampf begann. Emin-Chan brachte anfänglich meinem Sohn eine leichte Verwundung bei, dieser aber verwundete dann seinen Onkel tödlich mit einem furchtbaren Säbelhieb. Zugleich aber riß Emin-Chan aus seiner Brusttasche einen Revolver hervor und schoß auf meinen Sohn, der unmittelbar vor ihm stand. Beide

fielen zu Boden und erhoben sich nicht mehr [1]) .... Mein Sohn! Mein Sohn! Noch nie hat es auf Erden einen solchen Helden gegeben und nie wird ein solcher wieder auftreten!... Die Trauer und das Herzeleid um den verlorenen Lieblingssohn, auf welchem all' mein Hoffen beruhte, hatte mich so niedergedrückt, daß ich jedes Interesse für das Leben verlor. Sechs Monate lang irrte ich ruhelos wie ein Schatten von einem Ort zum anderen. Ich nahm gerade nur so viel Nahrung zu mir, um noch das Leben im Körper zu erhalten. Statt meines Sohnes liebe ich jetzt diesen meinen Großsohn ...."

Mich interessierte dieser schlanke und anscheinlich noch nicht ausgewachsene Jüngling und ich versuchte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Der Emir erzählte mir auch, daß sein Großsohn vor einem Monat stark am Fieber erkrankt war, von welchem er sich noch immer nicht recht erholt habe; und unter anderem leide er an Mangel von Appetit. Der schlaue Kasi benutzte die Gelegenheit, um die Pulver zu preisen, die ich ihm vor kurzem gegen einen Magenkatarrh gegeben hatte; er empfahl diese Pulver auch dem jungen Großsohn des Emirs.

Bald darauf erschien unter den Leuten, die sich auf dem Hofe befanden, der Lojnab Chosch-Dil-Chan und der Oberbefehlshaber der Truppen im Vilajet Tschaar, Feïs-Mahomed-Chan. Der Lojnab trug den gleichen mit blauem Brokat überzogenen Pelz, in welchem er mich im Dezember-Monat empfangen hatte. Der Großsohn des Emirs war für die Winterzeit recht leicht gekleidet. Sein ganzes Kostüm bestand aus einem Kjulach, einem Tuchrock, der mit einer Silberborte zusammengeschnürt war, langen Beinkleidern aus dem gleichen Material wie der Rock und Halbstiefeln. Der Abend war allerdings milde und klar, immerhin hatten wir aber bloß + 5° C. Auf meine Bemerkung, daß der junge Großsohn sich wärmer kleiden müsse, antwortete der Emir, daß man den Körper nicht verzärteln

---

[1]) Der Leser kann somit ersehen, daß der uralte iranische Brauch, die Schlacht durch einen Zweikampf zu entscheiden, ein Brauch, den der berühmteste unter den persischen Dichtern, Firdusi, so genial in seinem Schah-Nameh besungen hat, noch gegenwärtig auf dem klassischen alt-iranischen Boden, in dem heutigen Afghanistan existiert.

dürfe, im Gegenteil, man sollte ihn von jungen Jahren auf abhärten.

„Ein Krieger," sagte der Emir, „und ein solcher wird mein Großsohn gewiß sein, muß die Bequemlichkeiten des Lebens gering schätzen. Ein Krieger muß stark an Körper sein."

Unter den Leuten, die sich vor den Fenstern versammelt hatten, fesselte meine Aufmerksamkeit ein hochgewachsener, schöner Mann mit klugen Gesichtszügen. Er konnte etwa 30 Jahre alt sein. Als ich mich nach ihm erkundigte, so bezeichnete ihn der Kasi als einen „Schauspieler". Späterhin aber erfuhr ich, daß dieser Schauspieler beim Hofe des Emirs die Rolle eines Hofnarren bekleidete. Er ahmte alle Gesten und Manieren des Kasi mit Vollkommenheit nach. Sobald der Kasi den Mund aufthat, um irgend ein Wort zu sagen, so that der Schauspieler das gleiche. Der Kasi streckte den Arm aus, um irgend etwas zu ergreifen, und der Arm des Schauspielers führte mit möglichster Genauigkeit dieselbe Bewegung aus. All' diese Stücke belustigten den Emir und das ihn umgebende Publikum in hohem Grade. Ich konnte nicht erfahren, ob der Hofschauspieler des Schir-Ali-Chan auch deklamieren konnte.

Schließlich nahte das Ende meiner Visite, ich empfahl mich dem Emir und begab mich nach Hause.

An einem, wenn auch nicht gerade schönen, so doch für den Winter jedenfalls ordentlichen Tag besuchten uns im Gesandtschaftshause der Kasi und der Wesir. Sie hatten mir einen kranken Verwandten des Kasi zugebracht. Das Aeußere des Kranken sprach dafür, daß er mit einem starken Leiden behaftet sei. Ich untersuchte den Kranken und konstatierte eine rechtseitige kroupöse Pneumonie. Ich verordnete ihm eine Arznei und entließ ihn nach Hause. Da nun aber der Kranke mich ambulatorisch nicht besuchen konnte, so machte ich dem Kasi den Vorschlag, daß ich selber den Kranken zu Hause besuchen wolle. Der Wesir bemerkte hierauf, daß es erforderlich sei, dem Emir eine bezügliche Meldung zu machen und den Entscheid desselben abzuwarten. Ich war anfänglich nicht wenig frappiert durch diese Wendung der Sache. Um einem Kranken Beistand leisten zu können, sollte ich eine Erlaubnis des Emirs einholen?! Was war denn das für ein Unsinn. Späterhin aber fand ich, daß

die Leute von ihrem Standpunkte aus gewissermaßen recht hatten. Ich war ja im voliegenden Fall nicht nur der Arzt einer Gesandtschaft, sondern gewissermaßen auch ein Leibmedicus. Selbstverständlich mußte nun, damit ein einfacher Sterblicher, ein Unterthan des Emirs, sich meiner Dienste in seinem Hause erfreuen konnte, die Einwilligung meines gekrönten Patienten eingeholt werden.

Nachdem nun diese Angelegenheit in der erwähnten Weise entschieden worden war, begab ich mich mit ruhigem Herzen, aber mit einer unbestimmten Vorstellung über den Empfang, der mich im Hause des Kranken erwartete, auf den Weg. Mein Führer beantwortete die Frage, ob das Haus des Kranken weit oder nahe sei, mit nesdik est, d. h. nahe. Nun ist aber dieses Wort schon in der Theorie sehr dehnbar, in der Praxis aber dehnte es sich auf die Strecke von fast zwei Werst aus, die zwischen unserem Lehmpalast und einem gleichen Palast des Kasi lag. Wir mußten bei der Residenz des Emirs vorbeireiten. Vor dem Thore desselben, auf dem volksreichen Bazarplatz, standen mehrere Paar von Kamelmännchen. Sie waren, wenn man sich so ausdrücken darf, im Parade-Aufzug, d. h. mit schönen Teppichen bedeckt. Auf den Köpfen hatten die Kamele buntfarbige Mützen in Form von kleinen Kronen. Es waren das die für diesen Tag zum Schaukampf auserlesenen, kräftigen Männchen. Es war jetzt die Brunstzeit der Kamele, in welcher sie außerordentlich boshaft werden; die Eingeborenen benutzen sie darum in dieser Zeit zu Schaukämpfen. Die sonst gewöhnlich so zahmen, folgsamen und sympathischen Tiere waren jetzt nicht mehr wieder zu erkennen. Sie brüllten dumpf und zornig und bespritzten die bunte Menge, die sich um sie herumdrängte, mit dem Schaum, der ihre Mäuler in dichter Masse bedeckte. Die sonst so schönen und milden Augen dieser Tiere waren jetzt trübe und sprühten Wut. Die Hinterbeine standen weit auseinander .... Die Tiere waren gegenwärtig ganz unerträglich häßlich .....

Auf unserem Wege mußten wir auch bei dem Hasret vorbeireiten, d. h. bei der angeblichen Grabstätte des Ali, deren zwei smaragdengrüne Kuppeln sich hoch über der Lehmmauer erhoben. Lange noch mußten wir in den krummen, schmutzigen und außerordentlich wirren Straßen der Stadt herumziehen, bis unser

Cicerone uns schließlich in eine Sackgasse hineingeführt hatte. Jetzt konnten wir nicht weiter; übrigens brauchten wir es auch nicht, da wir am Ziele unseres Rittes waren.

Ich wurde nicht sogleich in den Zauberkreis der afghanischen Familie hineingelassen. Anfänglich verschwand mein Führer hinter dem Pförtchen, indem er mich ein wenig zu warten bat. Nach einigen Minuten ließen sich Stimmen vernehmen, die sich dem Pförtchen allmählich näherten. Daraufhin streckte sich durch das Pförtchen ein Kopf heraus, dann folgte ein Körper — und der Hausherr bot mir freundlich die Hand zum Gruß und half mir vom Pferde abzusteigen.

Die schönen großen und lebhaften Augen und die Adlernase ließen in ihm sofort einen nahen Anverwandten des Kasi erkennen; die Lebhaftigkeit der Bewegungen schließlich vervollständigte die Aehnlichkeit, der sonst vielleicht dadurch Abbruch geschehen wäre, daß mein neuer Bekannter nicht so dick war, wie das Haupt der Familie. Ich hatte mich in meiner Vermutung nicht geirrt; der Mann, der mir entgegentrat, war der leibliche Bruder des Kasi.

Hinter dem Pförtchen und der Lehmmauer befand sich der Haushof mit den Stallungen, in welchen über 10 Pferde standen, von denen einige gesattelt waren. Ich übergab mein Roß einem Dschigiten und betrat durch ein enges Pförtchen den folgenden umfangreichen und reinen Hof, in dessen Mitte sich ein Bassin befand; mehrere Bäume auf diesem Hofe milderten den ernsten Eindruck, den die Lehmmauern machten. Die aus Lehm und Holz ausgeführten Gebäude waren hier von gleichem Typus und in gleicher Weise verteilt, wie auch auf unserem Hofe. Auch die äußere Ausstattung war die gleiche, wie in unserem Lehmpalast.

Der Kasi war nicht zu Hause. Kurz vor meiner Ankunft war er zum Emir abgerufen worden, darum eben hatte mich sein Bruder empfangen. — Wir betraten das Haus. Inmitten des Zimmers saß vor einem Mangal und in einen zottigen Kabuler Pelz gehüllt mein Kranker. Währenddem ich mich mit der Untersuchung des Kranken beschäftigte, hatte sich das Zimmer mit einer Menge von Hausbewohnern angefüllt. Hier war groß und klein vertreten: alles typische Physiognomieen mit merklicher Beimischung von indischen Zügen. Unter den Buben hatte

sich ein Mädchen eingefunden von etwa 12 Jahren. Es versprach schon jetzt eine Schönheit erster Klasse zu werden. In der offenen Thüre stand eine junge, schöne Frau und schaute uns anscheinend ganz ungeniert und mit größter Spannung an. Sie war ohne Schleier und trug einen seidenen, gestreiften kurzen Halbrock (Beschmet) mit einer Kette von Goldmünzen auf der Brust. Ihr Haar war ebenfalls mit einigen Münzen geschmückt. Sie hatte sich so sehr in die Betrachtung des von ihr noch nie vorher gesehenen Kaffir-Urussen vertieft, daß sie gar nicht bemerkte, wie hinter ihr eine alte Frau auftrat und ihr etwas in das Ohr flüsterte. Die schöne Frau wandte sich nur dann zu der Alten um, als diese mit ihrer hageren Hand ihre Schulter berührt hatte. Nun kehrte uns die junge Frau den Rücken zu und verließ ihren Platz an der Thüre; die Hand der Greisin schloß hinter ihr die Thüre. Von dem offenen Fenster aus konnte ich eine Jurta sehen, die unmittelbar an der Schwelle der Eingangsthür aufgeschlagen war. Zwischen der Jurta und dem Hause eilten häufig einige junge Frauen hin und her. Ich erfuhr, daß der Kasi sieben Frauen besaß und ungefähr fünfzehn Kinder.

Bald darauf wurde der Thee und die übliche Bewirtung gereicht — verschiedene Süßigkeiten, Konfekt und Gebäck. Ich verließ recht bald das Haus.

6. Kapitel.

Beim Emir von Afghaniſtan.

Unſere Geſandtſchaft verläßt Afghaniſtan. — Die letzte Audienz der Geſandtſchaft beim Emir. — Ich bleibe allein in Maſari-Scherif zurück. — Ich werde von dem Emir zurückgewieſen. — Meine ambulatoriſchen Kranken. — Die Krankheit des Emirs. — Die afghaniſchen Aerzte; ihre mediziniſchen Kenntniſſe. — Die Reiſe nach Tachtapul. — Nachrichten vom anglo-afghaniſchen Kriegsſchauplatz und aus dem Inneren von Afghaniſtan. — Die hoffnungsloſe Lage des Emirs. — Die letzten Tage des Emirs.

Am 18. Januar berief der Emir die Geſandtſchaft wiederum zu ſich. Nach den üblichen Begrüßungen kam er von neuem auf die Frage, ob er nach Taſchkent reiſen ſolle oder nicht. Er neigte mehr dazu hin, daß es beſſer wäre, in Maſari-Scherif zurückzubleiben.

Unter den Gründen, die ihn von ſeiner Reiſe abhalten konnten, führte er auch ſein krankes Bein an. Ich unterſuchte wiederum das Bein und konnte wiederum keine objektiven Kennzeichen einer Erkrankung finden. Die Temperatur des Beines war normal, die Hautfarbe, der Umfang normal. Auch die Senſibilität ſchien unverändert zu ſein. Ich äußerte mich darum in dem Sinne, daß der Emir vielleicht ſehr bequem ſeine Reiſe in einem Palanquin zurücklegen könne und daß das kranke Bein keineswegs ein Hindernis für die Reiſe ſein dürfte. „In Taſchkent," ſagte ich, „wäre es mir zudem noch möglich, zur Kur des Beines Mittel in Anwendung zu bringen, über welche ich in Maſari-Scherif nicht verfüge.

Der Emir antwortete hierauf, daß er allerdings in der Krankheit des Beines kein Haupthindernis für die Reise nach Taschkent sehe; es wären das Umstände ganz anderer Art, die hier in Betracht kämen. Er ließ hierauf seinen ersten Sekretär einen Brief bringen und vorlesen, den er von Mahmet-Jussuf-Chan aus Kandahar erhalten hatte.

Der Serdar berichtete, daß die Engländer seine Reiter geschlagen und Kandahar eingenommen hätten. Die Ueberreste seiner Truppen hätten sich in zwei Richtungen zurückgezogen, nach Kabul und nach Herat.

„Sie sehen," wandte sich der Emir an Rasgonow, „wie die Engländer ihr Versprechen halten. Das läßt sich sagen, eine hübsche Beobachtung der Integrität ist es, wenn eine Stadt nach der anderen von ihnen eingenommen wird. Wenn ich jetzt nach Rußland gehe, so werden die Engländer meine Abwesenheit benutzen und Schritt für Schritt sich der afghanischen Länder bemächtigen. Schließlich wird mir nichts übrig bleiben, wohin ich zurückkehren könnte. — Nein, die Lage meines Reiches ist so schlimm, daß ich es nicht verlassen darf. Ich weigere mich darum entschieden, gegenwärtig nach Rußland zu ziehen."

Der General Rasgonow suchte den Emir zu überzeugen, daß diese Reise ihn retten könnte, da er Gelegenheit finden werde, alles ausführlich mit General Kaufmann durchzusprechen. Der General-Gouverneur könne dem Emir eine endgültige Antwort erteilen, da er dazu die entsprechende Vollmacht besitze, die ihm, General Rasgonow, abgehe u. dgl. m.

„Was sich aber auf die Befürchtung des Emir-Saib bezieht," meinte Rasgonow, „daß die Engländer in seiner Abwesenheit nicht nur in Herat, sondern auch in Afghanisch-Turkestan Fuß fassen werden, so läßt sich das leichter sagen, als ausführen. Von Kandahar bis Herat sind's 1000 Werst(?) Diese Stadt aber wird nicht so bald einzunehmen sein. Nach Turkestan aber können die Engländer nur in zwei Jahren gelangen."

Der Emir blieb jedoch bei seiner Meinung. Er befürchtete, daß in Turkestan gewiß ein Aufstand ausbrechen werde, sobald nur die Engländer in Herat erscheinen würden. Seine Familie wäre dann Gefahren ausgesetzt, er dürfe sie aber nicht dem Geschick preisgeben.

„Wäre es wohl möglich," fragte er, „daß meine Familie im Falle der Gefahr in irgend welcher russischen Stadt Unterkunft finden könnte?"

Rasgonow antwortete hierauf, daß der Emir seine Familie zu beliebiger Zeit nach Rußland senden könne, sie werde dort stets die herzlichste Aufnahme finden.

Der Emir äußerte nun, daß seine Reise nach Taschkent gegenwärtig vielleicht schon möglich wäre, jedoch nur unter der Bedingung, daß General Kaufmann in Schirabad ein Beobachtungskorps von 4 Bataillonen postierte.

„Ich kann dann," sagte der Emir, „in bezug auf meine Familie ruhig sein. Ich werde dann überzeugt sein, daß die Ruhe in dem Lande nicht gestört werden wird."

Als der Emir die Zahl der Bataillone nannte, rief der Wesir ihm auf Afghanisch zu, daß er eine größere Zahl nennen möge, ungefähr 10 Bataillone.

Natürlicherweise konnte General Rasgonow nicht versprechen, daß General Kaufmann ein Beobachtungskorps aussenden werde. Der Emir erklärte nun endgültig, daß er die Reise nach Taschkent nicht machen werde.

„Die Sache ist jetzt entschieden," sagte er. „Ich darf aber außerdem den Brief des Generals Kaufmann vom 23. Dezember nicht vergessen. In diesem Brief erteilt er mir den direkten Rat, hier zu bleiben. Wie kann ich nun nach Taschkent ziehen? Wenn nun bei meiner Ankunft in Taschkent General Kaufmann mich fragt: warum bist Du hergekommen? ich habe Dir doch geschrieben, daß Du eine passendere Zeit zur Reise abwarten sollst? Was kann ich ihm dann zur Antwort geben? Wie soll ich mich verhalten, wenn man mir in Taschkent sagt: besorgen Sie Ihre Angelegenheiten selber, wir können Ihnen keinerlei Hülfe bieten!... Da wird mir doch nur eines übrig bleiben, mir selber ein Ende zu bereiten!... Sie sehen wohl jetzt ein, daß ich durchaus zurückbleiben muß."

General Rasgonow versuchte den Emir von der Grundlosigkeit dieser Befürchtungen zu überzeugen. Fruchtlos! Fruchtlos blieb auch sein Hinweis auf den späteren Brief des Generals Kaufmann, in welchem der Emir nach Taschkent eingeladen wurde. Der Emir erklärte, daß hiervon jetzt keine Rede mehr sein könne.

Er sagte ferner, daß er eine neue Gesandtschaft nach Taschkent entsende, welche aus vier höheren afghanischen Würdenträgern bestehen werde. Gleichzeitig bemerkte er, daß er die russische Gesandtschaft nicht mehr zurückhalten wolle, sie möge mit seiner Gesandtschaft zusammen abreisen.

„Den Doktor-Saib aber behalte ich zurück," sagte er zum Schluß seiner Rede.

Aufrichtig gesagt, hatte die mir von dem Emir erwiesene Ehre wenig Verlockendes für mich. Allerdings! Wenn ich in Masari-Scherif zurückblieb, so war ich zu einer traurigen Einsamkeit verurteilt, die sich auf eine unbestimmte Zeit erstrecken konnte. „Warum soll ich nun hier bleiben," dachte ich mir, „etwa um den Emir zu kurieren? Aber wer mag mir dafür einstehen, daß es den einheimischen Aerzten nicht gelingen wird, den Emir mir gegenüber feindlich zu stimmen? Es kann das um so leichter geschehen, als die Beziehungen des Emirs zu der russischen Regierung in eine außerordentliche Schwankung geraten sind und leicht einen gehässigen Charakter annehmen könnten. Wenn nun der Emir seinen Aerzten folgen und meinen Beistand ablehnen wird, so werde ich mich doch zu mindestens in einer sehr lächerlichen Lage befinden, wenn eben die Sache nicht noch schlimmer ausfallen wird."

Ich fragte darum sofort den General Rasgonow und zwar in Anwesenheit des Emirs, ob er mich in Afghanistan zurückzulassen gedenke.

Rasgonow bestätigte die Worte des Emirs, indem er bemerkte, daß ich darum zurückbleiben müsse, weil hierfür ein spezieller Befehl des Generals Kaufmann existierte, welcher in einem Brief an ihn und auch in dem Brief an den Emir vom 20. Dezember geäußert sei; fernerhin aber werde ich nicht allein, sondern mit Samaan-Beg zurückbleiben, so daß ich nicht besonders an Langweile zu leiden haben würde.

Ich hatte hierauf nichts Weiteres zu erwidern, gab aber die Hoffnung nicht auf, daß es mir gelingen würde, den General Rasgonow dazu zu bewegen, daß er mich nicht in Masari-Scherif zurücklasse.

Indessen waren die Unterhandlungen zwischen dem Emir und dem General Rasgonow wiederum aufgenommen worden.

Die Audienz war allerdings mit einem sehr rücksichtsvollen Gespräch eröffnet worden; allmählich aber hatten sich ein wahres Kreuzfeuer entsponnen und schließlich — ging es gerade wie auf einem Bazar her. Alle sprachen mit einem Mal. Ein jeder suchte den anderen zu überschreien und sich zur Geltung zu bringen. Es sprach der Emir, es sprach der Kasi, es sprach der Wesir. — Die Dolmetscher wußten nicht, wen sie anhören sollten und hatten natürlich nicht die Zeit, das zu übersetzen, was ein jeder von den Rednern Rasgonow zu sagen hatte. Rasgonow konnte weder dem Emir, noch den Würdenträgern eine Antwort geben. Kaum daß er den Mund aufthat, so sprudelten ihm schon von der entgegengesetzten Seite ganze Ströme von Worten entgegen. Die Dolmetscher konnten nur dieses und jenes sozusagen im Fluge auffangen. So blieb denn Rasgonow nahezu die ganze Zeit über schweigend sitzen, hörte seine Gegner an und antwortete ihnen bloß mit einem stummen Lächeln, ob das nun am Platz war oder nicht. Ich möchte noch des Sserdars Schir-Ali-Chan, des Bruders des Emirs, erwähnen, der der Audienz beiwohnte. Dieser erhob kein einziges Mal seine Stimme und geriet nicht in Feuer während des Streites. Der Kasi hingegen quiekte, gerade als ob er an der Zunge aufgehängt wäre; der keineswegs beredte Wesir erstickte nahezu an dem Redeschwall seiner eigenen Worte; der Sserdar Schir-Ali-Chan hingegen brachte nur höchst selten ein Wort vor, aber dieses Wort war stets ein tüchtiges. Die würdevolle Schlichtheit, mit der er auftrat, und der aufrichtige Ton seiner Rede standen in einem angenehmen Kontrast zu dem Wesen des schmeichlerischen Kasi und des sklavischen Wesirs.

Die Audienz wurde endlich geschlossen. Die Abreise der Gesandtschaft war vom Emir auf den nächsten Tag, d. h. den 19. Januar, festgesetzt.

Kurz nach der Audienz erschien in unserer Wohnung der Wesir. Er überbrachte uns die Geschenke des Emirs für die abreisenden Mitglieder der Gesandtschaft. Es waren das Kaschmirshawls. Ein jedes Mitglied erhielt zwei Shawls. General Rasgonow hingegen vier. Zudem schenkte der Emir noch Malewinskij die alten Münzen, wegen deren er sich mit dem Wesir entzweit hatte. Ich erhielt keine Geschenke. „Der „Emir-Saib behält ja den Doktor-Saib bei sich zurück," sagte

der Wesir. „Er wird ihm seine Dienste, wenn der Doktor-Saib Afghanistan verlassen wird, besonders lohnen."

Die Gesandtschaft machte sich noch am selbigen Tage reisefertig. Ich aber wurde wieder zum Emir berufen. Ich fand ihn sitzend auf dem Fußboden, auf welchen über den Teppichen eine Matratze gelegt war, diese war wiederum mit einem Bärenfell überdeckt. Der Emir beklagte sich über heftige Schmerzen in der Kniekehlengrube des linken Beines und im Knöchel. Die Knöchelgegend war ein wenig angeschwollen, die Temperatur etwas erhöht. Während der Betrachtung und Untersuchung des kranken Beines stöhnte der Emir laut. Ich hatte jetzt genügend Anhaltspunkte, um zu dem Schluß zu kommen, daß der Emir am Gelenkrheumatismus erkrankt sei. Ich rieb die Knöchelgegend mit einer Chloroformsalbe ein und legte von neuem einen Verband von Flanell und Watte an. Innerlich wollte ich Chinin mit Opium verordnen, als aber der Emir erfuhr, daß die Arznei „Kunein" (Chinin) enthalten werde, weigerte er sich mit Entschiedenheit, das Mittel zu nehmen. Salicylsaure Salze konnte ich dem Kranken nicht anbieten, da mir dieselben fehlten. Bald darauf ließ der Schmerz nach, der Emir beruhigte sich und ich wurde nach Hause entlassen.

Bei all' den lärmenden Reisevorbereitungen der Gesandtschaft fühlte ich mich wie verloren. Der Befehl Rasgonows, daß ich in Masari-Scherif bleiben sollte, hatte mich außerordentlich schwer betroffen. Nun aber war es klar, daß ich wirklich zurückbleiben mußte. Der Emir war zweifellos krank; ich konnte ihn doch nicht ohne medizinischen Beistand lassen, wenngleich er auch einen ganzen Haufen seiner eigenen Aerzte hatte.

Noch schlimmer aber wurde meine Sache dadurch, daß mein Denschtschik (Bursche), ein äußerst zuverlässiger, ehrlicher und dienstfertiger Mann, mich verließ. Er hatte mir gute Dienste geleistet, als er in Kabul zurückblieb. Alle meine Sachen, mein Gepäck und meine Pferde hatte ich unter seiner Aufsicht zurückgelassen, und alles hatte er in bester Weise besorgt. Sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft sprachen sich sehr belobend aus über die sorgfältige Pflege, die der Denschtschik dem Gut seines abwesenden Herrn angedeihen ließ. Rasgonow hatte mir in einem seiner Briefe einen wahren Lobhymnus über diesen Mann zu-

gesandt. Und nun mußte ich ihn nach Taschkent zurückziehen lassen und zwar zu einer Zeit, wo seine Dienste mir gerade am unentbehrlichsten und wertvollsten sein mußten. Ich mußte ihn aber entlassen, da bereits im August-Monat 1878 seine Dienstzeit abgelaufen war und alle seine Genossen bereits in ihre Heimat auf unbestimmte Frist auf Urlaub entlassen waren. Er durfte ebenfalls seinen Urlaub benutzen. Indessen wäre dieser Umstand leicht zu umgehen gewesen, da unsere Expedition für einen Feldzug galt und die Dienstfrist darum keineswegs in betracht kam. Es wäre aber grausam gewesen, wenn ich ihn noch länger in Afghanistan zurückbehalten hätte. Mein Denschtschik hatte sich gerade so ergeben in sein Geschick gefügt wie jeder unserer wackeren und biederen Krieger, und wagte darum nur schüchtern mich zu bitten, daß ich ihn mit der abreisenden Gesandtschaft ziehen lassen möge; er habe sich hier, wie er sich ausdrückte, ganz abgehärmt, sein Herz sei ihm vor Sehnsucht nach der Heimat ganz krank geworden. Natürlich konnte ich diesen prachtvollen Burschen nicht gewaltsam zurückhalten. Ich rüstete ihn aus, versah ihn mit einem Pferde und dem dazu gehörigen Geschirr, gab ihm ein wenig Geld und ließ ihn ziehen. — Ich wiederhole es, mit aufrichtigem Bedauern.

Am 19. Januar morgens waren die Mitglieder der abreisenden Gesandtschaft zum Ausrücken bereit und warteten nur auf die Aufforderung des Emirs. Bald darauf erschien der Wesir und Chulam-Haider-Chan, der Adjutant des Emirs, mit der Nachricht, daß der Emir die Gesandtschaft erwarte. Wir begaben uns nun alle, die Abreisenden in ihrem Reisekostüm, zum Emir. Das Wetter war trüb. Nachts war ein kleiner Regen gefallen, an dessen Stelle am Morgen ein spärlicher Schneefall getreten war; die Luft war feucht und kalt. Als ich das Zimmer verließ, empfand ich ein unangenehmes Fröstеln und ein nervöses Schaudern. Schwere bleigraue Wolken hatten den ganzen Himmel überzogen und die im Süden emporragenden Schneegipfel des Paropamisus verdeckt; ein scharfer Westwind brauste und pfiff traurig zwischen den nackten und knorrigen Zweigen der riesigen Tschinaren. Mitunter krächzt eine melancholische Krähe oder fliegt eine schnatternde Elster vorbei. Jetzt läßt sich das traurige und gedehnte Geschrei eines

Ischaks (Esel) vernehmen. Das ist der Winter! Endlich. Ich glaubte schon, daß ich in diesem Jahre nicht dazu kommen würde, das Antlitz des lieben heimatlichen Alten, des Winters, zu sehen. Wir fanden den Emir halb sitzend auf einer Matratze in dem Zimmer, wo er gewöhnlich die Gesandtschaft empfing. Neben ihm standen zwei einheimische Aerzte. Der eine von ihnen war der mir bekannte Achun-Saib, der andere war mir unbekannt. Der Letztgenannte hielt das Bein des Emirs, das in Musselin eingehüllt war, über einem kupfernen Becken, Achun aber begoß das Bein beständig mit Eiswasser. Auf meine Frage, warum der Emir sich das Bein begießen lasse, wurde mir mitgeteilt, daß er diese Operation auf Anraten des Achun unternommen habe, da die Schmerzen sich am Morgen von neuem eingestellt hätten; die Begießungen mit Eiswasser wurden bereits mehrere Stunden durchgeführt und gegenwärtig verspürte er keinen Schmerz mehr im Bein.

Ich empfahl dem Emir die größte Vorsicht mit dem Eiswasser, indem ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er durch einen unmäßigen Gebrauch dieses Mittels sein Leiden trotz der vorübergehenden, scheinbaren Besserung und Verminderung des Schmerzes doch nur verschlimmern würde. Ich glaubte umsomehr auf Vorsicht in bezug auf das Eiswasser bestehen zu müssen, als ja die dem Leser bereits bekannte Bauart der hiesigen Wohnungen dem Zugwind den freiesten Spielraum gestattete. Zweifellos werden die Erkältungen hier, in Asien, bei dem relativ milden Klima (im Winter) durch die schlechte Bauart der Häuser, hauptsächlich aber durch den Zugwind bedingt. Zu diesen Erkrankungen trägt in bedeutendem Maße gewiß auch die Beheizung der Zimmer durch den „Mangal" bei. Die strahlende Wärme dieser Mangalen erwärmt nur eine Seite des Körpers, währenddem die andere Seite gleichzeitig dem kalten Zugwinde ausgesetzt ist. Auf diese Weise holte ich mir bei einer Audienz von neuem einen Muskelrheumatismus.

Alle diese Umstände bewogen mich, darauf zu bestehen, daß der Emir die Begießung mit Eiswasser einstellen und statt dessen Abreibungen mit Eis und nachfolgende Einwicklungen in Wolle anwenden müsse.

„Ich würde gern von dem Eiswasser abstehen," antwortete

der Emir, „wenn sich nur andere Mittel finden ließen, die eben so gut den Schmerz lindern würden."

Ich brachte einige Mittel in Vorschlag, der Emir aber wies ungeduldig meine Vorschläge zurück und sagte, daß er sich jetzt gut fühle.

Als der Emir die Gesandtschaft verabschiedete, äußerte er die Hoffnung, daß die Gesandtschaft glücklich nach Taschkent gelangen werde. Er nannte darauf die Namen der Mitglieder der afghanischen Gesandtschaft, welche mit unserer Gesandtschaft auszogen. Es waren ihrer drei: der Sserdar Schir-Ali-Chan, der Vetter des Emirs, der Wesir Schah-Mahomed-Chan und der Kasi Abdul-Kader. Zur Begleitung war ihnen der frühere Gesandte, Mirsa-Mahomed-Hassan-Chan, beigegeben.

„Ich bitte, daß Sie meinen Gesandten gerade so gut Glauben schenken, wie mir selber," sagte der Emir. „Was sie auch sagen werden, wißt, daß es gerade so ist, als ob ich selber, persönlich zu Euch rede."

Auf die Frage des Generals Rasgonow, wen der Emir zum Chef der Gesandtschaft bestimme, erhielt er folgende Antwort:

„Sie sind alle gleich, aber die Unterhandlungen mit General Kaufmann wird der Kasi durch Herrn Malewinskij führen."

Auf diese Weise war der Kasi de facto die Hauptperson in der Gesandtschaft, was, wie ich bemerkte, den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft nicht gerade sehr angenehm war.

Daraufhin wendete sich der Emir dem General Rasgonow zu und sagte:

„Erzählen Sie dem General Kaufmann von meiner Sympathie für Rußland. Nur von Rußland allein erwarte ich Hülfe. Die gegenwärtige Lage von Afghanistan ist Ihnen gerade so gut bekannt, wie mir selber: ich habe nichts vor Ihnen verheimlicht; aus Freundschaft zu Rußland habe ich mein Reich der Verwüstung preisgegeben. In die Hände von Rußland übergebe ich die Schlüssel zu dem Thore von Indien: es steht Rußland frei, ob es zugreift oder nicht. Möge der russische Zar auf mein Reich wie auf einen Teil seines Reiches blicken. Der große russische Kaiser gilt mir für meinen einzigen Beschützer. Was zum Wohle von Afghanistan geschieht, das geschieht zum Wohle

von Rußland. Die Verwüstung von Afghanistan ist ein Unglück für Rußland selber. Wenn jetzt Rußland mir seine Unterstützung verweigert, so wird meine Ehre darunter leiden ...."

General Rasgonow erkundigte sich bei dem Emir, ob es gestattet sein würde, wenn auch nur einen von seinen Gesandten nach Petersburg zu entsenden, im Fall, daß General Kaufmann solches für notwendig erachten sollte.

„Wenn eine Entsendung nach Petersburg erforderlich sein wird, so senden Sie alle und nicht einen," antwortete der Emir. „Uebrigens wäre es besser, wenn noch vor ihrer Reise nach Petersburg ein Beobachtungskorps in Schirabad postiert würde."

Rasgonow konnte hierauf keine bestimmte Antwort geben und die Frage, ob eines der Mitglieder der afghanischen Gesandtschaft nach Petersburg reisen dürfte, blieb darum unentschieden.

Als der Emir erfuhr, daß Samaan-Beg in Masari-Scherif zurückbleiben werde und als er sah, wie schwer dieser die Sache auffaßte, so begann er ihn zu trösten; er bat ihn, sich nicht zu grämen und versicherte, daß er den zurückgebliebenen Mitgliedern der Gesandtschaft die möglichsten Zerstreuungen gewähren werde.

Die Audienz wurde geschlossen.

Die afghanischen Gesandten hatten ein Schreiben [1]) von dem Emir Schir-Ali-Chan an den General Kaufmann erhalten, in welchem der Emir sein Zurückbleiben in Afghanistan unter anderem durch seine Krankheit entschuldigte. Der Emir empfahl dem General seine Gesandten, beklagte sich über das weitere Vorschreiten der Engländer in Afghanistan und schloß sein Schreiben mit folgenden Worten:

„Es sei Ihnen kund gethan, daß ich mit den edlen Eigenschaften und dem guten Betragen des Generals Rasgonow und seiner Begleiter sehr zufrieden bin. Wahrhaftig, der General ist ein gewissenhafter und fähiger Offizier der ruhmvollen Regierung und ist unserer von Gott verliehenen Regierung wohl gesinnt!"

Als wir den Emir verließen, war das Wetter schon ein recht winterliches geworden. Ein dichter Schnee fiel in schweren

[1]) Das Schreiben findet sich abgedruckt in Correspondance etc. inclosure 50, No. 1.

Flocken herab und hatte die Erde bereits mit einer hohen Schicht bedeckt. Die afghaniſchen Geſandten ließen ſich übrigens durch das Schneewetter nicht irre machen, im Gegenteil, ein friſch gefallener Schnee vor der Abreiſe galt bei ihnen für eine ſchöne Vorbedeutung. Auch unſere Geſandtſchaft ſchreckte nicht vor dem Wetter zurück, es ſchien ihnen ſogar ganz prächtig zu ſein, dermaßen heftig war ihr Verlangen, möglichſt bald Afghaniſtan zu verlaſſen, das ihr von Herzen zuwider geworden war. Nur für mich und für Samaan-Beg hatte dieſer Tag etwas Fürchterliches. Nicht etwa darum, weil wir im Wege den Unbillen von Schnee und Regen ausgeſetzt geweſen wären, ſondern im Gegenteil gerade darum, weil ſich uns die Möglichkeit bot, vor dem Unwetter Schutz zu finden, indem wir hier in dem warmen, alten Neſt zurückblieben. Ich ertrage ſonſt ganz wacker die Unbillen des Lebens, aber — ich muß es geſtehen — in dieſem Moment fühlte ich mich tief unglücklich.

„Grämen Sie ſich nicht, Samaan-Beg," wandte ſich Rasgonow an dieſen, der mit gebeugtem Haupt vor dem Kamin ſaß und ganz mechaniſch, ohne ſogar mit den Augen zu zwinkern, die roten Zungen des kniſternden Feuers anſtarrte. „Sie werden hier nicht lange zurückbleiben. Ich gebe Ihnen mein Wort, das erſte, was ich bei meiner Ankunft in Taſchkent dem General Kaufmann vorbringen werde, das wird die Bitte ſein, daß man Sie zurückberuft."

Samaan-Beg ſchenkte dem General kein Gehör und ſtarrte nach wie vor, unverwandt, gerade in das Feuer hinein. Er hatte tags vorher und auch heute kaum etwas zu ſich genommen. Ich ſelber fühlte mich allerdings nichts weniger als gut aufgelegt, ſuchte ihn aber doch durch Scherze zu zerſtreuen; ich verſicherte, daß ich mich genötigt ſehen werde, ihm, wenn er heute nichts zu Mittag eſſen wird, morgen einige Portionen Chinin einzugeben, da ja ſonſt das Fieber ihn ganz gewiß beſuchen werde.

Schließlich waren die Anſtalten zur Reiſe, die Bepackung der Laſttiere und die ſonſtigen Vorbereitungen zu Ende gebracht. Die Pferde waren geſattelt und ſcharrten ungeduldig mit dem Huf in der Erwartung ihrer Reiter. Rasgonow und die übrigen Mitglieder der Geſandtſchaft, die ihm folgten, drückten uns zum

letzten Mal die Hand, wünschten uns viel Glück; sie schwangen sich in den Sattel und nun — setzte sich der lange Zug der Reiter langsam in Bewegung. Ich und Samaan-Beg blieben allein zurück ....

Mit der Unterhaltung zwischen uns beiden wollte es anfänglich nicht so recht gehen: der eine hatte so gut wie der andere genug mit seinen eigenen, traurigen Gedanken zu thun. Während mehrerer Stunden wechselten wir nur einige wenige, kurze Sätze. Dann aber trat sozusagen eine Reaktion ein und unsere Unterredung gewann einen freieren Lauf. Es traten Hoffnungen und Vorschläge auf, die zur Erleichterung des uns bevorstehenden, traurigen Lebens dienen sollten. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß wir unter keinen Umständen zwischen unseren vier Pfählen bleiben würden, wie das unter Rasgonow geschah; wir wollten von Zeit zu Zeit Spaziergänge und Exkursionen in der Umgegend unternehmen. Das System von Stolettow, das auch Rasgonow in der Erbfolge übernommen hatte, die Furcht vor einem jeden Schritt außerhalb der Mauern unseres Lehmquadrats, war von uns rückhaltslos verurteilt worden. Fürs erste wollten wir nach Tachtapul und Balch gehen.

Den ganzen Tag über und auch den folgenden war keine Einladung vom Emir eingetroffen. Meine Vermutung, daß ich zu guter letzt vielleicht noch die lächerliche Rolle eines Leibarztes ohne Patient auszuführen haben würde, schien in Erfüllung gehen zu wollen.

Dafür aber stellten sich die kranken Eingeborenen mit jedem Tage in immer größerer Anzahl ein. Den Morgen pflegte ich meinen Kranken zu widmen. Die Zahl der Kranken, mit denen ich zu thun hatte, war so bedeutend, daß sich ein recht hübsches Material für die örtliche, medizinische Geographie sammeln ließ. Den ärztlichen Rat und auch die Arzeneien erteilte ich meinen Kranken unentgeltlich. Ich besaß jetzt eine ordentliche, ambulatorische Klinik. Wenn der Leser sich etwas näher hierfür interessiert, so ersuche ich ihn, mich bei meinem Morgenempfang zu begleiten.

Da haben wir einen Kranken, der von dem Fieber ganz entkräftet ist; er hat ein citronengelbes Gesicht mit einem erdfahlen Anstrich; Milz und Leber sind bei ihm von ungeheuerem

Umfang. Die Füße etwas ödematös, die Augen, farblos und glanzlos von dem langen Leiden, flehen um Hülfe. Zwei — drei Drachmen von gutem Chinin erwecken ihn geradezu von neuem zum Leben. Neben ihm steht ein Schwindsüchtiger: diesem kann schon niemand mehr auf der Welt Hülfe leisten. Ein wenig weiter steht ein Jünger der Venus: sein Körper ist mit syphilitischem Ekthyma bedeckt. Im Rachen ist das Zäpfchen zerstört; dasselbe droht auch den Gaumenbögen. Dann folgt ein anderes Subjekt mit syphilitischen Affektionen der Knochen und Haare.

Indem wir nun weiter unser improvisiertes Ambulatorium vor uns vorbeiziehen lassen, stoßen wir auf sehr zahlreiche Entzündungen der Augen: eiterige Conjunctivitis, kartarrhalische und trachomatöse Conjunctivitis, verschiedene Keratiten, Iriten und schließlich selbst Panophthalmien. Da steht auch ein Subjekt mit klaren, hellen Augen, die aber gegen das Licht völlig unempfindlich sind; wir untersuchen es und finden ein chronisches Glaucom. Wir erstaunen darüber, daß man hier diese interessante, aber seltene Krankheit vorfindet, lassen den Kranken jedoch stehen, da sich keine Iridektomie und darum auch nichts für denselben machen läßt. Meine Visitation schließt damit, daß ich Erkrankungen der Knochen, der Muskeln, der Gelenke und Katarrhe verschiedener Schleimhäute untersuche.

Einst stellte sich bei mir ein Patient ein, der eine besondere Beachtung verdiente. Es war das ein Knabe von etwa zehn Jahren, dessen Gesicht von Lupus dermaßen verunstaltet war, daß man ihn nicht ohne Grauen anschauen konnte. Samaan-Beg, der mich bei meinen Untersuchungen der Kranken stets begleitete, vermochte den Patienten gar nicht anzublicken; er sprach mit ihm, indem er sich zur Seite abgewandt hatte. Allerdings war das Gesicht des Knaben fürchterlich. Von der Nase waren bloß zwei Löcher zurückgeblieben, die von einem neugebildeten Narbengewebe umgeben waren. Diese neugebildete Narbe, stellenweise excoriiert, bedeckte auch einen Teil der Stirn zwischen den Brauen und der Wurzel der Nase. Der Mund war von unglaublichen Dimensionen, indem das Geschwür den rechten Winkel desselben ergriffen und das Zahnfleisch vernichtet hatte; die Zähne ließen sich mit den Fingern aus den Kiefern hervorziehen. Auf

der linken Seite war das Geschwür bis zu dem unteren Augenlid vorgedrungen; es hatte sich auch weiter verbreitet und einen ulcerösen Prozeß der Hornhaut bedingt; dies Auge war für den Kranken verloren. Traurig und schrecklich blickte das einzige Auge der rechten Seite. Uebrigens ist „schrecklich" nicht das richtige Wort, eher „mit Schrecken", in einer Angst um sein Geschick: das Geschwür näherte sich auch diesem Auge und hatte bereits eine Auswärtswendung des unteren Augenlides bewirkt; aus dem Munde des Unglücklichen floß beständig der Speichel ab, der von den zerstörten Lippen nicht mehr aufgehalten werden konnte. An einigen Stellen war die Oberfläche des Geschwüres von einer dünnen Schicht eines flüssigen, serösen Eiters bedeckt; die Ränder des Geschwüres waren außerordentlich atonisch, leblos. — Ich suchte dem Armen zu helfen, insofern das in meinen Kräften stand.

Auch kranke Frauen begannen sich bei mir einzustellen. Es war mir bekannt, wie eifersüchtig die Eingeborenen ihren Harem und ihre Frauen vor den Blicken der Fremden, namentlich aber der Europäer zu schützen suchten und welch' ein außerordentliches Mißtrauen und welchen Fanatismus sie in dieser Beziehung hegten. Schließlich stand mir auch das Beispiel der englischen Don-Juans in Afghanistan vor Augen, an deren Spitze sich der bekannte Burnes befand, und die die erste englische Katastrophe in Kabul heraufbeschworen hatten. Ich suchte darum meine Behandlung der kranken Frauen in der Weise einzurichten, daß die Eingeborenen auch nicht auf die geringste Idee von Mißtrauen kommen oder einen Vorwurf ihren Frauen und mir machen konnten in bezug auf irgend etwas, was nicht mit Medizin und Krankheit zu thun hatte. Ich untersuchte die Frauen gewöhnlich in Anwesenheit des dejourierenden, afghanischen Soldaten. In den Fällen, wo es sich um eine Untersuchung der Brust, des Leibes und überhaupt der nackten Körperteile handelte, führte ich die Kranken in ein inmitten des Hofes aufgeschlagenes Zelt. Mit der Kranken führte ich aber in das Zelt auch durchaus einen Anverwandten derselben, ihren Mann, Vater u. dgl. m., dann den dejourierenden Wachtsoldaten und den Verwalter unserer Residenz Mahmet-Din-Chan. Durch diese Maßregel brachte ich die kranken Frauen dazu, daß sie sich kaum vor

mir genierten; ihre Männer, Väter und Brüder hegten mir gegenüber ausschließlich nur dankbare Gefühle. Allmählich wurde die Zahl der mich besuchenden Frauen ganz bedeutend. Sie litten zumeist an äußeren Krankheiten, an verschiedenen Hautkrankheiten. Auch Augenentzündungen waren unter ihnen sehr häufig. Einige unter den Frauen zeichneten sich durch große Schönheit aus. Einst wurde ich bei einer schweren Geburt um Rat befragt. Es war ein operativer Eingriff erforderlich; ich bot meine Dienste an, wurde aber von den Anverwandten der Gebärenden kategorisch abgewiesen. Es ist zu bemerken, daß ich im afghanischen Turkestan keinen einzigen Kropf und keine „Rischta" (filaria medinensis) fand, die in Ferghana in der ersten Form und in den Gebieten des Turkestaner und Ssamarkander Gebirgszuges in zweiter Form so sehr verbreitet sind. Ueber den „Machao" (Elephantiasis arabum?) habe ich nichts zu hören bekommen, wohl aber hatte ich recht viel mit dem sogenannten Ssartischen Geschwür zu thun (eine Art von Flechte). Die vier erwähnten Krankheiten sind überhaupt den Gebieten an Ssyr-Darja und Amu-Darja (im Norden desselben) eigentümlich.

Am 21. Januar erschien der Bote des Emirs bei mir sehr früh. Es war erst 6 Uhr morgens. Der Emir-Saib rief mich zu sich. Ich kleidete mich sofort an und begab mich in Begleitung der üblichen Eskorte von afghanischen Infanteristen und Samaan-Beg zum Emir.

Ich fand Schir-Ali-Chan in demselben Zimmer, in welchem die Gesandtschaft gewöhnlich empfangen wurde. Auf dem Fußboden befand sich eine Matratze, die mit einer Pelzdecke bedeckt war. Es lagen auf ihr ferner einige runde Kissen. Der Emir befand sich in einer halb liegenden Stellung auf der Matratze, war halb angekleidet, das kranke Bein war nicht mehr verbunden, es lag bloß und war mit Krusten von einer schwarzen eingetrockneten Salbe bedeckt; diese Salbe war von den einheimischen Aerzten verordnet und bestand ihren Aussagen nach aus Eiweiß und Rosenblättern. Der Emir klagte über Schmerzen in der Kniekehlengrube. Aus seinen Mitteilungen ließ sich ersehen, daß der Schmerz sich von diesem Punkte aus in der Richtung der Hauptgefäße und Nerven erstreckte und bis zu

den Spitzen der Zehen ausstrahlte. Der Emir klagte über ein heftiges Kältegefühl in dem kranken Bein; es schien ihm, als ob es „eingeschlafen" sei. Infolge der starken Schmerzen war das Gesicht und der Hals mit Schweiß bedeckt; als das Bein von den Krusten der Salbe gereinigt war, untersuchte ich dasselbe näher. Es gewährte folgenden Anblick: die Hautfarbe des Beines war weißlich, gerade als ob das Blut dem Bein völlig fehlte; die Wade war ein wenig geschwollen. Bei der Betastung fühlte sich das Bein eiskalt an, aber nur bis zu dem Knie; die Gegend über dem Knie und auch das Knie selber hatten eine normale Temperatur. Ich versuchte, den Puls der Arteria dorsalis pedis oder der Art. tibialis postica, dort wo sie unter dem inneren Knöchel geht, ausfindig zu machen, — es gelang mir nicht. Auch der Puls der Art. poplitea ließ sich nicht finden. Ich untersuchte zum Vergleich das gesunde rechte Bein des Emirs und konnte den Puls in den erwähnten Blutgefäßen mit größter Leichtigkeit finden.

Die Untersuchung des kranken Beines berechtigte mich zu der Vermutung, daß es sich hier um eine lokale Stockung des Blutlaufes handelte. Jetzt hatte ich mir die Frage vorzulegen: was konnte die Ursache dieser Stockung sein. Ich fragte den Emir genau darüber aus, ob nicht das kranke Bein irgend welchen mechanischen Insult erlitten habe und erhielt eine verneinende Antwort. Indem ich nun die Ursache der Stockung des Blutlaufes zwischen einer Einklemmung oder einer Thrombose der Kniekehlenarterie zu wählen hatte, konnte ich mich eher für das letztere entscheiden. Von welchem Charakter aber war diese Thrombose? Auf diese Frage konnte ich momentan keine Antwort geben. Es stand mir jedoch sehr lebhaft ein Fall im Gedächtnis aus der Hospitalpraxis von der Klinik der Universität Kasan her: Bei dem Patienten fehlte einige Tage lang der Puls in der Arteria radialis und brachialis des linken Armes; immerhin erfolgte eine völlige Restituierung des Blutlaufes. In diesem Fall war die Ursache der Stockung des Blutlaufes eine rein mechanische, nämlich eine starke Kontusion. Der verstorbene Professor Nikolskij erklärte diese Erscheinung damals in folgender Weise: Der mechanische Insult, der auf die Schulter eingewirkt hatte, führte zu einer Zerreißung der inneren Scheidewand der

Arterie. Dieser Umstand nun führte zu einer Verstopfung des Blutgefäßes. Indessen existierte hierbei ein kollateraler Blutlauf, was sich daraus ergab, daß der Arm, wenngleich er auch viel kälter war, als der gesunde, der rechte Arm, immerhin doch eine höhere Temperatur besaß, als die Atmosphäre der Umgebung.

Im vorliegenden Fall fehlte dem Beine des Emirs anscheinend selbst der kollaterale Blutlauf: es war sehr kalt Der Emir klagte über heftige Schmerzen in der Kniekehlengrube. Ich untersuchte dieselbe sorgfältig, konnte aber nichts finden. Im ferneren verneinte ja der Emir kategorisch jeglichen mechanischen Insult. Es ließe sich nur schwer als Ursache der Stockung des Blutlaufes eine Einklemmung und eine Zerreißung der inneren Scheidewand der Kniekehlenarterie annehmen. Mehr Wahrscheinlichkeit hatte die Vermutung für sich, daß ich's mit einer Thrombose der Arterie zu thun hatte, infolge von Gerinnung des Blutes in dem Hauptstamm des Gefäßes und in seinen Verzweigungen. Es war das eine recht traurige Vermutung: ja vielleicht noch mehr — eine für den Emir ganz verzweifelt schlimme.

Jetzt hatte ich es mit einer anderen Frage zu thun: wann mochte die Verstopfung der Arterie zu stande gekommen sein? Ich hatte den Patienten das letzte Mal am 18. Januar gesehen. Das Bein zeigte dazumal auch nicht die geringsten Anzeichen des Vorhandenseins einer Thrombose, im Gegenteil, es waren gewisse Zeichen eines rheumatischen Leidens vorhanden. Die Verstopfung mußte somit in der Zeit zwischen dem 18. und 21. Januar stattgefunden haben.

Was mochte die nächste Ursache der Thrombose gewesen sein? Was mochte diese furchtbare Komplikation der Krankheit bedingt haben? — Auf all' diese Fragen ließ sich nur mit Vermutungen antworten.

Ich glaube nämlich, daß das Gefäßsystem des Emirs mehr oder weniger bedeutende Veränderungen atheromatöser Natur besitzen mußte, wenngleich durch eine objektive Untersuchung nichts Derartiges nachzuweisen war. Der Zustand der Gefäße und des Herzens gab in dieser Beziehung keinerlei Anhaltspunkte. Atheromatöse Veränderungen der Gefäße in den äußeren und leicht zugänglichen Körperteilen, wie z. B. an den Armen, dem Kopf, die mit bloßem Auge zu erkennen wären, hatte ich nicht bemerkt.

Andererseits aber war die Möglichkeit einer solchen Veränderung der Blutgefäße keineswegs völlig ausgeschlossen. Hierfür sprach folgendes: erstens das Alter des Emirs — er war 57 Jahre alt; zweitens der Umstand, daß der Emir seit lange und sehr intensiv dem Mißbrauch von Spirituosen ergeben war. Wenn wir aber die Voraussetzung für zulässig erklärten, daß die Gefäße in eine atheromatöse Veränderung eingegangen waren, so gewann ein anderer Umstand die größte Bedeutung: die anhaltende und sehr intensive, künstliche Kälteeinwirkung auf das Bein. Die Uebergießung des Beines mit Eiswasser hatte mehrere Stunden lang angedauert und wurde in den nachfolgenden Tagen vielleicht von neuem wiederholt (ich weiß hierüber nichts Genaues, man berief mich ja nicht zum Emir, man fragte mich nicht nach meiner Meinung. Im Gegenteil, als ich dem Emir riet, die Uebergießungen einzustellen, so wurde mein Rat zurückgewiesen). Dies Eiswasser konnte nun im vorliegenden Fall eine Stockung des Blutlaufes hervorgerufen haben, sei es durch einen Krampf der Gefäße oder durch ihre vollständige Paralyse — in beiden Fällen mußte sich eine schädliche Einwirkung auf die Beschaffenheit des Blutes in der betreffenden Extremität ergeben.

Selbstverständlich war ich mehr zu der Anschauung geneigt, daß ich es mit einer temporären Stockung des Blutlaufes zu thun habe; nur in diesem Fall ließ sich etwas unternehmen; dort, wo es sich um eine Stockung des Blutlaufes in folge einer Gerinnung des Blutes handelt, läßt sich nichts mehr machen, die ganze Therapie ist dann gleich null. Alles, was ich im vorliegenden Fall mit dem kranken Glied vornehmen konnte, bestand darin, daß ich die Blutzirkulation in der Haut zu verstärken suchte; ich machte eine leichte Einreibung in die Haut mit Veratrinspiritus und hüllte dann das Bein in Wolle ein. Nach dieser Manipulation bemerkte der Emir, daß das Bein sich zu erwärmen schien. Der heftige Schmerz in der Kniekehlengrube dauerte jedoch nach wie vor fort. Ich griff zu narkotischen Mitteln, hier stieß ich aber wiederum auf eine Weigerung des Emirs. Ich schlug ihm Morphium in Pulver vor, er wies es jedoch mit Entschiedenheit zurück. Die Leute, die ihn umgaben, und die einheimischen Aerzte stimmten in corpore dieser Weigerung bei.

„Das Morphium ist ein ‚trockenes und hitziges Mittel‘,“ sagte der Emir. „Mein Temperament ist auch trocken und hitzig — Morphium ist mir darum schädlich.“

Es ist hier vielleicht am Platz, den Leser mit dem gegenwärtigen Stand der medizinischen Kenntnisse in Central-Asien unter den Eingeborenen bekannt zu machen.

Es ist zu bemerken, daß die Afghanen gerade so wie alle Central-Asiaten sich in ihrer Weltanschauung auf metaphysische Doktrinen stützen. Sie sind der Anschauung, daß in der Welt vier Kräfte zum Ausdruck kommen: Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit. Die Kombinationen dieser Kräfte in verschiedener Proportion bedingen die Welterscheinungen, gleichviel ob es sich hier um rein physikalische oder um die psychischen Erscheinungen des menschlichen Geistes handelt.

Natürlicherweise dominieren die metaphysischen Anschauungen auch in der Medizin der Eingeborenen. Die verschiedentlichsten Kombinationen der vier benannten Kräfte oder Elemente bedingen das Wohl oder das Böse für den Menschen. Aber selbst das Temperament des Menschen ist nichts anderes als eine entsprechende Summe dieser Kräfte, insofern sie für Bildung des Geistes und des Körpers, also des Organismus überhaupt in betracht kommen. So wird behauptet, daß in dem Fall, wo der Mensch nervös und hitzig ist, die Kräfte — Hitze und Trockenheit in ihm in größerer Proportion vertreten sind, als Kälte und Feuchtigkeit. Handelt es sich um einen phlegmatischen, schwer beweglichen Menschen, so dominieren die beiden letztgenannten Kräfte.

Diesen Anschauungen über die Temperamente entsprechend teilen die Aerzte das ganze menschliche Geschlecht in vier Kategorieen ein: trockene, hitzige, kalte und nasse Menschen. Jedoch dominieren stets, oder wenigstens in entschiedener Mehrzahl der Fälle, in dem Menschen zwei Kräfte oder zwei Elemente, die seiner Natur eine entsprechende physische und moralische Erscheinung verleihen. Am häufigsten findet sich in dem Menschen folgende Kombination von Elementen: die Trockenheit verträgt sich am besten mit der Wärme, die Feuchtigkeit begleitet gewöhnlich die Kälte. Von dem Standpunkte dieser Klassifikation aus bezeichnen die Afghanen sich selber als ein trockenes und

hitziges Volk; die Europäer hingegen, die „Firindschis", als kalt und naß. Wie metaphysisch diese Klassifikation aber auch erscheint, so besitzt sie doch zweifellos eine gewisse reale Grundlage: Hitze bedingt natürlich Trockenheit, Kälte Feuchtigkeit. Ein Blick auf die Karte genügt, um die kosmischen Grundlagen der philosophischen Weltanschauung der Eingeborenen begreiflich zu finden: Afghanistan ist von drei Seiten von unendlichen, wasserlosen, glühenden Wüsten umgeben; hier ist alles sehr trocken und in hohem Grade warm. Bei den Schneegipfeln des Hindukusch hingegen ist es sehr kalt und auch sehr feucht. Im ferneren berechtigt den Afghanen seine eigene wilde, leicht aufflammende Natur und auch die Leichtigkeit und Hagerkeit seines Körperbaues dazu, daß er sich der Kategorie der trockenen und hitzigen Menschen anschließt. Hingegen waren die Europäer, mit denen die Afghanen hauptsächlich zu thun hatten, Engländer, die sich, wie bekannt, durch Phlegma und relative Schwerfälligkeit auszeichnen.

Ich bezweifle, daß die Eingeborenen ihre Bezeichnung für die Europäer aufrecht halten würden, wenn sie den feurigen Spanier, den empfänglichen Italiener und den leichtbeweglichen Franzosen gesehen hätten.

Wie bereits erwähnt, lassen die Afghanen in der Medizin die gleichen Grundlagen gelten, die sie für ihre philosophische Weltanschauung besitzen: Kälte, Wärme, Feuchtigkeit und Trockenheit [1]) bedingen in ihrem Einfluß auf den menschlichen und den tierischen Organismus überhaupt Schaden und Nutzen. Befindet sich z. B. in dem menschlichen Organismus ein Ueberfluß in bezug auf das kalte und feuchte Element, so kann ein solcher Organismus nicht für gesund gelten; der gleiche Fall tritt dort ein, wo sich ein Ueberschuß an dem trockenen und heißen Elemente findet. Die Prädisposition zu verschiedenen Erkrankungen wird durch die Zusammensetzung der Elemente bedingt. So kann

[1]) Bemerkenswert ist es, daß in der Physiologie der Talmudisten ebenfalls vier Kräfte erwähnt werden, die das Naturleben beherrschen: Kälte, Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit. Jede Erscheinung ist nach den Lehren der talmudistischen Physiologie bloß eine Variation in der Zusammensetzung der vier Elemente: Feuer, Luft, Wasser und Erde. Siehe Dr. Kowner, „Geschichte der Medizin" in den „Mitteilungen der Universität Kijew", 1878 Nr. 2. (Russisch.)

ein trockenes und hitziges Individuum z. B. eher unter dem Einfluß der entsprechenden Kräfte, d. h. der Trockenheit und Wärme erkranken, als unter dem Einfluß der entgegengesetzten Kräfte, die hingegen auf seinen Organismus nur in wohlthätiger Weise einwirken.

Diese Grundanschauungen in der Pathologie und Aetiologie bedingen eine entsprechende Therapie der erkrankten Organismen. Wenn nun die Gesundheit in Abhängigkeit steht von einem Gleichgewicht der genannten vier Kräfte und eine Krankheit das Resultat einer Störung des Gleichgewichtes dieser Kräfte ist, so ergiebt sich das Prinzip der Therapie sozusagen von selber: „der Patient leidet an einem Ueberschuß von Hitze und Trockenheit, — ob nun dieser Ueberschuß das Resultat einer vorübergehenden Einwirkung der beiden genannten Kräfte oder durch die Organisation des Menschen selber bedingt ist, das bleibt sich gleich — um die Krankheit zu kurieren, muß seinem Organismus offenbar eine entsprechende Quantität von kalten und feuchten Elementen beigebracht werden." In dieser Art urteilen die afghanischen und die central-asiatischen Aerzte überhaupt.

In entsprechender Weise werden auch alle medizinischen Mittel in vier Kategorieen eingeteilt: hitzige, trockene, kalte und feuchte. Das Morphium gehört zu den trockenen und gleichzeitig auch zu den hitzigen Mitteln. In bezug auf diese Stellung des Morphiums in der pharmaceutischen Klassifikation der Eingeborenen läßt sich eine gewisse reale Grundlage nicht verleugnen. Die Wirkung des Morphiums auf den Verdauungstraktus ist ja bekannt. Ganz willkürlich aber ist's, daß auch das Chinin zu dieser Kategorie gehört. Indem nun die afghanischen Aerzte den gesamten Mitteln a priori hitzige Eigenschaften beilegen, geben sie weder Morphium, noch Chinin in Fällen von fieberhaften Krankheiten und Entzündungen. Bei der Malaria wird Chinin übrigens gebraucht; der „Kunein" (Chinin) ist hier sogar sehr bekannt. Oft bitten die Fieberkranken, ohne sich weiter über ihre Krankheit auszusprechen, einfach um „Kunein" [1]). Moschus („Mjuschk") gilt ebenfalls für ein hitziges Mittel, was bis zu

[1]) Das Chinin wird nach Afghanistan aus Indien gebracht. Es findet hier einen bedeutenden Absatz, ist aber leider sehr teuer und, was die Hauptsache, sehr schlecht, verunreinigt, mit einer Menge von Beimischungen.

gewissem Grade auch begreiflich erscheint. Die Abführmittel werden als kalt und naß bezeichnet; auch das ist gewissermaßen nicht unberechtigt. Gänzlich unbegreiflich ist es aber, daß das Wasser zwar als „kalt-feuchtes" gilt, das Eis hingegen als trocken und hitzig! Der russische Thee, d. h. der schwarze Thee, ist trocken und hitzig, der grüne Thee, der aus Indien kommt — kalt und feucht (vielleicht, weil er abführend wirkt). In der Klassifikation der Arzeneimittel der Eingeborenen stößt man oft auf derartige Seltsamkeiten.

Hiermit habe ich auch die Gründe erwähnt, aus welchen der Emir das Morphium zurückgewiesen hatte und das waren auch die Gründe, aus welchen er von den Einreibungen des Beines mit Eis an Stelle der Begießungen mit Eiswasser abstehen zu müssen glaubte.

Allerdings! das Eis ist ein trockenes und hitziges Mittel, der Emir aber selber ein trockener und hitziger Organismus. Ergo — ist der Gebrauch von Eis schädlich.

An diesem Tage wurde ich vier mal zum Emir berufen. Das letzte Mal besuchte ich ihn um 12 Uhr nachts. Ich untersuchte diesmal das Bein wiederum ganz genau, wobei ich beständig Vergleichungen mit dem gesunden Beine anstellte.

Als ich das gesunde Bein betrachtete, so versicherten die eingeborenen Aerzte mit ironischem Lächeln, daß das Bein ja gesund und darum nicht zu betrachten und zu untersuchen sei. Ich unterließ natürlich nicht, sie über den Zweck der Untersuchung des gesunden Beines aufzuklären. Sie machten sich jedoch nach wie vor über mich lustig und wurden in dieser Hinsicht sehr eifrig von der Umgebung des Emirs unterstützt, so z. B. von dem Lojnab, dem Neffen des Emirs u. a. m. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß die Krankheit sehr ernstlich und daß hier das Spaßen nicht am Platze sei. Aber das half nichts. Die Aerzte, unterstützt von der Umgebung des Emirs, suchten mich offenbar zurückzudrängen.

Kaum eines von den Mitteln, die ich dem Emir dieses mal empfohlen hatte, wurde angenommen. Ich wurde entlassen, ohne auch nur etwas ausgerichtet zu haben.

Am folgenden Tage wartete ich fruchtlos auf eine Einladung des Emirs. Auch die nächsten zwei Tage bekam ich den

Kranken nicht zu sehen. Inzwischen begab sich der Hofmeister, Mahmet-Din-Chan, der mit der Hausverwaltung unseres Lehmpalastes betraut war, täglich morgens und abends an den Hof des Emirs, um Berichte und Grüße zu erstatten. Bei einem seiner Besuche machte mir Mahmet-Din-Chan die Mitteilung, daß die afghanischen Aerzte eine Besserung in dem Verlaufe der Krankheit erzielt hätten. Ich wußte nicht, ob ich ihm Glauben schenken sollte oder nicht, genauere Nachrichten fehlten mir.

Aus Verdruß über das ziellose Sitzen zu Hause und das fruchtlose Warten auf eine Einladung von Seiten des Emirs entschloß ich mich endlich zu einem kleinen Spaziergang in der Stadt und in der Umgebung derselben. Am 24. Januar schickte ich Mahmet-Din-Chan zum Emir mit der Anfrage, ob mir ein kleiner Ritt in der Umgebung der Stadt erlaubt sei. In Beantwortung meiner Anfrage sandte mir der Emir seinen Adjutanten zu, der mich beim Spaziergang zu begleiten hatte.

Seit zwei Tagen hatten wir bereits prachtvolles Wetter. Von Schnee und Schmutz war keine Spur mehr zurückgeblieben. Die Sonne strahlte hell von dem azurblauen Himmel herab und überflutete die Mutter-Erde mit ihren heißen Strahlen. Stellenweise begann schon ein verfrühtes Grün aufzuschießen. Es ließ sich ein Zug verspüren, wie in den ersten Frühjahrstagen; man atmete leicht und frei. Die Saatkrähen krächzten laut und fröhlich aus Vergnügen über das warme, sonnige Wetter. Der Winter schien gar nicht vorhanden gewesen zu sein!... Nur im Süden ragten die mit Schnee überladenen Berge empor und redeten dafür, daß der Winter nicht ganz seine Rechte verloren habe und daß vielleicht schon in der nächsten Zeit derartige Schneegestöber vorrücken konnten, wie sie auch im Dezember am Platz gewesen wären. Wir hatten ja erst den 24. Januar....

Mit mir ritt Samaan-Beg und 6 Kosaken aus der Eskorte. Von der afghanischen Eskorte hatten wir keinen Mann mit. Als ich den Hof verließ, schlug ich die Richtung nach West ein und sagte dem mich begleitenden Adjutanten, daß ich nach Tachtapul reiten möchte.

Circa eine Viertelstunde lang hatten wir durch die Stadt zu reiten, welche uns das allerorts gleiche monotone Bild einer typisch central-asiatischen Stadt gewährte. Schadhafte Lehm-

mauern, die die Straße von beiden Seiten einengen, Lehmhütten, eine Menge von Gärten, in welchen unter allen Bäumen ganz besonders der häßlich zugestutzte Maulbeerbaum auffiel, ein paar leere Karawanserais, stille und menschenleere Straßen — das war es, was wir in der Stadt zu sehen bekamen. Ein reges, buntes Leben macht sich nur auf dem Bazar bemerkbar, dem Lebenscentrum, dem Puls der Stadt.

Als wir die Stadt verließen, führte uns unser Weg an Feldern vorbei, die in allen Richtungen von Bewässerungsgräben verschiedener Breite durchschnitten waren. An einigen Stellen waren die Felder mit Winterweizen bedeckt, der unter den warmen, belebenden Sonnenstrahlen bereits zu grünen begann. Die Bewässerungsgräben waren noch trocken, es fand sich kein Tropfen Wasser in ihnen; es war noch zu früh, um das Wasser in sie hineinzulassen.

Direkt vor uns, im Westen, am Horizont ließen sich dunkle Massen von Gärten und weiße Mauern von anscheinend umfangreichen Gebäuden bemerken. Bald unterschieden wir zwei bedeutende Niederlassungen. Die eine von ihnen, die sich in einem dunklen Streif fast am Fuße der Berge erstreckt, heißt Schirabad. Die Berge treten hier auseinander und bilden ein weites Thal, das ungefähr die Richtung des Meridians besitzt. Die Niederlassung zu rechter Hand, die von Schirabad auf etwa 4 Werst absteht, ist Tachtapul, nach Versicherung der Afghanen die stärkste Festung in ganz Afghanisch-Turkestan und die Basis ihrer Macht über die Eingeborenen. Beide Niederlassungen befinden sich von Masari-Scherif in einer Entfernung von etwa 8 Werst. In einer Werst von Schirabad in der Richtung nach Tachtapul erhebt sich ein einzelner Hügel, der von einer doppelten Mauer umgeben ist und auf seinem Gipfel ein Schloß trägt. Es ist das die frühere Citadelle von Schirabad, die jetzt verlassen und halb zerstört ist.

Wir näherten uns allmählich der Festung Tachtapul, deren Mauern und Bollwerke sich jetzt schon genau unterscheiden ließen. Man konnte bereits die Anzahl der Türme zählen. Jetzt befanden wir uns unmittelbar vor der Festung. Es ist das ein rechteckiges Viereck, dessen Mauern nach den Himmelsgegenden gerichtet sind: eine westliche, südliche, östliche und nördliche.

Die Länge der südlichen Mauer, vor welcher wir uns befanden, mag ca. 200 Sſaſchenj betragen; die Höhe ca. 3 bis 4 Sſaſchenj. Die Geſamtzahl der Türme, diejenigen der Eckbollwerke eingerechnet, beträgt 11. Die Türme erheben ſich über der Mauer auf etwa $1^1/_2$ Sſaſchenj. Die Mauern ſind gezackt. Wie die Mauern, ſo ſind auch die Türme mit Schießſcharten verſehen. Die Eckbollwerke treten ſtark hervor, ſo daß von ihnen aus der die Mauern umgebende Graben leicht beſchoſſen werden kann. Aus den Schießſcharten ragten die dunklen Mündungen der Geſchütze hervor. Als ich mich der Feſtung genähert hatte, wollte ich mein Roß zur Seite lenken. Der Adjutant machte mir jedoch in liebenswürdiger Weiſe den Vorſchlag, durch die Feſtung und durch das öſtliche Thor zurück nach Maſari-Scherif zu reiten. Wir begaben uns zu dem Thore, das ſich gerade inmitten der Mauer befand. Es wird durch einen Wall von geringerer Höhe und durch einen Graben geſchützt. Die Gräben waren gegenwärtig trocken. Das Thor, bei welchem ſich keine Wache fand, war ſperrweit offen. Es konnte ein jeder das Thor paſſieren, dem das beliebte. Die Mauern ſind hier ca. 2 bis 3 Sſaſchenj breit, aus Lehm.

Das Innere der Feſtung iſt recht häßlich. Faſt der geſamte Raum iſt mit jurtenartigen Lehmhüttchen bedeckt. Es ſind das die hieſigen Kaſernen. Die Soldaten ſtanden vor ihren Wohnungen in Gruppen und vereinzelt umher. Sie ſtarrten uns neugierig und mit offenem Maul an. Ich prüfte ſorgfältig ihre Phyſiognomieen, indem ich darauf gefaßt war, feindſeligen Blicken zu begegnen. Aber allerorts bemerkte ich nur Neugierde und Staunen. Selbſt der ſchmutzige und in Lumpen gehüllte Derwiſch glotzte uns ſtaunend mit ſeinen großen Augen an, fletſchte ſeine weißen Zähne, indem er zu lächeln verſuchte und ſtreckte die Hand nach einem Almoſen aus.

Inmitten der Feſtung, geſondert von den Kaſernen, erhebt ſich eine recht umfangreiche, aber ohne jegliche Anmaßung auf Schönheit, ſelbſt ohne die traditionellen Kacheln, erbaute Moſchee. Hier befindet ſich auch ein kleiner Markt, auf welchem hauptſächlich Nahrungsmittel zum Verkauf kommen.

Auch hier drängten ſich viele Soldaten umher. Einige von ihnen waren mir bekannt, es waren das meine ehemaligen

Patienten. Mit strahlenden Gesichtern riefen sie dem Doktor-Saib laute Begrüßungen zu. Wie mir der gesprächige Adjutant mitteilte, besitzt die Festung etwa 30 Geschütze. Momentan lagen hier 8 Bataillone Infanterie im Quartier. Das Wasser wird hier durch Gräben aus dem Balch-Flusse herbeigeleitet; es giebt aber auch Brunnen und außerdem noch einen kleinen Teich. Als wir das Ostthor der Festung verließen, befanden wir uns auf dem glatten und breiten Wege, der nach Masari-Scherif führt. Es ist das der Postweg von Balch. Der Weg, auf welchem wir vor einer Stunde aus Masari-Scherif gekommen waren, ist der Landweg. Masari-Scherif, das sich in einem flachen Thale befindet, lag jetzt vollständig offen vor uns. Die Bodenneigung von Tachtapul aus nach Masari-Scherif ist nicht gerade bedeutend, macht sich aber sehr bemerkbar. Zwei schlanke Minarets mit smaragdengrünen Kuppeln ragten malerisch über der dunklen Masse der schlummernden Gärten empor. Von Tachtapul aus bis zur Stadt ritten wir gerade eine Stunde lang.

Am 25. Januar, um 10 Uhr morgens, erschien bei mir der Achun. Er fragte mich, was wohl mit dem kranken Bein des Emirs zu thun sei.

„Der Emir-Saib," sagte er, „hat seit drei Tagen wegen der Schmerzen im Beine nicht schlafen können; der Schmerz setzt keinen Moment aus, trotzdem daß alle Mittel zur Linderung desselben angewendet wurden. Ich habe unter anderem „Afium" (Opium) und den Saft von Mohnsaat gegeben, aber ohne Erfolg. Vielleicht kann uns der Doktor-Saib etwas gegen den Schmerz im Beine und auch gegen die Schlaflosigkeit anraten?"

Ich antwortete dem Achun, daß ich, so weit es in meinen Kräften unter den gegenwärtigen Verhältnissen stehe, gern behülflich sein werde, daß ich aber, ohne den Kranken zu sehen, namentlich aber da ich ihn schon seit vier Tagen nicht gesehen habe, absolut nichts empfehlen könne.

Der Achun erhob sich und sagte, daß er dem Emir über unser Gespräch Bericht erstatten werde. Daraufhin entfernte er sich.

Wenige Minuten später erschien der Bote des Emirs, Gulam-Haider-Chan. Ich nahm die erforderlichen Medikamente zu mir und begab mich unverzüglich zum Emir. Bei meinem

Eintritt in die Wohnung desselben bemerkte ich im ersten Zimmer links den Lojnab mit einigen Männern aus der nächsten Umgebung des Emirs. In den Zimmern des Emirs selber war es sehr dunkel. Als ich die Portiere zurückschlug und die Schwelle überschritt, konnte ich mich in der Dunkelheit gar nicht orientieren und blieb darum stehen. Der Emir, der meine Verlegenheit bemerkte, rief mich an. Ich folgte seiner Stimme und fand ihn bald. Er befand sich auf demselben Lager, wo ich ihn am 21. Januar gesehen hatte, halb liegend und gestützt auf die Kissen und die Arme der ihn umgebenden Männer. Auf seinem Gesicht hatte sich ein schweres Leiden ausgeprägt; die Augen waren von dunklen Rändern eingefaßt und schauten matt unter den buschigen Augenbrauen hervor. Sein Gesicht war schweißbedeckt. Er stöhnte mit röchelnder Stimme.

Der Emir forderte mich auf, Platz zu nehmen und erzählte mir, daß er sich all' die vorhergehenden Tage sehr schlecht gefühlt habe. Der fürchterliche Schmerz, der gerade so war, „als ob man den Knochen mit einer kalten Säge durchsägte", hatte sich namentlich in dieser Nacht ganz unerträglich gesteigert. Die ganze Zeit über vom 21. bis zum 25. konnte er kein Auge schließen oder auch nur für einen Moment den Schmerz vergessen. Die erste Bitte, welche er an mich richtete, war, daß ich ihm etwas zum Schlaf geben möge.

Ich bat den Emir um Erlaubnis, sein Bein zu betrachten Es war mit einer gelben Salbe bestrichen. Als ich die Binde abnahm, schien mir das Bein gerade in solchem Zustande zu sein, wie am 21. Januar.. Die Beleuchtung des Zimmers war jedoch so schwach, daß die feineren Färbungen der Haut durchaus nicht zu unterscheiden waren. Bei der Betastung erwies es sich, daß das Bein noch immer so kalt war, wie vorher. Der Puls war weder in der Art. dorsalis pedis noch in der einen oder anderen Art. tibialis zu finden. Auf meine Frage, ob der Emir das Bein in dem Kniegelenk beugen und strecken könne, antwortete er bejahend. Er bejahte ebenfalls meine andere Frage, ob er die Berührung mit der Hand an der kranken Fußsohle spüre. Der Emir klagte besonders über unerträglichen Schmerz in der Kniekehlengrube. Er ergriff die Finger meiner Hand und suchte mit ihnen gerade diejenige Stelle ausfindig zu machen, in

welcher er angeblich den größten Schmerz verspürte. Ich konnte hier nichts Auffälliges finden. Die wie Saiten angespannten Muskelsehnen begrenzten beiderseits die Grube. In der Grube selber suchte ich fruchtlos nach dem Pulse der Art. poplitea.

Das Bein befand sich offenbar in einem Zustand der Agonie, in einem Kampf zwischen Leben und Tod. Daß der Ausgang schlimm sein mußte, war zweifellos. Um den Schmerz zu lindern, machte ich in der Nähe des schmerzenden Punktes eine Einspritzung von $^1/_6$ gr. (0,01) Morphium. Innerlich gab ich dem Emir gleichzeitig eine gute Dosis Chloral-Hydrat ein. Nach einiger Zeit wurde die Dosis wiederholt. Das Bein aber wurde, nachdem es mit Kampherspiritus eingerieben war, in Flanell eingehüllt. Bald darauf schlief der Emir ein.

Gegen 3 Uhr nachmittags wurde ich von neuem zum Emir gerufen. Er teilte mir mit, daß er, unmittelbar nachdem ich mich entfernt hatte, aufgewacht wäre und daß sich der Schmerz von neuem eingestellt habe. Er beklagte sich sehr über diesen Schmerz und stöhnte laut. Auf seinen Wunsch entfernte ich die Binde von dem Bein. Nun bemerkte ich in der Färbung der Haut des Beines einige Veränderungen: in der oberen Partie des Unterschenkels fand ich einen leicht bezeichneten transversalen Zickzackstreif von dunkler, blau-roter Färbung. Unterhalb dieses Streifes war die Haut eiskalt, über dem Streif hingegen zeigte sich eine Temperatur, die sogar ein wenig höher war, als an der entsprechenden Stelle des gesunden Beines. Es begann sich offenbar die Demarkationslinie zu ziehen. Der gangränöse Prozeß begann sich zu begrenzen. Es war nicht minder klar, daß es nun schlimm mit der Sache stand. Die Hoffnung hatte ich aber wenigstens noch, daß der Prozeß lokalisiert bleiben werde. Immerhin war das ein schlimmer Trost für mich.

„Doktor-Saib," rief mir der Emir zu, „Achun und auch meine anderen Aerzte raten mir, zu Blutegeln zu greifen. Was meinen Sie dazu?"

Ich antwortete, daß meiner Meinung nach die Zeit für Blutegel versäumt sei und daß ich gegenwärtig dieses Mittel für nutzlos halte.

„Sie haben mir aber doch selber am 21sten zu Blutegeln geraten," unterbrach mich der Emir.

„Damals hatte diese kleine Operation einen Sinn, gegenwärtig aber zweifle ich an ihrem Nutzen," antwortete ich.

„Kann mir das schaden? Kann sich meine Krankheit dadurch verschlimmern?" fragte wiederum der Emir.

„Nein."

„Nun, dann möge man die Blutegel bringen," beschloß der Emir.

In unser Zimmer wurde eine Frau hereingeführt von ausgesprochen tartarischem Typus. Sie war ohne die übliche Verschleierung. Dem Aeußeren nach mochte sie etwa 40 Jahre alt sein. Sie schritt mit nackten Füßen unhörbar über den Teppich einher, näherte sich dem Emir und grüßte tief. Daraufhin zog sie aus der Tasche ihres „Beschmets" (Halbrock) ein Tüchlein hervor. In einem Knoten dieses Tüchleins waren die Blutegel fest eingebunden. Sie löste sorgsam den Knoten, erkundigte sich darnach, wo sie die Blutegel anzulegen habe, bestrich darauf zu einem mir unbekannten Zwecke das Bein mit saurem Rahm, wusch es ab und begann dann, indem sie Beschwörungen murmelte, die Blutegel, einen nach dem anderen, anzusetzen. Die Blutegel zögerten lange und wollten nicht recht anbeißen. Es war eine halbe Stunde vergangen und noch immer war kein einziger Tropfen Blut abgesogen worden. Die Frau machte nun die Umgebung auf ein Amulet aufmerksam, ein ledernes Säckchen, das an dem kranken Beine des Emirs hing, und erklärte, daß das Amulet die Blutegel zum Beine nicht zulasse. Das Amulet wurde sofort abgeschnitten, aber die Blutegel wollten noch immer nicht anbeißen; erst nach längerer Zeit begannen sie allmählich, einer nach dem anderen, sich anzusaugen. Immerhin war nur die Hälfte von ihnen in Thätigkeit. Einige von den Blutegeln waren unterhalb der Demarkationslinie gesetzt, aber von ihnen griff kein einziger zu.

In Betrachtung dieser Vorgänge versunken, war ich etwa zwei Stunden unbeweglich auf meinem Sitz verblieben. Schließlich begann ich eine unangenehme Kälte und einen Schmerz in der rechten Hälfte meines Körpers zu verspüren; trotzdem daß Fenster und Thür in dem Zimmer mit Decken verhängt waren, ließ sich hier doch ein recht empfindlicher Zugwind verspüren. Einen Rheumatismus hier zu holen, mochte nicht gerade schwierig

sein. Ich ersuchte darum den Emir um Erlaubnis, aufstehen und herumgehen zu dürfen, aber längere Zeit im Zimmer herumzugehen war natürlicher Weise nicht gerade passend — ich mußte meinen Platz von neuem einnehmen; ich unterließ selbstverständlich nicht, den Emir darauf aufmerksam zu machen, daß er seine Wohnung mit einer bequemeren vertauschen möchte, erhielt aber die Antwort, daß „hier alle Häuser in gleicher Weise gebaut und bessere Zimmer nicht vorhanden seien."

Als ich nach Hause ging, hielt ich's für nötig, den Achun und einige Männer aus der nächsten Umgebung des Emirs zu mir einzuladen. Ich mußte nun auch auf meine eigene Lage bedacht sein. Der ungünstige Ausgang der Krankheit des Emirs war im höchsten Grade wahrscheinlich. Ich mußte mich vor den sehr wohl möglichen, wenngleich auch unbegründeten Beschuldigungen schützen. Bei einem ungünstigen Ausgang der Krankheit konnte das Volk die Schuld daran mir zuschreiben: die Menge ist fanatisch und auch die eingeborenen Aerzte würden wohl gern dazu bereit sein, die Verantwortlichkeit an dem schlimmen Ausgang der Krankheit von ihren Schultern zu wälzen. Im Interesse meiner eigenen Sicherheit wollte ich nun eine Art von Konsilium veranstalten, an welchem die einheimischen Aerzte und auch die nächsten Anverwandten des Emirs sich zu beteiligen hatten.

Am Abend stellten sich bei mir ein: Achun, Gulam-Haider-Chan, Mahmet-Schah-Chan und noch einige Anverwandte des Emirs. Ich fragte Achun direkt, was er von der Krankheit des Emirs halte und bat ihn, sich durchaus aufrichtig in dieser Beziehung auszusprechen. Statt einer Antwort auf meine Frage wünschte er, daß ich ihm sein medizinisches Buch, das gerade bei mir war, zurückgeben möchte; er wollte mir vermutlich ein ganzes Kapitel aus seiner Pathologie vorlesen. Ich forderte ihn jedoch auf, seine persönliche Meinung auszusprechen. Nun sagte er, daß seiner Anschauung nach die Krankheit darin bestehe, daß der Emir ein allzu hitziges Blut habe; dieses Blut gerade sei die Ursache der Krankheit. „Es habe sich, kraft seiner Hitze, in das Bein hinabgelassen und hierdurch die Kälte desselben bedingt" (?!)...

Der ehrenwerte Leibmedikus des Emirs hatte offenbar nicht

die geringste Idee von dem Charakter des vorliegenden Falles. Ich versuchte ihn über den Sinn des Krankheitsprozesses aufzuklären und richtete dann folgende zwei Fragen an ihn: erstens, ob seiner Meinung nach die Krankheit zu heilen sei oder nicht? und zweitens, wenn sie heilbar sei — ob schwer oder leicht?

Auf diese Fragen antwortete Achun, daß er die Krankheit für leicht heilbar halte.

„Ich hoffe (Insch Allah), den Emir-Saib in drei bis vier Tagen völlig herzustellen," meinte er.

Nun sprach ich meine Anschauung über die Krankheit aus. Ich erklärte allen Anwesenden, daß das Bein für den Emir verloren und daß sogar das Leben des Emirs stark gefährdet sei.

„Ueberlassen Sie die Sache mir," unterbrach mich Achun, „und Sie werden den Emir-Saib gesund sehen."

Gegen einen derartigen frechen Eigendünkel etwas auszurichten, war schwer. Ich ersuchte die Anwesenden, dem Emir gegenüber von unserer Versammlung zu schweigen, namentlich aber in bezug auf meine Meinung, und hob die Sitzung auf.

Nun stand es für mich bereits außer Zweifel, daß ich der Sündenbock in dieser Angelegenheit sein werde. „Wollen wir sehen," dachte ich mir, „wie diese Sache ablaufen wird."

Am anderen Tage hatte ich einen heftigen Fieberanfall und konnte darum den Emir nicht besuchen. Die folgenden Tage bis zum 30. Januar war ich allerdings gesund, besuchte aber den Emir ebenfalls nicht, weil ich nicht zu ihm gerufen wurde. Inzwischen war Achun mehrmals bei mir und teilte mir mit augenscheinlichem Vergnügen mit, daß es dem Emir besser gehe. Er erzählte unter anderem, daß er das Bein mit dem Blut eines frisch getöteten Ziegenbockes eingeschmiert und mit den Eingeweiden des Tieres bedeckt habe.

Inzwischen waren folgende Gerüchte zu mir gelangt, oder vielmehr, sie waren bestätigt worden, indem man derartiges schon vor der Abreise unserer Gesandtschaft zu hören bekam, jedoch damals zu bezweifeln müssen glaubte. Jakub-Chan hatte kurz vordem einen Brief an den Sserdar Feïs-Mahomed-Chan, den Truppenbefehlshaber im Vilajet Tschaar eingesandt. In diesem Brief erteilte er den Truppen den Befehl, daß man seinen Vater,

Schir-Ali-Chan, nicht nach Rußland lassen möge. Sollten sie es zulassen, daß der Emir sich aus Afghanistan entfernen würde, so drohte Jakub-Chan, Rache an ihren Familien zu nehmen, die in Kabul zurückgeblieben waren. Der Serdar trug diesen Brief in einer Versammlung der Offiziere vor und fragte, was nun zu thun sei.

„Sie sind unser Befehlshaber," antworteten sie, „was Sie beschließen, das werden wir auch thun."

Der Serdar entgegnete hierauf, daß er heute allerdings ihr Befehlshaber sei, daß sie aber vielleicht schon morgen ihm nicht mehr würden gehorchen wollen; er könnte somit in eine sehr fatale Lage geraten, wozu er keineswegs Lust habe.

Nun beschlossen sämtliche Anwesende, daß man mit der Antwort nicht zu eilen habe und die Sache sich ordentlich überlegen wolle. Gleichzeitig aber ließ Feïs-Mahomed-Chan diesen Brief den Truppen, die sich in den Städten von Turkestan befanden, vorlesen und eine Kopie des Briefes allen Serdaren zusenden. In dem Briefe des Jakub-Chan wurde die Zurückhaltung des Schir-Ali-Chan in der Weise motiviert, daß: „gegenwärtig noch keine so dringende Notwendigkeit vorhanden sei, um zu fremder Hülfe zu greifen, indem der Emir ja noch über recht viele Truppen verfüge [1]). Er, Jakub-Chan, wünsche nicht, daß man von seinem Vater erzähle, daß er aus Furcht vor den anrückenden Engländern entflohen sei."

Diese Gerüchte erschienen mir recht auffallend. Warum wollte Jakub-Chan sich der Reise seines Vaters nach Rußland widersetzen, zu welcher er ja bereits seine Zustimmung gegeben hatte. Diese Zustimmung ließ sich aus der Adresse ersehen, welche der Emir von verschiedenen Gemeinden und Volksältesten erhalten hatte und die mit den Unterschriften vieler Serdaren und Armeeoffiziere, nicht minder aber auch mit der Unterschrift des Jakub-Chan versehen war. Diese Adresse bevollmächtigte den Emir zur Reise nach Rußland und auch dazu, daß er im Namen seines ganzen Volkes den „Weißen Zaren" um Beistand gegen England

[1]) In Kabul, in Vilajet Tschaar und im Herat zählte man zur Zeit 45 Bataillone Infanterie mit einigen Regimentern Kavallerie und 100 Geschützen.

bitten sollte. Nun aber suchte Jakub-Chan durch alle erdenklichen Mittel diese Reise zu verhindern. Was hatte das zu bedeuten? Unwillkürlich drängte sich die Frage auf: sind denn die Adresse und die Unterschriften nicht vielleicht einfach gefälscht gewesen? oder hat vielleicht Jakub-Chan in Abwesenheit seines Vaters Zeit gefunden, sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen und handelt gegenwärtig unter ihrem Einfluß? Anscheinend verfuhr er im Interesse seines Vaters. Wer mochte aber wissen, was hinter der Maske des Wohlwollens steckte? Jakub-Chan konnte doch nicht vergessen, daß er von seinem Vater nur in folge von Ausnahmsverhältnissen in Freiheit gesetzt worden war. Nun, es wird sich ja das mit der Zeit zeigen ....

Vom Kriegsschauplatz liefen indessen folgende Nachrichten ein: Ein paar Tage nach der Abreise des Emirs und unserer Gesandtschaft von Kabul hatte sich die englische Kavallerie der Stadt Kabul auf eine Entfernung von 15 Werst genähert. Hier stießen die Engländer auf einen afghanischen Posten von 50 Infanteristen. Die Engländer entwaffneten die Afghanen, machten sie zu Kriegsgefangenen und kehrten mit ihnen ungehindert zurück. Es stand außer Zweifel, daß die Momunder keineswegs ihr Bündnis mit den Engländern aufgegeben hatten, selbst dann nicht als Jakub-Chan in Freiheit gesetzt wurde. Im großen und ganzen aber war in den kriegerischen Operationen ein Stillstand eingetreten.

In Afghanistan selber aber, und zwar in dem Herzen von Afghanistan, in Kohistan, waren Unruhen ausgebrochen. Schon als der Emir sich in Tasch-Kurgan aufhielt, war die Nachricht eingelaufen, daß die Gebirgsvölker in dem Gebiet, das vom Westen durch Heibek und Kagmard, im Osten von Inderabad begrenzt wird, sich empört hatten. Hier befindet sich in dem Thal Chost eine afghanische Festung, die von 300 Mann besetzt war. Die Völker von Chost und Inderabad, denen sich noch die aus Pendschir anschlossen, hatten die Festung umzingelt und drohten die Garnison auszuhungern, wenn sie sich nicht ergeben wollte.

Die Afghanen sahen, daß ein Widerstand nutzlos war, sie entschlossen sich, die Waffen zu strecken, verließen die Festung und wurden gründlich ausgeplündert. Die Festung wurde von

den Aufrührern besetzt, die nun erklärten, daß sie den Schir-Ali-Chan nicht mehr als ihren Herrscher anerkennen wollten.

Auf diese Nachricht hin hatte der Emir schon aus Tasch-Kurgan gegen die Aufrührer zwei Kompagnieen entsandt. Aus Masari-Scherif hatte er noch eine andere Kompagnie nachgeschickt und dem Gouverneur von Badachschan den Befehl erteilt, zwei Kompagnieen von seinen Truppen an Ort und Stelle hinzusenden. Der Regent von Kundus hatte den Auftrag, sich dieser Angelegenheit speziell zu widmen. Zur Zeit war noch nichts weiter hierüber bekannt.

Vor mehreren Tagen hatte ferner eine Handelskarawane, die aus Kabul in das Vilajet Tschaar zog, in dem Paß Kara-Kotel einen Ueberfall von Räubern zu erleiden gehabt. Die Kräfte der Karawane waren jedoch so bedeutend, daß die Räuber mit Verlust zurückgeschlagen wurden. Aber auch die Karawane hatte zwei Mann verloren und die Verwundeten waren auf beiden Seiten sehr zahlreich; der Karawanen-Baschi selber war verwundet. Vor ein paar Tagen war diese Karawane glücklich in Masari-Scherif angelangt. Die Räuber hatten sich nach ihrem Mißerfolg in das Thal des Flusses Gori zurückgezogen und dort das Dorf Baldur ausgeplündert. Es wurden ihnen sofort afghanische Kavalleristen nachgesandt; 11 Mann waren ergriffen worden; von diesen gehörten jedoch 9 nicht zu der Bande der Räuber, zwei Mann aber wurden gestern hier, in Masari-Scherif, durch Kanonen erschossen. Somit waren die Tage von Burnes zurückgekehrt.

Vor drei Tagen kam es unter den in Masari-Scherif befindlichen Truppen fast zu einem Blutbad. Der Anlaß hierzu war der folgende: Der Lojnab hatte in Erfahrung gebracht, daß bei den Herater Kavalleristen Hazardspiele gespielt werden, er hatte ihnen einige Infanteristen zugesandt mit dem Befehl, das Kartenspiel aufzugeben. Die Kavalleristen wollten den Infanteristen nicht folgen, als diese aber auf ihrem Auftrag bestanden, wurden sie entwaffnet und stark durchgeprügelt. Die Gemißhandelten kehrten zurück, bekundeten ihren Genossen die ihnen angethane Beleidigung und diese griffen nun sofort zu den Waffen, um an den Kavalleristen Rache zu nehmen. Dem Lojnab,

der von diesen Ereignissen benachrichtigt wurde, gelang es, unter ihnen Frieden zu stiften.

Am 30. Januar erschien der Achun wieder. Auf meine Frage, wie es mit dem Emir stehe, antwortete er: „ganz gut, Gott sei Dank! Der Emir empfindet jetzt nicht mehr so starke Schmerzen; das Bein schmerzt nicht mehr, aber es verbreitet einen schlimmen Geruch."

„Der Emir-Saib," fuhr er fort, „bittet den Doktor-Saib, daß er sofort zu ihm kommen möge."

Als ich in der Wohnung des Emirs angelangt war, überraschte mich ein spezifischer penetranter, wie von faulendem Fleische herrührender Geruch. Der Emir lag jetzt auf dem Bett, das nach meinen Angaben vom 25. Januar eingerichtet war. Er stöhnte stark; sein Atem war rauh, geräuschvoll und hastig. Die Zahl der Atemzüge in einer Minute war 36. In der Brust ließen sich großblasige Rasselgeräusche vernehmen; der Puls war hart, unregelmäßig, ca. 100 in der Minute; die Körpertemperatur war kaum erhöht; das Gesicht überströmt von reichlichem Schweiß. Er klagte über eine außerordentliche Müdigkeit, Zerschlagenheit, Schlaf- und Appetitlosigkeit.

Nun untersuchte ich das Bein. Es bot einen geradezu fürchterlichen Anblick! Von dem Knie bis zu den Zehen hatte es eine dunkel-grüne Färbung; stellenweise hatte sich die Haut abgehoben, das Fleisch ging in Fäulnis über und entwickelte den stechenden Geruch, der mich beim Eintritt in die Gemächer des Emirs frappiert hatte. Als ich mit der Hand auf die noch erhaltenen Partieen der Haut drückte, zeigte sich eine Krepitation, die vermutlich durch die Zersetzung des Blutes in den Gefäßen und durch Fäulnis der Gewebe des Unterschenkels bedingt war. Das Bein war somit schon eine völlige Leiche. Die abgestorbenen Partieen wurden durch eine Demarkationslinie von dunkel-rotblauer Färbung begrenzt. Diese Linie fand sich unmittelbar unter dem Kniegelenk. Das Gelenk selber war nach den vorliegenden Merkmalen noch nicht in den Prozeß der Erkrankung hineingezogen. Es ließ sich jedoch nicht vermuten, daß es unberührt bleiben werde: Die Demarkationslinie war nur sehr schwach ausgeprägt.

Während meiner Untersuchung legte mir der Emir die Frage

vor, ob die Krankheit heilbar sei oder nicht, er forderte eine kategorische Antwort auf diese Frage. Selbstverständlich war das Bein unwiederbringlich verloren. Aber nicht nur das — das Leben des Emirs war selber in hohem Grade gefährdet, es konnte leicht zu einer purulenten Blutvergiftung kommen und dann — dann waren die Tage des Emirs gezählt. Selbstverständlich konnte ich aber doch aus rein humanen Rücksichten dem Emir keine kategorische Antwort geben. Wie mutig auch der Mensch sein mag, wie vorbereitet zu einer Erlösung von seinen langen Leiden, immerhin macht die Nachricht von dem nahen Tode doch einen außerordentlich schweren Eindruck auf ihn. Ich sagte darum, daß die Krankheit in letzter Zeit vorgeschritten sei und daß ich keine entscheidende Antwort weder für noch gegen einen günstigen Verlauf geben möchte.

„Was meinen denn Ihre Aerzte dazu?“ fragte ich den Emir.

„Wir wollen lieber von ihnen nicht mehr reden,“ antwortete der Emir mit Betrübnis. „Sie haben sich als unwissende Tröpfe erwiesen. Ich bin genügend bestraft dafür, daß ich bis jetzt ihren Ratschlägen gefolgt bin. Jetzt aber werde ich nur Ihnen allein gehorchen und widerspruchslos all' Ihren Ratschlägen und Anordnungen Folge leisten. Mein Haus ist jetzt Ihr Haus. Sie können jetzt mit all' meinem Hab nach Gutdünken umgehen. Sie können alle meine Anverwandten und meine Aerzte als Gehülfen und Feldscheer benützen.“

Armer Emir! Ein wenig spät bist Du zu diesem Entschluß gekommen. Die Menschheit steht bis jetzt noch fern der Kunst, das einmal Abgestorbene wieder zu beleben .... In welcher Lage befand ich mich aber jetzt? Keinem Sterblichen wünsche ich, je in eine solche Lage zu geraten.

Meine nächste Aufgabe war nunmehr einerseits, gegen die weitere Verbreitung des Zersetzungsprozesses zu kämpfen; andererseits den Organismus des Emirs zu stärken. Ich legte einen antiseptischen Verband an, gab dem Emir innerlich einige stärkende Mittel ein und zog mich zurück. Ich hatte wiederum den Achun und einige Würdenträger zu mir eingeladen. Ich klärte sie über den Zustand des Emirs auf und sagte ihnen, daß bei

uns die europäiſchen Aerzte in ſolchen Fällen zur Amputation des kranken Gliedes greifen.

„Was meinen Sie hierzu?“ fragte ich.

„Nein, dieſes Mittel läßt ſich im vorliegenden Fall nicht anwenden,“ war die einſtimmige Antwort der anweſenden Würdenträger.

„Bei uns,“ ſagte Achun, „greift man auch mitunter zu der Amputation des kranken Gliedes. Aber im vorliegenden Fall darf dieſe Operation nicht ausgeführt werden: unſer Patient iſt ja ein Herrſcher und kein gewöhnlicher Sterblicher. Ein Herrſcher darf nicht einer derartigen Operation unterworfen werden. Allahs Wille geſchehe! Wenn Er den Emir-Saib geſund machen will, ſo wird er auch ohne Operation geneſen; wenn aber Allah in ſeinem Rat beſchloſſen hat, daß der Emir ſterben ſoll, ſo — möge Sein Wille geſchehen.“

Faſt den ganzen Tag verbrachte ich am Bette des Kranken. Ich riet ihm, ein wenig Wein zu trinken. Der Emir ließ nun aus ſeinem Weinkeller einige Flaſche „Portwein“ bringen, als welchen er den Wein bezeichnete.

„Es iſt das ein ſiebenjähriger Portwein, — ſchub eſt!“ (ſehr gut) pries er ſeinen Wein.

Ich verſuchte den Wein. Er ſchien recht gut zu ſein. Als ich ſpäterhin nach Hauſe kam, wurde es mir ſehr übel. Ich befürchtete, daß die einheimiſchen Aerzte mich vergiftet hatten [1]), was ja ſehr leicht geſchehen konnte, und nahm ein Brechmittel ein. Das Brechmittel wirkte ... und das war das Ende der Sache. Eine Stunde ſpäter ſandte mir der Emir eine große Flaſche von dieſem Wein zu, aber der Wein blieb unberührt.

An dieſem Tage beſuchte ich den Emir zum letzten Mal um 12 Uhr nachts. Der Emir warf ſich in ſeinem Bett hin und her und ſtöhnte. Er griff beſtändig mit den Händen zur Magen-

[1]) Schon in Taſch-Kurgan, als ich den Emir in Behandlung nahm, machte derſelbe mich darauf aufmerkſam, daß ich möglichſt vorſichtig ſein möge mit Speiſe und Trank, die mir von privater Seite offeriert werden könnten. Im vorliegenden Fall wurde mir der Wein von dem Emir vorgeſetzt, aber der Emir war ja krank, er konnte nicht dafür einſtehen, daß zu dem Weine nicht etwas zugeſchüttet war.

gegend hin und rief, daß es ihm so sei, als ob man seinen Leib mit „Messern zerschneide". Er behauptete, daß dieser Schmerz gerade durch den Wein erzeugt worden sei, den ich versucht hatte, und von welchem er zwei Gläser ausgetrunken hatte. Ich gab ihm eine tüchtige Dosis Brechmittel und nach dem üblichen Effekt Opiumtinktur. Der Emir beruhigte sich nun. Bemerkenswert war es, daß ich bei dieser Gelegenheit in dem Palast des Emirs keinen Tropfen Milch auftreiben konnte.

Heute begleitete mich Samaan-Beg bei meinem letzten Besuch zum Emir, bewaffnet mit einem Revolver; ich meinerseits war auch bewaffnet .... aber nur mit einer Pravazspritze.

Die übrige Hälfte der Nacht brachte ich mit Schreiben zu. Ich schrieb meine Berichte nach Taschkent. Als ich mich schlafen legte, war es bereits 6 Uhr morgens und das helle Tageslicht drang bereits durch alle unsere „Fensterthüren" herein.

Heute liefen Nachrichten darüber ein, was die Truppen dem Jakub-Chan geantwortet hatten: „da zur Zeit der Emir-Saib so schwer erkrankt ist, daß er nach Rußland nicht reisen kann, selbst wenn das seine Absicht wäre, so ist jede Rede darüber, daß man ihn in Masari-Scherif zurückhalte, unpassend.

Am 1. Februar traf ein Bote von dem Schirabader Beg ein, der mir einen ausführlichen Brief von dem Beg zustellte; dem Brief waren zwei Schachteln mit Konfekt aus verschiedenem Nußteig beigegeben. Das Konfekt war so schmackhaft, daß es jedem beliebigen Zuckerbäcker zur Ehre gereicht haben würde. Einige Stunden später erhielt ich einen Brief von dem bucharischen Gesandten, der am Hofe des Lojnab akkreditiert war.

Ischan-Chodscha, so hieß der Gesandte, schrieb in seinem Briefe unter anderem Folgendes: „Eine ununterbrochene Freundschaftskette verbindet die Herzen der beiden Nachbarvölker, der Russen und der Bucharen." Er schrieb ferner, daß ein jeder Bucharе mit Freuden einen Russen sehe, wo das auch sein möge. Er sei in Taschkent gewesen, kenne viele russische Offiziere und habe in dieser Stadt viele Bekannte. „Es wäre mir sehr angenehm," fuhr er fort, „wenn ich Sie sehen und Ihnen persönlich alle diejenigen guten Wünsche übergeben könnte, die ich in meinem Herzen für Sie trage."

Ich gab dem Boten des Iſchan-Chodſcha natürlicherweiſe eine Antwort in dem Sinne, daß ich nichts dagegen habe, den bucharischen Geſandten bei mir zu ſehen. Samaan-Beg ſchrieb ihm in meinem Namen ein kleines Billet.

Der Emir fühlte ſich heute ſo gut, daß er ein ausführliches Geſpräch mit mir und den ihn umgebenden Würdenträgern pflegen konnte.

„Ich verſtehe nicht," ſagte er, „wie die zwei Staaten, Schweden und Norwegen, friedlich unter der Herrſchaft eines einzigen Menſchen, eines gemeinſchaftlichen Königs, leben können."

Er wünſchte ferner zu erfahren: wie ſtark die Bevölkerung der Türkei ſei, wie ſtark die Armee und auf welche Weiſe ſie vervollſtändigt werde. Das Geſpräch kam daraufhin auf den letzten ruſſiſch-türkiſchen Krieg, dann gingen wir zu Sibirien über, wobei der Emir meinen Feldſcheer, Oſernych, einen Sibirier, ſehr viel über dieſes Land ausfragte. Er wandte ſich daraufhin zu ſeinem kleinen Sohne (richtiger geſagt zu ſeiner Tochter) und ſagte, indem er auf mich hinwies:

„Siehſt Du, das iſt Dein Bruder. Von heute an ſollſt Du den Doktor-Saib gerade ſo wie Deinen Bruder betrachten. Aber zwiſchen Dir und dem Doktor beſteht der Unterſchied, daß der Doktor-Saib, Dein Bruder, zu mir kommt und mir Wohlthaten erweiſt, Du aber, ſein Bruder, kommſt zwar auch, machſt aber gar nichts und wirſt mir ſogar oft läſtig."

Ich war ſelbſtverſtändlich in hohem Grade befriedigt über dieſe neuerworbene Verwandtſchaft.....

Der Emir teilte mir unter anderem verſchiedene Neuigkeiten mit. So hatten ihn z. B. ſeine Geſandten wiſſen laſſen, daß ſie ſich gegenwärtig in Kalta-Minar befänden und wohl am 3. oder 4. Februar in Sſamarkand eintreffen würden. Der Emir erzählte mir dabei, daß auf der ganzen Strecke von Amu-Darja bis Sſamarkand eine afghaniſche Feldpoſt eingerichtet worden ſei.

Ich war in hohem Grade erfreut darüber, daß ich den Emir in einer, wenn auch nur einigermaßen fröhlicheren Stimmung gefunden und daß er eine kleine Erleichterung von ſeinen furchtbaren Schmerzen hatte. Aber dieſe Erleichterung war nur eine vorübergehende Erſcheinung. Schon am anderen Tage war

keine Spur mehr von einer Besserung vorhanden. Der Emir stöhnte wiederum und warf sich auf seinem Lager umher. Das Gangrän kroch immer weiter und weiter, immer höher und höher....

Am 3. Februar zeigte auch das Knie alle Merkmale einer beginnenden Absterbung. Auch das kleine Stückchen Haut unterhalb des Kniees, das in den vorhergehenden Tagen noch am Leben war, begann jetzt abzusterben. Die Haut war kalt, auf Druck stellte sich Krepitation ein. Das Kniegelenk war geschwollen, von dunkler bläulich-roter Färbung; bei der Berührung war es in hohem Grade schmerzhaft. „Wenn die Sache so weiter geht," dachte ich, „so wird das Knie nach ein paar Tagen völlig abgestorben sein." Der Emir klagte über Schmerz in dem Canalis femoro-popliteus; die Thromboſe der Arterie hatte sich bis zu dieser Stelle erstreckt.

Am 4. Februar, abends, erschien bei mir Achun. Wir hatten eine lange und aufrichtige Unterredung, deren Gegenstand natürlicherweise der Emir und seine Krankheit war.

„Ja, Doktor-Saib," sagte mir Achun, „jetzt sehe auch ich ein, daß der Emir-Saib nicht lange leben wird. Ich habe mich wirklich geirrt und Sie waren im Recht. Sagen Sie doch, wie heißt doch diese Krankheit lateinisch?"

„Sphacelus", antwortete ich.

Der Achun wiederholte dieses Wort einige mal und sagte mir dann, daß die Krankheit bei ihnen „Schokaklius" genannt werde. Daraufhin begann er über die Gewohnheiten und den Charakter des Emirs zu reden.

„Sie können sich keine Vorstellung davon machen, was das für ein launischer Mann ist," sagte er; „er wollte stets seinen eigenen Willen durchsetzen. Ich, als sein beständiger Arzt, bin oft in der Lage gewesen, ihm Ratschläge zu erteilen. Wenn er aber gesund ist, so schenkt er den Ratschlägen keine Aufmerksamkeit. Wenn er erkrankt, so fordert er von dem Arzt nahezu ein Wunder. Der Arzt ist seinen Begriffen nach ein allmächtiger Mensch, ein Gott nahezu; die Medizin muß eine jede Krankheit bewältigen können. Ich muß Ihnen gestehen — ich sage das aber nur Ihnen allein — denn das ist das Geheimnis meines ganzen Lebens — daß der Emir schon seit langer Zeit einem

starken Mißbrauch von Spirituosen ergeben ist. Früher, da trank er gewöhnlich Wein; als ich ihn aber anflehte, daß er dieses von dem Koran verbotene Getränk lassen möge, begann er Schnaps zu trinken."

„Die Volksstimme hatte also wiederum einmal Recht," dachte ich mir; „ich hatte ja schon längst davon gehört, daß der Emir dem Mißbrauch von geistigen Getränken fröhne."

„Sie erinnern sich wohl," fuhr Achun fort, „wie Sie am 30. Januar, nachts, zum Emir gerufen wurden und wie der Emir damals über Schmerzen im Magen klagte. Diese Schmerzen rührten davon her, daß der Emir an diesem Abend zwei Flaschen Schnaps ausgetrunken hatte. Sie erinnern sich auch wohl an den Abend — ich glaube, es war das der 31. Januar — wo der Emir ganz schweißbedeckt war und über Müdigkeit klagte: er war damals stark betrunken ... Als Sie sein Halsleiden behandelten, so pflegte er zum Namaz-Diger die Dämpfe Ihrer Arzeneien einzuatmen. Zum „Namaz-Scham" aber atmete er mit dem Kasi Dämpfe ganz anderer Art ein. Sie tranken häufig ganze Nächte durch und ich habe dem Kasi oftmals gesagt: Du fürchtest Dich nicht vor Gott, indem Du selber trinkst und den Emir in seinen schlimmen Neigungen bestärkst. Es ist das aber ein gewissenloser Mensch ...."

Jetzt war es mir klar, warum der Kasi einen derartigen Einfluß auf den Emir gewonnen hatte, daß selbst der Bruder des Emirs, der Sserdar Schir-Ali-Chan, und selbst der Wesir, der ergebene Hund des Emirs vor diesem Kasi zurücktreten mußten.

„Ich muß Sie nur sehr bitten, hiervon niemandem zu erzählen," fuhr Achun fort. „Dafür, daß ich dies Geheimnis verraten habe, kann ich meinen Kopf einbüßen. Ich habe Ihnen das bloß gesagt, weil ich mich im Interesse des Emirs dazu verpflichtet fühlte. Ich weiß nicht — Sie sind natürlich viel gelehrter, als ich ... Vielleicht ist ein solcher Mißbrauch von Spirituosen von schädlicher Einwirkung auf den Verlauf der Krankheit des Emir-Saib ..."

Ich dankte dem Achun für seine Mitteilung und versprach ihm, seine Sache geheim zu halten.

An diesem Tage besuchte mich auch Ischan-Chodscha. Wir unterhielten uns etwa zwei Stunden über verschiedentliche Sachen. Den größten Teil der Zeit verschwendete der Gesandte des Emirs von Buchara auf Komplimente, die er den Russen im allgemeinen und dem General-Gouverneur von Turkestan im speziellen widmete. „General Kaufmann ist ein wahrer Friedensstifter," rief er. „Bevor er sich aufmachte, um Chiwa zu bezwingen, hat er dem Chan von Chiwa mehrfach geraten, von seinen Räubereien und von den Gewaltthaten gegen die russischen Kaufleute zu lassen. Er hat sich an den Dschonab-Ali gewandt (Titel des Emirs von Buchara), damit er den Chan von Chiwa berede, dieser Forderung nachzukommen. Erst dann aber, als General Kaufmann schon völlig die Geduld verlor, wegen der Unfügsamkeit und der Frechheit des verräterischen Chans, erst dann zog er gegen Chiwa aus und besiegte das Land."

Ischan-Chodscha wünschte ferner zu erfahren, ob die russische Regierung den Afghanen Hülfstruppen zusenden werde? Warum die Engländer stehen geblieben und nicht mehr weiter nach Kabul vorrücken? Ob Schir-Ali-Chan in Buchara den Emir besuchen würde, im Fall, daß seine Reise nach Rußland zu stande käme u. dgl. m.

Ich meinerseits fragte ihn, was er von der Existenz einer muselmännischen Typographie in Kabul wisse. Ischan antwortete kategorisch, daß in Kabul eine Typographie weder vorhanden sei, noch vorhanden gewesen wäre, und daß sämtliche Bewohner Central-Asiens ihre gedruckten muselmännischen Bücher aus Indien bezögen, hauptsächlich aus Bombey oder aus Rum (Konstantinopel). Zum Schluß fragte er, ob ich nicht mit Samaan-Beg die Güte haben würde, in seiner Wohnung vorzusprechen. Ich antwortete hierauf, daß ich nichts gegen einen Besuch bei meinem guten Nachbar habe, ich könne jedoch keine bestimmte Zeit angeben, da ich den größten Teil des Tages und der Nacht am Bette des Emirs verbringe und außerdem noch zu jeglicher Zeit zu ihm abgerufen werden könne, wenn ich zu Hause sei. Hierauf empfahl sich Ischan-Chodscha und zog sich zurück.

In unserem Lehmquadrat begann es schlimm auszusehen: unter den Kosaken gab es wieder Kranke und am 4. Februar erkrankte auch Osernych, der Feldscheer, meine rechte Hand.

Mit dem Emir ging es in den folgenden Tagen immer schlimmer. Es stellte sich bei ihm ein starkes Fieber ein. Uebrigens besaß ich keine zusammenhängende Temperaturkurve, da der Emir mitunter sich gegen Temperaturmessungen wehrte. Er war in hohem Grade nervös, launisch und leicht erregbar geworden. Einst forderte er kategorische Antwort auf die Frage: ob er genesen werde oder nicht. Selbstverständlich konnte ich keine kategorische Antwort geben, da ja diese Antwort quo ad vitam nur im höchsten Grade ungünstig ausfallen konnte. Nun behauptete der Emir, daß ich eine bestimmte Antwort darum verweigere, weil ich seine Krankheit zwar heilen könne, aber nicht wolle. Er drohte damit, daß er hierüber der Turkestaner Regierung und selbst dem Kaiser schreiben würde. Andererseits versprach er mir ein Lack (100 000 Rupien) zur Belohnung, wenn ich ihn heilen würde, und versicherte, daß seine Frauen und Anverwandten mich noch speziell belohnen würden u. dgl. m. Noch etwas später und der Emir begann zu delirieren. Er befand sich in einem Zustand von Halbbewußtsein, er schien betäubt zu sein. Um von ihm eine Antwort auf die an ihn gestellten Fragen zu erlangen, mußte man ihm die Worte sehr laut zuschreien. Aber selbst dann gab der Emir lange Zeit keine Antwort, es schien, als ob er sich auf etwas zu besinnen suchte, bevor er antwortete. Der Puls wurde klein, gespannt und frequent. Es war klar, daß die purulente Blutvergiftung — das was ich so sehr befürchtete — begonnen hatte. Jetzt waren nicht nur die Tage, sondern auch die Stunden des Emirs gezählt. Die letzten zwei, drei Tage seines Lebens befand sich der Emir in einem Zustand der unausgesetzten Agonie. Er war zumeist bewußtlos. Einen Tag vor dem Tode hatte er das Vermögen der Schluckbewegungen verloren. Wenn ihm in den Mund ein Trank eingeflößt wurde, so floß die Flüssigkeit mit gurgelndem Geräusch hinab durch die paralysierte Speiseröhre und ergoß sich dann in den Magen. Bald darauf verlor er das Redevermögen. Trotz bedeutender Moschusdosen, die ich ihm subcutan beibrachte, erwachte er nur für wenige Minuten zu einem halbbewußten Zustande. Bei den Versuchen, die er zum Reden machte, ließ sich nur ein dumpfes Aechzen vernehmen. Inzwischen war das Gangrän auf etwa 5 Zoll oberhalb des Kniegelenkes vor-

geschritten. Selbst in der Schenkelarterie war kein Puls mehr zu fühlen. Der Emir Schir-Ali-Chan erlosch langsam....

Wie wunderbar aber war es inzwischen draußen geworden! Die Natur feierte die ersten sonnüberfluteten und von Vogelgesang erfüllten Frühlingstage.... Als ich am 8. Februar, des Morgens, wie gewöhnlich auf das terrassenartige Dach meiner Wohnung hinaustrat, so bot sich meinen Blicken ein wundersames Bild. Unmittelbar zu meinen Füßen entfaltete sich ein ungeheuerer „Gartenhain". Zwischen dem Dickicht der Bäume zeigten sich hie und da die völlig regellos verstreuten Häuser der Bevölkerung. Die kuppelförmigen Dächer erinnerten mich an die üblichen Bienenkörbe und die ganze Masse der Gärten an einen ungeheueren Bienenstand. Auf der ganzen Strecke dieses umfangreichen Gartenhaines zeigten sich allerorts vereinzelt und in Gruppen mit schneeweißen Blüten übersäete Bäume. Neben den blühenden Aprikosenbäumen, die wie mit lockerem, glänzenden Schnee bedeckt waren, fielen ganz besonders die in Violet- und Purpurfarben getauchten Mandelbäume in die Augen. Die Luft war von einem feinen Aroma erfüllt. Hinter den Bergen rückte allmählich die Sonne hervor und sandte der erwachenden Erde ihren Gruß zu. Die goldigen Fäden des Sonnenlichts, die zwischen den Bergzacken hervorbrachen, neigten sich zu der kalten Erde und erweckten die in ihr schlummernden Lebenskeime.... Rund herum herrschte eine fast tote Stille — eine Elster bloß, die von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erweckt und erwärmt worden war, schnatterte ganz unmäßig auf einem der mächtigen Tschinaren, die sich mit ihren weiten Armen über unseren Hof erstreckten. Ich konnte über die Barriere der Mauer, die unser Gebäude von dem Pferdehof trennt, hinübersehen. Auch dort hat bereits ein Leben und eine Bewegung begonnen. Ich sehe, wie der schwerfällige Kosak Frolow langsam um sein Pferd herumgeht: er streichelt es phlegmatisch und sucht dann etwas Durchlöchertes, was wie eine Pferdedecke aussieht, an seinem Pferd zurechtzuzupfen. Ein paar Dschigiten sind barfuß aus dem Filzzelt herausgesprungen und begeben sich auch zu ihren Pferden. Sie kratzen sich und gähnen mit weit aufgesperrtem Munde, so daß die Kiefer knacken. Drei afghanische Wachtsoldaten, die an dem Eingangsthor auf ihren unver-

meidlichen Schafsfellen ausgeſtreckt liegen, erheben ihre zottigen Häupter; ſie ſind in dieſer Lage wie erſtarrt, gerade als ob ſie darüber ſinnen, ob es bereits an der Zeit ſei, aufzuſtehen. Auf dem ſtaubigen Wege, von welchem ſich eine Partie vor der äußeren Mauer unſeres befeſtigten Vierecks überſehen läßt, ſchreiten langſam drei mit Klee und Holz beladene Iſchaks her. Hinter ihnen ſchleppt ſich, hinkend und ſchlotternd, ein elender Usbeg. Die Eſel nähern ſich dem Thor und treten in unſeren Hof ein. In der Gegend des Emir-Palaſtes läßt ſich Muſik vernehmen. Das Orcheſter ſpielt den üblichen Morgenmarſch — und wiederum ſenkt ſich das allgemeine Schweigen auf die Umgegend herab...

Der Emir Schir-Ali-Chan verſchied am 8. Februar abends. Es war das ein Mann, der verdient hat, daß man ſeiner mit einigen Worten gedenke.

7. Kapitel.

Biographie des Emirs. — Das afghanische Turkestan.

Kurze Biographie des Emirs Schir-Ali-Chan. — Kurze Geschichte seiner Regierung. — Sein fünfjähriger Kampf mit den Brüdern. — Schir-Ali-Chan unter englischem Einfluß. — Seine Reformen. — Verminderung des englischen Einflusses; Anwachsen desjenigen der Russen. — Die Persönlichkeit des verstorbenen Emirs. — Das afghanische Turkestan in ethnographischer Beziehung. — Statistik: die Bevölkerung, Ackerbau, Viehzucht, sonstige Beschäftigungen der Einwohner. — Meteorologische Beobachtungen.

Wie bekannt, war der Emir Schir-Ali-Chan einer der jüngsten Söhne des Dost-Mahomed-Chan.

Der Zutritt zu dem Thron wurde ihm nur durch den im Jahre 1858 stattgefundenen Tod seines älteren Bruders, Gulam-Haider-Chan, ermöglicht, der von Dost-Mahomed-Chan zum Nachfolger bestimmt gewesen war. Nach Akber-Chan und dem verstorbenen Kronprinzen hatte Schir-Ali-Chan zweifellos das größte Anrecht auf den väterlichen Thron. Seine älteren Brüder waren durchaus unfähige Leute, so Affal-Chan und auch Mahmet-Hassan-Chan, ja wenn sie selbst nicht so beschränkt gewesen wären, so hatten sie doch keinerlei Anhang unter dem afghanischen Volke. Mahmet-Asim-Chan und Mahmet-Emin-Chan erfreuten sich allerdings eines Anhanges und waren auch nicht so gar unfähig; immerhin aber konnten sie nicht gegen Schir-Ali-Chan aufkommen.

Am 9. Juni 1863 starb der 80jährige Emir Dost-Mahomed-Chan. Den Thron bestieg sofort Schir-Ali-Chan. Er war dazumal ungefähr ein Vierziger. Seine Brüder schienen ihn widerspruchslos als Emir anerkannt zu haben. Aber es war das eben bloß Schein. Bereits im Herbst desselben Jahres empörte sich Asim-Chan in dem Bezirk Kurum. Schir-Ali-Chan ließ seinen 16jährigen Sohn, Jakub-Chan, als Regenten in Herat zurück, zog selber rasch gegen seinen aufrührerischen Bruder aus, schlug ihn und nötigte ihn, auf englischem Boden Schutz zu suchen.

Im Monat Dezember des gleichen Jahres erhielt Schir-Ali-Chan einen Brief vom anglo-indischen Vice-König, der ihn als Emir von Afghanistan anerkannte.

Im Frühjahr des folgenden Jahres empörte sich Asim-Chan; ihm schloß sich auch der Regent von Balch, Assal-Chan, an.

Aber auch diesmal waren die aufrührerischen Brüder rasch niedergeworfen. Mahomed-Rafik-Chan, der General des Emirs, trug über Asim-Chan in der berühmten Schlucht Badschgach einen Sieg davon. Assal-Chan bat um Gnade und Frieden. Infolge seiner Gutmütigkeit gewährte Schir-Ali-Chan dem Assal-Chan Verzeihung und schloß mit ihm einen „ewigen" Frieden. Die Begnadigung war so vollständig, daß Assal-Chan nach wie vor als Regent von Afghanisch-Turkestan verblieb. Währenddem aber die Brüder, die nunmehr Frieden geschlossen hatten, ihre Zeit fröhlich und angenehm in Tasch-Kurgan verbrachten, begann Abdurrachman-Chan, ein Neffe des Emirs und der Sohn des Assal-Chan, Intriguen zu schmieden. Der Emir befahl ihm aus Tachtapul nach Tasch-Kurgan zu kommen. Abdurrachman setzte jedoch eilig über den Amu hinüber und traf nun offenkundige Anstalten zu einem Kriegszug gegen den Emir. In hohem Grade aufgebracht durch das Vorgehen seines Neffen, bemächtigte sich Schir-Ali-Chan der Persönlichkeit des Vaters desselben und warf den Assal-Chan in ein Gefängnis.

Im Frühjahr des folgenden Jahres, 1865, mußte Schir-Ali-Chan wiederum zu den Waffen greifen. Asim-Chan hatte sich von neuem empört. Die anderen Brüder, Emin-Chan, der Regent von Kandahar, Mahmet-Scherif-Chan, der Regent von Girischk und Far und der Neffe des Emirs, Dschellaluddin,

schlossen sich ihm an. Asim-Chan erlitt bald eine Niederlage. Bei Kelati-Gilsai kam es zu einer Schlacht mit Mahmet-Emin-Chan; auch hier erfocht der Emir einen glänzenden Sieg. Aber dieser Sieg kam ihm teuer zu stehen: in dieser Schlacht fiel sein Lieblingssohn und Nachfolger Mahmet-Ali-Chan. Auch dieses mal wurden die aufrührerischen Brüder großmütig begnadigt.

Der siegreiche Emir zog sich nach Kandahar zurück. Hier schloß er sich in seinem Schmerz über den Tod seines Sohnes von aller Welt ab; er wollte mit niemandem sprechen, niemand sehen. Es wurde dem Emir gemeldet, daß Balch in den Händen von Abdurrachman-Chan sei; daß der Feind gegen Kabul vorrücke, — er schenkte diesen Umständen keine Aufmerksamkeit. Tagelang saß er schweigend und in Gedanken versunken; er unterbrach sein Schweigen nur durch Klageausrufe: „Mein Sohn! Meine Hoffnung! Du bist nicht mehr vorhanden!...“ Die Trauer um den Sohn hatte den Emir in eine Art von Geistesverwirrung versetzt. Er ließ einst einige durchaus unschuldige Leute töten; ja er versuchte sich selber das Leben zu nehmen, indem er sich in einen tiefen Teich stürzte. Tagelang nahm er keine Speise zu sich....

Auf die Nachricht hin, daß Abdurrachman-Chan gegen Kabul vorrücke, hatte der Emir die Verteidigung der Hauptstadt seinem ältesten Sohne (nach Mahmet-Ali-Chan), Mahmet-Ibrahim-Chan und dem Serdar Rafik-Chan überlassen. Ibrahim-Chan erwies sich als durchaus unfähig. Er entzweite sich mit Rafik-Chan, und dieser talentvolle General ging infolge dessen zu Abdurrachman-Chan über. Am 24. Februar 1866 wurde Kabul schließlich von den Truppen der Feinde des Emirs eingenommen. Ibrahim-Chan floh nach Kandahar und brachte seinem Vater die traurige Nachricht, daß seine Residenz in den Händen der Feinde sei.

Dieses Ereignis fachte die dem Emir eigene Energie von neuem an. Er zog eilig 15000 Mann zusammen und rückte gegen Abdurrachman-Chan vor. Am 27. April trafen die feindlichen Armeeen bei Sseid-Abad zusammen. In dieser Schlacht bewährte sich Schir-Ali-Chan, wie sonst, als ein Mann von großer Tapferkeit und Energie, aber auch als ein geringes Feldherrentalent. Abdurrachman-Chan hatte vor der Schlacht eine feste Position eingenommen und diese noch durch Gräben und

Wälle verstärkt. Schir-Ali-Chan hingegen hatte seinen von einem strengen Marsch durch ein mit tiefem Schnee bedecktes Terrain (der Winter war in jenem Jahre sehr schneereich) ermüdeten Truppen keine genügende Rast gegönnt, sondern sie geradewegs zu einem Sturm auf das Lager von Abdurrachman-Chan geführt. Drei Attacken des Emirs blieben erfolglos. Während der dritten Attacke gingen die Kandaharer Truppen zu dem Feinde über. Der Emir erlitt eine völlige Niederlage und entfloh mit einigen wenigen Reitern nach Gasna. In dieser Stadt fand er jedoch keine Aufnahme. Er zog sich nach Kandahar zurück.

Bald darauf proklamierte sich Affal-Chan, der nach der Niederlage des Schir-Ali seine Freiheit erlangt hatte, als Emir und ließ sich in Kabul nieder.

Schir-Ali-Chan hatte indessen seinen Mut nicht verloren. Zwar hatte er an einem Mangel an Geld, an Waffen, an Truppen stark zu leiden, immerhin aber traf er energische Anstalten, um den Kampf fortzusetzen. Er trat in Verbindung mit der anglo-indischen Regierung und ersuchte diese um Subsidien und Waffen, namentlich um Flinten, an denen der Emir einen besonderen Mangel hatte. Gleichzeitig stand er in Unterhandlungen mit dem Regenten von Balch, Feïs-Mahomed-Chan, und es gelang ihm auch, diesen für sich zu gewinnen. Im Januar 1867 verfügte er bereits über 8000 Mann. Aber bei Kelati-Gilsai wurde er wiederum von Abdurrachman-Chan geschlagen. Am 26. Januar wurde auch Kandahar von Abdurrachman-Chan besetzt.

Schir-Ali-Chan gelangte über Herat nach Tachtapul, woselbst sich sein Verbündeter Feïs-Mahomed-Chan befand. Sie sammelten hier 16000 Mann und zogen gegen Kabul aus. Wiederum aber bewies Schir-Ali-Chan, daß er nichts von der Kriegskunst verstand. Er teilte ohne jeglichen Grund seine Armee in mehrere einzelne Korps, wodurch er sie bedeutend schwächte. Abdurrachman-Chan wußte diesen Umstand in bester Weise auszunutzen und schlug die Armeekorps des Emirs eines nach dem anderen. Schir-Ali-Chan zog sich mit einigen Reitern nach Tachtapul zurück; von dort ging er einige Tage später nach Herat, dem einzigen Bezirk, der ihm noch treu geblieben war.

Der Emir befand sich in einer trostlosen Lage. Seine Verbündeten und seine besten Generäle, z. B. Rafik-Chan und Feïs-

Mahomed-Chan waren entweder zum Feind übergegangen oder gestorben. Ihm stand nichts mehr zu Gebot: weder Geld, noch Truppen, noch Waffen, ja er hatte nicht einmal Aussichten auf Erfolg. Die anglo-indische Regierung hatte all' seine Gesuche mit Entschiedenheit abgelehnt. Als Emir von Afghanistan war von ihr Assal-Chan anerkannt worden und nach dem Tode desselben, am 25. September 1867, sein Bruder Asim-Chan.

Schir-Ali-Chan hatte indessen noch lange nicht jede Hoffnung aufgegeben. Er rüstete sich allmählich zu einem weiteren Kampf und wartete auf eine günstigere Wendung des Geschickes.

„Ich bin gerade so wie eine Holzschüssel," sagte der Emir. „Wie viele Mal ich auch falle, so zerschlage ich mich doch nicht. Abdurrachman-Chan aber ist wie eine chinesische Porzellan-Tasse; wenn die einmal fällt, so zerspringt sie in kleine Stücke."

Der Emir hatte recht. Ein Mißerfolg und Abdurachman-Chan hatte die Stadt Kabul und ganz Afghanistan verloren. Im Frühjahr 1868 gelangte Jakub-Chan, der von seinem älteren Bruder den Mut und die Tapferkeit geerbt hatte, durch einen unerwarteten Ueberfall in den Besitz von Kandahar. Er war mit kaum 50 Reitern ausgezogen. Aber auch der Emir verlor keine Zeit. Er zog sofort mit einigen hundert Reitern nach Kabul. Auf dem Wege wurde er allerorts wie ein Retter von der Tyrannei des Asim-Chan empfangen. Bald darauf bemächtigte er sich nach einem dreifachen Sturm der Hauptstadt von Afghanistan. Abdurrachman-Chan, der sich dazumal in Afghanisch-Turkestan befand, beeilte sich, Asim-Chan zu Hülfe zu kommen; wurde aber von Schir-Ali-Chan bei der Festung Sana-Chana aufs Haupt geschlagen. Zu Ende des Jahres 1868 befand sich das gesamte afghanische Gebiet, das der Emir vom Vater ererbt hatte, wiederum unter seiner Herrschaft.

Asim-Chan und Abdurrachman-Chan irrten lange in den verschiedensten Ländern umher; sie waren in Persien, in den bucharischen Gebieten, in der turkmenischen Steppe. Schließlich starb Asim-Chan. Im Jahre 1870 stellte sich Abdurrachman-Chan im russischen Turkestan ein und ließ sich in Ssamarkand nieder; die russische Regierung unterstützte ihn mit jährlich 25 000 Rubel.

Nun war Schir-Ali-Chan ungestört im Besitze des väterlichen

Thrones. Wäre er ein gewöhnlicher Mann gewesen, so hätte er sich damit begnügt. Er konnte jedoch nicht lange unthätig bleiben. Er wünschte, er suchte sich eine Arbeit. Er plante eine Reihe von Reformen, welche in seinem Lande durchzuführen ihm allerdings nicht beschieden war.

Vor allem wendete er seine Aufmerksamkeit dem Militär zu. Bisher gab es in Afghanistan keine regulären Truppen, nur eine Landwehr, Krieger, die nur im Notfall unter die Fahnen traten. Der Emir mußte sich gestehen, daß die „Gasi", d. h. die Kämpfer für den Glauben, den regulären Truppen gegenüber keinen Stand halten könnten. Seine erste Aufgabe war es, für Afghanistan eine reguläre Armee nach europäischem Muster zu schaffen. Er hatte aber weder Geld dazu, noch die erforderlichen Waffen und erfahrenen Instruktoren. Mit eigenen Mitteln konnte der Emir kaum etwas ausrichten. Notgedrungen mußte er den alten Feind von Afghanistan, England, um Hülfe ansprechen.

Die Engländer, die nun sahen, daß Schir-Ali-Chan seine Rivalen besiegt hatte, wollten sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, Einfluß über ihn zu gewinnen. Sie beglückwünschten ihn zu seiner Thronbesteigung und boten ihm ihr Bündnis an. Gleichzeitig erhielt der Emir von ihnen einige hunderttausend Rupien und eine Menge Waffen. Noch verlockender aber waren ihre Versprechungen für die Zukunft.

Vielleicht hätte sich Schir-Ali-Chan damals noch von den Engländern abgewandt und seine Freundschaft Rußland angetragen. Wenn wir nämlich damals auch nur das geringste Zeichen gegeben hätten, daß wir seine Freundschaft anerkennen wollten. Nun aber hatten wir ja Abdurrachman-Chan, dem Todfeinde des Schir-Ali-Chan, Aufnahme gewährt.

Schir-Ali-Chan sah sich somit genötigt, in ein Bündnis mit den Engländern zu treten und ihre Hülfe anzunehmen. Die Zusammenkunft des Emirs mit dem Vize-König von Indien in Ambala schien ein Beweis für den intimen und herzlichen Charakter dieses Bündnisses zu sein. Aber es war das lediglich Schein. Schir-Ali-Chan vergaß nie, daß die Engländer die einzigen Feinde und zwar die Todfeinde von Afghanistan waren. Dadurch, daß er sich in Ambala einstellte, beabsichtigte der Emir nur eine Erhöhung der Summe, die ihm die Engländer für

seine Freundschaft zu zahlen hatten. Er hatte Erfolg: er erhielt Geld, Waffen und Instruktoren.

Nach seiner Rückkehr aus Indien widmete sich Schir-Ali-Chan der Organisation einer regulären Armee. Das englische militärische Reglement wurde ins Afghanische übersetzt und bei den Truppen des Emirs eingeführt. Die Ausrüstung der Truppen war derjenigen des anglo-indischen Militärs bis zu gewissem Grade ähnlich. In der militärischen Ordnung hielt man sich überhaupt an das vorhandene Beispiel der indischen Truppen. Einen kapitalen Mangel der indischen Truppen, nämlich die Schwerfälligkeit, die außerordentliche Beschwerung der Truppen durch den Train, wußte die afghanische Armee sogar zu vermeiden. Die Truppen des Schir-Ali-Chan waren stets zum Ausrücken bereit. Das Wort Mobilisation war ihnen unbekannt.

Die Erfahrung hatte Schir-Ali-Chan gelehrt, daß die Rekrutierung der Armee durch Anwerbung sehr unbequem sei. Schir-Ali-Chan suchte darum in seinem Reiche eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Jeder Afghane, jeder eingeborene Muselman mußte nach Erreichung eines gewissen Alters in die Armee des Emirs eintreten und eine gewisse Zeit dienen. Diese Maßregel und auch die Entwaffnung mehrerer Bezirke in Afghanistan riefen eine starke Opposition von seiten der zahlreichen Sferdare hervor, die in Afghanistan nahezu unabhängig waren. Sie hielten nicht nur ihre Kinder und Anverwandten, sondern selbst die gemeinen Soldaten von dem Militärdienst zurück.

Um die Soldaten der Sferdare für seine Armee und ihre Söhne für seine Garde zu gewinnen, griff der Emir zu folgendem Mittel: er ließ seinen leiblichen Bruder Neik-Mahomed-Chan als gemeinen Soldaten einreihen. Dieser Sferdar diente ganze zwei Jahre als Gemeiner in der Armee. Späterhin, als der Großsohn des Emirs, Achmed-Ali-Chan, der Sohn seines bei Kelati-Gilsai gefallenen ältesten Sohnes, herangewachsen war, verfuhr er mit ihm in gleicher Weise wie mit Neik-Mahomed-Chan. Die Opposition verschwand in folge dessen zwar nicht, nahm jedoch bedeutend ab. Zu Ende seiner Regierung hatte Schir-Ali-Chan ca. 60 Infanterie-Bataillone, die gut formiert und tüchtig bewaffnet waren. Mehrere Bataillone waren mit Schnellfeuer-

gewehren versehen. An Feldartillerie hatte der Emir keinen Mangel, schwere Artillerie fehlte ihm jedoch fast gänzlich [1]).

Auch den Verkehrswegen wendete der Emir seine Aufmerksamkeit zu. Er richtete eine Postverbindung zwischen Kabul und den bedeutendsten Städten des Reiches ein. Die Post stand nicht bloß der Administration, sondern auch Privaten zur Verfügung. Es waren Briefmarken im Preise von 1, $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_{10}$ Rupie vorhanden. Sie wurden in der Kabuler Typographie (Lithographie?) gedruckt. Die Post wurde durch Reiter und Fußgänger besorgt. Im Winter konnte die Postverbindung über den Hindukusch gewöhnlich nur zu Fuß stattfinden.

Die Thätigkeit des Emirs hätte sich gewiß nicht bloß auf diese Sachen beschränkt, wenn ihm nur mehr Ruhe in den inneren und äußeren Angelegenheiten zu Teil geworden wäre. Indessen brachen in dem Lande bald hier, bald dort Unruhen und Empörungen aus, welche durch Militärgewalt gedämpft werden mußten. Gleichzeitig übte der Emir seine Truppen in kleinen Expeditionen, die eine Erweiterung seines Reiches zum Zwecke hatten. So wurde 1872 Badachschan gewonnen und 1875 das Chanat Meimene. Viel Kummer und Unannehmlichkeiten hatte aber der Emir durch die Empörung seines Sohnes Jakub-Chan zu erleiden. Der tapfere Sohn des Emirs fühlte sich schwer beleidigt dadurch, daß der Emir nicht ihn, sondern seinen jüngeren Bruder Abdullah-Dschan zum Thronfolger bestimmt hatte. Jakub-Chan hielt keineswegs mit seinem Zorn über diese Handlungsweise seines Vaters zurück. Er sprach sich offen darüber aus, daß er seinen jüngeren Bruder als Thronfolger nicht anerkenne. Es kam nahezu zu einem Kriege zwischen Vater und Sohn. Der Emir griff jedoch zu dem üblichen asiatischen Mittel: er bemächtigte sich in verräterischer Weise seines Sohnes und ließ ihn in ein Gefängnis werfen. Nun aber hatte der Emir die ganze zahlreiche Partei der Anhänger des Jakub-Chan gegen sich. Ein anderer Sohn des Schir-Ali-Chan,

---

[1]) Bemerkenswert ist es, daß der Emir in seine Armee nur völlig gesunde und kräftige junge Leute aufnahm; der geringste physische Mangel wurde als Hindernis für den Eintritt in die Armee betrachtet. Leute mit spärlichem Haupthaar (Glatzköpfe) wurden von dem Emir rücksichtslos zurückgewiesen.

Ejub-Chan, der ebenfalls den Abdullah-Chan als Thronfolger nicht anerkennen wollte und das Geschick des Jakub-Chan auch für seine Person befürchtete, entfloh nach Persien und ließ sich dort in Chorassan nieder. Er schloß sich mit seinem Anhang der Partei der mit dem Emir Unzufriedenen an.

Unterdessen machten sich auch die äußeren Feinde des Emirs und des afghanischen Reiches, die Engländer, geltend. Ein paar Jahre nach der Zusammenkunft in Ambala traten die Engländer mit der Forderung auf, daß der Emir das ihm in Subsidien und Waffen vorgestreckte Kapital zurückzahlen möge. Diese Rückzahlung sollte darin bestehen, daß der Emir den Engländern die Möglichkeit verleihen sollte, Hand an die Unabhängigkeit von Afghanistan zu legen. Vorläufig handelte es sich darum, daß der Emir einen englischen Residenten in Kabul zulassen sollte. Der Emir sollte fernerhin englischen Offizieren gestatten, die nördlichen und westlichen Grenzländer von Afghanistan zu bereisen, damit sie sich angeblich die Gegend beschauen könnten. Daraufhin wurde dem Emir die Forderung vorgelegt, in Herat und Balch englische Garnisonen einziehen zu lassen. Und ferner sollte der Emir nach Simla kommen, um den neuen indischen Vize-König zu begrüßen und eine Adresse der neuen indischen Kaiserin darzubringen. Schir-Ali-Chan sah klar genug, wohin er mit seiner Freundschaft mit den Engländern geraten werde. Sie versorgten ihn mit Geld und mit Waffen, forderten aber dafür, daß er ihnen seine eigene Unabhängigkeit und die Unabhängigkeit von Afghanistan preisgeben sollte [1]).

Andererseits aber wußte der Emir, daß sein Nachbar im Norden, der noch viel mächtiger als England war, Rußland eine ganz andere Handlungsweise befolgte. Der Emir konnte es nicht unbemerkt lassen, daß Rußland seinen Nachbarn keinerlei Fallen stellte, worin sich England doch so sehr auszeichnete, daß Rußland

[1]) Nicht unpassend mag hier ein Citat aus dem Werke des bekannten englischen Reisenden Moorcroft sein, welches das Verhältnis der Eingeborenen zu den Engländern schon zu seiner Zeit, 1823, charakterisiert: „Die Engländer," sagten die Eingeborenen, „haben noch keinen Winkel von Asien betreten, ohne einen eigennützigen Hintergedanken. Schließlich kam es immer dazu, daß die Bevölkerung völlig unterworfen wurde." Moorcroft, Journey to Kaboul, vol. II, p. 408—9.

die benachbarten central-asiatischen Chanate nur dann züchtigte, wenn von diesen selber alle von Rußland vorgeschlagenen friedlichen Auswege zur Lösung der Grenzstreitigkeiten zurückgewiesen wurden. — Aber auch dann pflegte Rußland offen und ehrlich zu sagen: ich komme, um Euch zu strafen — und erst dann vollzog es die Strafe. Auch das mußte dem Emir bekannt sein, daß Rußland dem Emir von Buchara zwei mal großmütig Beistand geleistet hatte dort, wo es sich um die Erhaltung des Thrones für denselben handelte, daß es ihm zwei Bezirke erobert und zurückgegeben hatte.....

Der Emir Schir-Ali-Chan mußte schließlich wissen, daß Rußland, wenngleich es auch einen bedeutenden Teil von Central-Asien erobert hatte, mit der einheimischen muselmännischen Bevölkerung ganz anders umging, als England. Man erinnere sich nur an das Verfahren der Engländer mit Indien. Die Rolle, die Rußland in Asien beschieden wurde, ist durchaus anderer Natur: Durch den Wechsel der Regierung haben die Central-Asiaten nur gewonnen. Unter den Chanen hatten sie bedeutend mehr Abgaben zu zahlen gehabt, als gegenwärtig, und schließlich war niemand sicher in bezug darauf, was ihm der nächste Tag bringen werde: der Chan konnte ihm zu jeder Zeit die Gurgel abschneiden lassen und sein Hab und Gut konfiszieren.

Alles das wußte der Emir und allmählich stellte sich bei ihm an Stelle der Furcht vor den Russen eine außerordentliche Hochachtung vor ihnen ein.

Dieses Gefühl des Emirs wurde keineswegs durch die offiziellen Verhandlungen mit der russischen Regierung geschmälert. Die Briefe des Generals Kaufmann an den Emir waren stets in sehr delikater Weise verfaßt, was den Zwecken, welche der General verfolgte, keineswegs Abbruch that. Ueber jegliches hervorragende Ereignis in dem russischen Turkestan erstattete General Kaufmann dem Emir in liebenswürdiger Weise Bericht; es war das eine Aufmerksamkeit des bevollmächtigten Vertreters des mächtigen Rußlands, die der Emir nicht unterschätzen konnte. Selbstverständlich verfuhr er in gleicher Weise. So setzte er den General in Kenntnis davon, daß er Abdullah-Tschan als seinen Nachfolger anerkannt habe.

Während der Konferenz zu Peschawer zwischen den eng-

lischen und afghanischen Bevollmächtigten stand der Emir bereits völlig unter europäischem Einfluß. Hätten wir ihm nicht eine Gesandtschaft zugesandt, so wäre er wohl selber der Erste gewesen, der uns im kritischen Moment die Hand entgegengestreckt hätte.

Ich möchte jetzt noch den Emir in physischer und moralischer Hinsicht schildern.

In seiner Jugend war er gewiß ein außerordentlich schöner Mann. Er war von mittlerem Wuchs, stämmig, mit breiter und hoher Brust. Seine Gesichtszüge hatten etwas ausgeprägt Semitisches. Seine gekrümmte Nase und die großen dunklen Augen verliehen ihm einen entschiedenen und energischen Ausdruck. Seine dichten, schwarzen, leicht ergrauten Brauen waren schön geschwungen und dem entsprechend hatte er einen dichten, welligen schwarzen Bart, von welchem sich einige wenige goldgefärbte Härchen ganz besonders abhoben. Das Haupthaar rasierte er nicht; die Afghanen lassen ja das Haar lang wachsen; er frisierte sein Haar ungefähr auf polnische Art. Das Haar war dicht, leicht gewellt, schwarz. Die Nägel an den Fingern färbte er mit einer grellen rot-bräunlichen Farbe.

Er mag sich früher einer eisernen Gesundheit erfreut haben. Zu meiner Zeit waren seine Kräfte schon merklich gebrochen. Zweifellos lag der Grund hierfür in den Unbillen und dem Wechsel des Geschickes, welchen er so vielfach in seinem Leben ausgesetzt war. Einen nicht geringen Einfluß auf seine Gesundheit mußte aber gewiß auch der nahezu einzige Fehler des Emirs, der Mißbrauch in geistigen Getränken gehabt haben. Die Resultate seiner Ausschreitungen ließen sich bis zu gewissem Grade schon an dem nervösen Zittern seiner Hände erkennen, von welchem seine sämtlichen aktiven Bewegungen begleitet waren (tremor potatorum). Seinen geistigen Eigenschaften nach war Schir-Ali-Chan für Central-Asien ein hervorragender Mann. Es war das ein Ritter ohne Furcht und Vorwurf. Seine Friedlichkeit und Gutmütigkeit sind genügend besprochen worden in der bereits erwähnten Geschichte seines Kampfes mit den Brüdern. Wenn aber Strenge erforderlich war, so bewies er sich unerbittlich.

Die Beispiele seiner Großmut sind leicht anzuführen. Es genügt, zu bemerken, daß er bis zum letzten Moment seines

Lebens in hohem Grade freundlich der russischen Gesandtschaft gegenüber auftrat. Nun aber müssen wir auch das bemerken, daß die Gesandtschaft, oder richtiger der General Stolettow, die Hoffnungen des Emirs ja geradezu betrogen hatte. Der ehemalige Chef der Gesandtschaft hatte ihm eine Menge vielversprechender Zusicherungen gemacht, denen Rußland nicht nachkommen konnte. Auf diese Weise trug die Gesandtschaft Schuld an dem gefährlichen Ausgang des anglo-indischen Zwistes.

Der folgende Chef der Gesandtschaft, General Rasgonow, hatte dem Emir den Rat erteilt, nach Rußland zu ziehen, um dort persönlich beim russischen Kaiser Aushülfe gegen die Bedrängnisse von seiten Englands zu erwirken. Der Emir war diesem Rat gefolgt, hatte sich nach Petersburg mit entsprechender Bitte gewandt und eine Zurückweisung erhalten.

Es ist überhaupt in hohem Grade auffallend, daß die Chefs der Gesandtschaft aus eigenem Gutdünken und ihren Instruktionen zuwider, dem Emir die verschiedentlichsten Ratschläge und Zusicherungen erteilten, die sich späterhin nicht ausführen ließen. Er aber schenkte unseren Gesandten unbedingten Glauben und hatte sich rücksichtslos den Russen ergeben. Für dieses sein Zutrauen wurde er grausam bestraft. Jeder andere asiatische Herrscher (und ob auch nur ein asiatischer?) hätte an seiner Stelle unsere Gesandtschaft den verschiedentlichsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Stoddart und Conolly waren lange nicht so schuldig dem Emir von Buchara gegenüber, wie unsere Gesandtschaft vor dem Emir von Afghanistan, und dennoch verloren sie ihre Köpfe. Unserer Gesandtschaft hingegen trat Schir-Ali-Chan stets mit einer unveränderlichen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit entgegen. Allerdings machte sich auch bei ihm mitunter der Aerger Luft, wie das der Leser aus dem Vorgehenden ersehen konnte. Nun glaube ich aber doch, daß an seiner Stelle selbst der größte unter den Stoikern außer sich geraten wäre.

Der Emir hatte nichts von dem Eigendünkel und der Unduldsamkeit, durch welche nicht nur die central-asiatischen Herrscher sich auszeichnen, wie z. B. der Emir von Buchara, sondern selbst ihre mehr oder weniger hochgestellten Würdenträger. Er war in

seiner Lebensweise und seinen Gewohnheiten einfach und blieb sich stets gleich.

Er wußte mit aller Welt umzugehen und sich stets dem geistigen Niveau seiner Umgebung anzupassen. Er erzählte einst in spaßhafter, aber außerordentlich charakteristischer Weise von seiner Thätigkeit, sich in die Lage derjenigen zu versetzen, mit denen er sich unterhielt, abgesehen davon, auf welcher gesellschaftlichen Stufe sie sich befanden. Es war das in Tasch-Kurgan, woselbst der Emir bereits seit einigen Tagen die Gesandtschaft nicht mehr berufen hatte.

„Zürnen Sie mir nicht," sagte er uns später, „dafür, daß ich Sie so lange nicht berufen habe. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie viel Schweine, Esel, Schöpse, Bären und andere Tiere ich in dieser Zeit gesehen habe; mit jedem von ihnen mußte ich in seiner eigenen Sprache verkehren: mit den Bären war ich selber ein Bär, mit dem Schöps selber ein Schöps u. s. w. Alle mußte ich sehen, alle anhören, mit allen reden. Anders ging es nicht, das wäre ja sonst eine Beleidigung ...."

Sein Wort, sein Versprechen hielt der Emir unter allen Umständen. Das „Wasser des Angesichts", d. h. die Ehre, ging ihm über alles. Und wiederum läßt sich ein Beispiel hierfür aus seinen Beziehungen zu Rußland entnehmen. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich an Rußland zu halten und verharrte dabei bis zu seinem Tode. Die Freundschaft zu Rußland hatte ihm fast seinen Thron gekostet.

„Mögen die Engländer," sagte der Emir, „auch eine Menge von Städten besetzt haben, mögen sie das Aeußerste versuchen, um mich zum Frieden zu bringen. Es wird ihnen das nicht gelingen. Ich will nichts mehr von den Engländern und ihren Friedensanträgen hören. Ich werde ihnen aber eine noch größere Anzahl von Städten abtreten, ja selbst die Hälfte meines Reiches, wenn mir das der große russische Kaiser anraten wird. Ich bin ein Vasall seiner Majestät. Mein Reich ist sein Reich. Was er mir befiehlt, das werde ich ausführen. Sonst wäre das ja kein Freundschaftsbündnis."

Ueber den Edelmut des Emirs, seine Zugänglichkeit und Feinfühligkeit giebt uns folgendes Beispiel Auskunft.

Während ihres Aufenthaltes in Kabul sah sich die Gesandtschaft in folge der eigentümlichen Zustände in der Stadt, nicht minder aber auch in folge der Mißbräuche des Wesirs, häufig dem Hunger ausgesetzt. Es kam das dem Emir zu Ohren. Nach einer Audienz wandte er sich einst an Samaan-Beg mit folgenden Worten: „Wissen Sie was, Samaan-Beg ... ich bitte Sie, der Gesandtschaft mitzuteilen, daß sie mir nicht zürnen möge, wenn sie in irgend welcher Hinsicht Mangel zu leiden gehabt hat, ich wußte ja nicht, daß sie in einer solchen Lage war. Man sagt mir keineswegs alles. Wenn die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft mir gegenüber aus Feingefühl ihre Notlage verschwiegen haben, so ist das begreiflich; sie sind ja meine Gäste. Warum aber haben Sie mir nichts davon gesagt? Sie sind mir doch mehr als ein Gast, ich betrachte Sie als meinen Bruder..."

Der Emir besaß einen regen Verstand. Er fand sich leicht in jeder neuen Erscheinung, in jedem Ereignis zurecht. Sein Wissensdurst war auffallend: er wollte alles wissen. Er hatte recht ordentliche Kenntnisse in der Weltgeschichte und sprach namentlich gern über Peter den Großen. Die muselmännische Starrheit des Gedankens, der Fatalismus war ihm völlig fremd. Ich habe nie gehört, daß er sich des für jeden central-asiatischen Muselman unvermeidlichen und an passender und unpassender Stelle angebrachten „Insch Allah!" („Gott gebe es" „vielleicht doch") bedient habe. Er wollte alles selber ausführen.

In Afghanisch-Turkestan, wie in ganz Central-Asien überhaupt ist die Bevölkerung eine sehr gemischte. Das Hauptkontingent bilden die Usbegen verschiedener Stämme. Einige Bezirke und die früher mehr oder weniger unabhängigen Chanate sind ausschließlich von Usbegen bevölkert. Zu diesen Bezirken gehören: Kundus, Andcho und Schiberchan.

Die Usbegen repräsentieren auch hier die Ueberreste der großen „Urta-Jus." In Kundus und Tasch-Kurgan wohnen hauptsächlich die Usbegen aus dem Stamme Kattagan. In Masari-Scherif und Balch die Stämme Saraj und Ming; im großen und ganzen wohnen aber die Stämme sehr vermischt. Die Gesamtzahl der in dem Vilajet Tschaar wohnenden Usbegen wird auf ca. 400 000 Seelen beiderlei Geschlechts geschätzt.

Es bewohnen ferner dies Gebiet die Ueberreste der alten Baktrianer, die Aborigener dieses Landes, — die Tadschiken. Es sind ihrer jedoch nur sehr wenige übrig geblieben; sie sind geradezu wie verschlungen von dem usbegisch-mongolischen Strom, durch welchen das Vilajet-Tschaar überschwemmt wurde. Die Tadschiken wohnen ausschließlich in Städten, die Usbegen hingegen in Städten und Dörfern. Es lassen sich hier wohl kaum 100 000 Tadschiken zählen. Am reinsten haben sie sich noch in den südlichen gebirgigen Teilen des Gebietes, namentlich in Badachschan erhalten. Es folgen ferner einige noch minder zahlreiche Völkchen. Es sind das Kirgisen, Turkmenen, Iraner (Perser), Awscharen, Hindus, Juden, Hesaren, Araber u. a. m. Die Gesamtzahl dieser Völker übersteigt kaum 50 000 Seelen. Auf diese Weise läßt sich die Gesamtbevölkerung des Vilajets-Tschaar auf 500- bis 600 000 Seelen beiderlei Geschlechts schätzen.

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Ackerbau und Viehzucht, in beiden Beziehungen sind ausschließlich die Usbegen thätig. Es werden hier die gleichen Nahrpflanzen gebaut, wie auch im russischen Turkestan: Sommer- und Winterweizen, Sorgho (Dschugara), Gerste, Hirse, Reis, Klee (Luzerne?), Sesam u. dgl. m. Die Ernten fallen recht schön aus: der Weizen giebt z. B. das 25 fache Korn. Derartige Ernten werden hier selbstverständlich durch die Bodenbeschaffenheit bedingt (der anbaufähige Boden ist hier hauptsächlich Löß), andererseits aber durch die künstliche Bewässerung.

Die Obstzucht befindet sich hier, wie in ganz Central-Asien überhaupt, auf einer niederen Stufe. Es giebt zwar viele Gärten, denn ohne Gärten ist kaum eine Niederlassung zu finden; aber die in diesen Gärten wachsenden Obstbäume sind wild und erfreuen sich kaum einer Pflege von seiten des Menschen. Von einer Kreuzung verschiedener Arten hat die hiesige Bevölkerung auch nicht die geringste Idee. Die Obstzucht könnte hier jedoch bei richtiger Behandlung zu glänzenden Resultaten führen.

Wie primitiv hier auch die Landwirtschaft ist, d. h. der Ackerbau und die Obstzucht, so genügt das hier produzierte Korn und Obst doch nicht nur für die lokale Bevölkerung, sondern liefert auch einen bedeutenden Ueberfluß. Dieser Ueberfluß wird

von hier aus in die benachbarten Länder und Gebiete exportiert, so z. B. nach Buchara, Badachschan u. s. w.

Eine ähnliche Bedeutung kommt auch der Viehzucht zu. Die Usbegen erscheinen auch hier als Hauptproduzenten. Ungeachtet der despotischen Herrschaft der Afghanen und der willkürlichen Requisitionen von seiten der afghanischen Administration besitzen die Usbegen doch bedeutende Reichtümer an verschiedenem Vieh. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Pferde- und Schafzucht; sie besitzen ferner Kamele, die sogenannte baktrianische Rasse, Dromedare („Nar"); fernerhin auch Rindvieh. Aus den Einkünften, die ihnen der Ackerbau und die Viehzucht liefern, bestreiten die Eingeborenen hauptsächlich die Staatsabgaben. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen beträgt die Gesamtsumme der Abgaben und Steuern, die die örtliche Bevölkerung in den Schatz des Kabuler Emirs und für den Unterhalt der Administration des Vilajets Tschaar einzuzahlen hat, etwa drei Millionen Rupien; es sind das ungefähr zwei Millionen Rubel, somit eine recht bedeutende Summe. Wenn man diese Summe auf die Zahl der steuerpflichtigen Glieder des Gebietes zurückführt, so ergiebt es sich, daß jeder eingeborene Arbeiter nicht weniger als 10 Rupien zu zahlen hat. Es ist das eine enorme Summe, wenn man berücksichtigt, daß die Bevölkerung außer den erwähnten Einkünften kaum noch irgend welche andere zu beziehen hat. Hieraus erklärt sich der Haß der Usbegen gegen die Afghanen. Die Afghanen betrachten das Vilajet Tschaar als eine Vorratskammer, aus welcher sie gerade so viel entnehmen, als ihnen eben beliebt. Die Abgaben werden von der Bevölkerung hauptsächlich in natura abgeliefert, d. h. in Korn und Vieh.

Der Handel ist in dem Lande sehr schwach entwickelt. Es ist das selbstverständlich. Die Industrie ist nur sehr gering. Die Seidenraupenzucht ist nur in schwachen Anfängen vertreten. Die bedeutende Menge von Wolle, die die großen Schafsherden liefern, finden kaum einen Absatz. Das wertvollste Produkt aus hiesiger Wolle sind die Teppiche, dann die Koschma und andere Kleinigkeiten mehr. Unter anderen Umständen aber könnte dieser Handelszweig der Bevölkerung manche Million Rubel einbringen. Momentan existiert jedoch kein Absatz für diese Ware.

Die hiesigen Märkte sind mit diesem Artikel überfüllt, ein Transport desselben in entlegenere Handelscentren ist aber bei den schlimmen Verkehrswegen ein Ding der Unmöglichkeit.

Immerhin bemerkt der Reisende, der das Land passiert, manche große Karawane von Kamelen. Es sind das jedoch zumeist bloß Transit-Karawanen, die indische, d. h. englische Waren nach Buchara, dem Hauptmarkt für Central-Asien, befördern. Daß die hiesigen Märkte von englischen Waren überfüllt sind, läßt sich nicht bemerken. Neben den englischen Waren treten hier auch russische auf. Selbst derartige Artikel, wie z. B. Kerzen (von der Fabrik Hubbard) und Schwefelhölzer (z. B. von der Fabrik Woroschzowa) sind hier keine Seltenheit.

Mit der Montanindustrie steht es hier schlecht, trotzdem daß die hiesigen Berge reich an den verschiedensten Produkten sind. Selbst die einst so berühmten Rubinminen von Badachschan und die Lapislazuliminen befinden sich in Vernachlässigung. Auf den hiesigen Bazaren kommen sehr viel Türkisen aus Nischabur zum Verkauf und zwar zu sehr billigen Preisen.

In der Umgegend von Masari-Scherif, in einigen 20 bis 30 Werst nach Süden, existieren in den Bergen irgend welche Mineralquellen, die in den Augen der örtlichen Bevölkerung eine große Heilkraft gegen verschiedene Krankheiten besitzen. Ich hatte keine Gelegenheit, diese Quellen zu besuchen und vermag darum nicht Bestimmtes über dieselben mitzuteilen.

Zum Schluß dieses Kapitels möchte ich noch einige Angaben über die hiesigen meteorologischen Verhältnisse vorbringen.

Ich habe das Vilajet Tschaar zu zwei sehr verschiedenen Jahreszeiten besucht; ich war hier im Sommer (Juni, Juli, August) und im Winter (Dezember, Januar und Februar). Meine meteorologischen Angaben beziehen sich darum auf sehr extreme Verhältnisse. Es läßt sich diesem Uebel jedoch nicht abhelfen und ich kann dem Leser natürlich nur das bieten, worüber ich selber verfüge. Die mittleren Angaben über die Temperatur im Schatten waren während meines Aufenthaltes hier folgende:

Aus 23 Beobachtungen von Ende Juni und Anfang Juli 1878—79 ergeben sich folgende Temperaturen:

8 Uhr morgens	1 Uhr mittags	8 Uhr abends
26,6 ° C.,	35,1 ° C.,	30 ° C.

Das Maximum der Temperatur um 1 Uhr mittags war gleich 43,6° C. (in Naïb-Abad am 8. Juli); das Minimum der Temperatur um 1 Uhr mittags betrug 32,2° C. (in Masari-Scherif am 2. Juli).

Aus 40 Beobachtungen im Winter (Dezember, Januar, Februar) 1878—79 ergeben sich folgende mittlere Werte:

8 Uhr morgens	1 Uhr mittags	8 Uhr abends
1,7° C.,	12,3° C.,	4,5° C.

Das Maximum der Temperatur war + 21° C.; das Minimum — 8° C.

Der kälteste Monat war der Januar.

Ungefähr die gleichen Angaben werden auch von den wenigen englischen Reisenden geliefert, welche vor vierzig Jahren das Amuthal besucht haben. Dr. Gerard berichtet in seinen Briefen folgendes: die Temperatur in Masari-Scherif stieg bis auf 100° F. (ca. 38° C.) [1]). An einer anderen Stelle spricht er davon, daß die Temperatur im Schatten zwischen 74° und 103° F. schwankte (ca. 23° und 39° C.) [2]).

Burnes stimmt nicht gerade mit seinem Reisegefährten Gerard überein.

„Das Klima von Balch ist sehr ungesund, jedoch nicht unangenehm," lesen wir bei ihm. „Das Thermometer stieg im Juni nicht über 80° (ca. 27° C.), obgleich der darauf folgende Monat der heißeste im ganzen Jahre ist." An einem anderen Orte heißt es bei ihm: „Das Thermometer sank am Morgen unter 52° (ca. 11° C.) [3]) herab, obgleich mehr als zwei Drittteile des Landes wüst lagen [4])." Aber auch er erwähnt einmal eine Temperatur von 103° (ca. 39° C.).

Die mittlere Jahrestemperatur aus den erwähnten Angaben ergiebt sich gleich 14,4° C. Selbstverständlich hat diese Angabe, da sie auf einer sehr beschränkten Anzahl von Beobachtungen beruht, einen sehr bedingten Wert.

---

[1]) Journal of the Asiatic Society of Bengal, vol. II, p. 13. Diese Beobachtung wurde im Sommer gemacht.

[2]) Ibid., p. 22.

[3]) Buchara ꝛc., Bd. I, S. 244.

[4]) Ibid., S. 249.

Sehr bemerkenswert sind die schroffen täglichen Schwankungen der Temperatur. Im Sommer sind sie viel intensiver, als im Winter. Uebrigens war der Winter in dem erwähnten Jahre nach den Versicherungen der Eingeborenen ein sehr milder; in der Regel ist er rauher. Der Amu-Darja gefriert nach den Angaben der Eingeborenen in dem Meridian von Masari-Scherif nie zu [1]). Als ich am 9. Dezember bei — 8 ° C. über den Amu hinübersetzte, so fand ich an den Ufern des Flusses eine Eiskruste von ca. 2 Arschin Breite. Einen Eisgang gab es nicht.

Die Bewölkung ist hier sehr unbedeutend, namentlich im Sommer. Unter 23 Sommertagen gab es bloß drei bewölkte; im Winter war die Zahl der bewölkten Tage natürlich eine bedeutendere: von den 43 Wintertagen, die ich in dem Thale des Amu verbracht habe, waren 26 bewölkt und unter ihnen 8 Regen- und Schneetage. Drei Regentage hatten die Erde gehörig durchnäßt. Von drei Schneetagen lieferten zwei eine recht bedeutende Quantität Schnee. Die gemessene Schneemenge eines jeden dieser Tage belief sich auf nicht weniger als drei Zoll Wasserhöhe.

Was sich auf die Richtung der herrschenden Winde bezieht, so bieten sich hier recht verwickelte Verhältnisse. Mitunter ließen sich doppelte Strömungen beobachten: der untere Zug der Wolken nahm eine Richtung nach Westen, der obere nach Osten. Im Sommer ließen sich wohl am häufigsten Südwinde beobachten [2]). Während meines Aufenthaltes in Masari-Scherif kam fast durchweg folgende Periodizität des Windes zur Geltung: von 9 Uhr morgens bis 6—8 Uhr abends herrschte gewöhnlich eine völlige Windstille. Selten nur gab es einen schwachen Windzug. Von 7 Uhr abends an erhob sich ein recht schwacher, warmer Süd-Wind; er erlangte seine größte Stärke um 3 oder 4 Uhr nach Mitternacht und wurde zu dieser Zeit kühl. Die Kraft des Windes nahm nun allmählich ab und gegen 9 Uhr morgens stellte sich wiederum eine völlige Windstille ein.

---

[1]) Burnes versichert, daß der Amu in den Gebieten von Kobadian und Kundus einfriert und daß das gerade keine seltene Erscheinung sei. Bokhara ꝛc., B. II, S. 49.

[2]) Nicht Nordwinde, wie das Lieutenant Irwing in seinen Memoiren versichert: Journal of the Asiatic Society of Bengal, vol. VIII.

Im Winter prävalierten die östlichen und südlichen Winde. Ueber den „Germ-Sſir" habe ich in dem ersten Bande berichtet. Barometrische und psychrometrische Beobachtungen konnte ich nicht anstellen, weil ich in folge der chronischen Mangelhaftigkeit der Taschkenter militär-topographischen Abteilung die entsprechenden Instrumente nicht erlangen konnte.

8. Kapitel.

Die Unruhen.

Gerüchte und Vermutungen. — Drei Kandidaten auf den Thron von Afghanistan. — Jakub-Chan. — Die Intriguen der Lieblingsfrau des Schir-Ali-Chan. — Mahmet-Haschim-Chan, der einflußreichste Kandidat. — Meine Stellung angesichts der sich zum Kampfe rüstenden Parteien. — Die Unruhen beginnen. — Ein anonymer Brief. — Das Gemetzel in Tachtapul. — Anordnungen für den Fall einer plötzlichen Abreise von Masari-Scherif. — Nächtlicher Ueberfall. — Das Lösegeld. — Bedrohliche Gerüchte. — Der Sserdar Neik-Mahomed-Chan. — Keine Fourage mehr. — Mahmet-Jakub-Chan, der Emir von Afghanistan. — Wiederum eine Metzelei, die Kanonade. — Ein Besuch des Sserdars Mahmet-Taïr-Chan.

Schon einige Tage vor dem Tode des Emirs begann es in der Stadt Masari-Scherif zu gähren. Es kursierten die verschiedentlichsten Gerüchte und Mutmaßungen. So wurde unter anderem erzählt, daß der Emir bereits gestorben sei, sein Tod aber von den Höflingen bis zu einem passenden Moment verheimlicht werde. Ueber die Ursachen der Geheimhaltung mit dem Tode des Emirs sprach man sich verschieden aus. Die einen sagten, daß man darum nichts von dem Tode des Emirs proklamiere, weil die erforderlichen Anordnungen in bezug auf die Thronfolge noch nicht getroffen seien. Andere wieder, daß noch nichts zur Bestattung des Emirs vorbereitet sei. Die Naiveren behaupteten, daß der Körper des Emirs noch nicht in die Haut eines Jacks, oder eines weißen Kamels eingenäht worden sei. Die Minderheit der Stadtbevölkerung, die mit der Sachlage mehr oder weniger vertraut war, behauptete, daß der Emir noch

am Leben sei und seine Kur fortgesetzt werde. Indessen war das Gerücht von dem Tode des Emirs so sehr verbreitet, daß selbst der bucharische Gesandte ihm Glauben zu schenken schien und seinen Mirsa-Baschi (Leibsekretär) zu mir sandte mit der Anfrage, ob der Emir wirklich schon gestorben sei. Gleichzeitig begannen dunkle Gerüchte darüber aufzutauchen, daß mit dem Tode des Emirs unvermeidlich Unruhen ausbrechen würden; man machte sich auf Mord, auf Raubthaten gefaßt ... Die Stadt, noch vor kurzem so lärmend, war jetzt verstummt und schien leer zu sein; auch auf den sonst so lebhaften Bazars war nichts mehr von der üblichen Bewegung bemerkbar, seit einigen Tagen bereits waren alle Buden geschlossen.

Ueber die bevorstehende Thronfolge wurde in folgender Weise gesprochen:

Zwei Tage vor seinem Tode hatte der Emir angeblich seinen leiblichen Neffen, den Sserdar Mahmet-Haschim-Chan, zu seinem Thronfolger erklärt. Dieser Sserdar war der Sohn des Mahmet-Scherif-Chan, welcher, wie oben erwähnt, eine so unvorteilhafte Rolle in dem Kampfe des Emirs Schir-Ali mit seinen älteren Brüdern um den Thron von Afghanistan gespielt hatte. Als der Emir den Sieg über seine Gegner davontrug, verjagte er seinen verräterischen Bruder Mahmet-Scherif-Chan nach Indien, behielt aber seine Söhne, Mahmet-Haschim-Chan und Mahmet-Taïr-Chan, bei sich zurück. Dem Mahmet-Haschim-Chan gab der Emir späterhin die Tochter von seiner Lieblingsfrau, der „Valide", zur Frau. Diesen Neffen also hatte der Emir angeblich zu seinem Nachfolger bestimmt.

Es ist hier wohl am Platz, zu erwähnen, daß der Emir nach dem Tode des Abdullah-Dschan, des von Rußland und England anerkannten Thronfolgers, keinerlei auf die Thronfolge bezüglichen Anordnungen getroffen hatte. Die Sache schleppte sich auf diese Weise bis auf die letzte Zeit hin.

Jakub-Chan war allerdings von seinem Vater in Freiheit gesetzt; er war an der Spitze der Regierung, er war der Regent von Kabul und gleichzeitig auch der Oberbefehlshaber über die an der Ostgrenze des Reiches befindlichen Truppen, aber er war nicht als Thronfolger proklamiert. Diese Handlungsweise des Emirs erscheint recht eigentümlich. Warum hatte er nicht die

Macht des Jakub-Chan dadurch sanktioniert, daß er ihn öffentlich als Thronfolger anerkannte? Die Antwort auf diese Frage läßt sich nur in dem Harem des Emirs finden.

Zur Zeit der endgültigen Sicherung seiner Herrschaft ungefähr war der Emir dem Einfluß einer seiner Frauen, aus dem Stamme der Gilsai, erlegen. Die Anhänglichkeit und die Achtung, die der Emir dieser Frau entgegenbrachte, die übrigens nach Aussage der Höflinge einen außerordentlich energischen Charakter besaß, waren derartig, daß diese Frau die entscheidendste Stimme in dem Familienrat gewann. Kaum daß der Emir etwas vor ihr verheimlichte. Sie hatte einen großen Einfluß auf die innere Politik des Emirs, der selten etwas unternahm, ohne mit ihr darüber beratschlagt zu haben. Von dieser Frau besaß der Emir einige Töchter und einen einzigen Sohn, den Abdullah-Dschan.

Nach dem Tode des ältesten Sohnes des Emirs, Mahmet-Ali-Chan, galt der kühne Jakub-Chan als Thronfolger. Dieses Rechts erfreute er sich bis zum Dezember 1873. Zu dieser Zeit nämlich hatte der Emir unter dem Einfluß seiner Lieblingsfrau als Thronfolger den minderjährigen Abdullah-Dschan proklamiert. Die Folgen dieses Schrittes sind aus dem vorigen Kapitel bekannt. Jakub-Chan empörte sich gegen seinen Vater, da er seinem jüngsten Bruder sein Recht nicht abtreten wollte. Nun wurde Jakub-Chan von seinem Vater nach Kabul berufen, woselbst gegen ihn Beschuldigungen erhoben wurden, daß er geheime Verbindungen mit den Engländern gepflegt habe, um mit ihrer Hülfe von dem Emir abzufallen und ein unabhängiges Gebiet aus den westlichen und südwestlichen Bezirken von Afghanistan zu begründen. Jakub-Chan stand zweifellos in keinen Verbindungen mit den Engländern und kaum war wohl auch die zweite Beschuldigung begründet, daß er separatistische Gelüste hege. Derartige Vorwände aber brauchte die Lieblingsfrau des Emirs; sie wollte Jakub-Chan von dem Wege forträumen, der ihren Sohn zum Thron zu führen hatte, und sie scheuete, um dieses Ziel zu erreichen, vor keinem Mittel zurück. Jakub-Chan war des Hochverrats schuldig erklärt und in ein Gefängnis geworfen. Aber die ehrsüchtige und energische Frau konnte sich damit nicht begnügen. Das afghanische Sprichwort:

„der tote Kopf schweigt" war ihr wohlbekannt, und sie zauderte nicht, um sich des Rivalen ihres Sohnes ein für allemal zu entledigen. Jakub-Chan wurde mehrfach vergiftet, erhielt aber stets rechtzeitige Hülfe. Mehrfach drohte ihm der Tod von der Hand gedungener Mörder... Alle diese Mordversuche brachten Jakub-Chan, der von Natur aus, wie man erzählte, im höchsten Grade sympathische Charaktereigenschaften besaß, zu einer außerordentlichen Erbitterung. Um dem gewaltsamen Tode zu entgehen, bestand er darauf, daß er im Hause seines Vaters aufgenommen wurde. Er genoß nur diejenigen Speisen, von denen sein Vater bereits gegessen hatte. Den Tag über teilten seine Haft mit ihm einige seiner Anhänger, des Nachts befanden sich zu beiden Seiten seines Bettes zwei treue Diener. Vor der Thür des Schlafgemachs wurde eine spezielle Wache postiert. Unter derartigen Umständen verbrachte der unglückliche Prinz, der entthronte Held, mehrere Jahre.

Inzwischen schlummerte auch die Partei des Jakub-Chan nicht. Sie agitierte stark gegen den Emir. Auch der Prinz Abdullah-Dschan wurde von ihr nicht außer Acht gelassen; in bezug auf den letzteren erreichten sie im August 1878 ihr Ziel. Ich habe gewissen Anlaß zur Vermutung, daß der Tod des Abdullah-Dschan durch eine Vergiftung vermittelst eines korrosiven Giftes erfolgt war.

Die eigentümlichen Umstände, die zu Ende des Jahres 1878 sich in Kabul ereigneten, brachten Jakub-Chan die Freiheit wieder. Er war jetzt frei, er hatte die Macht in den Händen. Selbstverständlich war die Partei der Frau des Emirs hierdurch in eine recht betrübte Stimmung versetzt. Sie war zum Wanken gebracht, aber noch lange nicht gebrochen und hatte noch nicht dem weiteren Kampf entsagt. Jetzt wurde alles in Szene gesetzt, um der Sache des Jakub-Chan zu schaden. Vor allem suchten sie die Thronfolgerfrage zu verschleppen. Auf diese Weise blieb Afghanistan bis zum Tode des Emirs ohne einen bestimmten Thronfolger. Die Partei der Emirfrau mußte aber durchaus einen eigenen Kandidaten für den leeren Thron aufbringen. Hierauf also ließ sich das plötzlich verbreitete Gerücht von der Wahl des Mahmet-Haschim-Chan zum Thronfolger

zurückführen. Die Partei verfügte momentan über keinen besseren Kandidaten, als Mahmet-Haschim-Chan es war.

Das Urteil des Volkes über den neuen Kandidaten lautete keineswegs zu seinen Gunsten. „Warum sollen wir den Mahmet-Haschim-Chan zum Emir machen?“ so redete man in verschiedenen Kreisen der afghanischen Bevölkerung. „Sein Vater war ja ein Feind des Emirs Schir-Ali-Chan. Er hat unserem Lande so viel geschadet und auch jetzt kommt er an der Spitze der verhaßten Engländer gezogen. Giebt es denn keine würdigeren Leute für den Thron? Warum soll denn nicht Jakub-Chan oder Mahmet-Ibrahim-Chan oder schließlich der Großsohn des Emirs, Achmet-Ali-Chan, Emir werden? Selbst der Großsohn hat ja ein größeres Recht auf den Thron nach dem Tode seines Großvaters als Mahmet-Haschim-Chan.“

Ueber die genannten Prätendenten wurde in folgender Weise geurteilt. — Mahmet-Ibrahim-Chan, der älteste unter den überlebenden Söhnen des Emirs, galt für einen schlichten und guten Menschen. Das Volk hatte ihn gern, aber in den Hofkreisen galt er für unfähig, das Land zu regieren. Allerdings war er durch keine besonderen Geistes- und Seeleneigenschaften ausgezeichnet. Es war das ein stiller, schweigsamer untersetzter Mann von etwa 40 Jahren mit einem schlichten Gesichtsausdruck. Während der Gesandtschafts-Audienzen und auch während meiner privaten Besuche beim Emir konnte ich den Mahmet-Ibrahim-Chan stets neben seinem Vater sehen. Er hörte gewöhnlich sehr aufmerksam der Rede des Emirs zu, sagte aber kaum je ein Wort. Der Emir hielt ihn für schwachsinnig.

Ueber den Großsohn des Emirs, Achmet-Ali-Chan, konnte man nur Lobenswertes vernehmen. Sehr befriedigend urteilte über ihn sein Großvater. Er besaß ferner eine recht bedeutende Partei und das Volk verhielt sich ihm gegenüber mit Verehrung in Erinnerung an seinen heldenhaften Vater.

„Wenn Achmet-Ali-Chan Emir werden sollte,“ sagte mir unser ehrenwerter Hofmeister Mahmet-Din-Chan, „so werden alle zufrieden sein.“

Trotz alledem sprach man vorwiegend davon, daß Mahmet-Haschim-Chan vom Emir zum Thronfolger bestimmt worden sei.

Am 7. Februar, gerade als die Gerüchte von dieser Wahl

ganz besonders hartnäckig wiederholt wurden, begegnete mir bei einem meiner Besuche beim Emir in dem Palast der gedeckte Palanquin seiner Lieblingsfrau, die mit dem übrigen Harem in einem anderen Hause wohnte. Am gleichen Tage sah ich in dem Palast auch den Serdar Feïs-Mahomed-Chan. Er war in voller Parade-Uniform, mit einem Helm mit Federbusch und einem Ordensband über der Brust. Ich bemerkte, daß er etwas wie einen Unterrock an hatte, der von den Hüften bis zu den Knieen hinabreichte; dieser Unterrock war aus Seide und strahlte in allen Farben des Regenbogens. Der Serdar schritt mit einem ernsten Gesicht von einem Gebäude zu anderen. Er schien die aufgestellten Wachtposten zu revidieren.

Ich erfuhr späterhin, daß an diesem Tage in dem Palast des Lojnabs ein Kriegsrat versammelt worden war, der aus den Serdaren und verschiedenen Militärchefs der lokalen Truppen bestand. Der Rat hatte sich zu dem Zwecke versammelt, um über die gegenwärtige Lage zu verhandeln. Auf diesem Rat wurde auch die Anordnung des Emirs in bezug auf die Thronfolge verkündet. Mahmet-Haschim-Chan war als Thronfolger erklärt worden; als man jedoch die Serdaren über ihre Meinung hierüber befragte, so erteilte die Mehrzahl derselben eine ausweichende Antwort.

„Ich habe keine Ansprüche auf die Herrschaft in Afghanistan," sprach der Lojnab. „Weder mein Vater, noch mein Großvater waren Emire gewesen. Ich habe nichts gegen die Wahl des Mahmet-Haschim-Chan zum Emir. Ueberhaupt aber muß ich sagen, daß ich mich an den halten werde, der Oberhand gewinnen wird."

Der Serdar Feïs-Mahomed sprach sich in gleichem Sinne aus. Uebrigens war es bekannt, daß beide zur Partei des Haschim-Chan gehörten.

In dem Rate wurde ferner auch folgender Beschluß gefaßt: der Lojnab und der Serdar Feïs-Mahomed-Chan sollen auf ihren Posten verbleiben, bis eine spezielle Anordnung des neuen Emirs erfolgt. — Bemerkenswert war es, daß alle Welt den Jakub-Chan völlig vergessen zu haben schien.

Die Wahl Mahmet-Haschim-Chans zum Thronfolger konnte selbstverständlich dem Mahmet-Ibrahim-Chan nicht gefallen. Er-

zürnt hierüber schwor er, den Lojnab zu ermorden, da dieser hauptsächlich die Wahl durchgeführt hatte. Der Lojnab, der hiervon benachrichtigt worden war, traf seine Maßregeln, um sich gegen einen Ueberfall von seiten des Anhanges des Ibrahim-Chan zu schützen.

„Ich habe absolut nichts dagegen," sagte der Großsohn des Emirs, Achmet-Ali-Chan, „daß irgend ein Onkel von mir den Thron meines Großvaters besteigt, — möge das nun Ibrahim-Chan oder Jakub-Chan sein. Wenn aber Mahmet-Haschim-Chan Emir wird, so bin ich damit nicht einverstanden." Er schloß sich der Partei des Ibrahim-Chan an.

In den letzten paar Tagen vor dem Tode des Emirs konnte ich an seinem Bette weder seinen Sohn, noch seinen Großsohn, noch auch den Lojnab sehen. Sie saßen alle zu Hause, umringt von bewaffneten Männern. Sie wagten sich nicht hinaus, da sie stets in der Erwartung eines Ueberfalls von seiten ihrer Gegner schwebten.

Somit war es schon dazumal klar genug, daß nach dem Tode des Emirs ein Kampf ausbrechen werde. Die Hauptpersonen in diesem Kampf waren bereits bekannt geworden. Es war ferner zu ersehen, daß der Hauptschauplatz dieses Bürgerkrieges in Afghanisch-Turkestan und speziell in Masari-Scherif liegen werde.

Ich war so sehr überzeugt von der Unvermeidlichkeit eines solchen Ausgangs, daß ich, als ich am Abend des 7. Februar Salven und einige Flintenschüsse vernahm, der Ueberzeugung war, daß das blutige Drama bereits begonnen hatte. Dieses mal war ich jedoch im Irrtum. Die Schüsse galten dem Aberglauben und nicht der Rache. In Augen der central-asiatischen Muselmänner ist nämlich der Monat Sfafar ein unglücklicher Monat. Wenn nun der Monat zu Ende kommt, so äußern sie ihre Freude darüber in lärmender Weise, indem sie Flinten abschießen und mit Trommeln und Kupfergeschirr lärmen, schreien, pfeifen u. dgl. m. Die Bevölkerung von Masari-Scherif, die an diesem Abend zum ersten mal die schmale silberne Sichel des Neumondes erblickt hatte, begrüßte nun den Beginn des neuen Monats Rebi-el-Jevvel mit üblicher Ausgelassenheit. „Für wen der verflossene Monat ganz besonders unglücklich war," dachte ich damals, „das

weiß ich wohl: für den Emir-Saib war das der letzte Monat seines Lebens."

Angesichts der in Masari-Scherif bevorstehenden Unruhen und Bürgerkämpfe mußte ich natürlicherweise auch auf meine eigene Sicherheit bedacht sein. Ich mußte mich auf das schlimmste gefaßt machen, sobald nur das blutige Drama beginnen werde. Wenn schon die einflußreichen Leute unter den Eingeborenen sich verschiedenen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sahen, so war ich, ein Ausländer, ein Kaffir und zudem noch ein Mitglied der für Afghanistan so verhängnisvollen russischen Gesandtschaft, um so weniger berechtigt, mich darauf zu verlassen, daß ich in Sicherheit und Ruhe unter den kämpfenden Parteien verbleiben würde. Ich mußte zudem noch befürchten, daß man mir die Schuld an dem Tode des Emirs zuschreiben dürfte oder wenigstens mich dessen beschuldigen könnte, daß ich ihn schlecht kuriert habe. Es konnte mir das um so leichter passieren, da die einheimischen Hofärzte gewiß mit größter Bereitwilligkeit die Schuld an dem schlimmen Ausgang der Krankheit des Emirs von ihren eigenen Schultern abwälzen würden. Es brauchte bloß ein derartiges Gerücht unter dem Volke ausgestreut zu werden, um meine Lage zu einer außerordentlich kritischen zu machen: die Menge überlegt nicht [1]). Am 8. Februar, am Todestage des Emirs, wollte ich schon den Lojnab davon benachrichtigen, daß ich sofort nach Taschkent abreisen werde. Es waren aber gewisse Gründe vorhanden, die mich schließlich davon abhielten. Ich war ja in Afghanistan nicht bloß als Arzt des Emirs zurückgeblieben, sondern auch als unoffizieller politischer Agent der russischen Regierung. Allerdings hatte ich keine formelle Vorschrift in diesem Sinne; ich glaubte jedoch, daß ein mündlicher Befehl im vorliegenden Falle gerade dieselbe Bedeutung besäße, wie ein offiziell ausgestellter Auftrag unter entsprechender Nummer. Ich konnte mich auf die Worte des Generals Rasgonow, nicht

[1]) Der Gerechtigkeit wegen muß ich bemerken, daß die Afghanen, die „central-asiatischen Wilden", wie sie von den Engländern genannt wurden, in diesem Fall bedeutend edler dachten, als ihre hochgebildeten Nachbarn im Osten. Kein einziger Afghane hat mir die Schuld an dem Tode des Emirs zugeschrieben, die anglo-indische Presse hingegen hat recht anhaltend und energisch diese abscheuliche Verleumdung gegen mich aufrecht erhalten.

minder aber auch auf das erwähnte Schreiben des Generals Kaufmann stützen. Auf diese Weise mußte ich nolens volens in Masari-Scherif verbleiben und ein Zeuge alles dessen werden, was während des Bürgerkrieges passieren konnte.

Indessen hatte mir einer der Adjutanten des Emirs, der Awschare Gulam-Haider-Chan, der mich von dem bevorstehenden Bürgerkriege benachrichtigte, den freundschaftlichen Rat erteilt, möglichst bald Afghanistan zu verlassen. „Es wäre gut," sagte er, „wenn Sie noch in dieser Nacht (am 8. Februar) Masari-Scherif verlassen würden, um möglicherweise schon am Morgen des folgenden Tages jenseits des Darja zu sein. Es stehen hier großartige Unruhen in Masari-Scherif bevor."

„Ja, was habe ich denn bei der Sache zu thun," fragte ich ihn. „Bei dem bevorstehenden Kampf zwischen den bedeutenden und unbedeutenden Männern um das Erbe des Emirs werde ich mich ja nicht im geringsten beteiligen. Ich werde bloß ein Zuschauer sein von alledem, was da vorgehen wird."

„Ach, Sie kennen die Afghanen nicht," antwortete mir mein ehemaliger Patient. „Sobald nur ein Tropfen Blut fließt, so hören die Afghanen auf, Menschen zu sein: sie werden dann zu wahren Tieren und unterscheiden nicht schuldig und unschuldig von einander und schonen weder sich selber, noch die anderen. Wenn da die Leidenschaften auflodern, so können sie Ihnen die größten Unannehmlichkeiten anthun, ohne Rücksicht zu nehmen auf Recht oder Unrecht und auf die nachfolgende Strafe von seiten der russischen Regierung."

Bis zu gewissem Grade mochte ich ihm recht geben. Immerhin aber mußte ich noch einige Zeit in Masari-Scherif verbleiben.

Nachdem Gulam-Haider-Chan sich entfernt hatte, erschien Nassir-Chan mit der Meldung, daß die Pferde an diesem Tage ohne Futter geblieben seien. Als nämlich die Dienerschaft des Lojnab in dem Hauptdepôt für Fourage vorsprach, welches sich neben den Kasernen der Herater Kavalleristen befand, um dort die übliche Portion Fourage für meine Pferde zu holen, so wurden die Leute von den Soldaten fortgejagt, die ihnen sagten, daß jetzt kein Lojnab mehr vorhanden sei, daß sie niemandem mehr gehorchten und daß sie jetzt selber die Herren wären. Hier-

auf sandte der Lojnab in das nächste Städtchen Schirabad nach Fourage für meine Pferde. Um 7 Uhr morgens erschien der „Ferrach", der Beschließer des Lojnabs, und brachte uns einen Hammel, Hühner und Kerzen; für die Pferde war jedoch kein Futter aufgetrieben worden. — An diesem Tage hatte ich wiederum einmal einen Anfall von Malaria.

Sobald wir uns am folgenden Tage von unserem Lager erhoben hatten, wurde uns eine Menge von Neuigkeiten zugebracht, — eine interessanter und wichtiger als die andere. Vor allem erzählte man über die Ereignisse der vorigen Nacht folgendes:

Am Abend des 8. Februar hatten Mahmet-Ibrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan sich nach Tachtapul begeben; sie machten hier einen fruchtlosen Versuch, das Militär für sich zu gewinnen. Feïs-Mahomed-Chan hatte offenbar die Truppen genügend für Haschim-Chan bearbeitet. Nun griffen die Prätendenten zur Bestechung. Sie versprachen den Soldaten, den Sold für 6 Monate vorauszuzahlen, wenn sie zu ihnen übergehen würden. Die Soldaten schienen den Aufforderungen des Ibrahim-Chan geneigt zu sein. Als jedoch die Kisten mit dem Gold geöffnet wurden und man zu berechnen begann, wie viel ein jeder zu erhalten habe, so rief plötzlich jemand unter den Soldaten das Wort: „plündern!" Die Soldaten warfen sich sofort über das Geld her. Es kam zu einer Schlägerei zwischen ihnen und dem Anhang des Mahmet-Ibrahim-Chan. Todte gab es dabei nicht, wie man erzählte, wohl aber einige Verwundete. Mahmet-Ibrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan entfernten sich hierauf mit einigen Anhängern und sechs übrig gebliebenen Goldkisten aus Tachtapul und zogen durch die Schlucht Jussuf-Dere nach Kabul zurück [1]).

Der Lojnab war über die Vorgänge in Tachtapul sofort in Kenntnis gesetzt. Er beeilte sich, 120 Reiter den Flüchtlingen nachzusenden, um ihnen die sechs übrig gebliebenen Goldkisten

[1]) Diese Schlucht führt direkt nach Süden von Tachtapul. Es ist das der kürzeste Weg von Masari-Scherif nach Kagmard, wobei die drei ersten Pässe: Tschembarak, Kisil-Kotel und Kara-Kotel zu linker Hand bleiben. Es ist das der übliche Weg für die Kabuler Feldpost.

abzugewinnen. Die Flüchtlinge wurden noch in derselben Nacht in einigen Kuruch von dem Städtchen Schirabad eingeholt. Das Resultat des Zusammenstoßes war jedoch ein für den Lojnab sehr unerwartetes. Die Hälfte der Reiter ging zu den Flüchtlingen über, so daß den anderen nichts mehr übrig blieb, als zurückzukehren und über den Mißerfolg Meldung abzustatten.

In dem Moment, wo uns die Einzelheiten dieser Ereignisse mitgeteilt wurden, ließen sich ganz hörbar Kanonenschüsse aus der Ferne vernehmen. Sie schienen von Tachtapul herzukommen. Gleichzeitig — es war das um 8 Uhr morgens — trat bei mir der dem Leser bereits bekannte Ditten Mossin-Chan ein. Er sagte mir, daß er von dem Lojnab hierher gesandt sei mit dem Auftrag, unausgesetzt bei uns zu verweilen, um uns vor Gewaltthaten zu schützen, um die einheimische Wache zu befehligen, um unsere Aufträge zu besorgen u. dgl. m. Die afghanische Wache war für unser Haus verstärkt worden, die Soldaten hatten schwören müssen, daß sie die Urussen vor jeglichen Beleidigungen beschützen würden. Unser Lehmquadrat hatte sich in eine ordentliche Festung verwandelt, wenngleich von einer Belagerung oder von einem Bombardement noch keine Spur vorhanden war. Bei allen Ein- und Ausgängen unseres Lehmquadrats waren Wachen aufgestellt. Mossin-Chan hatte sich sofort in die Rolle eines Kommandanten hineingefunden und seine durchdringende Stimme war uns bald lästig genug geworden. Unaufhörlich konnte man seine Rufe vernehmen: „o, paredar! nesdik derwaſe bibaſchid! o, Sſary-Dſchan! tſchi ſchuma migund? Indſcha-biand!“ u. ſ. w. (Wache! an der Thür bleiben! Sſary-Dſchan, was sagt Ihr da? Kommt doch her!)

Um 9 Uhr morgens brachte mir Nassir-Chan einen anonymen Brief herein, der in persischer Sprache verfaßt war. Der unbekannte Verfasser benachrichtigte mich davon, daß in Tachtapul ein Blutbad stattfände, daß die Truppen dem Lojnab den Gehorsam verweigert hätten und daß auch der Sſerdar Feïs-Mahomed-Chan seinen Posten als Oberbefehlshaber der Tachtapuler Truppen verloren habe. Die Episode mit Mahmet-Ibrahim-Chan wurde in diesem Schreiben bestätigt, es schloß jedoch mit der Versicherung, daß die Russen nichts zu befürchten hätten; wenn ihnen irgend eine Gefahr drohen sollte, so würde er, der Ver-

fasser, dem Doktor-Saib zu Hülfe eilen mit dreihundert seiner Anverwandten, die sich in Masari-Scherif und der Umgegend befänden.

Es lag mir natürlich viel daran, den Verfasser des Schreibens zu ermitteln. Indessen blieben alle meine Nachforschungen resultatlos.

Inzwischen hatte Mossin-Chan unser Lehmquadrat in erforderlicher Weise in Kriegszustand versetzt. Er betrat jetzt mein Zimmer und begann ein gemütliches Gespräch mit Samaan-Beg, gerade als ob gar nichts vorgefallen wäre. Als ich ihn über die Ereignisse in Tachtapul befragte, behauptete er, daß er nichts davon gehört habe. — Ob er nun wirklich nichts wußte oder mich einfach nicht beunruhigen wollte, das war aus ihm nicht herauszubekommen.

„Mit der Ankunft der Russen in Afghanistan," sagte Mossin-Chan unter anderem, „hat sich auf unser armes Land eine ganze Flut von Unheil und Elend ergossen. Sie kamen nach Masari-Scherif — es starb der Lojnab Schir-Ali-Chan. Sie kamen nach Kabul — es starb der Thronfolger Abdullah-Dschan. Nun ist jetzt auch selbst der Emir-Saib gestorben; außerdem aber hat unser Land unter der Invasion der Engländer zu leiden und ist der Zerstörung ausgesetzt ...."

Hierauf bemerkte Samaan-Beg, daß ein gewisses Zusammentreffen dieser Ereignisse allerdings nicht zu leugnen sei, das gleiche würde aber wohl auch dann geschehen sein, wenn die Russen nicht nach Afghanistan gekommen wären. „Es hängt ja alles von Gott ab und alles geschieht nach seinem Willen."

Mossin-Chan stimmte dieser Aeußerung von Samaan-Beg völlig bei. Daraufhin aber wünschte er zu erfahren, ob Rußland den Afghanen in ihrem Kampf mit den Engländern beistehen werde, namentlich jetzt, wo der Emir-Saib gestorben sei. Ob General Stolettow nach Afghanistan zurückkehren werde und noch viel anderes mehr.

Bald darauf erschien bei uns der Mirsa Mahmet-Tasch. Es war das der „Chan-Sfaman", d. h. der Hanshälter des Lojnabs, der gleichzeitig den Unterhalt der Gesandtschaft zu besorgen hatte. Er war aus Istalif gebürtig und hatte dort und in Masari-Scherif viele Anverwandte. Er hatte die Russen sehr lieb gewonnen und ihnen gegenwärtig und auch späterhin viele

Dienste erwiesen. Es stellte sich heraus, daß er der Verfasser des anonymen Schreibens war. In Ergänzung seines Briefes erzählte er mir, daß die Tachtapuler Truppen den Mahmet-Jakub-Chan zum Emir ausgerufen hätten; sein minderjähriger Sohn, Mahmet-Issa-Chan, wäre von ihnen sofort auf einen Elefanten gesetzt und aus Masari-Scherif nach Tachtapul gebracht worden. Der Lojnab sollte sich angeblich auch dorthin begeben haben.

Einige Zeit später erhielten wir noch genauere Nachrichten über die Ereignisse in Tachtapul.

Als nämlich Mahmet-Ibrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan aus Tachtapul entflohen waren, so hatte ein Teil ihrer Anhänger sich nach Balch geworfen, das von Tachtapul 15 Werst entfernt liegt. Sie hatten dort die lokalen Truppen mit den Ereignissen in Tachtapul bekannt gemacht. Die drei in Balch stationierten Bataillone gehörten vermutlich der Partei des Emirsohnes an, vielleicht hatte hier auch das bei Mahmet-Ibrahim-Chan zurückgebliebene Gold seine Dienste gethan; kurzum am 9. Februar erschienen früh morgens die drei Bataillone vor den Mauern Tachtapuls und eröffneten ein Bombardement. Die Tachtapuler Garnison, die keineswegs auf etwas derartiges gefaßt war, geriet in Verwirrung. Die Balcher erstürmten die Festung .... es kam zu einem furchtbaren Blutbad. Die Anhänger des Mahmet-Ibrahim-Chan mordeten die Anhänger des Mahmet-Haschim-Chan und die Truppen, die dem Mahmet-Jakub-Chan ergeben waren, töteten die einen, so gut wie die anderen. Ein Ausgang aus diesem allgemeinen Chaos war nicht zu finden. Schließlich aber trat der alte Serdar Abdullah-Chan auf, — es gelang ihm, dem Blutbad Einhalt zu thun und nun bewies er mit großer Klarheit, daß Mahmet-Haschim-Chan kein Recht auf den Thron besitze. Seine kluge Rede wirkte auf viele Anhänger des Mahmet-Haschim-Chan; sie verließen ihn.

Nun aber schickte die energische Witwe des Emirs, die die Macht nicht aus ihren Händen fallen lassen wollte, sofort aus Masari-Scherif ihre Tochter Bibi-Dschan. Sie wurde nun sozusagen als Regentin vorgeschlagen für die Dauer des Bürgerkrieges in dem Lande. In folge der Minderjährigkeit der Bibi-Dschan müßte aber eigentlich als Regentin die Mutter auftreten; aber Bibi-Dschan wurde von den Truppen mit Gelächter und

mit den Rufen: „Einen Staat zu regieren ist nicht Frauensache!“ zurückgewiesen.

Daraufhin trat ein bisher völlig unbekannter Kandidat auf, der Sohn irgend eines Sserdars Sekeria-Chan. Wiederum kam man zu einer allgemeinen Balgerei. Neik-Mahomed-Chan aber, der leibliche Bruder des Emirs, berief zu dieser Zeit nach Tachtapul den Sohn Jakub-Chans, Mahmet-Issa-Chan, und schlug ihn zum Regenten in Vilajet Tschaar vor, Jabuk-Chan aber zum Emir von Afghanistan.

„Wenn Ihr damit nicht einverstanden sein wollt,“ sagte Neik-Mahomed-Chan, „so kann sich Jakub-Chan an Euch rächen. Bei vielen von Euch sind ja die Familien in Kabul zurückgeblieben; er wird Eure Verwandten töten können.“

Unter dem Einfluß dieser Drohung, oder weil die Truppen dem Jakub-Chan überhaupt ergeben waren, kam seine Wahl zum Emir zustande. Der Bürgerkrieg, in welchem ein Brigadegeneral, mehrere Offiziere und viele Soldaten gefallen waren, war nun eingestellt; nicht so die Unruhen überhaupt. Ein jeder fürchtete den anderen, ein jeder wartete nur den passenden Moment ab, um von neuem den Bürgerkrieg zu beginnen. Man sprach späterhin davon, daß Feïs-Mahomed-Chan nach der Metzelei gefangen genommen und von seinem Posten entsetzt worden sei.

Gleichzeitig wurde ich mit einem Gerücht bekannt, das unter den Soldaten und der Bevölkerung stark verbreitet war. Man erzählte, daß der Emir vor seinem Tode mir seinen Schatz anvertraut habe und daß ich nicht allein aus Afghanistan abreisen werde, sondern mit der Familie der Lieblingsfrau des Emirs. Ich staunte sehr über dieses Gerücht. Was hatte das zu bedeuten? Allerdings hatte mir der Emir im Fall, daß er genesen sollte, ein Lack Rupien versprochen. Er war ja aber gestorben und ich hatte keine einzige Rupie erhalten. Ich entschied mich dafür, daß dieses Gerücht von meinen Feinden, den hiesigen Aerzten, aufgebracht worden sei. Wie man aber die Familie des Emirs mit hineingezogen hatte, das war mir absolut unbegreiflich. Nun aber war es mir auch klar, daß ich jetzt nicht mehr weiter in Masari-Scherif bleiben durfte. Ich war ja jetzt nicht nur ernsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt, sondern noch viel Schlimmerem. Ich schickte Mossin-Chan zum Lojnab mit der Nachricht

davon, daß ich nach Taschkent abreisen möchte, da es ja nach dem Tode des Emirs keinen Zweck für mich habe, in Masari-Scherif zu verbleiben. Ich bat den Lojnab um eine Eskorte und darum, daß er mich in Ehren, wie das einem Mitgliede der Gesandtschaft, „ihrem Gaste", gezieme, entlassen möge.

Währenddem Mossin-Chan sich beim Lojnab aufhielt, traf ich die Anordnungen, daß die Kosaken und die Dschigiten sich allmählich und ohne Eile zur Abreise bereiten sollten. Die Lasttiere wurden gesattelt, die Reitpferde von neuem beschlagen, die Sachen in die Packkoffer eingepackt. Mossin-Chan kehrte spät abends vom Lojnab zurück und erklärte, daß der Lojnab uns in Ehren ein Geleit geben werde, aber nur dann, wenn die Trauerzeit um den Emir um sein werde. Die Trauerzeit hatte drei Tage zu währen.

„Beunruhigen Sie sich nicht," sagte Mossin-Chan, „es droht Ihnen nicht die geringste Gefahr. Der Lojnab-Saib wird für Sie alles Erforderliche leisten, noch ist die Gewalt in seinen Händen."

Ich mußte Mossin-Chan allerdings Glauben schenken, war aber durch seine Versicherungen noch lange nicht beruhigt. Die Lastpferde ließ ich die Nacht über gesattelt stehen. Im äußeren Hof, wo sich unsere Pferde befanden, wurde außer der afghanischen Wache noch eine Dschigitenwache aufgestellt; im inneren Hof, woselbst ich mich befand, war eine Kosakenwache aufgestellt. Ich hatte aber einen argen Fehler gemacht, indem ich die Pferde auf dem äußeren Hof stehen ließ. Dieser Fehler brachte mir große Unannehmlichkeiten ein. Auf dem inneren Hof hätten die Pferde recht gut Unterkunft finden können. Ich hatte dies aber unterlassen und war für diesen Mangel an Umsicht bestraft worden.

Mossin-Chan legte sich in unserem Zimmer zum Schlaf nieder. Nichts weniger als verwöhnt durch die Bequemlichkeiten der Civilisation, wie er war, breitete er auf dem Fußboden seinen kleinen Teppich aus Bärenfell aus und legte sich nun auf diesem zurecht mit der Miene eines Mannes, dessen Gewissen durchaus ruhig ist und der einen tüchtigen Schlaf abzuhalten gedenkt. Immerhin schlief er noch lange nicht ein und belästigte uns mit seinem Gespräch über dieses und jenes. Ich hörte den

Schluß seiner Erzählungen nicht ab, indem ich in einen unruhigen Schlaf verfiel.

Die ganze Nacht durch, vom 10. zum 11. Februar, wurde in Masari-Scherif und in Tachtapul geraubt und gemordet. Es kämpften die einzelnen Truppenteile mit einander. Trotzdem daß der neue Emir erwählt worden war, trotzdem daß ein neuer Lojnab und ein neuer Oberbefehlshaber über die Truppen bestellt waren, herrschte in der Stadt doch noch eine völlige Anarchie. Die Soldaten thaten, was ihnen gerade einfiel. Sie plünderten ihre unbeliebten Offiziere aus. Mehrere Regimentskommandeure fielen den Aufrührern zum Opfer. Mitunter verliehen die Soldaten ihrem Mord und ihren Gewaltthaten eine gewissermaßen gesetzliche Sanktion. Wenn sie jemanden ausplündern oder ermorden wollten, so benachrichtigten sie hiervon das Haupt der Partei des Jakub-Chan, d. h. Neïk-Mahomed-Chan, und ersuchten ihn um entsprechende Erlaubnis. Je nach der Partei, welcher das auserseheue Opfer angehörte, wurde nun geplündert oder auch nicht. Wenn die betreffende Person der Partei des Haschim-Chan angehörte, so waren die Gewaltthaten stets gestattet. Auf diese Weise wurden in dieser Nacht viele Befehlshaber der Truppen entweder ausgeplündert oder getötet. Die zügellosen Soldaten beschränkten sich aber nicht auf die Gewaltthaten, die sie an ihren Befehlshabern oder Gegnern ausführten: auch die friedliche Bevölkerung, die Usbegen und Tadschiken, die sich nicht in Politik hineinmischten, entgingen der Plünderung nicht. In der Stadt ließen sich beständig Flintenschüsse und das Geschrei der wütenden Banden vernehmen. In der Luft roch es nach Pulver und Blut....

In dieser Nacht war auch ich nahe daran, ein Opfer des Soldatenterrors und der Anarchie zu werden. Es wurde ein Ueberfall gegen uns ausgeführt, um uns auszuplündern.

Gegen 2 Uhr nachts näherte sich dem nördlichen Thor meines Hauses eine recht zahlreiche Soldatenmenge; der Chef der afghanischen Eskorte, die mein Haus zu bewachen hatte, erzählte späterhin, daß das ein ganzes „Paltan" (Bataillon) gewesen sei. Die Leute wollten durch das Thor in den inneren Hof gelangen. Die an dem Thore befindliche afghanische Wache wollte sie jedoch nicht in den Hof hineinlassen und drohte

zu schießen im Fall, daß sie auf ihrer Absicht bestehen würden. Die Räuber begannen nun meine Beschützer mit Scheltworten und mit Vorwürfen zu überschütten.

„Schämt Ihr Euch denn nicht, einen Kaffir zu beschützen? Ihr unterlaßt ja selber die Gelegenheit, eine Rupie mehr zu verdienen, die Ihr „für schlimme Zeiten" zurücklegen könnet. Man sagt ja, daß der verstorbene Emir dem russischen Doktor alle seine Schätze übergeben habe. Kommt, wir wollen ihn zusammen ausplündern!"

Meine Wächter gingen jedoch nicht auf den verlockenden Vorschlag ein, sie beriefen sich auf ihren Schwur, die russischen Gäste beschützen zu wollen.

Die Unterredungen währten eine lange Zeit und schlossen damit, daß die Räuber unverrichteter Sache abzogen.

Einige Zeit später erschien an dem Südthor eine neue Bande von Räubern. Auch diese wollten in den Hof eindringen. Sie wurden aber ebenfalls von der afghanischen Wache abgewiesen. Auch dieses mal hatten die Räuber einen Mißerfolg davongetragen; aber als sie fortgingen, bedrohten sie meine Wache damit, daß sie bei Gelegenheit mit ihnen Abrechnung halten würden.

Das Beispiel der Räuber war für unsere Wache sehr ansteckend. „Wahrhaftig," sagten sie sich, „in dieser Nacht hat ja ein jeder Soldat sich etwas verdient. Wir haben aber keine einzige „Tscheka" (auch „Tschoch", eine Kupfermünze, gleich $^1/_3$ oder $^1/_4$ einer Kopeke) erworben. Gewiß ist es dumm von uns, daß wir einen Kaffir beschützen und zudem noch einen solchen, der so viel Geld hat...." Anfänglich traten derartige Aeußerungen nur vereinzelt auf, mit der Zeit aber wurde die Zahl derjenigen, die für Raub stimmten, eine immer bedeutendere. „Wollen wir ihn allein ausplündern!" wurde jetzt schon von allen Seiten gerufen. Der Befehlshaber der Wache, einer von meinen zahlreichen Patienten, war aber gegen die Plünderung.

„Ihr wollt Euch an eine ehrlose Sache machen," sagte er seinen Untergebenen. „Ihr habt ja den Schwur geleistet, den Doktor-Saib vor allen Uebeln zu beschützen. Ihr müßt Euch nun an diesen Schwur halten. Erinnert Euch nur daran, wie viele von Euch der Doktor unentgeltlich kuriert hat, wie viel er

Gutes gethan hat. Ihr werdet undankbar handeln, wenn Ihr ihm etwas anthut."

Unglücklicherweise traf gerade jetzt die Nachricht ein, daß die abgezogene Bande der Räuber die Wohnungen von einigen unserer Wachsoldaten überfallen, ausgeraubt und ihren Verwandten überhaupt manch' Uebles angethan hatte. Diese Nachricht gab den Ausschlag für die Plünderung. Sie hatten aber noch nicht Zeit gehabt, zu dem Thore zu gelangen, das von dem äußeren Hof zu dem mittleren Hof führte, der sich zwischen dem äußeren und dem inneren Hof befand, als schon mein Karawan-Baschi, Nassir-Chan, durch einen geheimen Durchgang zu mir gelangt war. Er schlug sofort Lärm und machte uns auf den bevorstehenden Ueberfall aufmerksam. Mein erster Befehl war der, daß sich alle meine Kosaken in dem Vorhause versammeln sollten, vor dem Thore, das von unserem Hof auf den mittleren Hof führte. Die Gewehre waren geladen, die Kosaken warteten nur auf das Kommando, um Feuer zu geben.

In dem Augenblick, wo Nassir-Chan anlangte, war Mossin-Chan rasch von seinem Bett aufgesprungen; er schlüpfte hastig in seinen kurzen Pelz aus Kaninchenfell, warf einen Blick auf seinen Revolver und rannte spornstreichs aus dem Zimmer hinaus. Währenddem nun Nassir-Chan den Samaan-Beg in die Einzelheiten des geplanten Ueberfalls einweihte, berief ich in mein Zimmer den Wachtmeister und einige Kosaken und öffnete vor ihren Augen den Lederbeutel mit dem mir von der Regierung mitgegebenen Gelde. Ich teilte das Geld in zehn Teile und gab jedem Kosaken einen Teil. Es waren das gerade 1000 Rubel in bucharischer Silbermünze. Außerdem hatte ich noch 400 afghanische Rupien.

Während dieser Operation erschien in dem Zimmer Mossin-Chan und bat mich um Geld.

„Warum brauchen Sie Geld," fragte ich Mossin-Chan.

„Man muß es den aufrührerischen Wachtsoldaten geben," antwortete er in nervöser Erregung. „Sie wollen uns überfallen .... Es ist besser, ihnen Geld zu geben."

„Wie haben Sie mich denn gestern versichern können," eiferte ich, „daß uns keinerlei Gefahr droht."

„Ach, Doktor-Saib! Jetzt sind ganz besondere Zeiten. Was

gestern unmöglich war, das ist heute durchaus möglich. Vergessen Sie nicht, daß Sie in Afghanistan sind."

Bevor mich Mossin-Chan um Geld ansprach, hatte ich schon selber die Idee gehabt, den Aufrührern eine gewisse Summe anzubieten. Ich machte darum keine Widerrede mehr, es war übrigens auch keine Zeit dafür vorhanden.

„Wie viel brauchen Sie?"

„Geben Sie 300 Rupien."

Ich gab ihm 400, befahl aber, das Geld nicht mit einem Male den Aufrührern zu geben, sondern ihnen eine geringere Summe anzubieten, etwa 200 Rupien. Ich riet ihm, daß er mit den Aufrührern überhaupt möglichst hartnäckig handeln möchte.

Ich hatte noch nicht mal Zeit, die 400 Rupien abzuzählen, als Nassir-Chan in das Zimmer hereinstürzte und meldete, daß die Afghanen die Wache am Thore, das aus dem äußeren Hof in den mittleren führte, überwältigt hätten. Sie standen jetzt vor dem Thor, durch welches der mittlere Hof von dem Korridor getrennt war, der zu dem Thore unseres inneren Hofes führte. Dieses Thor und ebenso auch die vorerwähnten Thore hatten die Leute Mossin-Chans inne. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die Afghanen sich unserer Reit- und Lastpferde bemächtigt hätten. Allerdings waren die Aufrührer nur 60 Mann stark und unsere Berdanflinten genügten vollständig, um mit ihnen fertig zu werden [1]). Ich wollte aber nicht zu diesem außerordentlichen Mittel greifen. Es schien mir umsoweniger ratsam, hiervon Nutzen zu ziehen, weil ja die ganze Stadt von Soldaten überschwemmt war, die gegenwärtig überall, wo es nur anging, plünderten. Die Gewehrsalven hätten leicht ganze Haufen von Räubern zu unserem Hause heranziehen können. Sie würden sich natürlicherweise mit denjenigen vereinigen, die mich plündern wollten, ihre Zahl konnte somit ganz unendlich anwachsen und das hätte dann ein Geschichte abgegeben, aus der wir kaum mit heiler Haut herausgekommen sein würden. Die Bedenken brachten mich eben dazu, daß ich mich von den Räubern loszukaufen versuchte. Mossin-

[1]) In Kabul sind einige Regimenter mit Schnellfeuerwaffen ausgestattet. Im Bilajet Tschaar haben die Truppen jedoch nur Vorderlader.

Chan verließ nun mit dem Gelde und in Begleitung von Naſſir-Chan, von Mahmet-Din-Chan und einigen Dienern den inneren Hof. Er kam merklich lange nicht zurück. In meiner Ungeduld ging ich aus dem Zimmer auf den inneren Hof hinaus. Der Scheiterhaufen, der hier am Abend angezündet geweſen war, war jetzt bereits erloſchen, der ganze Hof war in Dunkel gehüllt, aber über dem äußeren Hof ſtand ein dunkel-roter Feuerſchein; es brannten dort vermutlich zahlreiche Scheiterhaufen. Hinter der Außenmauer ließ ſich ein Lärm und ein unordentliches Geſchrei vernehmen. Hie und da erkannte ich die Stimme Moſſin-Chans, was er ſprach, konnte ich nicht unterſcheiden; zudem wurde ſeine Stimme nahezu völlig übertönt von dem Geſchrei der Menge. Plötzlich knallten zwei Schüſſe und die Kugeln pfiffen durch die knotigen Zweige der Tſchinaren. Es mußte zu dieſer Zeit da hinter der Mauer etwas ſehr Gefährliches, etwas was ich nicht zu enträtſeln vermochte, vorgehen; nach und nach nahm der Lärm ab, die Stimmen ertönten nicht mehr ſo leidenſchaftlich und bald darauf kam auch Moſſin-Chan zurück mit der Meldung, daß die Aufrüher ſich mit 400 Rupien hätten abfinden laſſen.

Auf dem mittleren Hof war inzwiſchen folgendes vorgegangen:

„Sobald wir nur auf dem mittleren Hof erſchienen," erzählte mir Naſſir-Chan, legten zwei Wachtſoldaten ihre Gewehre auf Moſſin-Chan an und ſchoſſen ſie ab; in dieſem Moment aber ſchlug der Befehlshaber der Wache auf ihre Gewehre los und die Kugeln flogen in die Luft; gleichzeitig begann er die Soldaten zu bereden, daß ſie die Ruſſen nicht töten möchten. „Was iſt das für ein Rat? fort mit ihm! Zum Angriff!" ſchrie die Menge und der Offizier erhielt von ſeinen Soldaten mehrere Ohrfeigen. Er machte jedoch kein Weſen daraus und fuhr fort, die Leute von ihrem Unternehmen abzuhalten. „Nehmt lieber von den Ruſſen das Geld, aber laßt ſie in Ruhe," ſagte er. „Was nützt es Euch, wenn Ihr ſie tötet? Sie ſind zwar Kaffirs, aber doch unſere Gäſte." — Naſſir-Chan behauptete, daß gerade dieſe Kaltblütigkeit des Offiziers uns gerettet habe. Anders wäre es geworden, wenn er Scheltworte und Schläge erwidert hätte, dann wäre es unvermeidlich zum Blutvergießen

gekommen. — Jetzt machte auch Moſſin-Chan ihnen den Vorſchlag, das Geld zu nehmen," erzählte Naſſir-Chan weiter. „Die Soldaten forderten 2000 Rupien. Wir verſuchten zu handeln. Moſſin-Chan bot ihnen 200 Rupien, aber ſie wollten nichts davon hören. Nun ſteigerte Moſſin-Chan allmählich die Summe auf 300 Rupien und gab auch keine Tſcheka mehr zu. Jetzt begann wieder der Lärm, die Soldaten wollten ein ſo geringes Löſegeld gar nicht annehmen und ſchickten ſich bereits an, ihre Drohungen zu verwirklichen.

Nun aber verfiel Moſſin-Chan auf folgende Liſt, die ſich auch in beſter Weiſe bewährte: er ſagte, daß die Ruſſen nicht mehr als 300 Rupien beſäßen und daß er ſelber zu dieſer Summe ſeine 30 Rupien hinzugefügt habe, die er den Soldaten ſchenke. Dann bat er Mahmet-Din-Chan und mich, daß wir ihm Geld leihen möchten. Auf dieſe Weiſe brachte er eine Summe von 400 Rupien zuſammen, obgleich wir wußten, daß Sie ihm gerade eine ſolche Summe gegeben hatten. Die Soldaten aber wollten ſich noch immer nicht mit dieſem Gelde begnügen und ſchickten ſich an, die Thür zu erbrechen. Jetzt begann der Offizier ſie wiederum zu bereden. „Was wollt Ihr mit dieſer Plünderei bezwecken?" ſprach er. „Es wird Euch ja ohnehin Geld geboten. Greift doch zu! Ihr wollt durchaus die Ruſſen töten, aber wird das Euch auch gelingen? Da hinter der Mauer befinden ſich 12 bewaffnete Leute; ihre Flinten machen 20 Schüſſe in der Zeit, wo unſere nur einen. Ueberlegt Euch das ... Es iſt beſſer, wenn Ihr einfach das Geld nehmt ..."

Nun begann auch Moſſin-Chan die Menge zu bereden, daß ſie die Ruſſen ſchonen möchten. „Tötet mich, aber rührt unſere Gäſte nicht an," ſprach er. Er weinte ſogar dabei. Auch Mahmet-Din-Chan ſprach zu unſeren Gunſten. Er bedrohte die Aufrührer mit einer Strafe von ſeiten des neuerwählten Emirs."

Die leichtgläubigen Soldaten waren auf dieſe Weiſe dahin gebracht, daß ſie die ihnen gebotene Geldſumme annahmen. Sie glaubten wirklich daran, daß wir kein Geld mehr hatten, nicht minder aber dämpfte ihr kriegeriſches Gelüſt auch die unangenehme Perſpektive einer Bekanntſchaft mit unſeren Verdangewehren.

Als das Geld den Soldaten übergeben worden war und

sie die Teilung vorgenommen hatten, gab ich den Befehl, daß sämtliche Pferde auf den inneren Hof geführt würden. Nassir-Chan begab sich, um diesen Befehl auszuführen, kehrte aber sofort unverichteter Sache zurück und erzählte, daß die Afghanen ihm nicht gestattet hätten, die Pferde in den inneren Hof abzuführen. Sie motivierten ihre Weigerung damit, daß gegenwärtig keine Notwendigkeit vorhanden sei, die Pferde in den inneren Hof zu führen, da ja weder uns, noch unserem Hab und Gut gegenwärtig eine Gefahr drohe. Ich hatte aber bereits wenig Zutrauen zu der afghanischen Wache und bestand auf meinem Befehl.

„Lassen Sie die Pferde auf jenem Hof," sagte Mossin-Chan. „Wenn die Soldaten das Wort gegeben haben, die Pferde zurückzugeben, so werden sie ihr Versprechen erfüllen. Es ist ja gleich, wenn sie Ihnen etwas Schlimmes anthun wollen, so werden Sie selbst wenn die Pferde hier sein sollten, doch nichts gegen einen solchen Haufen ausrichten können. Schließlich können Sie ja uns hier einfach aushungern ..."

Ich war jedoch anderer Meinung. Ich glaubte, daß es im äußersten Fall möglich sein würde, einen Teil der Mauer einzureißen, dann die Pferde zu besteigen und sich durch Flucht zu retten. Ich befahl darum nochmals, die Pferde unter allen Umständen auf den inneren Hof zu führen. Meine Befehle blieben jedoch leere Worte. Nassir-Chan verschwand, blieb 15 bis 20 Minuten lang im äußeren Hof, dann kam er wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Ich war furchtbar aufgebracht hierüber und sagte damals Mossin-Chan und Nassir-Chan eine Menge unangenehmer Sachen, indem ich sie des Leichtsinnes und der Voreiligkeit bei der Entrichtung der Loskaufsumme an die Soldaten beschuldigte.

„Sie sollten das Geld nicht früher gegeben haben, als bis die Leute die Pferde ausgeliefert hätten," polterte ich. Allerdings hatte ich damals vergessen, daß ich in dieser Beziehung der einzige Schuldige war. Ich war so leichtsinnig gewesen, daß ich die Pferde auf dem äußeren Hof gelassen hatte. Nach und nach fand sich jedoch ein Ausgleich, die Pferde wurden hereingeführt und ich atmete freier auf.

Ein Bataillon unserer Turkestaner Schützen wäre völlig

genügend gewesen, um die ganze Stadt und dazu auch die „drohende“ Festung Tachtapul zusammenzuschießen!... Aber 10 Mann Kosaken!... Was konnte ich mit so geringen Kräften ausrichten? ich mußte zahlen... Zu befürchten war es, daß mit dieser einen Zahlung die Sache noch nicht zu Ende war. Es konnte eine zweite Räuberbande erscheinen und ebenfalls ein Lösegeld fordern. Es war kein Ende dieser Zahlungen abzusehen! Wir hatten aber nur 1000 Rubel Kronsgelder und ca. 400 Rubel, die mir und Samaan-Beg gehörten. Wir konnten in die Lage geraten, gar nichts mehr zum Loskauf anbieten zu können. Es war somit klar genug, daß wir sofort Afghanistan verlassen mußten. Ich entschloß mich dazu.

Infolge dieses Entschlusses sandte ich dem Lojnab um 6 Uhr morgens einen von Samaan-Beg geschriebenen Brief zu, in welchem ich von ihm eine entsprechende Eskorte forderte, um zum Amu-Darja zu gelangen.

„Wenn Sie auf diese meine Forderung nicht eingehen werden,“ hieß es in dem Schreiben, „und wenn ich heute bis 10 Uhr morgens keine Antwort erhalte, so werde ich die Stadt ohne Eskorte verlassen. Sollte uns aber auf dem Wege etwas Schlimmes zustoßen, so wird die afghanische Regierung und speziell Sie, der Lojnab Chosch-Dil-Chan, dafür vor Rußland die Verantwortung tragen müssen. Die russische Regierung wird sofort die erforderlichen Maßregeln ergreifen, die für die Sicherung ihrer Unterthanen und Gesandten in den Gebieten von Afghanistan von nöten sein werden.“

Den Brief wollte Mirsa-Mahmet-Din besorgen. Der „Chan-Sfaman“, Mirsa-Mahmet-Tasch, versprach seinerseits, den Lojnab davon in Kenntnis zu setzen, was uns in dieser Nacht zugestoßen war. Auch Mossin-Chan erklärte, daß er sich zum Lojnab begeben werde. Auf diese Weise hatten sich fast alle unsere afghanischen Beschützer entfernt und wir blieben allein zurück. Inzwischen waren die Gerüchte über die Unruhen der Soldaten in der vergangenen Nacht, die nunmehr eingelaufen waren, von ganz ungeheuerlicher Art. So erzählte man, daß 200 Mann aus der Wache des Lojnabs das Haus desselben überfallen, dasselbe völlig ausgeplündert und sich mit der Beute nach Tachtapul zurückgezogen hätten. Der Lojnab sollte seitdem verschwunden

sein, man wüßte nicht, wo er sich gegenwärtig aufhalte. Man erzählte, daß auch der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan ausgeplündert sei, ja, von einigen wurde sogar behauptet, daß man ihn ermordet habe.

Weder Mahmet-Din-Chan, noch Mossin-Chan, noch Mahmet-Tasch waren gegenwärtig zurückgekehrt und ich befürchtete, daß mein Schreiben nicht an die rechte Adresse gelangt sei. Auf jeden Fall hatte ich die Pferde unter Sattel stehen lassen; die Kosaken blieben auch bewaffnet und vier Mann von ihnen standen auf der Wache.

Gegen 8 Uhr morgens kehrte Mossin-Chan zurück. Meine Fragen beantwortete er nur ausweichend. Ueber den Lojnab sagte er kein Wort, trotz meiner Anfragen. Er hatte den Lojnab wohl nicht gesehen. Uebrigens erklärte er, angeblich im Namen des Lojnabs, daß wir noch an diesem Abend abreisen würden und zwar um 10 Uhr. Ich protestierte gegen die späte Stunde der Abreise, es schien mir praktischer, die Stadt am Tage zu verlassen. Am Tage, dachte ich, sieht man eine jede Gefahr genauer, von welcher man bedroht wird; in der Nacht hingegen, da kann der geringste Umstand Anlaß zur größten Verwirrung geben. Mossin-Chan bestand jedoch auf dieser Anordnung. „Am Tage ist es gefährlich," wiederholte er; „in der Nacht hingegen, da kann man unvermerkt die Stadt verlassen. Unter den gegenwärtigen Umständen, da zeige selbst ich mich, der ich doch ein Afghane bin, nur mit größter Vorsicht auf den Straßen."

Gegen ein derartiges Argument ließ sich natürlich nichts einwenden. Auch dieses mal mußte ich Mossin-Chan nachgeben.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Doktor-Saib," fuhr er fort. „Wir werden Sie ohne jegliche Gefahr aus der Stadt hinausbringen. Verlassen Sie sich auf mich. So lange ich noch am Leben bin, droht Ihnen nicht die geringste Gefahr. Wenn man mich tötet, dann allerdings, dann weiß ich nicht, was mit Ihnen passieren kann."

Zu derartigen Behauptungen Mossin-Chans verhielt ich mich recht skeptisch. Ihm droht wohl, dachte ich, eine nicht geringere Gefahr, als uns, den Russen. Man konnte uns bis auf die Haut ausplündern; das war das Schlimmste, was uns bevorstand; ihn aber würde man am ehesten wohl totschlagen.

Man hatte mir erzählt, daß ein Teil unserer afghanischen Wache gegen Mossin-Chan in hohem Grade erbittert wäre, wegen seiner grausamen Strenge. Dies Gerücht mochte nicht unbegründet sein, man braucht sich ja bloß an einen Fall in dieser Art zu erinnern, von dem ich im 5. Kapitel des ersten Bandes gesprochen habe. Ich muß hier übrigens bemerken, daß nicht nur Mossin-Chan allein, sondern überhaupt alle afghanischen Vorgesetzten im Militär und im Civildienst sehr grausam ihren Untergebenen gegenüber sind. Ich war mehrfach Zeuge dessen, wie der Kemnab Mirsa-Mahomed-Hassan-Chan, der unter den höheren afghanischen Militärs vielleicht einer der mildesten und humansten war, seine Untergebenen eigenhändig durchprügelte. Natürlicherweise konnten nun die afghanischen Soldaten ihren Vorgesetzten gegenüber keine besonderen Sympathieen hegen. Sie machten bei passender Gelegenheit mit ihnen Abrechnung: ein Messer zwischen die Rippen — und damit war es aus.

Nach der Ankunft Mossin-Chans wurde mir die Meldung gemacht, daß der Serdar Abdullah-Chan eingetroffen sei. Ich erwartete, daß er bei mir vorsprechen werde, er begnügte sich aber damit, daß er ein paar Minuten im äußeren Hof verweilte und sich dort mit der afghanischen Wache unterhielt. Er dankte den Soldaten für ihren treuen Dienst (?) und für die Selbstaufopferung (!), mit welcher sie den Doktor-Saib verteidigt hätten. Er versprach ihnen eine Belohnung an Geld und begab sich daraufhin nach Tachtapul, angeblich zu dem Zweck, um den neuen Regenten des Bilajets Tschaar, Mahmet-Issa-Chan, von dort nach Masari-Scherif zu bringen.

Um 9 Uhr morgens besuchte mich der Serdar Reik-Mahomed-Chan, der leibliche Bruder des verstorbenen Emirs. Es ist das ein kleiner, ziemlich hagerer Mann, mit sehr ausdrucksvollen Gesichtszügen. Man sah es ihm an, daß er mehrere Nächte nacheinander nicht geschlafen hatte. Seine Augen hatten einen gläsernen Glanz, sie waren von dunklen Ringen umgeben, die Lider waren angeschwollen. Er mochte ungefähr 28 Jahre alt sein. Gegenwärtig war er der Chef aller Truppen in Bilajet Tschaar, vor dem Tode des Emirs war er der Befehlshaber seiner Eskorte gewesen.

Nach den üblichen Begrüßungen erklärte mir der Serdar,

daß mein an den Lojnab adreſſierter Brief von ihm, Neik-Mahomed-Chan, erhalten worden ſei. Es wären alle durch den Inhalt dieſes Briefes ſehr betroffen geweſen.

„Wir haben abſolut nicht erwartet," ſagte er, „daß Ihnen etwas Aehnliches zuſtoßen könnte. Ja, wir hatten in dieſer Zeit gewiſſermaßen vergeſſen, daß unſere „teuren Gäſte" hier exiſtierten. Der Tod des Emirs, ſeine Beſtattung [1]), dann die Wahl des neuen Emirs — alles das hatte uns vollſtändig in Anſpruch genommen. Ich verſuche mich nicht zu rechtfertigen, wir tragen ja die Schuld daran, daß Sie dieſe Unannehmlichkeit erlitten haben. Gegenwärtig aber wird Sie niemand auch nur mit dem Finger berühren dürfen. Alle Soldaten haben das Verſprechen gegeben, Sie nicht anzurühren."

Er beſtätigte mir auch die Wahl des Mahmet-Jakub-Chan zum Emir und diejenige ſeines Sohnes zum Regenten von Afghaniſch-Turkeſtan.

Zum Schluß unſerer recht kurzen Unterhaltung teilte er mir mit, daß er ſeinerſeits alles daran ſetzen werde, um uns ungefährdet und „in Ehren" aus der Stadt zu geleiten. Als ich mich nach der Zeit der Abreiſe erkundigte, beſtimmte er ſie noch für dieſe Nacht, „etwa zwei oder drei Stunden nach Sonnenuntergang." Auf meine Frage, warum ich die Stadt in der Nacht verlaſſen ſolle, antwortete er, daß das bequemer ſei. Als ich aber hierüber meine Zweifel ausſprach, bemerkte er: „Es giebt jetzt zwar eine Regierung, aber die Ordnung iſt noch lange nicht hergeſtellt. Bei einer Begegnung mit den Soldaten könnte man immerhin noch irgend welchen Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſein." Der Sſerdar widerſprach ſich offenbar ſelber. Soeben erſt hatte er geſagt, daß die Soldaten ein Verſprechen gegeben hätten, uns nicht anzurühren, jetzt aber befürchtete er, daß die Truppen uns irgend welche Unannehmlichkeit anthun könnten. Der Widerſpruch, in welchen ſich der Sſerdar verwickelt hatte, ſprach zweifellos dafür, wie außerordentlich die Leidenſchaften der Menge

[1]) Der Emir Schir-Ali-Chan war ſehr beſcheiden, gerade wie im geheimen, beſtattet worden und zwar in der Nähe des Maſars. Auf ſeinem Grabe befindet ſich eine Marmorplatte mit der Aufſchrift: „Hier ruht die Aſche Schir-Ali-Chans, des Emirs von Afghaniſtan."

entfesselt waren: auch über seinem, des Befehlshabers Haupte schwebte dem Schwerte des Damokles, nämlich der Eigenwille der zügellosen Soldateska.

Ich mußte mich natürlich dem Willen des Neik-Mahomed-Chan in bezug auf die Zeit des Ausrückens aus der Stadt fügen. Er entfernte sich hierauf mit dem Versprechen, mich am Abend vor meiner Abreise aus der Stadt nochmals zu besuchen.

Bald darauf kehrte auch der Mirsa-Mahmet-Din-Chan zurück und erzählte, wie er nach dem Lojnab geforscht habe. Der Lojnab befand sich zu dieser Zeit in dem Hause des Neik-Mahomed-Chan. Hier befand sich auch Mahmet-Haschim-Chan. Als der Lojnab meinen Brief von Mahmet-Din-Chan erhielt, wollte er ihn beantworten. Neik-Mahomed-Chan beschloß jedoch, sich mit mir persönlich über das Notwendige zu besprechen und begab sich sofort zu mir. Der Lojnab und Mahmet-Haschim-Chan befanden sich momentan in Arrest.

Inzwischen knallten in der Stadt fast ununterbrochen Flintenschüsse. Mitunter gab es auch ganze Salven. Ein unheimliches Gefühl war es, zwischen seinen vier Wänden zu sitzen, währenddem draußen allerorts das Gespenst der Gewaltthaten und des Mordes herumirrte!... Wir waren auf alles gefaßt. Wir erwarteten jeden Moment, daß eine Bande verzweifelter Kerle auf uns stoßen und daß dann... Der Offizier der Wache versicherte allerdings, daß wir gegenwärtig nichts zu befürchten hätten, daß er uns vor jeglichen Räubern beschützen werde. Aber nach dem nächtlichen Vorfall legte ich schon nicht viel Wert auf seine Worte.

Gegen 11 Uhr besuchte mich ein Hadschi, ein Awschare von Geburt, mein Patient. Er war schon längst gesund, besuchte mich aber doch noch von Zeit zu Zeit. Nachdem er mit seinen Begrüßungen fertig war, begann er mich zu beruhigen und versicherte, daß meine Sicherheit keineswegs gefährdet sei. Wenn es auch in der Stadt einen bedeutenden Wirrwarr gegeben hätte, so wäre das eine übliche Erscheinung in Afghanistan nach dem Tode eines Emirs, bevor der neue Emir gewählt sei.

„Niemand wird Sie aber auch nur mit dem Finger berühren," wiederholte er mehrfach.

Er blieb bei mir einige Minuten, hatte eine ganze Menge

von unnützem Zeug zusammengeschwatzt und entfernte sich schließlich mit den Pulvern, die ich für ihn vorbereitet hatte. Er war allerdings gegenwärtig gesund, früher litt er an Gelbsucht, „Icterus", immerhin hatte er sich bei mir die Arznei erbeten, — „für jeden Fall", wie er sich ausdrückte, „da ja der Doktor-Saib uns heute verlassen wird."

Nun stellte sich noch bei Samaan-Beg das Wechselfieber ein. Dieser Besuch kam uns höchst ungelegen. Auch bei mir brach ein heftiges Kopfweh aus und ich befürchtete ebenfalls einen Fieberanfall, da heute der dritte Tag seit dem letzten Anfall war; ich hatte übrigens am Morgen 10 Gran salzsauren Chinin geschluckt und war somit bis zu gewissem Grade garantiert vor einem neuen Fieberausbruch. Da ich nun zwei Nächte kaum etwas geschlafen hatte, so wollte ich während des Tages das nachholen, was ich während der Nacht versäumt hatte; aber die eigentümliche Lage, in welcher ich mich befand, bewährte sich als ein unversöhnlicher Feind des Schlafes. Man behauptet, daß die Soldaten unter dem Donner der Kanonen schlafen können. Natürlich hat die Gewohnheit hier viel zu sagen. Ich glaube aber nicht, daß ich dabei einschlafen könnte: ich habe nun einmal einen so dummen, feinfühligen Schlaf.

Inzwischen war Nassir-Chan bei mir eingetreten und meldete, daß die Pferde vermutlich auch heute noch hungrig bleiben würden. Er hatte bloß irgendwo ein wenig Ssaman aufgetrieben. Allerdings hatte dieser merkwürdige Mann sich auch Gerste zu verschaffen gewußt, aber ... dabei eine sehr traurige Geschichte durchgemacht. Er erzählte folgendes:

Als er den Sack mit Gerste auf einem Esel führte, begegnete ihm eine Bande afghanischer Soldaten.

„Was führst Du da?" rief ihm drohend einer der Soldaten zu.

„Ich führe Gerste, Saiben," antwortete Nassir-Chan demütig.

„Für wen und wohin?"

„Dem Doktor-Saib in sein Haus."

Nun ergriff der Afghane den Esel an den langen Ohren und führte ihn in einer ganz anderen Richtung ab.

„Saiben, Ihr führt den Esel nicht an den rechten Ort

hin!" bemerkte Naſſir-Chan. „Ich müßte ja die entgegengeſetzte Richtung einſchlagen ...."

Er mußte aber ſofort ſchweigen, denn die Soldaten begannen ihn mit Flintenkolben zu ſchlagen.

Irgendwo hatte er auch ein wenig Brot für die Koſaken eingekauft, aber weder ein Hammel, noch Hühner, noch Milch, noch Butter war zu erlangen geweſen. Es war ſchon gegen 6 Uhr abends, als der unerſetzliche Mirſa-Mahmet-Taſch uns einen Pilaw zubereitet hatte. Wenn er nicht dageweſen wäre, ſo würden wir wohl dieſen und auch den folgenden Tag auf den Speiſezettel des heiligen Antonius angewieſen geweſen ſein. Unwillkürlich dachten wir jetzt an Rußland. Da giebt es zu dieſer Zeit ſelbſt in den ärmſten Häuſern und Familien einen Ueberfluß an allen möglichen Speiſen. Es war das ja der Sonnabend der Faſtnachtswoche (Butterwoche). Da giebt's allerorts „Bliny" (eine Art Pfannenkuchen) von verſchiedener Art und von verſchiedenem Geſchmack, bei uns aber.... bei uns war bereits die „große Faſtenzeit" angebrochen.

Da ich nun gar nichts zu thun hatte, ſo beſchaute ich mir, vielleicht ſchon zum hundertſten Mal, die Pferde. Das zweitägige Faſten hatte offenbar keinen Einfluß auf ſie gehabt; während ihres Aufenthaltes in Maſari-Scherif waren ſie ſo feiſt und kräftig geworden, daß ſie gewiß auch eine viel bedeutendere Faſtenzeit hätten beſtehen können.

Inzwiſchen wußte ich abſolut nicht, was ich vornehmen ſollte; das Erwarten des Momentes der Abreiſe war für uns geradezu peinigend. Man kam auf die häßlichſten Gedanken und konnte ſich der ſchlimmen Vorahnungen abſolut nicht erwehren. Ich glaubte gar nicht daran, daß wir ungehindert die Stadt verlaſſen könnten, trotz all' der Verſicherungen der wenigen Afghanen, die uns ihre Freundſchaft bewahrt hatten, daß wir keiner Gefahr ausgeſetzt wären. Jedenfalls waren dieſe Verſicherungen ſchon gar zu allgemein gehalten. Es liefen bei uns immer neue Berichte von neuen Kämpfen ein. Es wurde erzählt, daß der Lojnab mit einer Eskorte nach Tachtapul befördert worden ſei und daß er ſich dort in ſtrengem Gewahrſam befände; ſein Haus war angeblich ausgeplündert worden.

Um 2½ Uhr nachmittags ließen sich Flintensalven vernehmen.

Bald darauf begann man aus Kanonen zu schießen. Es schien gerade, als ob man unmittelbar vor dem Thore unseres äußeren Hofes schoß. In der Stadt war ein unbestimmter Lärm und ein Geschrei zu vernehmen.

Ich hatte mich soeben erst zum Thee hingesetzt. Als ich das Schießen vernahm, eilte ich auf den Hof hinaus. In dem Vorhof stieß ich auf die Kosaken; sie hielten ihre Gewehre in Bereitschaft; ihre Augen glühten von einem wilden Feuer...

„Na, das ist mir ein Volk — diese Afghanen," rief ich im scherzenden Ton den Kosaken zu. „Die lassen einem nicht mal ruhig Thee trinken! Da wird man immer gestört...."

Dieser Scherz ermunterte augenscheinlich die Kosaken; einige von ihnen lächelten bei all' ihrer nervösen Spannung.

„Der chana bibaschid, der chana bibaschid, Doktor-Saib!" (Verlassen Sie das Zimmer nicht...) rief mir Mossin-Chan zu, sobald ich auf dem Hofe erschien.

Er stand, umgeben von seinen Leuten, an dem Thore, das von unserem Hof auf den mittleren Hof führte. Es schien mir, als ob die Augen seiner Leute einen ebenso phosphorescierenden Glanz hätten, wie diejenigen der Kosaken.

„Was geschieht denn da?" fragte ich Mossin-Chan auf russisch, ohne in diesem Moment zu überlegen, daß er ja kein einziges Wort russisch verstand.

Als Antwort auf meine Frage winkte er mir nur verzweifelt in der Richtung zu meinen Zimmern hin.

Unser Hof war völlig überströmt von den goldigen, milden und warmen Sonnenstrahlen. Ein jeder Sonnenstrahl berief die in der erwärmten Erde schlummernden Millionen von Keimen zum Leben. In der Luft war der mächtige Atem des Frühjahrs zu spüren, der dem Menschen ein so energisches und erneutes Bewußtsein von Leben und Kraft einflößt. Die Natur fesselte mit all' ihrem Zauber die Menschheit an das Leben — über unseren Häuptern aber schwebte der Engel des Todes..... um uns herum wurde gemordet.....

Ich zog mich sofort in meine Zimmer zurück. Was mochte da hinter den Mauern des Hauses vorgehen?...

Ein paar Minuten später erfuhren wir, daß gegenwärtig das Haus des Lojnabs bis auf den Grund ausgeplündert wurde; es war in ihm „auch keine einzige Matte zurückgeblieben", wie Mahmet-Tasch versicherte.

„Beunruhigen Sie sich nicht," rief mir ein Wachtsoldat zu, „es wurde da der Palast des Lojnabs geplündert."

Die Flintensalven, die ich um halb drei gehört hatte, rührten von zwei Räuberbanden her. Die Herater und Kabuler Kavalleristen waren nämlich bei der Plünderung des Palastes in einen Streit um die Beute geraten — und nun gab es eine Schlächterei. Gleichzeitig wurde auch das Haus des Steuereinnehmers (Mestofi) ausgeplündert.

Als Neïk-Mohamed-Chan von diesem neuen Ausbruch des Kampfes Nachricht erhielt, ließ er von der Stadtzitadelle aus die königlichen Salutschüsse abfeuern, zum Zeichen, daß der neue Emir erwählt und eine Regierungsgewalt jetzt bereits wiederum bestehe. Er begab sich selber zu den Kavalleristen, die, als er auf dem Kampfplatze erschien, sich zerstreuten. Nun entsandte er Herolde, die durch sämtliche Straßen und Bazare der Stadt zu reiten und in ihnen zu proklamieren hatten, daß die obrigkeitliche Gewalt in dem Reiche wiederum hergestellt sei und daß jetzt alle Räuber und Empörer, die bei ihrem Verbrechen ertappt würden, in Gefangenschaft genommen und mit dem Tode bestraft sein werden.

Ich machte mich inzwischen zur Abreise aus der Stadt bereit. Als Mossin-Chan meine 16 Packkoffer erblickte, schüttelte er mißbilligend sein Haupt.

„Wissen Sie was, Doktor-Saib," sagte er, „lassen Sie die „Jachtanen" hier in der Stadt zurück. Wir senden Sie Ihnen später in aller Richtigkeit nach."

„Ja, warum soll ich sie denn hier zurücklassen?" entgegnete ich, „es befinden sich in ihnen Sachen, die mir durchaus unentbehrlich sind."

In sechs Koffern befand sich die Apotheke, in zweien der Vorrat an Geschirr, das Verbandmaterial, die chirurgischen Instrumente und anderes mehr. In den übrigen Koffern befanden sich meine Sachen und auch die Sachen der Kosaken.

„Die Sachen können Sie schon mitnehmen," behauptete

Mossin-Chan. „Ich rede nur davon, daß Sie die Packkoffer lassen mögen."

„Warum soll ich die Koffer zurücklassen? Wo werde ich die Sachen unterbringen?" entgegnete ich Mossin-Chan.

„Lassen Sie nur die Koffer. Die große Anzahl derselben wird bei allen denjenigen, auf die wir stoßen, den Verdacht erwecken, daß Sie Gold darin führen. Die Sachen aber können Sie in einfachen Säcken, in „Chorschumen" (Band I., S. 21) unterbringen."

Mahmet-Din-Chan schloß sich völlig der Meinung des Mossin-Chan an.

„Haben Sie mir diesen Rat persönlich zu erteilen, oder ist das der Serdar Neïk-Mahomed-Chan, der Sie dazu bewogen hat?" fragte ich.

„Nein, der Serdar hat darüber kein Wort gesagt; der Rat geht von uns selber aus."

„Nun, in diesem Fall halte ich's für unpraktisch, die Jachtanen hier zurückzulassen," meinte ich, indem ich hiermit unser Gespräch abschloß.

Uebrigens hatte ich doch dem Mahmet-Din-Chan den Auftrag erteilt, mir für „jeden Fall" die erforderliche Anzahl von Säcken und Chorschumen zu besorgen. Ohne Garantie von seiten des Neïk-Mahomed-Chan wollte ich jedoch die Koffer nicht in Masari-Scherif zurücklassen.

Späterhin fand sich bei mir der Offizier der afghanischen Eskorte ein und sprach höchst ausführlich über den nächtlichen Ueberfall. Er versäumte natürlich nicht, wie das einem rechten Herater geziemte, manches hinzuzulügen, indem er seine Heldenthaten und die dem Doktor-Saib erwiesenen Dienste herausstrich. Er bewarb sich offenbar um ein Geschenk. Ich beschloß, ihm etwas zum Andenken zu schenken, ohne Rücksicht auf den Anteil, den er ja gewiß von dem Lösegeld erhalten hatte. Mossin-Chan und Mirsa-Mahmet-Din ließen ebenfalls bei dieser Gelegenheit einige Worte zu ihren eigenen Gunsten einfließen. Ich anerkannte natürlich, daß sie mir zweifellos viel Nutzen gebracht hatten, vergütete ihnen aber vorläufig ihre Dienste noch nicht. Ich versah Mahmet-Din-Chan bloß mit einigen Unzen Jod-Tinktur, welche ich ihm auch früher für seinen Muskelrheumatismus ge-

geben hatte, und Mossin-Chan mit einer kleinen Quantität Chinin.

Um 6 Uhr abends besuchte mich der Neffe des Emirs, der jüngste Bruder des Haschim-Chan, der Serdar Mahmet-Taïr-Chan. Auch dieser eröffnete seine Unterhaltung mit Beruhigungen.

„Der Serdar Reik-Mahomed-Chan wird keine Anstrengung scheuen, um Sie sicher bis zur afghanischen Grenze zu geleiten," sagte er. „Er wird Ihnen eine Eskorte zur Begleitung mitgeben, die aus den treuesten und zuverlässigsten Männern bestehen wird, welche Sie um keinen Preis im Stich lassen werden. Es ist das gegenwärtig der allgemeine Wunsch der Familie des Emirs, daß wir Sie in Ehren und ungefährdet von hier heraus führen."

Daraufhin bot er mir im Namen des verstorbenen Emirs einige Geschenke an, oder richtiger gesagt, das Honorar für meine Behandlung. Es waren das zwei Kaschmirshawls und zwei Säckchen mit Silber. Ich wies die Geschenke zurück, der Serdar aber beharrte darauf, daß ich sie annehmen sollte. Schließlich nahm ich die Shawls, lehnte aber das Geld kategorisch ab.

Ich teilte dem Serdar mit, daß Mossin-Chan mir geraten habe, statt der Jachtanen Chorschumen auf den Weg zu nehmen. Er sprach sich ebenfalls für diesen Vorschlag aus und sagte, „daß es gewiß gefährlich wäre, eine so bedeutende Anzahl von Koffern mit sich zu führen."

Nachdem wir uns noch einige Zeit unterhalten hatten, erhob sich der Serdar, drückte mir die Hand, wünschte mir in einigen warmen Worten eine glückliche Reise und entfernte sich.

Ich sandte nun sofort den Mirsa-Mahmet-Din-Chan nach den Säcken ab und traf selber noch meine letzten Vorbereitungen zur Abreise.

9. Kapitel.

Die Abreise von Masari-Scherif.

Ich erwarte die „Chorchumen". — Der Mirsa-Mahmet-Din-Chan. — Mein zukünftiger Correspondent. — Die Apotheke wird gerettet, das schwere Gepäck geht verloren. — Ich wünsche nicht, mein Leben in Afghanistan zu lassen. — Die Ankunft des Sserdars Neik-Mahomed-Chan. — Ein unerwünschter Reisebegleiter. — Mossin-Chan wird empfindlich. — Neuigkeiten vom anglo-afghanischen Kriegsschauplatz. — Das verlorene „Jabu". — Wir passieren die Stadt. — Der Abschied vom Sserdar. — Wir befürchten eine Verfolgung. — Der Kampf mit der Atmosphäre. — Ein Saud-„Buran". — Was nun? — Mossin-Chan und die Usbegen. — In Sfiagyrd. — Zwei Tage ohne Nahrungsmittel. — Der Weg durch die Wüste. — Ich werde von den bucharischen Boten gesucht. — Am Ufer des Amu. — Der Abschied von Mossin-Chan. — Ein Rückblick auf unsere Erlebnisse in Afghanistan. — Jenseits des Amu.

Patta-Gjusar, am 12. Februar.

Endlich stehe ich auf festem Boden. Bisher hatte der Boden unter meinen Füßen gewankt. Jetzt kann ich in Ruhe alles das aufschreiben, was unmittelbar vor meiner Abreise aus Masari-Scherif geschah, was während dieser Reise und nach derselben vorfiel; allerdings ist das Schreiben nicht gerade bequem: zum Schreibtisch dient mir mein Feldbett, zum Stuhl die Mutter Erde.

Am Abend des denkwürdigen Tages, der mir so viele intensive Empfindungen zugebracht hatte, d. h. am 10. Februar, stand der Zeiger der Uhr schon auf 8, als noch immer keine „Chorschumen" und keine Säcke eingetroffen waren. Schließlich erschien Mirsa-Mahmet-Din mit der Meldung, daß er weder das eine, noch das andere aufgetrieben habe. Was war nun zu thun? Immerhin mußte ich ihm für seine früheren und gegenwärtigen

Sorgen um uns und die Dienste, die er geleistet hatte, danken. Ich schenkte ihm zum Andenken eine silberne Taschenuhr, was ihn in Entzücken, aber gleichzeitig auch in Verlegenheit brachte.

„Ich bin Ihnen, Doktor-Saib, sehr dankbar für das Geschenk," sagte er ganz aufgeregt. „Das muß ich Ihnen aber sagen, daß, wenn ich Ihnen und den Russen überhaupt irgendwelche Dienste erwiesen habe, so geschah das keineswegs darum, weil ich von Ihnen irgendwelches Geschenk erwartete. Sie sind unsere Gäste, es war meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß es Ihnen bei uns möglichst gut gehe."

Ich muß es gestehen, daß ich durch die Worte des ehrenwerten Mirsa sehr beschämt war. Wir waren nämlich während unseres Aufenthalts in Masari-Scherif mit diesem Menschen recht ungeniert umgegangen; wir betrachteten ihn als einen Diener. Er bekam von uns lediglich nur Befehle zu hören: verschaffe uns das, gehe dorthin, sorge dafür, daß die Pferde genügend Futter bekommen und die Leute genügend Nahrungsmittel, laß das Bad einheizen, laß den Pferdemist vom Pferdehof schaffen u. dgl. m. Den seelischen Eigenschaften dieses Mannes schenkten wir wenig Aufmerksamkeit, niemand dachte daran, ihn näher zu prüfen. Jetzt erst lernte ich diesen vortrefflichen Mann kennen, der uns so uneigennützig gedient hatte; er war es gerade, der uns am meisten Gutes erwiesen hatte; er war der erste, der sich zu dem Lojnab begeben hatte, um ihn auf die Gefährlichkeit eines längeren Aufenthaltes für uns in Masari-Scherif aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, daß er uns möglichst schnell aus der Stadt befördern möge. Er hatte am meisten mit den nächtlichen Räubern gehandelt; er hatte meinen Brief an den Lojnab befördert und zwar zu einer Zeit, wo das Räuberwesen, die Anarchie in der Stadt ihren Gipfelpunkt erreicht hatten. Er hatte sich bemüht, mir die „Chorschumen" zu verschaffen und wenn ihm das nicht gelungen war, so waren sie wohl wirklich nirgends aufzutreiben gewesen. Ich bin bereit, dem Wesir vieles zu verzeihen dafür, daß er uns einen so nützlichen Hofmeister mit einer so guten und edlen Seele zurückgelassen hatte. Der Wesir aber trug schuld daran, daß wir mit diesem Mann so schlimm umsprangen. Mahmet-Din-Chan war nämlich ein Anverwandter

des Wesirs; da wir nun keineswegs schmeichelhafter Meinung von dem Wesir waren, so beurteilten wir nach dem Wesir auch diesen seinen Anverwandten, den ewig in seinen Leinwandplaid eingehüllten langen und gebeugten Alten. Ich bedauerte sehr, daß ich mich so geirrt hatte.

Ich beschenkte daraufhin auch den Mirsa-Mahmet-Tasch, der uns ja seinerseits stets mit vorzüglichem Pilaw und vorzüglichem Kjabab beschenkt hatte. Selbst am 10. Februar war es ihm gelungen, trotzdem daß alle Buden in der Stadt geschlossen waren, einen prächtigen Pilaw zu bereiten, dem wir unter anderen Umständen wohl alle Ehre angethan hätten. Dazumal blieb der Pilaw allerdings fast unberührt.

Ich schenkte dem Mirsa zwei Seidenchalats und einen silbernen Becher. Er war mit seinen Geschenken außerordentlich zufrieden. Um seine Dankbarkeit zu bezeugen, erklärte er sich bereit, mir nach meiner Abreise aus Masari-Scherif über alle Ereignisse, die im Vilajet Tschaar vorgehen würden, Bericht zu erteilen. Ich ging selbstverständlich mit Vergnügen auf diesen seinen Vorschlag ein. In bezug auf unsere Verbindung trafen wir folgendes Abkommen: der Mirsa sollte sein Schreiben auf den Namen des Begs von Schirabad adressieren; in diesem Briefcouvert sollte aber ein Brief auf meinen Namen oder auf den Namen von Samaan-Beg hineingelegt werden. Sollte das zustande kommen, so wäre das ja sehr schön. Somit könnten wir auch noch nach meiner Abreise zuverlässige Nachrichten aus Afghanisch-Turkestan erhalten und hätten die Möglichkeit, uns in unserem Verkehr mit der afghanischen Regierung nicht bloß auf die offiziellen Berichte der afghanischen Administration zu stützen, falls solche Berichte nach dem, was vorgefallen war, noch weiterhin in Taschkent eingehen sollten [1]).

---

[1]) Mirsa-Mahmet-Tasch kam seinem Versprechen in bester Weise nach. Er schrieb mir mehrmals im Jahre 1879. Nach Verabredung übersandte er seine Briefe dem Beg von Schirabad und hielt sich gewiß überzeugt, daß ich seine Briefe richtig erhalten würde. Der verräterische Beg aber sandte die auf meinen Namen adressierten Briefe nach Buchara dem Emir ein. So geschah das mehrere mal; späterhin aber begnügte sich der Beg nicht bloß damit, daß er die fremden Briefe unterschlug. Nachdem er drei — vier Briefe erhalten hatte, benachrichtigte er den Naibil von Masari-Scherif, Gulam-Haider-Chan, von den

Inzwischen war ich ohne Chorschumen geblieben. Ich mußte die Jachtanen und die Sachen zurücklassen. Ich ließ aus meinen Jachtanen meine Sachen in ein paar Chorschumen einpacken, die ich schon früher einmal mir angeschafft hatte. Die Apotheke, die ich auf die unentbehrlichsten Mittel reduziert hatte, brachte ich in einem Chorschum unter, den wir schon von unserer Ausrüstung her hatten, den größten Teil der Medikamente mußte ich aber doch zurücklassen. Ich hatte natürlich meinen ganzen Vorrat an Chinin mitgenommen und auch die chirurgischen Instrumente. Meine Sachen, Bücher und die Apotheke hier zu lassen, das that mir allerdings leid . . . aber was war da zu machen? Behauptete ja die höchste afghanische Administration, daß es gefährlich wäre, die Jachtanen mitzunehmen . . . Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: „Und die Palassen und die Koschmas?“ aus denen konnte man doch in wenigen Minuten Chorschumen anfertigen! . . . Jetzt war so ziemlich alles gerettet. Was einzupacken war — das wurde eingepackt. Die Apotheke blieb vollinhaltlich in den Jachtanen. Wir mußten bloß das Reservegeschirr, die Verbandmittel und dergleichen mehr umfangreiche Geschichten zurücklassen. Auch die Zelte blieben zurück. Mit vielem Bedauern hinterließ ich auch die von mir hier erworbene Sammlung von medizinischen Büchern der Eingeborenen. — Mit dem Umpacken der Sachen hatten wir nicht wenig Zeit verloren. Jetzt nahmen wir bloß drei Paar Jachtanen mit, was lange nicht so gefährlich war, wie acht Paar.

Inzwischen hatte sich die dunkle Nacht bereits herabgesenkt auf die sündige Erde, auf welcher auf einem kleinen Flecke gegenwärtig die menschlichen Leidenschaften so wild und so furchtbar gewütet hatten. Mit einer für den Leser wohlbegreiflichen Ungeduld erwartete ich die Ankunft des Serdars Neik-Mahomed-Chan und seiner Eskorte. Er hatte mir versprochen, mich selber aus der Stadt hinauszubegleiten und wollte mir auch das Zeichen zum Aufbruch geben; ich hatte darum die Lasttiere noch nicht bepacken lassen. „Die Erwartung des Todes

---

Korrespondenzen des Mirsa-Mahmet-Tasch. Sofort ließ der Naïbil den Mahmet-Tasch ergreifen, in das Gefängnis werfen und sein Gut konfiszieren. Späterhin fand der Mirsa die Möglichkeit, sich zu befreien und hatte dann auch wieder Gelegenheit, den Russen seine Anhänglichkeit zu beweisen.

ist schlimmer, als der Tod selber," sagt ein arabischer Poet und ein anderer sagt, daß „die Erwartung den Menschen schlimmer als ein Feuer versenge" ... Wie sollten aber wir das Warten ertragen, da doch über unseren Häuptern die drohende Gefahr der Gewaltthat schwebte und da wir dieser Gewaltthat, die blind wie eine Elementarkraft war, auf keinerlei Weise vorbeugen konnten. Durch Geld? aber ich hatte nicht mehr viel Geld anzubieten; das gesamte Kapital, über welches ich jetzt verfügte, überstieg nicht 1400 Rubel. Wahrscheinlicherweise würde das Geld auch nichts genützt haben ... die Elemente waren entfesselt; der Sturm hatte seinen Höhepunkt erreicht; die Menschen waren zu Tieren geworden — es galt ihnen für nichts, so ohne jeglichen besonderen Anlaß einen Menschen zu töten, gerade so gut, wie sie etwa eine Krähe heruntergeschossen, die auf dem mißgestalteten Maulbeerbäumchen sitzt und ihre heisere Stimme anstrengt. Es wird mir wohl kaum jemand verargen wollen, wenn ich gestehe, daß mich mitunter eine Furcht beschlich. Hinzusterben, wenn das irgend welchen Zweck hat — das geht noch an. Meinetwegen! Aber hier, in diesem Loch, so ganz ohne jeglichen Grund zu sterben, das war eine unangenehme und keineswegs erwünschte Perspektive .... Diese Situation konnte mir keinen Mut einflößen. Ich bin nichts weniger als ein Held, wie er in den Romanen dargestellt wird, ein Held, der nicht nur mit Menschen, sondern auch mit den Elementen kämpft und glückliche Siege davonträgt und für diese seine Tapferkeit stets einen entsprechenden Lohn von der „Dame seines Herzens" erringt. Ich würde nicht mit Windmühlen kämpfen — und ich gestehe auch: ja, ich fürchtete mich, wenngleich ich mir auch Mut zuzusprechen suchte. „Gewiß," dachte ich, „währenddem wir die Stadt passieren, kann uns allerdings irgend eine Bande von schlimmen Kerlen anfallen, aber es kann ja auch alles glücklich abgehen. Jedenfalls werden wir uns nicht so wehrlos ergeben." Mein Gott, wenn wir doch wenigstens schneller ausrücken würden! Wenn es nur bald zu Ende kommt mit diesem qualvollen Warten! Dann aber möge geschehen, was da will ....

Um 10 Uhr abends traf der Serdar Neik-Mahomed-Chan ein. Mit ihm kam auch ein Bruder des Kemnabs Mahomed-Hassan-Chan, ebenfalls ein Kemnab, dessen Name mir jedoch

entfallen ist. Sie wurden von Mossin-Chan begleitet, der bereits in seinen kurzen Reisepelz aus Kaninchenfell gekleidet und mit einem gewöhnlichen afghanischen Gürtel umgürtet war. An der rechten Seite des Gürtels waren zwei Revolver eingesteckt, zu linker Hand hing sein unvermeidlicher, ungefähr $1^1/_2$ Arschin langer und fast ganz gerader Säbel. Mit ihnen waren in mein Zimmer noch mehrere andere Personen eingetreten, die mir völlig unbekannt waren.

Etwas später erschien noch der Ssary-Dschan, Mahmet-Schah-Chan. Ich erfuhr sofort, daß er mir zur Begleitung bis zum Amu beigegeben sei.

Ich muß bemerken, daß mir die Bestimmung dieses Mannes zur Begleitung keineswegs gefiel. Ich hatte ihn schon früher nicht gern, gegenwärtig aber machte der habsüchtige Ausdruck seines Gesichtes auf mich einen durchaus unangenehmen Eindruck. Zudem hatten wir mit ihm noch einige alte Abrechnungen. Ich wollte darum vor allem gern mich auf irgend eine Weise von seiner Begleitung losmachen; jedenfalls aber wäre es momentan nicht am Platz und gewiß auch gefährlich gewesen, wenn ich diese meine Absicht sofort ausgeführt hätte.

Als er das Zimmer betrat, warf er einen gierigen Blick auf die 16 Koffer, die längs den Wänden hingestellt waren. Ich schaute ihn an und nickte ihm wie einem alten Bekannten zu. Er lächelte, aber dieses Lächeln schien mir ein verräterisches zu sein. Um diesen gefährlichen Mann, und als solcher bewies er sich auch späterhin, mir günstig zu stimmen, begann ich vor dem Sserdar Neik-Mahomed-Chan die Dienste, die er mir früher geleistet hatte, herauszustreichen.

„Es ist mir sehr angenehm," sagte ich, „daß Mahmet-Schah-Chan sich unter meiner Begleitung befindet: er ist mein alter Bekannter."

Angenehm!... Tausendmal angenehmer wäre es mir, wenn er nicht nur nicht in meiner Begleitung, sondern gegenwärtig gar nicht einmal hier im Vilajet Tschaar vorhanden gewesen wäre.

Das Lob, das ich dem Ssary-Dschan spendete, hatte die Eigenliebe Mossin-Chans verletzt.

„Allerdings wird Ssary-Dschan Sie während der Reise begleiten," bemerkte er gekränkt. „Nun aber werde ich, der

Ditten Mossin-Chan, Sie doch auch bis zum Amu begleiten und ich bin doch ein noch älterer Bekannter von Ihnen, als der Sfary-Dschan."

Guter, geradsinniger Mossin-Chan! O, wenn Du nur den eigentlichen Wert des Lobes kennen würdest, das ich dem Sfary-Dschan dargebracht hatte! Dann würdest Du ihn gewiß nicht darum beneiden ...

„Natürlich, Mossin-Chan, Sie sind ein noch älterer und noch besserer Bekannter von mir," antwortete ich, „und Sie wissen, wie sehr ich Ihre Dienste und Ihre Freundschaft schätze. Aber auch die Verdienste Sfary-Dschans lassen sich nicht mit Schweigen übergehen."

Nun fragte mich aber der Sferdar, ob wir zum Aufbruch bereit seien. Ich antwortete hierauf, daß ich bloß auf die Anweisung von ihm gewartet habe, um die Bepackung der Tiere zu beginnen.

Wir machten uns nun an diese Arbeit. Auf dem inneren Hof ließen sich die Tiere nicht bepacken, da ein Pferd mit dem Gepäck nicht durch das Pförtchen hindurch konnte, das in den mittleren Hof führte. Es wurden darum anfänglich die Pferde in den mittleren Hof abgeführt, dann unsere Sachen hinübergetragen und schließlich das Bepacken begonnen. Es arbeiteten daran bloß die Dschigiten und Lautschen unter der Aufsicht Nassir-Chans und der Leute des Sferdars. Die Kosaken wurden nicht auf diesen Hof hinausgelassen. Gleichzeitig hatte der Sferdar einige Reiter in die Stadt entsandt, um zu erfahren, ob die Straßen auch genügend sicher seien und welche von ihnen am besten für uns zu passieren wäre. Er sagte mir darauf, daß bis zum Amu mich hauptsächlich die Leute Mossin-Chans und noch einige dem Sferdar ganz besonders ergebene Reiter und Infanteristen begleiten werden. Unter den Soldaten der Eskorte befanden sich auch Usbegen von der einheimischen Bevölkerung.

Diese Nachricht kam mir recht sonderbar vor. Was hatte denn das zu bedeuten? Die Gäste wurden dem unterworfenen und dem unterdrückten Stamme zum Schutze anvertraut? Bedeutete das nicht etwa, daß man sich auf die Usbegen mehr verlassen konnte, als auf die regulären Truppen, auf denen ja die ganze Macht der Afghanen über dem unterdrückten Volke

beruhte. Da mußten die Leidenschaften allerdings in furchtbarer Weise entflammt sein, wenn der Oberbefehlshaber über alle Truppen in dem Vilajet Tschaar zu der Hülfe derjenigen Usbegen greifen mußte, welche von den Afghanen so sehr verachtet werden und von welchen uns gerade die afghanische Regierung noch vor kurzem auf alle Weise zu isolieren gesucht hatte. Späterhin erwies es sich, daß gerade diese Usbegen und zwar hauptsächlich Usbegen, uns unschätzbare Dienste erwiesen hatten. Wenn die Usbegen nicht mit uns gewesen wären, so würden wir wohl zu Grunde gegangen sein — in der Sandwüste, während des Sand-Orkans. Jedoch hierüber später.

Die Bepackung dauerte lange genug, auch die Boten des Serdars wollten lange nicht zurückkehren. Mit der Unterhaltung ging es nicht recht: ich beherrschte noch allzu mangelhaft die persische Sprache, um selbständig mit dem Serdar eine Unterhaltung zu führen, Samaan-Beg aber war überhaupt nicht gesprächig Immerhin wechselten wir mit dem Serdar einige Phrasen, welche, wie ich glaube, so bemerkenswert waren, daß sie wohl erwähnt werden dürfen. Der Serdar fragte mich nämlich unter anderem, ob ich vielleicht nach Petersburg kommen werde. Ich antwortete hierauf, daß ich nach meiner Ankunft in Taschkent vermutlich nach Petersburg abreisen werde. Samaan-Beg erklärte ihm, daß ich mich in den medizinischen Wissenschaften zu vervollständigen gedenke. Nun trat der Serdar mit der Bitte auf, daß ich vor dem russischen Kaiser doch kund thun möge, daß Afghanistan auch nach dem Tode von Schir-Ali-Chan Freundschaft gegen Rußland hegen werde, indem Mahmet-Jakub-Chan nichts Anderes anstrebe, als die freundschaftlichen Beziehungen zu der russischen Regierung, die von seinem Vater begonnen wurden, nach wie vor zu bewahren. Der Serdar bat mich ferner, daß ich dem Turkestaner General-Gouverneur ausrichten möge, daß er, Neik-Mahomed und die gegenwärtige afghanische Regierung der Hoffnung wären, daß die Verbindungen zwischen Rußland und Afghanistan nach wie vor freundschaftlich bleiben würden. Er bat mich, daß ich dem nächtlichen Ueberfall keine besondere Bedeutung beimessen möge.

„Wenn Sie und Ihre Leute gegenwärtig auch nicht volle Sicherheit auf afghanischem Boden genießen, so ist das eben

bloß darum, weil hier auf kurze Zeit eine Unterbrechung in der Verwaltung des Landes eingetreten war; infolge dessen haben sich auch die gegenwärtigen politischen Unruhen zugetragen."

Er bat mich ferner, seinen Gruß der afghanischen Gesandtschaft auszurichten. Briefe an die Gesandtschaft hatte er mir nicht mitzugeben. Ich fragte ihn daraufhin, ob er vielleicht Nachricht aus Kabul oder von der Gesandtschaft in Taschkent habe.

„Aus Taschkent habe ich keinerlei Nachrichten," antwortete er. „Wohl aber aus Kabul: ich habe heute einen Brief von dem Sserdar Jakub-Chan erhalten, in welchem er den Emir-Saib (Jakub-Chan wußte damals noch nichts von dem Tode seines Vaters) davon benachrichtigt, daß die Engländer den Versuch gemacht hätten, von dem Paß Schutur-Gerden herabzusteigen und sich nach Dschadschi (?) zu begeben; sie hätten aber hier Mißerfolg gehabt und in unseren Händen mehrere Geschütze hinterlassen. Bei Dschelalabad stehe es mit den Engländern auch nicht gut; überhaupt verlören sie gegenwärtig allerorts viel Volk und Train.

Ich zweifelte an den Erfolgen der Afghanen und den Niederlagen der Engländer. Späterhin aber erwies es sich, daß alles das, was mir der Sserdar mitgeteilt hatte, seine Richtigkeit besaß.

In den Pausen zwischen unserem Gespräch sprach der Sserdar häufig und sehr leise mit Mossin-Chan. Einmal glaubte ich in ihrem Gespräch die Worte: „tjurk rissalja" (Türkreiter) zu vernehmen. Mossin-Chan antwortete bei dieser Gelegenheit höchst energisch und verneinend. Daraufhin aber begann er eine sehr fatale Unterhaltung über das Verhältnis zwischen ihm und General Stolettow. So erzählte er unter anderem, wie der General ihn in Ssiagyrd ausgescholten und ihm gedroht habe, daß er über seine angebliche Nachlässigkeit dem Emir-Saib klagen werde.

„Was war das aber für eine Nachlässigkeit, Sserdar?" sagte Mossin-Chan. „Es war das folgendes: während der Reise habe ich dem General nicht wie ein Offizier, sondern wie ein einfacher Diener gedient; der General ritt beständig meine Pferde; in der Nacht legte ich mich, um den General zu bewachen, vor

dem Eingang zu seinem Zelte schlafen — und das geschah während der ganzen Reise. In Sfiagyrd aber da übernachtete ich nicht: ich war in einigen wichtigen, persönlichen Angelegenheiten in Masari-Scherif zurückgeblieben. Und nun hatte der General alle meine Dienste vergessen und wollte sich über mich beim Emir beklagen" ...

Es war mir höchst unangenehm, daß Mossin-Chan diese Erzählung begonnen hatte und zwar zu einer so unpassenden Zeit. Ich konnte ihn aber doch nicht unterbrechen und mußte darum alles anhören. Am schlimmsten war es, daß er sich während seiner Erzählung beständig mit verschiedenen Fragen an mich wandte und mich nötigte, das von ihm Gesagte zu bestätigen und meine persönliche Meinung dabei kund zu thun. Ich atmete erst dann frei auf, als das Gespräch auf einen neutraleren Boden geriet.

Inzwischen war es bereits halb elf. Die Nacht war stockfinster. Auf dem Hofe eilte man mit dem Bepacken der Tiere und den Vorbereitungen zur Reise; in den Zimmern herrschte eine Stille, die nur selten von dem nahezu offiziellen Gespräch unterbrochen wurde, das ich mit dem Sserdar führte, häufiger aber durch das Geflüster des Sserdars mit Mossin-Chan. Die übrigen Afghanen saßen oder standen schweigend um Neik-Mahomed-Chan herum und schlummerten. Als Neik-Mahomed-Chan erfuhr, daß ich in Masari-Scherif 10 Packkoffer zurücklasse, sowie die Feldmöbel, die Zelte und noch verschiedene andere Sachen, so versprach er mir, alle diese Gegenstände zeitig, „sobald alles ruhiger werden wird," nach Taschkent zu schicken.

Jetzt kehrten endlich die Boten des Sserdars zurück; auch die Bepackung war zu Ende gebracht. Wir traten nun alle auf den Hof hinaus. Der Sserdar wünschte uns glückliche Reise und ritt voraus. Ich begrüßte in üblicher Weise die Kosaken und sagte ihnen, daß uns ein nicht gerade ungefährlicher Weg bevorstehe und erinnerte sie daran, daß sie nur kaltblütig und vorsichtig sein möchten, vor allem aber auf das Kommando acht geben sollen.

„Du, Wachtmeister," wandte ich mich diesem zu, „wenn es zum Treffen kommt, so mach' Deine Sache ordentlich!"

„Zu Befehl!" lautete die übliche Antwort.

Wir bestiegen die Pferde und wollten vom äußeren Hof aus auf die Straße hinausreiten, plötzlich aber trat Mirsa-Mahmet-Din mit der Meldung hervor, daß wir auf dem inneren Hofe ein „Jabu" (Lastpferd) vergessen hätten. Ich rief dem Karawan-Baschi Nassir-Chan zu, daß er das zurückgelassene Tier holen möge. Er ging sofort ab und brachte nach einiger Zeit das Pferd zurück, aber ohne Halfter. Wo war denn der Halfter? das Pferd hat doch einen Halfter gehabt? — es sind das nichtige Fragen — nicht wahr, mein Leser? — Die Antwort des Nassir-Chan war aber sehr gewichtig:

Als Nassir-Chan nämlich den inneren Hof betreten hatte, so erblickte er das Pferd allerdings mit dem Halfter, aber an dem Halfter zogen zwei oder drei Mann von meinen früheren afghanischen Wachtsoldaten. Er wollte das Pferd zurückführen, aber die Afghanen hinderten ihn daran und behaupteten, daß ich ihnen das Pferd geschenkt hätte. Nassir-Chan glaubte ihnen nicht und wollte das Pferd fortführen. Die Afghanen ließen das Pferd nicht los und begannen Nassir-Chan zu schlagen. Nun durchschnitt er mit einem Messerhieb den Halfter und versetzte dem Pferde einen starken Schlag mit der Peitsche. Das Pferd flüchtete aus dem Hof und rannte zu uns herüber, Nassir-Chan ihm nach. Auf diese Weise hatte das Pferd den Halfter verloren.

Als wir die Straße betraten, begann mein Herz unruhig zu pochen. Was kommt nun? dachte ich. Am Thor brannte ein Scheiterhaufen und die ganze Umgebung war infolge dessen recht gut beleuchtet. Bald aber lenkten wir nach rechts in ein Gäßchen ein, das so eng war, daß zwei Reitpferde nebeneinander die Passage völlig verschlossen. Nun aber löste sich hier noch ein Gepäck los und stürzte zu Boden. Wiederum gab es Arbeit. Die Lautschen mußten notgedrungen ihre Pferde ohne Aufsicht lassen; sie mußten das herabgestürzte Gepäck wieder aufschnüren. Nun muß ich bemerken, daß all' unsere Last- und Reitpferde durchweg Hengste waren: in Central-Asien gebraucht man keine Wallachen. Die feurigen, wohlgenährten Hengste, die nun unbeaufsichtigt geblieben waren, begannen sofort einen Kampf. Zwei Hengste kämpften mit einander etwa 10 Minuten lang, sie hatten das Gepäck hinabgeworfen und waren nahe

daran, einander völlig zu grunde zu richten. Man mußte die beiden Kämpfer durchaus auseinander bringen. Währenddem aber konnte man ihnen nicht beikommen: die außerordentliche Schmalheit des Gäßchens machte das völlig unmöglich. Zu alledem war es hier dunkel wie in einem Grab. Die nächtliche Luft war erfüllt von dem durchdringenden Gewieher der Rosse und dem Geschrei der Lautschen. Und alles das geschah zu einer Zeit und unter Umständen, wo man die größte Stille und Vorsicht zu beachten hatte! Das Haus des Lojnabs war kaum tausend Schritt von hier entfernt; ein paar hundert verzweifelte afghanische Soldaten trieben sich stets um dieses Haus herum. Der Lärm konnte ihre Aufmerksamkeit erwecken und sie hierher führen. Wer weiß, was dann passiert wäre? Wir waren in einem engen Gäßchen zusammengedrängt, die Pferde waren in Verwirrung geraten, das Gepäck herabgestürzt, wir konnten weder vorwärts, noch rückwärts. Die Räuber konnten uns, einen nach dem anderen, von den Mauern und Häusern aus nach Belieben niederschießen. Und nun war noch Sfary-Dschan irgendwohin verschwunden! Angesichts solcher Verhältnisse ließ ich drei Kosaken vom Pferde steigen, um den Lautschen bei dem Gepäck und den Pferden Beistand zu leisten. Sie konnten jedoch nicht zu dem Kampfplatz gelangen, indem zwei neben einander stehende Lastpferde die Passage völlig versperrt hatten. Die wackeren Kosaken wollten bereits unter den Bäuchen der Pferde zu dem Kampfplatz vordringen, als es den vereinten Kräften der Lautschen und Dschigiten gelang, die Raufbolde auseinander zu bringen. Das Gepäck war bald in Ordnung gebracht und wir rückten nun vorwärts.

Als wir um die Ecke bogen, fanden wir einen neuen Scheiterhaufen. Um das Feuer herum saßen mit untergeschlagenen Beinen oder standen, gestützt auf ihre Keulen, Gruppen von Usbegen. Fast jede 100 bis 200 Schritt brannten auf den Straßen kleine Feuer, um welche die Usbegen, zumeist mit Keulen bewaffnet, standen oder saßen. Es waren das meine Beschützer... Bei dem phantastischen, unsicheren Licht der Feuer erschienen die regungslos dastehenden und in ihre Chalats eingehüllten, düsteren Figuren der Usbegen, die uns mit ihren Blicken verfolgten, gerade wie Gespenster ...

Wir ritten jetzt durch außerordentlich krumme Straßen, die wohl die ödesten in der ganzen Stadt sein mochten; dieser Stadtteil war ausschließlich von Usbegen bevölkert. Man erzählte mir, daß dieser Weg von den Usbegen, die sich unter meiner Eskorte befanden, angegeben worden war. Wir veränderten unsere Richtung beständig, wie man das nach dem Polarstern urteilen konnte, der bald im Osten, bald im Norden, bald sogar im Westen von uns zu stehen kam.

Nach einem halbstündigen Ritt und nachdem wir vielfach stecken geblieben waren, um das herabstürzende Gepäck wieder anzuschnallen, betraten wir schließlich die Chaussee, welche zu dem Kabuler Thor der Stadt führt.

Mossin-Chan gab mir hier den Rat, den Kosaken das Kommando zu geben, daß sie die Gewehre bereit halten möchten: die Straße war hier sehr belebt und in etwa zwei Werst vor dem Thor befand sich das Lager der Kabuler Reiter. Ich folgte natürlich diesem Rat. Schließlich verließen wir die Stadt, wir passierten das Stadtthor und schlugen sofort die Richtung nach Norden ein. Kaum daß wir eine halbe Werst von dem Thor entfernt waren, so stürzte wiederum ein Gepäck zu Boden. Man arbeitete lange daran, um es aufzurichten, — es wurde aufgerichtet, aber nach einer halben Werst stürzte es wieder herab. Nun geriet ich in Zorn: ich hatte ja vor dem Aufpacken Nassir-Chan speziell den Auftrag gegeben, die Pferde möglichst fest zu bepacken, angesichts der bevorstehenden, gefahrvollen, nächtlichen Reise. Und nun stürzt das Gepäck auf Schritt und Tritt herab und zwingt uns fast jede Minute anzuhalten! Ja, es erwies sich, daß einige von den Gepäckstücken unverhältnißmäßig groß waren und eben darum herunterfielen, währenddem aber wurden uns zwei vollständig freie Pferde nachgeführt. Das war nun schlimm, aber es blieb mir nicht viel mehr übrig, als abzuwarten, was sich aus diesem Umstand ergeben werde. Der Serdar, der die ganze Zeit über, wo wir in der Stadt ritten, sich vor uns befand und nur jetzt zu uns gestoßen war, schaute stumm den Leuten zu, die sich mit den Lastpferden zu schaffen machten und wartete geduldig das Ende ihrer Arbeit ab. Die „Ser-Usbegen", die Aeltesten der Usbegen, standen etwa 50 Mann hoch mit krummen Säbeln

bewaffnet um uns herum. Sie leisteten meinen Lautschen energisch Beistand bei der Arbeit.

In ca. 5 Werst von der Stadt verabschiedete sich Neik-Mahomed-Chan von uns, wünschte uns glückliche und ungehinderte Reise und kehrte mit seinem Gefolge nach Masari-Scherif zurück.

Jetzt schlugen wir die Richtung nach Westen ein. In unserer Begleitung waren die Reiter Mossin-Chans und eine kleine Eskorte von Usbegen zurückgeblieben. Sfary-Dschan zeigte sich seit dem Moment, wo er bei unserem Austritt aus dem Hause verschwunden war, nicht mehr. Ich beeilte mich, bei Mossin-Chan zu fragen, wo er sich befinden möge.

„Der Sfary-Dschan ist ein großer Schuft," entgegnete Mossin-Chan. „Wenn ich nach Masari-Scherif zurückkomme, so werde ich ihn schon das Rechte lehren!"

Er war dermaßen aufgebracht über Sfary-Dschan, daß er sich einer weit energischeren Phrase bediente, als die von mir soeben angeführte — jedoch läßt sich hier das, was er sagte, nicht gut wiederholen.

„Dieser Taugenichts ist wohl nach Tachtapul geritten," fuhr Mossin-Chan fort.

Die Flucht des Sfary-Dschan und die Antwort meines Mossin-Chan wirkten sehr beunruhigend auf mich. In Tachtapul konnte Sfary-Dschan eine Bande von eben solchen Leuten auftreiben, wie er selber einer war, und dann uns nachsetzen, um uns auszuplündern. Allerdings befanden wir uns jetzt im offenen Feld, wir konnten hier eher den Räubern entgegentreten, als in der Stadt, zwischen den vier Wänden unseres Lehmpalastes, immerhin ließ es sich nicht voraussehen, welch' ein Ende ein eventueller Kampf nehmen könnte: wir hatten bloß 12 Büchsen, die Räuber aber konnten in unbestimmter Zahl, vielleicht ein paar hundert Köpfe stark, erscheinen. Wir hatten hier nicht den Tapferen zu spielen, sondern mußten bloß möglichst bald fortzukommen suchen. Mossin-Chan rief beständig den Lautschen und Usbegen zu: „oiku, oiku! haida! haidyn!" (vorwärts! rasch!). Selbst die Lasttiere gingen im Trab; mein „schlappöhriger Philosoph" in voller „Tropota". Sobald nur die Pferde langsamer zu gehen begannen, so rief Mossin-Chan wiederum: „Haidyn!" u. s. w. In dieser Weise ritten wir etwa eine Stunde lang.

Jetzt befanden wir uns in offener Steppe und ritten auf dem bequemen Patta-Gjusarschen Wege, direkt nach Norden. Von der Stadt waren wir auf etwa 15 Werst entfernt. Die dunklen Umrisse derselben hatten sich schon lange hinter uns in der nächtlichen Finsternis verloren, nur die Linie der hinter der Stadt emporragenden Paropamiser Berge begrenzte noch den südlichen Horizont kaum merklich mit einem breiten, dunklen Streif. Jetzt verlangsamten wir ein wenig unsere Schritte: wir mußten die armen Pferde etwas verschnaufen lassen.

Es war schon gegen 12 Uhr nachts. Der kleine Bär stand bereits in völlig horizontaler Lage. Unser Weg führte uns jetzt durch eine Sand- und Salzwüste. In der Luft herrschte eine merkwürdige Stille — nirgends regte sich etwas. Plötzlich kam vom Westen her ein außerordentlich scharfer Windzug. Selbst mein Pelzrock hielt vor ihm nicht Stand. Der Wind verstärkte sich immer mehr; meine linke Seite, mein linker Arm und mein Bein begannen unter dieser eisigen Kälte geradezu zu schmerzen. Nach wenigen Minuten hatte sich der Wind plötzlich wieder gelegt. Dann aber kam ein anderer Windzug von Osten. Wie seltsam! der Wind war glühend. Wie mit Flammen wurde jetzt der von der Kälte erstarrte Körper umweht. Es wurde schwül. Wenige Minuten noch und es trat wiederum eine Windstille ein. Ich hatte nie eine ähnliche atmosphärische Erscheinung gesehen: nahezu zu gleicher Zeit wehen von zwei entgegengesetzten Seiten Winde, die einen ungeheueren Temperaturunterschied besitzen. Dieser atmosphärische Kampf war mir unbegreiflich. Daraufhin ritten wir noch etwa eine halbe Stunde bei völliger Windstille.

Inzwischen begann sich der westliche Horizont allmählich mit Wolken zu überziehen. Ein nebeliges Dunkel hatte einen bedeutenden Teil des Himmels bedeckt. Es erhob sich jetzt ein frischer westlicher Windzug, der übrigens lange nicht so kalt war, wie derjenige, der vor dreiviertel Stunden geblasen hatte. Der Wind wurde allmählich stärker, von Westen aus rückte der Nebel immer mehr vor. Dieser Nebel bestand, wie sich das späterhin erwies, aus Wolken von feinstem Sande, der von dem Winde aufgewirbelt wurde.

Sobald ich diesen Nebel bemerkte, äußerte ich Samaan-Beg gegenüber meine Vermutung, daß das vielleicht der Sand sein

könne, der gegen uns ausziehe. Diese Vermutung bestätigte sich späterhin nur gar zu sehr. Der Staubnebel wurde immer dichter; er hatte bereits den ganzen Horizont verhüllt; die Sterne, namentlich die horizontal gelegeneren, waren völlig verdeckt, die im Zenit stehenden blinkten noch schwach — der Polarstern war nicht mehr zu unterscheiden.

Inzwischen verloren wir uns immer mehr in der Sandregion; mit jedem Schritt vorwärts wurde der Sand immer tiefer. Der Wind gewann inzwischen immer mehr an Stärke — und schon nach einer halben Stunde befanden wir uns in einem rechten Sand-„Buran". Ein heftiger Orkan trieb ein ganzes Meer von Sand vor sich her. Der Wind war dermaßen stark, daß er uns die Mützen von den Köpfen riß. In der Wüste war es stockfinster geworden: auf 5 Schritt ließ sich nichts mehr unterscheiden. Uebrigens vermochte man gar nicht einmal aufzublicken; sobald man nur die Augen öffnete, so wurden sie momentan mit einem salzigen Sande vollgeschüttet. Mit dem Sande flogen uns auch kleine Steine entgegen . . .

Bei diesem Unwetter weiter vorzurücken, schien unmöglich. Man konnte leicht den Weg verlieren und sich verirren; man konnte auseinander geraten und sich in der Steppe verlieren, denn es war furchtbar dunkel und, wie gesagt, nicht unmöglich, sich auch nur umzuschauen. Alles das bemerkten wir sofort am Gepäck: es war in große Unordnung geraten. Ein Teil war vorausgezogen, der andere zurückgeblieben, trotzdem daß ich den Lautschen streng angesagt hatte, daß sie sich von einander nicht trennen und möglichst in einem Haufen gehen möchten. Bei dem Chaos und der Dunkelheit, in welche wir geraten waren, war es aber völlig unmöglich, eine Ordnung in dem Zuge einzuhalten. Wir orientierten uns durch Zurufe, aber das Gebrüll des Sturmes, der wie die See tose, übertönte unser Geschrei. Um vernehmbar zu werden, mußte man seinem Nachbar nahezu ins Ohr schreien. Ich habe bisher nie etwas Erhabeneres und Fürchterlicheres gesehen, als dieses drohende Bild der entfesselten Elemente. Wie schwach fühlte ich mich in diesem Moment! „Der Sturm heult, der Sturm wimmert," sagt der Poet (Puschkin). Unser Sturm aber brauste, wie ein unermeßliches Feuermeer, unser Sturm zischte und pfiff, wie eine Million von Schlangen,

unser Sturm rollte mit endlosem Donner über die Steppe hinüber!...

Ich machte Mossin-Chan den Vorschlag, stehen zu bleiben, von den Pferden abzusteigen und aus ihnen ein Carré zu bilden, in welchem wir das Ende des Sturmes oder wenigstens ein Nachlassen desselben abwarten könnten.

„Wo denken Sie hin, mein Gott?" entgegnete Mossin-Chan. „Wir müssen diesen Segen benutzen. Gott steht uns offenbar bei. Wenn man uns jetzt verfolgt, so werden die Verfolger durch den Sturm zurückgehalten, vielleicht werden sie die Verfolgung ganz aufgeben. Wir dürfen jetzt nicht stehen bleiben, wir müssen unseren Weg fortsetzen und zwar in möglichster Eile."

„Hören Sie doch, Mossin-Chan," rief ich, „glauben Sie denn wirklich ernstlich daran, daß uns eine Bande räuberischer Soldaten nachsetzt? Das wäre ja... nun, ich weiß wirklich nicht, was ich dazu zu sagen hätte!"

„Ach, Doktor-Saib! Sie kennen unser Volk nicht... Wir sind in Afghanistan! Ich bin ja selber ein Afghane, aber ich muß Ihnen die Wahrheit von meinem Volke sagen. Darum eben behaupte ich, daß wir gar nicht daran denken dürfen, mitten auf dem Weg stehen zu bleiben. Wir müssen unausgesetzt vorwärts ziehen. Zudem ist ja auch Sfiagyrd nahe, dort werden wir uns ausruhen können."

Was war da zu machen? Wir mußten vorwärts, wenngleich wir uns nur sozusagen forttasten konnten. Das Gepäck hatte ich völlig Mossin-Chan überlassen, da ich dabei selber absolut nichts ausrichten konnte. Meine einzige Sorge war jetzt, alle meine Kosaken zusammenzuhalten, da wir, auseinander geratend, uns in der Steppe vereinzeln und verlieren würden. Ich ritt unmittelbar hinter Mossin-Chan her, hinter mir die Kosaken. Ich dachte daran, daß es praktisch wäre, wenn sich alle Reiter an einem Seile zusammenhalten würden, griff aber doch nicht zu diesem äußersten Mittel.

Zu Beginn des Sturmes hatte mich die Neuheit des Bildes in eine heitere Gemütsstimmung versetzt; zudem hatte auch Samaan-Beg nicht wenig Witze bei dieser Gelegenheit gemacht; namentlich mußte die Fastnachtswoche herhalten. Auch ich blieb nicht hinter ihm in derartigen Scherzen zurück. Jetzt aber, wo

der Sturm seinen Höhepunkt erreicht hatte, waren wir schon in einer anderen Stimmung; zudem aber mußte man ja, wenn man seinem Nachbar etwas mitteilen wollte, ihm die Worte ins Ohr mit aller Kraft der Lungen und der Gurgel schreien.

Schließlich war unsere Lage ganz unerträglich geworden. Der salzhaltige Staub drang allerorts durch: die Augen waren vollgestreut, die Nasenlöcher vollgestopft, auf den Zähnen knisterte der Sand, die Gurgel war trocken, die Stimme wurde heiser und lautlos, die Lippen waren vertrocknet und aufgesprungen.... Jetzt stellte sich ein qualvoller Durst ein ... Wenn der Sturm noch seine zwei bis drei Stunden angehalten hätte, so wüßte ich nicht, was das für ein Ende genommen hätte. Und das war noch zur Winterzeit. Was mochte aber der Wanderer zu leiden haben bei einem solchen Buran („Tebbat") im Sommer bei +45° C. im Schatten?... Um unsere unangenehme Lage aufs äußerste zu steigern, passierte uns noch das, daß der Kosak Scharow meine Reisetasche verlor. In dieser Reisetasche befanden sich 200 Rubel in Tengi, einige medizinische Instrumente, mein privater Briefwechsel, ein Teil von meinem Tagebuch und, was die Hauptsache, meine persönlichen Dokumente, unter anderem auch mein ärztliches Diplom. Ich brauche mich darüber nicht auszulassen, wie sehr mich der Verlust betrübte. Der Kosak, der die Reisetasche verloren hatte, schaute erschrocken zu Boden und murmelte etwas Unzusammenhängendes mit seiner vor Schreck gelähmten Zunge, dabei hielt er ein Ende von dem Riemen in der Hand, an welchem ehemals die Reisetasche gehangen hatte. Die Reisetasche war offenbar bei einer der Gelegenheiten abgerissen, wo der Kosak vom Pferde steigen mußte, um ein herabgestürztes Gepäck aufzuheben oder ein Pferd zu halten.

Als Mossin-Chan von diesem meinem neuen Unglück hörte, hieß er sofort einige usbegische Reiter zurückkehren, damit sie, den von uns zurückgelassenen Spuren folgend, nach der Reisetasche suchen sollten. Wo konnten aber da die Spuren noch erhalten bleiben, wo ganze Wolken von Sand den Weg beständig verwehten? Der Sand konnte nicht nur die Spuren, sondern auch die Reisetasche selber verschütten. Die Usbegen jagten jedoch, ohne Widerspruch zu erheben, zurück und betasteten sozusagen die Wüste mit ihren scharfen Augen.

Inzwischen rückten wir vorwärts — langsam mit häufigen und langen Pausen. Die Usbegen hielten sich wacker. Sie waren die Führer und verloren in dieser undurchdringlichen Dunkelheit auch kein einziges mal den Weg. Was Mossin-Chan betrifft, so weiß ich wirklich nicht, mit welchen Worten ich das zu bezeichnen habe, was er bei dieser Gelegenheit leistete!..... In dieser furchtbaren Finsternis sah er alles, wußte er alles. Er blieb plötzlich stehen, rief uns zu, daß auch wir stehen bleiben sollten — und verschwand in der Dunkelheit. Hie und da nur brachte uns ein Windzug sein durchdringendes Geschrei zu: „o, Sfertib! o, Bimbaschi!" (Sfertib, ein Usbegenältester mit dem Range eines Oberst; Bimbaschi, ebenfalls ein Usbeg, im Range eines Majors).

Bald drang sein Ruf zu uns: „Nassir-Chan! Kudscha restib? Indscha-biand!" (Wo seid Ihr? kommt hierher). Dann erschien er wiederum ebenso plötzlich neben mir, schrie mir ins Ohr, daß dort und dort das und das Gepäck herabgestürzt sei, oder daß der und der Lautsche sich verloren habe; dann ließ er uns wieder alle warten und entzog sich wiederum unseren Blicken in den Wolken des aufgewirbelten Sandes und wiederum ertönte sein: „o, Sseri-Usbegi!"....

Uebrigens war der Ausdruck „entzog sich unseren Blicken" nicht ganz richtig. Er konnte sich nicht meinen Blicken entziehen, indem ich, um meine Augen vor dem Sand und vor den Schlägen der kleinen Steinchen zu schützen, mein Gesicht mit einem Tuch fest verbunden hatte.

Nach einiger Zeit schrie wiederum die bekannte Stimme mir in die Ohren hinein, daß alles in Ordnung sei, das Gepäck sei aufgeschnallt, der Lautsche gefunden. — Und wiederum rückten wir vorwärts. Ja, Mossin-Chan, ein Ditten und ein Mitglied einer bekannten afghanischen Familie, ging so weit, daß er selber das herabgestürzte Gepäck aufhob, das Pferd bepackte und es führte, gerade wie ein einfacher Lautsche. Ja, in dieser Nacht bewies er in bester Weise den Edelmut und die Männlichkeit seiner Seele! Für diese Nacht werde ich Mossin-Chan stets ein Schuldner bleiben. Die Dienste, die er mir in den letzten paar Tagen erwiesen, lassen sich nur durch eine gleiche Selbstaufopferung vergelten, wie er sie uns gegenüber bewiesen hatte.

Nun findet aber alles sein Ende. Auch unser Sturm begann sich nach und nach zu legen, wenngleich er noch lange nicht gänzlich aufhörte. Immerhin wurde es immer klarer und heller. Uebrigens begleitete uns der Sturm bis Sſiagyrd, woselbst wir um 6 Uhr morgens eintrafen. Wir hatten somit in 7 Stunden bloß 30 Werst zurückgelegt. Eine Rast war unentbehrlich: Menschen und Tiere vergingen vor Müdigkeit. Kaum daß wir unser Nachtlager in einem verlassenen und halbzerstörten Karawan-Serai gefunden hatten, als wir sofort unsere Tiere entlasteten und uns zum Schlaf niederlegten, ohne auch nur etwas gegessen oder einen Tropfen Wasser getrunken zu haben.

Kaum daß ich meinen Kopf auf das lederne Sattelkissen gelegt hatte — an ein Bett war unter gegenwärtigen Umständen nicht zu denken — so verfiel ich schon in einen festen Schlaf. Ich kann dem geneigten Leser versichern, daß ich in dieser Nacht absolut nichts geträumt habe. Uebrigens bot sich auch keine Zeit für Traumphantasieen: ich erwachte um 7 Uhr morgens, d. h. ich hatte gerade eine Stunde geschlafen.

Als ich vor dem Einschlafen mir eine Koschma und das Sattelkissen holen ließ, konnte sich mein ehrenwerter Mossin-Chan einer ironischen Bemerkung nicht enthalten. Er sagte, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, zu schlafen. Ich antwortete hierauf, daß selbst eine halbe Stunde Schlaf mir erwünscht wäre. ich hatte ja fast drei Nächte nach einander nicht geschlafen.

„Eine halbe Stunde!...“ rief Mossin-Chan ironisch und fügte noch etwas hinzu, jedoch vernahm ich seine letzten Worte nicht mehr, ich war schon eingeschlafen.

Gerade um 7 Uhr morgens erwachte ich plötzlich, wie von einem elektrischen Schlage. Nun sah ich, daß auch mein unermüdlicher Begleiter Mossin-Chan auf dem Boden ausgestreckt lag und in ganz entsetzlicher Weise schnarchte. Samaan-Beg war sitzend eingeschlafen, indem er sich mit dem Rücken an die Wand der Hütte angelehnt hatte. Vor ihm stand eine volle Tasse mit Thee und neben derselben eine Theekanne mit dem Theeaufguß, der noch nicht mal kalt geworden war. Samaan-Beg war so sehr müde, daß er nicht mal eine Tasse Thee zu trinken vermochte, er versank sofort in einen tiefen Schlaf. Ich machte mich gierig an den Thee und schluckte hastig drei Tassen eine

nach der anderen hinunter. Daraufhin ging ich auf den Hof hinaus: meine Augen waren mir geschwollen und eiterten ein wenig infolge der Reizung durch den salzhaltigen Sand — ich wollte mich durchaus waschen und suchte nun nach Wasser.

Als ich aus der Thür unserer elenden Hütte hinaustrat, bemerkte ich zwei Usbegen — der eine war der Bim-Baschi, der andere der Sfertib, beide hatten gestern außerordentlich energisch während des Sturmes beim Gepäck gearbeitet — sie lagen quer vor der Außenthür, im festen Schlaf begriffen. Aber selbst jetzt hielten sie noch fest ihre Keulen, gerade als ob sie auch im Schlaf bereit wären, den ihnen völlig fremden Kaffir, den Urus-Doktor vor jeglichen Feinden zu schützen. Ich mußte über sie hinübersteigen, um auf den Hof zu gelangen.

Auf dem Hof in einer heimlichen Ecke schliefen dicht zusammengedrängt und in ihre unersetzlichen, grauen Mäntel eingewickelt die Kosaken. Unweit von ihnen standen und schlummerten die Pferde, sie hatten ihre Köpfe sinken lassen und sich unter den Sätteln und Decken zusammengekrümmt. Die armen Tiere! Es war ihnen nichts zum Fressen vorgelegt: es war nichts in diesen Ruinen aufzutreiben gewesen: weder Stroh, noch Klee, — absolut nichts .... Wir Menschen hatten auch nichts gegessen, aber eben weil wir Menschen waren, konnten wir warten und fasten, — trotzdem daß wir heute den Sonntag der Fastnachtswoche hatten. Mit den Pferden aber ging das nicht. Um die Pferde hatten wir jetzt in erster Linie Sorge zu tragen.

Es war schon recht hell geworden. Der Sturm hatte sich völlig gelegt, aber der Himmel war noch von bleigrauen Wolken verdunkelt. Ein mäßiger Wind rauschte traurig zwischen den nackten Zweigen der elenden paar Bäume, die sich wie Waisen inmitten der sie umgebenden Ruinen von Sfiagyrd ausnahmen.

„Kosaken! Wachtmeister! aufstehen! Es ist Zeit!“ rief ich ihnen zu.

Die armen Kosaken erhoben sich nicht so bald; auch sie hatten in den letzten drei Tagen viel Unruhe und Sorgen gehabt: sie waren ja gerade solche Menschen, wie alle anderen, und nicht aus Eisen; sie waren der Ermüdung gerade so unterworfen, wie alle übrigen Sterblichen. Einige von ihnen, die bei meinem

Aufruf erwacht waren, sanken wieder zu Boden und schliefen momentan wieder ein. Bald aber kam alles in Bewegung. Ich befahl, daß man die Pferde tränken sollte, aber wir konnten weder die Pferde tränken, noch auch eine Hand voll Wasser auftreiben, um unsere entzündeten Augen auszuwaschen. Der Thee, den ich mit so viel Appetit ausgetrunken hatte, war aus dem Wasser bereitet, das Mossin-Chan stets im Vorrat mit sich führte.

Ich trat nun wieder in das Zelt hinein und weckte Samaan-Beg und Mossin-Chan auf.

Unmittelbar vor unserer Abreise von Sfiagyrd erschien ein Buchare, ein Bote des Begs von Kitab, Abdul-Ghafar Perwonatschi. Er brachte uns Briefe und Tabak, die von den Mitgliedern unserer Gesandtschaft aus Kitab abgesandt worden waren. Bald darauf bestiegen wir unsere Pferde und setzten unsere Reise fort.

So lange wir uns zwischen den Ruinen von Sfiagyrd aufhielten, die sich fast auf drei Werst erstreckten, war uns die Wüste noch nicht besonders beschwerlich gewesen. Der Boden ist hier nicht sehr sandig, sondern recht fest. Sobald wir aber diese elende Oase, wie man Sfiagyrd wohl nennen dürfte, verließen, so entfaltete sich schon das traurige Bild der toten Sandwüste in all' seiner abstoßenden Nacktheit und Armut vor unseren Augen. Je weiter wir vorwärts rückten, desto öder wurde die Wüste, desto tiefer der Sand. Die Pferde sanken in diesen Sand bis über die Knöchel, mitunter auch noch tiefer ein. In dieser Wüste ritten wir von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags. Ungefähr auf der Hälfte des Weges von Sfiagyrd bis zum Amu finden sich Sandbarchans von einigen Sfaschenjs Höhe. Auf ihren kegelförmigen und eiförmigen Gipfeln ragt ein spärlicher und dürftiger Saxaul empor. Der Boden trägt hier den Charakter eines ehemaligen Seegrundes. Die salzhaltigen Stellen, die „Sfolontschaki", sind sehr häufig, ja, richtiger gesagt, ist diese ganze Wüste ein großartiger Sfolontschak. Mitunter fanden wir kleine weiße Muscheln verstreut.

Trotz der Schwierigkeiten der Reise rückten wir doch recht schnell vor; die Pferde wurden tüchtig angetrieben. Mossin-Chan hatte eine kleine Avantgarde von usbegischen Reitern voraus-

gesandt und auch hinter uns befand sich eine entsprechende Arrieregarde. Mossin-Chan inspizierte persönlich jeden mehr oder weniger hohen Barchan, der uns in den Weg kam, indem er sich davon zu überzeugen suchte, daß uns hinter dem Barchan in der angrenzenden Bodensenkung keine Räuberbande auflauerte. Inmitten des Weges, in der Wüste, stießen wir auf den Mirsa-Baschi des Begs von Schirabad. Er war speziell nach Masari-Scherif abgesandt worden, um dort die Gerüchte, die in Schirabad über die letzten Ereignisse in Masari-Scherif eingelaufen waren, zu prüfen.

Während der Reise in der Wüste hatte mir der Bote des Begs von Kitab unter anderem mitgeteilt, daß er bereits auf dem afghanischen Ufer des Amu Nachricht über den Tod des Emirs und über die großen Unruhen in Masari-Scherif erhalten habe. Er befand sich darum in großer Verlegenheit darüber, wie er zu mir gelangen könne. Seine Reise in dem bucharischen Kostüm fortzusetzen, schien ihm nicht ratsam, indem er Gewaltthätigkeiten von seiten der Afghanen, die, wie bekannt, die Bucharen hassen, glaubte befürchten zu müssen. Er entschloß sich darum, in dem Kostüm eines bettelnden Pilgrims nach Masari-Scherif zu wandern. Nun erfuhr er aber noch zeitig genug, daß wir uns in Sjiagyrd befanden und war natürlich in hohem Grade erfreut darüber, daß er nicht nach Masari-Scherif zu reisen brauchte und von seiner unfreiwilligen Wallfahrt befreit war.

Und nun befanden wir uns an dem Ufer des Amu! Im Sommer findet sich hier ein recht schattiges natürliches Wäldchen. Gegenwärtig stand dieses Wäldchen noch nackt, entlaubt. Der Amu ist hier nicht breit, aber tief und trübe — im Winter gerade so gut wie im Sommer.

Sobald wir das Ufer des Amu erreicht hatten, wurden die Tiere vom Gepäck befreit. Am Ufer befand sich nur ein Fährboot. Ich wollte zuvörderst auf das bucharische Ufer einen Teil der Pferde und alles Gepäck hinüberschaffen und dann auf zwei Böten, da nämlich noch ein zweites Boot am jenseitigen Ufer stand, selber mit den Kosaken, der Dienerschaft und den übrigen Pferden hinübersetzen. Mossin-Chan aber riet mir warm zu, keine Minute zu verlieren und selber mit den Leuten auf das jenseitige Ufer hinübersetzen, dann aber die Boote nach

den Pferden und dem Gepäck nachzusenden. Ich begann mit ihm hierüber zu streiten, er aber bat mich, durchaus seinen Rat zu befolgen.

„Hier auf unserem Ufer befinden sich 200 afghanische Soldaten," flüsterte er mir zu. „Wer weiß, was die da gegen Sie planen können? vielleicht setzen wir uns Unannehmlichkeiten aus. Wir müssen ja Gott danken, daß es gelungen ist, in dieser Nacht einer großen Gefahr zu entrinnen. Warum sollen wir noch neue Gefahren heraufbeschwören?"

Mehr aus Achtung vor Mossin-Chan, als infolge seiner Beweisgründe gab ich seinen Bitten nach. Beim Abschied wollte ich ihm zum Andenken ein Berdansches Gewehr schenken. Ich mußte ihm auch noch einige Winke geben über die Gefahren, die ihm nach gewissen Gerüchten in Masari-Scherif drohten. Ich machte ihm darum den Vorschlag, mit mir aufs andere Ufer zu kommen. Er willigte ein. Aber der Chef der afghanischen Uferwache ließ das nicht zu, indem er sagte, daß Mossin-Chan keine entsprechende Erlaubnis der Obrigkeit besitze, um über den Strom gelassen zu werden. Ich stellte ihm die Frage, „was das zu bedeuten habe"? Samaan-Beg aber, der diese Unterredung zu vertuschen suchte, bemerkte dem Chef, daß er gewiß bloß gescherzt habe. Das war nun keineswegs der Fall. Mossin-Chan lachte anfänglich über das Verbot des Chefs und sagte, daß er sich nicht nur vor diesem Esel, sondern auch vor zehn anderen seinesgleichen nicht fürchten werde. Daraufhin aber begann er doch gewisse Bedingungen in bezug auf die Fahrt über den Amu vorzubringen: „Wenn das dem Doktor-Saib sehr nötig scheint — ja, wenn das schon durchaus notwendig ist" u. dgl. m. Ich bemerkte nun, daß man ihn wirklich an der Fahrt behindern konnte und daß es vielleicht zu einem Zusammenstoß zwischen Mossin-Chan und dem Chef der Uferwache kommen könnte, ich bestand darum nicht mehr auf meinen Wunsch. Aber auf diesem Ufer, vor den Augen der habsüchtigen, afghanischen Soldaten, wollte ich Mossin-Chan die Büchse nicht abgeben. „Vielleicht," dachte ich, „wird gerade dieser Chef sie ihm abnehmen wollen, er hat jedenfalls die Macht dazu in Händen. Zudem mußte ich auch noch Mossin-Chan darüber Anweisung geben, wie man mit dem Gewehre umgeht, und auch hierfür war einige

Zeit erforderlich. Auf diesem Ufer wollte ich aber keine Minute mehr verbleiben — so sehr brannte mir der Boden unter den Füßen!... Als ich schon mit einem Bein in dem Boot stand, sagte mir Mossin-Chan: „Wollen wir sehen, vielleicht komme ich mit der zweiten Partie.“ Daraufhin nahmen wir herzlich von einander Abschied.

„Chuda chafisi schuma! Rachi schuma emwar, ba cheir,“ (Gott beschütze Sie, glückliche Reise!) sagte Mossin-Chan mit einer vor Erregung zitternden Stimme. „Gott sei Dank, daß Sie der schweren Todesgefahr entronnen sind... Jetzt sind schlimme Zeiten eingetreten, ein jeder von uns schwebt in Lebensgefahr. Nun,“ schloß er, „leben Sie wohl, leben Sie wohl!“

Ja, wenn ich früher während meiner Sommerreise in Afghanistan mitunter auch Mossin-Chan beschuldigt habe, daß er gewisse Unebenheiten des Charakters besaß, gar zu hitzig und mitunter auch brutal war, so konnte ich jetzt, nach diesen drei denkwürdigen Tagen, ihm gegenüber nur das Gefühl einer grenzenlosen Hochachtung und einer fast brüderlichen Liebe hegen. Es stand für mich jetzt außer Zweifel, daß das ein Mann von hoher Ehrlichkeit, und was besonders wichtig, namentlich für einen Afghanen, ein Mann von großer Uneigennützigkeit war [1]). Bemerkenswert ist es, daß General Stolettow früher als sonst jemand von uns die Eigenschaften dieses Mannes verstanden und gewürdigt hatte und sie auch durchaus zu benutzen wußte.

Als wir bereits im Boot saßen, ersuchte mich Mossin-Chan, seinen Gruß dem Sserdar Schir-Ali-Chan zu übergeben. Die

---

[1]) Als General Stolettow Afghanistan verließ, händigte er Mossin-Chan 150 Rupien ein zum Ankauf verschiedener Produkte der einheimischen Industrie. Mossin-Chan führte die Bestellungen des Generals in genauester Weise aus und beförderte die Sachen mit General Rasgonow. Während der Reise erkrankte bei General Stolettow ein gutes Pferd, er übergab es Mossin-Chan zur Pflege und wollte es bei seiner Rückkehr nach Afghanistan wieder zurücknehmen. Er kehrte jedoch nicht mehr zurück, Mossin-Chan aber, der das Pferd 5 Monate lang kuriert und gepflegt hatte, übergab es ebenfalls General Rasgonow, damit dieser es an den General Stolettow befördern möge, dabei aber forderte er nichts für den Unterhalt und die Kur des Pferdes.

übrigen Mitglieder der afghanischen Gesandtschaft wollte er nicht grüßen lassen.

Ich wollte vor meiner Abreise seinen Leuten ein wenig Geld geben, sie hatten doch so viel für mich gearbeitet, aber angesichts der am Ufer stehenden und uns angaffenden afghanischen Wachtsoldaten wagte ich das nicht zu thun, ich befürchtete, daß sie dieses Geldes wegen Gewaltthätigkeiten von seiten der Räuber zu erleiden haben würden. Es that mir überhaupt sehr leid, daß Mossin-Chan nicht mit mir auf das bucharische Ufer hinübergezogen war. Doch ließ sich dabei eben nichts ändern. Als wir schon in einigen Sfaschenj vom Ufer waren, rief Mossin-Chan mir zu, daß ich ihm doch vom jenseitigen Ufer etwas Thee zusenden möge, da er vergessen habe, Thee aus dem Hause mitzunehmen. Daraufhin schaute er noch lange unserem Boote nach, rief uns verschiedene Glückwünsche zu und winkte mit seiner Helmmütze und den beiden Armen. — Leb' wohl, leb' wohl, unser unschätzbarer Begleiter! Gott behüte Dich! . . .

Ich könnte nicht gerade sagen, daß es mir schwer fiel, den Boden von Afghanistan zu verlassen. Es waren das lediglich nur schwere, unangenehme Eindrücke, welche ich von hier heimführte. Lichte Erinnerungen, freudige Empfindungen traten nur spärlich auf. „Und der erste prachtvolle Empfang der Gesandtschaft in Masari-Scherif? und der pompöse Einzug in die Hauptstadt von Afghanistan?" sagte mir mein Gedächtnis vor. — Aber was haben wir von diesen Festlichkeiten gehabt! Alles das war schwer genug aufgewogen worden durch die absolute Abgeschlossenheit, in welcher wir uns mehrere Monate befanden, durch das zwecklose Hocken zwischen den vier Pfählen unserer eigenen Wohnung, durch diesen für die Mitglieder der Gesandtschaft unfreiwilligen und für die Chefs derselben freiwilligen Arrest.

Ich persönlich hatte hier eine ganze Leidensgeschichte hinter mir und hatte endlose und unerträgliche moralische Qualen, namentlich im Laufe der letzten zwei Monate durchzukosten gehabt. Allerdings! Man möge sich einen Menschen vorstellen, der mit ganz gewöhnlichen Kräften ausgestattet, aber durch gewisse Umstände in die Lage geraten ist, daß alle Welt nur auf ihn hofft und von ihm allein eine Rettung erwartet. Er ist ein Gott in

ihren Augen, er wird nahezu angebeten!... Dieser „Gott" aber kann nichts machen, d. h. er vermag kein Wunder zu thun, das von ihm erfleht, ja erfordert wird, um welches man ihn beschwört!... Er fühlt sehr wohl und gesteht sich auch seine Machtlosigkeit, aber er kann es ihnen doch nicht gestehen, er vermag den an ihn glaubenden Menschen nicht die letzte Hoffnung zu entreißen, diesen letzten Trost des Menschen auf Erden..... Was muß ein Mensch empfinden, der in eine derartige Lage geraten ist? Sein inneres Wesen wird tief erschüttert sein; moralisch und physisch wird er leiden... Das war die Lage, in welcher ich mich befand. — Ich kam nach Kabul, in meinen Armen starb sechs Stunden nach meinem Besuch der Erbe des Emirs, vermutlich ein Opfer seiner Feinde. Ich konnte ihm keine Hülfe leisten. Und dennoch war die letzte Hoffnung des gekrönten Vaters, dessen geliebter Sohn im Sterben lag, auf mich gerichtet. Ich komme nach Masari-Scherif, ich beginne den Emir zu behandeln und die Krankheit, wegen welcher er mich speziell berufen hatte, beginnt allmählich vor meinen Anstrengungen zu weichen, nun aber... ergreift ihn plötzlich ein furchtbares Leiden; er erkrankt zweifellos infolge der irrigen Behandlung einer anderen, relativ leichten Erkrankung von seiten der einheimischen Aerzte. Die Unwissenheit der einheimischen Aerzte führt dazu, daß diese Krankheit eine Komplikation erhält, daß sie ihren Charakter verändert; sie erlangt den Höhepunkt ihrer Entwickelung; sie ist bereits unheilbar. — Nun werde ich berufen, man beschwört mich im Namen alles dessen, was auf Erden vorhanden ist, die gefährliche Krankheit zu bannen. Der Kranke wird mir völlig anvertraut: von nun an sollen alle meine Ratschläge aufs genaueste befolgt werden. Ich bin ein Gott in ihren Augen. In meinen eigenen Augen aber bin ich in diesem Moment — etwas durchaus Nichtiges: ich bin ein Mensch wie alle, ganz abgesehen von dem Grad meiner ärztlichen Kunst, denn jetzt sind die menschlichen Mittel machtlos vor dieser Krankheit. Ich suche mich einer falschen Stellung zu entziehen, indem ich vorsichtig darauf hinweise, daß die Hoffnung auf eine Genesung gering oder auch zweifelhaft ist, daß die Krankheit stark vorgeschritten sei... Man antwortet mir: „Was hat das zu bedeuten, daß die Krankheit vorgeschritten ist; mit einer leichten Krankheit wird jedermann

fertig, selbst wenn er kein Arzt ist; eine schwere Krankheit zu kurieren, das ist eine rechte Aufgabe für einen Arzt.“ Was läßt sich auf derartige Argumente erwidern? ... Ja, ich wollte nicht ein zweites Mal all' diese Seelenpein nochmals durchmachen. Schließlich kommt auch meine Eigenliebe hier in betracht — die Eigenliebe eines Arztes. Die Menge überlegt nicht viel in solchen Sachen: Du hast die Krankheit nicht geheilt, also bist Du schuldig. Ja, nicht nur die Menge, namentlich die in Central-Asien, sondern auch das gebildete europäische Publikum urteilt in diesem Fall gerade so .....

Unser Fährboot glitt rasch stromabwärts.

Bald hatte schon der weißliche luftige Dunst und der Nebel, der mit einem leichten, halb durchsichtigen Streif die Ufer des Flusses einfaßte, diejenige Stelle verhüllt, wo Mossin-Chan stand. Der Tag war trübe. Das Wasser im Flusse besaß einen unheimlich glitzernden, grauen Anstrich, gerade als ob es aus aufgeschmolzenem Blei bestand. Die Bootsleute arbeiteten tüchtig mit Stangen anstatt mit Rudern. Ein Pferd war dieses mal nicht vorgespannt.

Wir gelangten zum bucharischen Ufer. Gegenwärtig trennt uns von Afghanistan eine Grenze, die für die Gewaltthaten nicht zu überschreiten ist. Es ist das der imposante Strom, die Grenzscheide zwischen den beiden central-asiatischen Nachbarstaaten. Allerdings ist die Rechtlichkeit auf diesem Ufer auch noch nicht sehr weit her, aber wir Russen dürfen hier mit Bestimmtheit auf die Gastfreundschaft und ein liebenswürdiges Entgegenkommen rechnen. Es giebt wohl kaum ein anderes uncivilisiertes Land, in welchem ein russischer Reisender so unbedingt gefahrlos reisen kann, wie in Buchara. Er fühlt sich geradeso wie zu Hause. Mit Recht sagen die Bucharen, daß das russische und das bucharische Volk zwei Brüder sind: „iki doulet — bir doulet“ (die beiden Staaten sind ein Staat).

Sobald wir nur das „Schiff“ verlassen hatten, so trat schon die übliche bucharische Gastfreundlichkeit in ihre Rechte. Der Mirsa-Baschi begab sich sofort in das benachbarte Dorf Patta-Gjusar, um dort für uns Unterkunft und ein Frühstück zu besorgen. In Erwartung des zweiten Transports mit den Pferden und dem Gepäck, lagerte ich mich mit Samaan-Beg unmittelbar

am Ufer des Stromes auf einer sandigen, in das Flußbett hineinragenden Landzunge. Wir ließen uns Thee bereiten. Offen gestanden, erschien mir der Thee jetzt viel schmackhafter, als zu anderen Zeiten der Champagner. Für einen Menschen, der zwei Tage lang kaum etwas gegessen und getrunken hat, sind einige Glas Thee und ein Stück kaltes Hammelfleisch mit trockenem Brot ein außerordentlich appetitliches Frühstück.

Eine Stunde später zeigten sich bereits in der Ferne die dunklen Umrisse der Fährböte, die gegenwärtig mit Pferden, Menschen und Gepäck überfüllt waren. Die Böte landeten an das an dieser Stelle seichte Flußufer — ich suchte aber fruchtlos in diesen Böten nach Mossin-Chan. Er war nicht mitgekommen. Nun, Gott behüte Dich, Du unschätzbarer Führer; möge Er von Dir, Du, unser treuer Freund, alles bevorstehende Uebel abwenden!...

Das Ausladen der Fährböte und das Bepacken der Lasttiere nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Das Dorf war von dem Landungsplatz auf kaum $1^1/_2$ bis 2 Werst entfernt. In wenigen Minuten befanden wir uns bereits unter dem Dache der gastfreundlichen bucharischen Jurten.

Als wir uns vollzählig auf dem Ufer versammelt hatten, nahmen die Kosaken ihre Mützen ab, schlugen ihr Kreuz und grüßten tief — tief die Mutter-Erde.

Leb' wohl, Afghanistan! Uebrigens, nein: auf Wiedersehen! Behalte uns in gutem Andenken....

Wenden wir uns nun in Gedanken der von uns verlassenen Stadt zu und erfahren wir, was dort nach unserer Abreise geschah [1]).

Als wir uns von dem Serdar Neik-Mahomed-Chan verabschiedet hatten, waren wir der Meinung, daß er in die Stadt zurückgekehrt war. Allerdings hatte er einige hundert Schritt in der Richtung nach der Stadt zurückgelegt, dann aber war er wieder umgekehrt und folgte uns in einigen hundert Schritt. In dieser Weise begleitete er uns, ohne daß wir davon etwas ahnten, fast bis zu dem Dorfe Sfiagyrd. Warum verfuhr er nun in

[1]) Nach den Mitteilungen von Neik-Mahomed-Chan, die von ihm während seines Aufenthaltes in Taschkent in den Jahren 1880—81 gegeben wurden.

dieſer Weiſe? Weil er ganz ernſtlich eine Verfolgung von ſeiten der zügelloſen afghaniſchen Kavalleriſten befürchtete. Das Verſchwinden des Sſary-Dſchan, eines Tſchaar-Sſats, d. h. eines Befehlshabers über 400 Kavalleriſten, war nicht bloß von Moſſin-Chan, ſondern auch von Neik-Mahomed-Chan in dem Sinne ausgelegt worden, daß dieſer etwas Böſes gegen uns im Schild führe. Tachtapul, in welchem ſeine Reiter lagen, befand ſich in bloß 8 Werſt von Maſari-Scherif. Er konnte uns ſomit mit ſeinen 400 Reitern ſehr leicht nachſetzen und uns in der Steppe einholen, bevor wir Sſiagyrd erreicht hatten. Darum entſchloß ſich Neik-Mahomed-Chan, uns bis Sſiagyrd zu begleiten. Am Morgen aber war er bereits wieder in der Stadt.

Am Tage nach unſerer Abreiſe, d. h. am 11. Februar, wurde unſere Wohnung von einigen Paltanen (Bataillonen) umzingelt. Die Leute waren auf einen energiſchen Widerſtand von unſerer Seite gefaßt und ſtaunten nicht wenig, als ſie unſer Haus leer fanden.

„Wenn Sie bis zu dieſem Tage in Maſari-Scherif zurückgeblieben wären," erzählte ſpäterhin Neik-Mahomed-Chan, „ſo hätte ich nicht dafür einſtehen können, daß Sie den Gewaltthätigkeiten entgangen wären. Die Truppen waren ſtark aufgeregt durch die Gerüchte, die in der Stadt ſehr verbreitet waren, daß der verſtorbene Emir den Ruſſen alle ſeine Schätze übergeben hatte.

Hierauf entſchloſſen ſich die Truppen, die Lieblingsfrau des Emirs und ihre Familie auszuplündern. Aus irgend welchen Gründen brachten ſie mich auch dort, wo es ſich um Plünderung handelte, in Zuſammenhang mit der Frau des Emirs. Nicht genug damit. Es ſchien ihnen irgend eine Beziehung vorhanden zu ſein zwiſchen meiner Abreiſe und der angeblichen Abreiſe der Frau des Emirs und ihrer Familie.

„Der Schatz iſt ſchon fort, denn der Doktor iſt abgereiſt. Jetzt muß man darauf gefaßt ſein, daß die Familie des Emirs ſich bald entfernt. Wir wollen das aber nicht zulaſſen. Wir wollen die Frau des Emirs nicht aus Afghaniſtan hinauslaſſen. Wir wollen ſie ausplündern." Das war das übliche Gerede unter den Truppen. Was ihnen den Anlaß gegeben hatte, mich in Verbindung mit den Intriguen der Frau des Emirs zu bringen, das weiß ich nicht und vermag ſogar nichts hierüber

zu vermuten. Trotzdem, daß ich dem verstorbenen Emir nahe stand, suchte ich mich doch von der Politik fern zu halten. Mit der Frau des Emirs habe ich nie eine Zusammenkunft und keinerlei Unterhandlungen gehabt.

Um die Familie des Emirs vor der Ausplünderung zu schützen und die zügellosen Truppen im Zaum zu halten, verfiel Neik-Mahomed-Chan auf folgende List: Er sandte irgend einem Regiment durch einen seiner Leute die Nachricht zu, daß ein anderes Regiment es in der bevorstehenden Nacht zu überfallen gedenke. Dem letzterwähnten Regiment wurde ebenfalls eine entsprechende Nachricht zugesandt. Den Herater Truppen brachte er bei, daß die Kabuler Truppen sie zu überfallen beabsichtigten, die Kabuler aber wurden durch einen bevorstehenden Ueberfall von Seiten der Herater geschreckt. Auf diese Weise blieben die Truppen auf ihrem Platz, indem sie sich alle vor einander fürchteten. So vergingen mehrere Tage, bis schließlich die ersten Befehle des neuen Emirs von Afghanistan, des Jakub-Chan, einliefen. Vereinzelte Fälle von Plündereien gab es allerdings, dafür aber wurde einem allgemeinen Blutbad, wie das ja bei der Zuspitzung der Verhältnisse zwischen den verschiedenen Völkerschaften, aus denen die afghanischen Truppen bestanden, ganz unvermeidlich erschien, dennoch vorgebeugt.

In der ersten Nacht nach meiner Abreise aus Masari-Scherif fand Neik-Mahomed-Chan gerade so wenig Gelegenheit zum Schlaf, wie auch in der vorhergehenden. Er hatte alle seine Leute mit verschiedenen Aufträgen in die verschiedensten Gegenden entsandt. Als er allein zurückgeblieben war, bemerkte er, wie aus dem Nachbarhause die kleine Tochter des Emirs („mein Bruder") heraustrat und zu ihm hinaufkam. Sie war angekleidet und führte in den Händen einen Kindersäbel.

„Was willst Du, Bibi-Dschan?" fragte Neik-Mahomed-Chan. „Warum hast Du in der Nacht Dein Haus verlassen?"

„Wie sollte ich denn anders?" antwortete das Mädchen. „Du bist ja ganz allein geblieben. Wenn Dich jetzt irgend ein Feind überfällt, so hast Du niemanden, der Dich beschützt. Nun, ich bin gekommen, um Dich zu beschützen."

Neik-Mahomed-Chan erzählte, daß diese naiven kindlichen Worte ihn aufs tiefste gerührt hätten. Er brachte dem Mädchen

ein zahmes junges Lamm; Bibi-Dschan spielte lange Zeit mit demselben und schlief dann ein.

Zwei Tage nach unserer Abreise kehrte Mossin-Chan nach Masari-Scherif zurück. Es war ihm glücklich gelungen, all' den Gefahren zu entgehen, von welchen er bedroht war. Um den Leser über die großen Gefahren aufzuklären, denen Mossin-Chan in Masari-Scherif entging, möchte ich hier nur das bemerken, daß er eine dem Lojnab Chosch-Dil-Chan sehr nahestehende Person war. Der Lojnab und Feïs-Mahomed-Chan saßen aber nach wie vor in Haft und wurden erst auf Befehl von Jakub-Chan in Freiheit gesetzt. Zum Lojnab, oder richtiger gesagt, zum Naïbil wurde nun Gulam-Haider-Chan aus dem Geschlechte Werdek bestellt. Er verwaltete das afghanische Turkestan bis zur Thronbesteigung des Abdurrachman-Chan.

Der Serdar Neik-Mahomed-Chan und der Ditten Mossin-Chan erhielten für ihre mir am 9., 10. und 11. Februar erwiesenen Dienste von dem Turkestaner General-Gouverneur Kaufmann folgende Geschenke: Neik-Mahomed-Chan erhielt eine silberne Vase mit der eingravierten Inschrift: „Zur Erinnerung an den 10. Februar 1879 von General Kaufmann." Mossin-Chan erhielt eine goldene Uhr mit der nämlichen Inschrift.

10. Kapitel.

Vom Amu-Darja bis zur Stadt Buchara.

Eine Tagerast in Patta-Gjusar. — Mein Briefwechsel mit dem Beg von Schirabad und dem Serdar Neik-Mahomed-Chan. — In Schirabad. — Mein Besuch beim Beg. — Seine Gewandtheit. — Meine Gedanken über eine Reise nach Buchara. — Bericht nach Taschkent. — Ich reise nach Buchara ab. — Wiederum das „Eiserne Thor". — Tschasma-i-Hafisan. — Das Gebirgsthal Tengi-Charam. — Kara-Ssatsch. — Wiederum zu Gast beim Beg von Gjusar. — In Karschi. — Kossan. — Rabbat-Kakyr. — Im Regen. — Ungenauigkeiten der Generalstabskarte. — Busatschi. — Die Wache. — Abdullah-Chan, der Baumeister. — Der Komfort in der Steppe. — Charakter der Steppe. — Der Gebirgsrücken Mama-Dschargaty. — Das „gesalzene" Gebiet. — Zusammentreffen mit den bucharischen Würdenträgern. — In der Vorstadt von Buchara, Kokan.

In Patta-Gjusar hielt ich Rast. Es war das durchaus notwendig: Leute und Tiere waren bis aufs äußerste ermüdet. Die Leute hatten drei Nächte nach einander nicht geschlafen, die Tiere hatten eine Strecke von 90 Werst zurückgelegt durch ein sandiges Gebiet; während 15 Stunden befanden sie sich fast unausgesetzt auf dem Marsch, seit drei Tagen hatten sie nichts zu fressen bekommen.

Von hier aus wollte ich einen Bericht über die letzten Ereignisse in Afghanisch-Turkestan nach Turkestan absenden, aber ich kam nicht dazu. Die Ermüdung machte sich auch bei mir geltend: ich schlief fast 24 Stunden nach einander — Tag und Nacht. In meinem Auftrag schrieb Samaan-Beg einen Brief an den

Beg von Schirabad mit der Nachricht, daß wir durch Schirabad zu reisen gedächten. Auch an den Beg von Kitab war ein kurzes Schreiben abgesandt worden. Ein ausführlicherer Brief war an den Serdar Neik-Mahomed-Chan gerichtet. In diesem Brief sprachen wir ihm unseren Dank aus für die Dienste und den Schutz, die er uns während der schlimmen Zeit unseres Aufenthaltes in Masari-Scherif erwiesen hatte. Im gleichen Brief benachrichtigte ich ihn davon, daß ich meine Reisetasche verloren hätte. Ich bat ihn, daß er alles, was in seinen Kräften stehe, daran setzen möchte, um die Reisetasche aufzufinden; gleichzeitig machte ich ihn darauf aufmerksam, daß man mit größter Vorsicht mit den in der Reisetasche befindlichen Medikamenten umgehen möge, wobei sich unter anderem eine Drachme Atropin befand. Mossin-Chan spendete ich in diesem Schreiben das reichlichste Lob. Möge ihm diese Empfehlung genützt haben!

Am gleichen Tage passierten durch Patta-Gjusar zwei afghanische Reiter. Es waren das spezielle Boten, die von der gegenwärtigen Regierung in Masari-Scherif zur afghanischen Gesandtschaft nach Taschkent abgesandt worden waren, um über die letzten Ereignisse in Afghanisch-Turkestan zu berichten.

Am folgenden Tage trafen wir in dem Dorfe Angor ein, woselbst wir übernachteten. Am dritten Tage waren wir bereits in Schirabad. — Sobald wir den bucharischen Boden berührt hatten, war ein Umschlag im Wetter eingetreten. Drei Tage lang regnete es stark, wobei es einen heftigen Westwind gab. Der Weg von Angor bis Schirabad war in eine einzige ungeheuere, schmutzige Pfütze verwandelt, in welcher die müden Beine unserer Pferde herumwaten mußten, wobei die Reiter mit einem wahren Regen von Schmutz bespritzt wurden.

In einigen 5 Werst von Schirabad stießen wir auf den Bruder des Begs und den Mirachur; sie hatten ein Gefolge von 20 Mann bei sich. Der Bruder des Begs übermittelte uns den Gruß desselben und erkundigte sich darnach, ob wir bei dem Beg sofort vom Wege einkehren würden oder erst nach einiger Zeit. Ich äußerte den Wunsch, den Beg erst nachdem ich mich ein wenig ausgeruht hatte, zu besuchen. Der Bruder des Begs

bestand jedoch darauf, daß wir direkt beim Beg einkehren möchten.

„General Rasgonow," sagte er, „hat seine Visite direkt von der Reise gemacht und der Doktor-Tjurja möge das gleiche thun."

Ich klärte den Bucharen natürlich nicht über die Taktlosigkeit des Generals auf, setzte aber meinen Willen durch. Ich bemerkte übrigens, daß es gar nicht der Brauch der Russen sei, die Gäste so direkt vom Wege, bestaubt und schmutzig, wie sie sind, und ermüdet von der langen und schwierigen Reise, zu sich hineinzuschleppen; der Wunsch des Begs erschiene mir sehr seltsam, da er sich ja für einen Kenner der russischen Sitten halte und angeblich eben darum als Beg in Schirabad hingesetzt worden sei, weil in der letzten Zeit so viele Russen diese Stadt zu passieren gehabt hätten.

Als wir die Vorstadt betraten, wurde ich durch einen scharfen aromatischen Geruch überrascht. Ich schaute mich um und entdeckte bald die Ursache in einem Garten blüten einige Mandelbäume. Die Aprikosen begannen ebenfalls zu blühen. Die Armen! Sie ahnten nicht, daß am folgenden Tage ein tüchtiger Schnee fallen und noch einen Tag später sich ein Frost von 3 Grad einstellen werde.... Kaum daß wir in der Stadt waren, als der Regen schon in einen rechten Guß überging. Es wurde uns Unterkunft in Jurten angewiesen und ich hegte große Befürchtung, daß der Regen die Koschmas durchnässen werde, aber das Steppenprodukt bewährte sich bestens, — in das Innere der Jurten drang auch kein einziger Regentropfen hinein.

Gegen 3 Uhr nachmittags begaben wir uns zum Beg in das Staarkästchen [1]). Einen passenderen Namen konnte es wohl kaum für das befestigte Schloß geben. Der Leser kennt das Schloß bereits (B. I. S. 94), ich brauche es darum gegenwärtig nicht mehr zu beschreiben. Wir ritten bis auf den Gipfel des Hügels hinauf und passierten drei Thore. Vor dem vierten Thor, hinter welchem sich die Wohngebäude des Begs befanden,

[1]) Auch in Rußland ist es Brauch, Häuschen für die Staare auf irgend einem hochgelegenen Punkt, z. B. auf dem Giebel des Daches, auf einer hohen Stange oder auf einem dem Hause zunächst stehenden Baum zu errichten.

Anm. d. Ueberf.

mußten wir aus Rücksicht auf Anstand und die dem Hausherrn gebührende Ehre die Pferde verlassen und zu Fuß weiter gehen. Das kräftige Hausgesinde des Begs ließ mich gar nicht mal vom Pferde steigen, ich wurde vielmehr herabgehoben.

Unmittelbar an der Schwelle des Hauses trat mir der Hausherr von dem Staarkästchen und von dem Schirabader Bezirk, der Beg Abdull-Schalil-Perwonatschi, entgegen. Er trug einen kurzen Pelz, der mit Seidenzeug von häuslicher Produktion überzogen war. Sein rosiges, recht schönes Gesicht, das durch einen recht dichten, grauen Bart geschmückt und mit einem Paar schlauer, unruhig herumlaufender Augen versehen war, strahlten von einem breiten, freundlichen Lächeln. Sein Kopf war mit einem ungeheueren, weißen Turban umwunden. Das Bäuchlein, das bereits ein wenig merklich hervorragte, der gewissermaßen simple Gesichtsausdruck, ein tüchtiger Händedruck — alles das sprach dafür, daß er ein gemütlicher Mann war. Er forderte uns durch eine ehrfurchtsvolle Handbewegung auf, einzutreten und wollte dabei durchaus nicht zuerst das Zimmer betreten. Die gleiche Geschichte führte er auf, als wir uns zu Tisch setzten: der Beg wollte absolut nicht den Platz des Hausherrn einnehmen und sich vor mir niedersetzen. Schließlich nahmen wir platz. — Die üblichen Begrüßungen, wie sie der Gelegenheit angemessen waren, die wechselseitigen Wünsche, daß man sich der besten Gesundheit und des erdenklichsten Segens erfreuen möchte, die Freudeäußerungen darüber, daß das Geschick uns wiederum einmal gesund zusammengeführt habe, die verschiedentlichsten Komplimente und Liebenswürdigkeiten.... alles das flog im bunten Wechsel von einem zum andern hin und wieder und nahm nicht weniger als eine halbe Stunde ein. Ich überließ es Samaan-Beg, auf dem Felde der Courtoisie und der Komplimente eine Lanze zu brechen, ich selber widmete mich der Betrachtung der Anwesenden und dem Thee. Der Beg beeilte sich, seine Freude darüber auszusprechen, daß wir so glücklich der Gefahr entronnen wären, ja vielleicht auch der Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen von seiten der Afghanen. Er entwickelte diesen Gedanken ausführlich und wies darauf hin, daß die Afghanen Diebe und Räuber wären. Es war das wieder das alte Lied von der Feindschaft der Bucharen und Afghanen, nur daß die

Motive sich frisch darboten. Auf alle diese Redensarten des Begs bemerkte ich, daß nicht nur in Afghanistan, sondern auch in Buchara und überhaupt in jeglichem asiatischen Reich ein Wechsel in der Regierung, sei das nun infolge des Todes des Herrschers oder seiner Verjagung — zu politischen Unruhen führe, und daß die Unruhen in Masari-Scherif gerade diesen Charakter getragen, uns Russen aber keineswegs berührt hätten.

„Wenn uns vielleicht auch zufällig eine Unannehmlichkeit zugestoßen wäre," sagte ich, „so wäre das nur dasjenige gewesen, was jedem Reisenden auf einem Landwege passieren kann, wo Räuber zu treffen sind. Nun muß man aber bemerken, daß der Name Rußland in Central-Asien bekannt ist und eine derartige Achtung selbst in den entlegensten Winkeln genießt, daß wohl niemand die Vertreter Rußlands offen zu beleidigen sich erkühnt hätte."

Natürlicherweise hatte ich keine Lust, und es hätte ja auch keinen Zweck gehabt, dem anscheinend so schlichten Beg gegenüber aufrichtig zu sein, — und wie schlau erwies er sich später! — Zudem wurde ich ja mit dem Brauch der Bege bekannt, alles das, was sie von den Russen und über die Russen vernehmen konnten, brieflich dem Emir von Buchara zu melden.

Daraufhin lenkte der Beg das Gespräch auf die Krankheit des Emirs Schir-Ali-Chan. Es hatte keinen Zweck für mich, hierüber ausführlich zu sein, ich teilte ihm darum kurz die Geschichte der Krankheit des Emirs mit. Ich benutzte dabei die Gelegenheit, um mich mit seinen eigenen Anschauungen über meine Reise nach Buchara, die die Behandlung des Emirs zum Zwecke hatte, bekannt zu machen.

„Infolge einer Aufforderung des Dschonab-i-Ali muß ich nach Buchara reisen," — sagte ich. — „Nun weiß ich aber nicht, was für Regeln und Bräuche bei den Bucharen in dieser Beziehung existieren. Meiner Meinung nach ist's gerade nicht ganz passend, wenn ich von dem Ort der Trauer und der unglücklichen Ereignisse (d. h. vom Grabe des Schir-Ali-Chan, ich bediente mich hier des üblichen Bilderschmuckes in der Sprache der Central-Asiaten) an den Ort der Lust und der Freude komme, wo man den Tod nicht zu erwähnen hat (d. h. das Haus des Emirs von Buchara)."

„Darüber dürfen Sie sich keine Gedanken machen," antwortete der Beg. „Sie haben all' den Kummer jenseits des Darja (Amu) gelassen."

Nun aber ging uns plötzlich, wie das häufig passiert, der Stoff für unsere sonst sehr lebhaft geführte Unterhaltung aus. Etwa zehn Minuten lang schleppte sich das Gespräch nur mühsam dahin, — wir schwiegen nicht, aber es war auch kein Leben in dem, was wir sprachen. Schließlich kam es dazu, daß wir, um unser Gespräch aufrecht zu halten, das jetzt wie ein von Wanderern in der Steppe hinterlassenes und nur schwach glimmendes Feuer jeden Moment zu erlöschen drohte, zu dem letzten Ausflucht smittel in all' solchen Fällen greifen mußten, zur Witterung. Ich bemerkte dem Beg, daß ich und meine Begleiter vor dem Herrgott wohl einen niedereren Rang einnehmen müßten, als der Adjutant Bulazel und General Rasgonow; diese hätten sich während ihrer ganzen Reise des schönsten Wetters erfreut, währenddem wir von dem Moment an, wo wir ausrückten, von Unwetter begleitet, vom Regen durchnäßt worden seien und bis über die Knie im Schmutz hätten waten müssen.

Der Beg war jedoch so geschickt, daß er selbst diese offenbare Ungunst der Verhältnisse zu einem Kompliment zu benutzen wußte.

„Sie wissen ja," entgegnete er mir, „daß unser Wohlstand durch den Ausfall der Ernte bedingt wird, die Ernte aber durch die Stärke des Regenfalls: wenn wir Regen haben, so giebt's Getreide; wenn der Regen ausbleibt, so sind wir Bettler, so werden wir von Hungersnot bedroht. Bis zu Ihrer Ankunft in Schirabad haben wir gar keinen Regen gehabt. Sie haben nun den Regen in Ihren Rockschößen mitgebracht, — unseren größten Schatz. Da ist's doch nun klar, daß gerade Sie bei Gott in höheren Ehren stehen, als sonst jemand."

Ich war nicht wenig frappiert durch diese Gewandtheit und Logik und schaute mir den Mann genauer an: er schien mir jetzt schon lange nicht mehr so einfältig, wie beim ersten Anblick. Wir empfahlen uns bald darauf dem Beg und zogen uns in unsere Jurten zurück

Ich gestehe, daß ich mich nur nach langem Schwanken zu einer Reise nach Buchara entschloß. Die Umstände, unter denen ich mich zum Emir von Buchara begab, um ihn zu kurieren,

waren recht fatal. Mein gekrönter Patient, der Emir von Afghanistan, war soeben erst unter meinen Händen gestorben. Das mag nun genügend sein, um das Unpassende, und vielleicht sogar Unzeitgemäße meiner Reise nach Buchara zu kennzeichnen. Die Laien, welche ja die Mehrzahl des Publikums nicht nur in Central-Asien allein, sondern auch in Europa ausmachen, werden nicht und können auch nicht die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Heilung in einem vorliegenden Fall prüfen. Sie anerkennen nur das, was vor ihren Augen vorgegangen ist. „Der Kranke ist gestorben," sagen sie, „ergo, — der Arzt, der ihn behandelt hat, versteht nicht viel," andere wieder sagen einfach: „er hat ihn unter die Erde gebracht," — und damit sind sie fertig. Bei einer solchen Anschauung des Publikums in bezug auf Kranke und die Aerzte fällt einem das Praktizieren schwer! Nun steht der Emir von Buchara keineswegs über dem allgemeinen Niveau der Bildung des central-asiatischen Publikums, er teilt mit diesem Publikum alle Ansichten und Vorurteile. Sehr möglich, daß er meine Ratschläge zurückweisen, meine Pulver, meine Pillen und meine Mixturen gar nicht wird schlucken wollen..... Dann aber hatte eine Reise nach Buchara für mich ja nicht den geringsten Sinn, ich konnte dabei nur in die lächerlichste Stellung geraten. Ein Arzt ohne Praxis, das ist ja gerade wie ein Pope ohne Gemeinde, ein Oberst ohne Regiment, ein König ohne Unterthanen.

Indessen konnte ich mich der Reise nach Buchara nicht entziehen. Ich hatte die formelle Vorschrift des Generals Kaufmann, auf der Rückreise von Afghanistan in Buchara einzukehren, um den Emir von Buchara mit medizinischem Rat und den erforderlichen Medikamenten zu versehen. Die Vorschrift war klar wie der Tag und es mußte ihr gerade wie jedem Befehl folge geleistet werden. Diesen Befehl konnte lediglich nur derjenige, der ihn erteilt hatte, zurücknehmen, oder auch mein unmittelbarer Vorgesetzter, General Rasgonow. Ich hatte aber von ihm keinerlei Instruktionen in diesem Sinne erhalten. O, wie freudig hätte ich die Zurücknahme des Befehls begrüßt! wie gern wäre ich nicht nach Buchara gezogen! Es erfolgten aber keine neuen Instruktionen und ich mußte mit schwerem Herzen mich zu meinem neuen gekrönten Patienten, dem Emir von Buchara,

begeben. Es blieb mir bloß übrig, Gott anzuflehen, daß er sich jetzt dem „Leibmedikus wider Willen“ gnädiger erweisen möge, als das in Afghanistan der Fall gewesen war.

Bald nach unserer Rückkehr von dem Beg von Schirabad traf aus Masari-Scherif ein spezieller Bote ein. Er überreichte mir einige Briefe. Die Briefe waren an mich von Ssamarkand aus gerichtet, waren in Masari-Scherif gewesen und von dort, da ich bereits abgereist war, mir nachgesandt worden, sie hatten mich in Schirabad eingeholt. Unter anderem fand sich da ein Brief von General Rasgonow vom 4. Februar, aus Koinar adressiert. In seinem Schreiben teilte er mir das Programm des Empfanges der afghanischen Gesandtschaft mit und benachrichtigte mich davon, daß er mir gleichzeitig eine elektro-magnetische Maschine und einige Arzneimittel für den Emir Schir-Ali-Chan zusende. Der Bote aber hatte mir weder die Maschine, noch die Medikamente eingehändigt. Auf meine Frage: wo die im Brief namhaft gemachten Sachen wären, antwortete er, daß ihm nichts hierüber bekannt sei, er habe keinerlei Sachen mitbekommen. Ich wollte den Boten einige Zeit zurückhalten, um mit ihm meine Berichte nach Taschkent zu senden, und befahl darum Nassir-Chan, daß er ihn bewirten möge. Der Bote wies jedoch jede Bewirtung zurück, indem er vorschützte, daß er sich bei seiner Reise zu beeilen habe, da ihm wichtige Papiere für die afghanische Gesandtschaft anvertraut wären. Er erzählte unter anderem, daß die Unruhen in Masari-Scherif sich einigermaßen gelegt hätten und daß der Lojnab und der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan zwar nicht ermordet wären, immerhin aber noch in Haft gehalten würden.

Nachdem ich mich zur Reise nach Buchara entschlossen hatte, glaubte ich einen Bericht nach Taschkent entsenden zu müssen. In einem Schreiben an General Rasgonow schilderte ich eingehend die außerordentlichen Ereignisse, die während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Masari-Scherif vorgefallen waren. Auch dem militärisch-medizinischen Bezirksinspektor J. P. Ssuworow schrieb ich einen Bericht, in welchem ich mehr oder weniger ausführlich die Geschichte der Krankheit des Emirs darlegte. Um die Berichte über die Unruhen in Masari-Scherif möglichst bald nach Taschkent zu befördern, benutzte ich die

speziellen Boten des Begs von Schaar, Alim-Beg. Der Beg hatte diese Leute speziell zu dem Zwecke zur afghanischen Grenze abgesandt, um die bereits nach Schaar gedrungenen Gerüchte über die Unruhen im Vilajet Tschaar und über die gefährliche Lage der in Masari-Scherif zurückgelassenen russischen Gesandtschaftsmitglieder einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Als nun die Boten uns hier in Schirabad gesund und mit heiler Haut sahen, wollten sie sofort zu ihrem Beg zurückkehren; ich hielt sie jedoch zurück, bis ich mit meinen Berichten nach Taschkent fertig war. Ich eilte dabei so sehr, daß ich keine Kopieen für mich von diesen Schreiben zurückbehalten konnte.

Die Bucharen schienen uns gegenüber ein ganz unleugbares warmes Interesse zu hegen: sie interessierten sich ganz außerordentlich für das, was wir erlebt, wie wir die schweren Tage in Masari-Scherif verbracht hatten u. dgl. m. Sie sprachen alle ihre Befürchtungen und Besorgnisse über unsere Lage „im Lande der schlechten Afghanen" aus. Ich kann mir eine solche Sympathie von seiten der Bucharen recht gut erklären. Ich kenne das Volk wenig, in der central-asiatischen Politik bin ich schlecht bewandert, jedenfalls aber spricht man von ihr, daß sie doppelsinnig sei und gewissermaßen an den alten Gott Janus erinnere. Ich bemerke nur, daß auch der Beg von Schirabad dem Emir von Buchara eiligst Nachricht von unserer glücklichen Ankunft in seiner Stadt erteilt hatte. In Rücksicht auf die Zuvorkommenheit und die Freundlichkeit, die wir Russen stets in bucharischem Gebiet treffen, wäre ich durchaus bereit, das Betragen der Bucharen für rechte Münze gelten zu lassen. Die Leute aber, die behaupten, daß sie den Charakter unserer central-asiatischen Nachbarn ein wenig zu würdigen wissen, verhalten sich recht skeptisch zu den Aeußerungen der bucharischen Gutmütigkeit. Sie sagen, daß das bucharische Volk gegenwärtig einer Münze ähnlich sei, die mit der Vorderseite uns zugewendet erscheint und zwar, weil ihm solches, von oben her, vom Emir angesagt ist, welcher seinerseits zu diesem Verhältnis zu uns durch die gegenwärtige Sachlage geführt wird, — daß aber die Kehrseite der Münze sich sofort zeigen werde, sobald nur die hierfür erforderlichen Umstände sich einstellen würden. Warum nicht gar? — Ich würde wahrhaftig wünschen, daß sich die der Kehrseite der Münze ent-

sprechenden Umstände, im Interesse der Wahrheit, möglichst bald einstellen möchten .....

Am anderen Tage erhielten wir noch vor unserer Abreise vom Beg die üblichen Geschenke, mit denen die Bucharen den Russen, die ihre Länder passieren, so lästig fallen. Gleichzeitig schien es aber, als ob er nicht mal daran dachte, unsere Visite zu erwidern. Samaan-Beg machte sich die Mühe, den Bruder des Begs über den Verstoß, den sich der Beg hatte zu schulden kommen lassen, aufzuklären; er ließ ihn merken, daß es dem Beg, der stets so viel Wesen von seiner Vertrautheit mit den russischen Sitten gemacht hätte, bekannt sein müsse, was es heißt, eine Visite zu erwidern. Eine halbe Stunde später traf der Beg mit einem großen Gefolge ein. Wir empfingen ihn recht kalt, indem wir ihm erst an der Thür unserer Jurte entgegentraten.

Am 16. Februar übernachteten wir in Sser-Ab. Am folgenden Tage wollte ich die Strecke von Ser-Ab bis Schur-Ab zurücklegen, der lokale Aksakal aber erklärte, daß wir in Schur-Ab keine Fourage für unsere Pferde finden würden. Ich sah mich somit genötigt, die weite Strecke bis zum Dorf Tschasma-i-Hafisan zurückzulegen. Wie gern wäre ich von hier aus nach Kara-Chowal gezogen, um nach Ssamarkand zu gelangen .... aber das war nun einmal unmöglich. Gelegentlich einiges über die Fourage. Der erwähnte Aksakal erkundigte sich bei mir in allem Ernst darnach, ob er gegenwärtig Fourage für die russischen Truppen vorzubereiten habe. Ich war nicht wenig überrascht durch diese Frage, späterhin aber brachte ich in Erfahrung, daß die bucharische Administration im Sommer, zur Zeit, als unsere Truppen in Dscham lagen und bereit waren, unsere Grenze zu überschreiten, den Aksakalen anbefohlen hatte, für die russischen Truppen auf der vermutlich von ihnen einzuschlagenden Route Fourage und Nahrungsmittel überhaupt in Bereitschaft zu halten. Ich konnte dem Aksakal natürlich keinerlei bestimmte Antwort geben.

Tschasma-i-Hafisan, 17. Februar.

Zum vierten Mal passierte ich heute das „Eiserne Thor". Die Schlucht gewährte auch jetzt den gleichen düsteren Anblick, wie sonst. Gegenwärtig aber ist hier schon nichts mehr von dem

vorhanden, was den Eindruck, den diese wilden, nackten und verwitterten Felsen auf den Reisenden ausüben, mildern könnte. Die Mandel- und Pistazienbäume und die Sträucher, die sich so malerisch mit ihrem frischen Grün auf den düsteren steinernen Giganten im Sommer gemacht hatten, hingen jetzt hülflos in weißen Reif eingehüllt von den Felsen herab, in deren Spalten sich ihre festen Wurzeln eingeklemmt hatten. Einige von ihnen hatten sich, von dem warmen Wetter der letzten 5 bis 10 Tage verlockt, vorzeitig in ihr blütenreiches Frühjahrsgewand geworfen. Um so kümmerlicher aber schauten sie jetzt unter dem winterlichen Trauergewande hervor, das die gewaltsame Hand des Unwetters über ihren bräutlichen Frühjahrsanzug geworfen hatte. Den Giganten, den Felsen .... konnte das Unwetter allerdings nichts anhaben! Seit Jahrtausenden stehen sie da immer mit der gleichen, ewigen Ruhe, im Sommer und gerade so gut im Winter. Mit unveränderlicher Gleichgültigkeit senden sie dem vorüberziehenden Besucher ihre kalten, toten Blicke zu. Wie unheimlich fühlt sich der schwache Mensch diesen Felsen gegenüber, die seine Geisteskraft durch ihre kosmische Mächtigkeit niederzudrücken scheinen. Ein kaum bemerkbares Wesen ist der Mensch diesen steinernen Giganten gegenüber .... aber diesem geringen Wesen wohnt ein Funke eines mächtigen Feuers inne — die Vernunft, und diese vermag sich mit den elementaren Kräften wohl zu messen. Kartenhäusern gleich stürzen die ungeheueren steinernen Kolosse zusammen unter den Schlägen der von der Vernunft geleiteten Kraft des Menschen. Das Geistlose, wie kolossal es auch ist, vermag nicht Stand zu halten vor dem Schlage eines Geistesfunken; der unbeseelte Koloß weicht vor dem beseelten Pygmäen zurück .....

Als wir Sser-Ab verließen, hatten wir — 3 °. Der Schnee von gestern und der Regen hatten ein ganz tüchtiges Glatteis zu stande gebracht. Die Pferde glitten beständig aus und stolperten und konnten sich, schlecht beschlagen wie sie waren, kaum noch auf den eisbedeckten Gebirgspfaden aufrecht halten. Nach 6 bis 7 Werst mußte ich sie hier, gerade inmitten des Weges, von neuem beschlagen lassen, da es riskant gewesen wäre, weiter zu reiten: entweder hätte sich das Pferd die Beine gebrochen, oder ich mir den Hals. Allerdings hatte ich in Schirabad den Befehl

erteilt, daß man alle Pferde von neuem beschlagen möge, da wir ja eine Gebirgsreise zur Winterzeit vor uns hatten, aber das Beschlagen war von den Dschigiten nur mangelhaft besorgt worden. Heute bei einer Musterung stellte es sich heraus, daß mehrere Pferde nicht von neuem beschlagen waren. Die Schuldigen wurden von mir in entsprechender Weise bestraft.

Als wir uns etwa 10 Werst von der Station entfernt hatten, begann der Nebel, der mit einem dichten Schleier die umgebenden Höhen bedeckt hielt, sich zusammenzuballen und ging bald darauf in einen kleinen Regen über; es regnete etwa eine halbe Stunde. Der Nebel zerstreute sich dann ein wenig; als wir aber, nachdem wir das „Eiserne Thor" verlassen hatten, den Ak-Rabbater Paß zu ersteigen begannen, so war der Nebel wiederum so dicht, daß wir auf einige Schritt nichts mehr unterscheiden konnten. Ein weißlicher, undurchdringlicher Nebel hatte Berg und Thal besetzt. Hier, auf dem Gebirgsplateau von Ak-Rabbat, blies ein scharfer und heftiger Wind. Meine Füße verspürten zuerst das Blasen des Boreas .... aber weiter vermochte sein tödlicher Hauch nichts mehr auszurichten. Mein langer, bis zu den Hacken hinabreichender Reisemantel aus dickem Soldatentuch, den ich über den Pelzrock gezogen hatte, vermochte beliebigem Wind stand zu halten, ohne auch nur die geringste Kälte durchschlüpfen zu lassen. Die Füße aber, die bloß in dünne Warschauer Stiefel und dünne Wollenstrümpfe gekleidet waren, erwiesen sich in hohem Grade empfindlich gegen die Kälte. Das Eisen der Steigbügel gab sich in lästiger Weise zu spüren. — Erst nach einem Ritt von 7½ Stunden langten wir auf der Station an. Das kalte, dürftige Lehmhüttchen mit dem inmitten auf dem Lehmboden brennenden Feuer schien den erfrorenen Reisenden in diesem Moment gerade so angenehm zu sein, wie der beliebige Salon einer Schönheit der Residenz. Wir rückten sofort zum Feuer näher, tranken eine große Tasse heißen Thee und waren wiederum frisch und rüstig.

Jangi-Kent, 21. Februar.

Am Morgen des 12. Februar, wie üblich in der Frühe, verließen wir die „Quelle der Sänger", wie der Name des Dorfes Tschasma-i-Hafisan sich übersetzen läßt. Vorsichtiger,

wenn auch, wie sich das später erwies, unnützerweise, hatte ich diesmal über die Lederstiefel noch Filzstiefel gezogen. Mein „schlappöhriger Philosoph" trug mich, der ich von Kopf bis zu den Füßen in Pelz und Wolle gehüllt war, rüstig auf seinem starken Rücken. Häufig stießen wir auf Gebirgsbäche und Gräben; sie lagen alle in eisigen Fesseln. Der Weg führte uns allmählich in nordwestlicher Richtung hinab, die Berge wurden niedriger und das Gebiet hinter der Schlucht „Ak-Dagan" erschien nicht mal ausgeprägt hügelig. Von der Schlucht aus erstreckt sich das kleine Thal Tengi-Charam, ein fröhliches Thal, das von zeltartigen Höhenzügen eingerahmt wird. Im Thal selber gab es keinen Schnee, die Gipfel der Hügel waren jedoch mit einer noch recht dicken Schicht von lockerem, blendend weißem Schnee bedeckt. Als wir uns dem Dorf, oder richtiger gesagt, der Winterstation („Simowka") Tengi-Charam näherten, erblickten wir frisch aufgepflügte Felder, die übrigens wohl kaum schon eine Aussaat tragen mochten. Hier war es bereits recht warm.

Am folgenden Tage, d. h. am 19. Februar, ging's weiter, wobei der Weg uns bis Kusch-Lusch längs dem Flüßchen Kitschi-Uru-Darja führte. Hier ergießt sich das erwähnte Flüßchen in den Katta-Uru-Darja. Von Kusch-Lusch bis Gjusar ritten wir dem Gjusar-Darja entlang. In Gjusar hielt ich einen Rasttag.

Kossan, 24. Februar.

Mehrere Tage lang habe ich nichts in mein Tagebuch eingetragen: ich war zu faul dazu. Vielleicht ist die Faulheit eben dadurch bedingt, daß ich in bekannten Gegenden reise, von denen ich bereits im ersten Bande gesprochen habe. Werfen wir aber doch einen Blick zurück: vielleicht findet sich in unseren Erinnerungen etwas Interessantes.

Ich habe bereits oben, wenn auch nur kurz erwähnt, daß wir die gute Hälfte des Gebirgsweges über den Schirabader Gebirgszug unter winterlichen Umständen zurückzulegen hatten. Erst in Tengi-Charam fanden wir das Frühjahr wieder, das wir in Schirabad zurückgelassen hatten. Indem wir vor dem Dorf Tschasma-i-Hafisan zur Schlucht Ak-Dagan hinabstiegen, entfernten wir uns mit jedem Schritt immer mehr von der

Region des Schnees, der in gleichmäßiger Schicht die Erde bedeckt hatte. Jenseits der Schlucht waren die weichen Gehänge der Berge bereits schneefrei und in den Niederungen und Mulden grünten bereits die ersten Vorläufer des Frühjahrs. — In der warmen regungslosen Luft schmetterte unaufhörlich die Lerche; von einem Hügel zum anderen flogen Scharen von Geiern und Raben und führten ihre krächzende Unterhaltung; die Hunde, die die auf den Gehängen der Hügel weidenden Schafe zu überwachen hatten, spielten fröhlich mit einander und setzten im Wettlauf in großen und geschickten Sprüngen über die ihnen in den Weg tretenden Bäche und Flüßchen hinüber. Sie schienen mir viel freudiger zu bellen als sonst; vielleicht aber schien mir das eben nur so unter dem Einfluß des frischen Frühjahrszuges, den ich mehr oder weniger an meiner eigenen, gehobenen Stimmung verspüren konnte.

Es war heute weder trüb noch klar. Nur zu Ende unserer Tagesreise traten zwischen dem zerrissenen Gewölk einige Streifen von reinstem Azurblau hervor, von so intensiver Farbe, wie sie eben nur im Süden zu finden ist; nun warf auch die liebe Frühjahrssonne ihre reichen und goldigen Strahlengarben in diese ätherischen Thäler hinein — und plötzlich erschien mir meine ganze Umgebung, die sonst keineswegs schön war, in einem ganz anderen Licht. Die Felder, Flüsse, die Hügel, die elenden Lehmhüttchen, alles das stand plötzlich in einem strahlenden, aus goldigen Fäden gewobenen Sonnenkleid. Und selbst die hohen Berggipfel, die sich im Nord-Ost erhoben und, eingehüllt in ihre Schneemäntel, sonst so ernst auf dies in dem Labyrinth der Gebirge verlorene kleine Thal herabschauten, — auch sie schienen jetzt zu lächeln und, mit einem rosigen Schein übergossen, dem Thale einen fröhlichen Gruß zuzusenden.

Wir rücken weiter vor, näher dem Ziele unserer Reise, zur Stadt Buchara. Es ist das der letzte Gebirgszug auf unserem Wege: Schroff über dem Spiegel des Flüßchens erhebt sich der Berg wie eine Mauer von einigen hundert Fuß Höhe. Diese Mauer beherrscht die ganze Umgegend; ihre Gipfel können in alle Wendungen des Thales hinabschauen. Es ist das der hervorragendste Punkt in dem Gebirgsamphitheater der Umgebung.

Es ist das ein Punkt, der dem Wanderer sofort ins Auge fällt und so recht sich dafür eignet, um mit irgend welchen Erinnerungen verknüpft zu werden. Allerdings steht auch mit diesem Felsen die Legende „Kara-Ssatsch" in Verbindung.

Die Legende erzählt uns davon, daß hier in alten Zeiten ein junger Schäfer, der sich auf dem Gipfel des Felsens befand, in Stein verwandelt wurde. Die schreckliche Verwandlung geschah aber aus folgendem Anlaß. In dem Flüßchen, das sich am Fuße des Felsens befindet, badete sich einst eine Nymphe der Berge, die schöne „Kara-Ssatsch" (schwarzes Haar). Als die dunkelhaarige Schöne in die hellen Fluten des Flusses stieg, — befand sich der Schäfer auf dem Gipfel des Felsens. Er hatte sich hinter den Felszacken versteckt und verschlang mit seinen Blicken das schöne Weib. Kara-Ssatsch bemerkte den scharfen und verwegenen Blick des Schäfers und flehte ihn an, daß er sie nicht anschauen möge. Aber der Schäfer blieb taub ihren Bitten gegenüber .... Die schöne Nymphe hätte schon lange aus dem Flusse steigen müssen, aber der Schäfer stand noch immer auf seinem Platz und starrte sie unverwandt mit liebeglühenden Augen an. Lange saß sie noch im Wasser, indem sie hoffte, daß sie den hartnäckigen Schäfer auf diese Weise überwinden werde, aber — es half ihr nichts! Halberstarrt vor Kälte wandte sie nun ihre Blicke dem Himmel zu und flehte ihn an, den frechen Schäfer zu strafen. Der Himmel erhörte ihre Bitte und der Schäfer wurde in einen Stein verwandelt.

Man erzählt sich, daß der Stein auf dem Gipfel des Felsens wirklich die Figur eines Menschen besitzen soll und behauptet, daß manche diesen Stein gesehen haben. Auch mein Chodscha, der mir diese Legende mitteilte, zweifelte nicht daran, mußte aber gestehen, daß er selber nie auf dem Gipfel des Berges gewesen und den Stein nicht gesehen habe. Nachdem er mit seiner Erzählung fertig war, hielt er jedoch sein Roß an, krümmte seine Faust zu einem Rohr zusammen und wies, in der festen Ueberzeugung, daß er wirklich den versteinerten Schäfer vor sich habe, auf einen hervorragenden Stein hin, der sich anscheinend durch nichts von den übrigen Steinen unterschied.

Noch einige Werst dem Ufer des Flüßchens Gjusar-Darja entlang — und wir befanden uns in Gjusar. Es ist das ein

trauriger Name (Gjutj-ſar = die Trauer), jedoch braucht man ſich hierdurch nicht beirren zu laſſen. Die Trauer exiſtiert nur in der Erinnerung der Bevölkerung. Der Name der Stadt läßt ſich darauf zurückführen, daß hier in alten Zeiten ein großer Wald (?) vorhanden geweſen war, in welchem ſich zahlreiche Wildſchweine (Huſar-Ferkel) befanden, die den Feldern der Einwohner viel Schaden beibrachten. Gegenwärtig iſt hier keine Spur mehr von einem Wald zurückgeblieben, wenngleich die Stadt auch zwiſchen dem Laub der Gärten geradezu verſchwindet; die Wildſchweine exiſtieren auch nur in der Erinnerung der Bevölkerung, wenngleich ſie ſelber ihrer Lebensart nach ſich nur wenig von den Schweinen unterſcheidet.

Wie dem auch ſei, die Stadt Gjuſar zählt in ihren Lehmhüttchen und ſchattigen Gärten eine Bevölkerung von ca. 10000 Einwohnern. Den Beg der Stadt, Akrem-Chan, hat der Leſer zweifellos noch nicht vergeſſen (Bd. I., S. 74) und erinnert ſich gewiß auch noch deſſen, wie ihm General Stolettow einſt den Kopf wuſch. Der Beg war nun im Sommer 1878 in Sſamarkand geweſen als Chef der bucharischen Geſandtſchaft, die der Emir zu dem General Kaufmann entſendet hatte. In Sſamarkand befand ſich nämlich zur Zeit das Hauptquartier der in Dſcham liegenden Truppen, die, wie bekannt, einen ſo glänzenden „Durchfall"-Feldzug beſtanden hatten [1]). Das Ergebnis des Aufenthalts des Tjurja-Dſchan im Hauptquartier war ſeine „Civiliſierung", die ſich darin äußerte, daß ich bei meiner Viſite bei ihm nicht mehr genötigt war, mit untergeſchlagenen Beinen zu ſitzen. Beim Doſtarchan fehlten weder Teller, noch Löffel, noch Meſſer und tutti quanti und der Thee wurde in guten Kryſtallgläſern gereicht. Tjurja-Dſchan ſchien nicht abgeneigt zu ſein, ſeinen Gäſten Wein vorzuſetzen, aber die zu beiden Seiten von ihm ſitzenden „Machram-Baſchi" und der „Kaſi" genierten ihn ſehr durch ihr pedantiſches Auftreten. Der Beg erſchien mir jetzt weder klüger, noch dümmer als damals im Sommer, d. h. es war nach wie vor nicht viel mit ihm anzufangen.

---

[1]) Die Truppen litten in Dſcham ſtark an Durchfall. Die Aerzte erklärten ſich die Sache in ſehr verſchiedener Weiſe. Man ſprach unter anderem davon, daß es mit der Verpflegung der Truppen ſehr ſchlecht geſtanden habe.

Von Gjusar aus gelangten wir in zwei Tagen nach Karschi. Hier mußten wir natürlich dem Beg eine Visite machen, wobei wir die üblichen Geschenke erhielten, welche wir teilweise vergüteten; so schenkte ich z. B. dem jüngsten Sohn des Begs, Kortschi, einen Revolver, wodurch ich ihn in Entzücken brachte, dem ältesten schenkte ich zwei Fläschchen mit Wohlgerüchen von Atkinson, — dann hörten wir ihre Sänger und Musiker an, schauten dem Tanze der „Batschi" zu u. s. w. Auf diesen Tanz komme ich noch später zurück. Hier möchte ich nur bemerken, daß jede Stadt ihre eigenen Virtuosen hat, die sich durch irgend etwas vor ihren übrigen Genossen auszeichnen. So sind z. B. in einer Stadt die Batschi als Sänger berühmt, in einer anderen als Tänzer, in einer dritten durch eine außerordentliche Weiblichkeit, was wenigstens von ihren Verehrern unter ihren Landsleuten versichert wird, in der vierten ..... aber die erwähnten Eigenschaften mögen genügen.

Während meines Besuches erging sich der Beg von Karschi in höchst giftiger Weise über die Eigenschaften unseres „Freundes", des Begs von Schirabad. Der letztere war nämlich jünger als der Beg von Karschi, hatte aber trotzdem bereits in diesem Sommer den Rang eines „Perwanatschi" erhalten und war somit höheren Standes als der Beg von Karschi. Aus diesen gehässigen Späßen ergab sich für mich jedoch die wichtige Thatsache, daß unser „Freund" auf Grund der ersten aus Masari-Scherif eingelaufenen Meldungen über die Unruhen dem Emir von Buchara eiligst die Meldung gemacht hatte, daß die zurückgebliebenen Mitglieder der russischen Gesandtschaft vollständig ausgeplündert und vielleicht sogar ermordet worden seien. Der Beg hatte sich bei seiner Voreiligkeit in brillantester Weise blamiert! — In Karschi hielt ich Tagesrast, da ich mich etwas unwohl fühlte.

Heute, den 24. Februar, habe ich Karschi verlassen. Ich übernachte in einem mir noch unbekannten Ort, in dem Dorf Kossan, das sich in etwa 25 Werst von Karschi in westlicher Richtung befindet. Von der Stadt Karschi aus ritten wir die ganze Tagesreise über in einer reich bevölkerten Gegend. Zu beiden Seiten des Weges fanden sich recht bedeutende Dorfschaften, in denen die „Sfakli" (Hütten) nach Hunderten und

sogar nach Tausenden gezählt werden. Das Dorf Kossan z. B. besitzt ungefähr 2000 Höfe und einen eigenen Bazar mit Buden. Es war jedoch bemerkbar, daß der Kampf ums Leben hier der Bevölkerung nicht gerade leicht fallen mochte. Die Bevölkerung beschäftigt sich hier hauptsächlich mit Ackerbau. Die Felder aber sind sehr gering und befinden sich zudem noch stets in der Gefahr, von der benachbarten Sandwüste verschlungen zu werden. Es wird einem wahrhaft bange ums Herz, wenn man unmittelbar vor diesen sorgfältig bebauten und anbaufähigen Bodenstücken die Wellen des Sandmeeres und des Sandburans liegen sieht.....

Kakyr, 25. Februar.

Kakyr ist kein Kischlak, d. h. kein Dorf, wie das auf der von dem Generalstab herausgegebenen Karte von Central-Asien zu lesen ist. Es ist auch keine „Simowka" (Winterstation), ja nicht mal ein von Nomaden besuchter Ort, sondern ein Rabbat. Ein Rabbat ist ein steinernes Gebäude, in welchem die Reisenden Unterkunft und Nachtlager finden können. In den großen central-asiatischen Wüsten sind derartige Rabbats keine Seltenheit und erscheinen als ein wahrer Segen für die Reisenden; sie finden sich darum auch fast auf all' den Karawanen- und Handelswegen verstreut, die die hiesigen Wüsten in allen Richtungen durchkreuzen. Ohne Wasser ist ein Rabbat natürlich undenkbar. Wo aber Wasser in der Wüste zu bekommen? Gewöhnlich ist bei einem Rabbat eine steinerne Cisterne vorhanden, in welcher sich das Regenwasser ansammelt. Um das Wasser vor allzu rascher Verdunstung zu schützen, die unter den fast senkrechten Strahlen der glühenden Sonne außerordentlich energisch vor sich geht, wird die Cisterne oder „Sserdoba", wie sie hier genannt wird, gewöhnlich mit einer steinernen Ueberwölbung versehen. — Die Errichtung von Rabbats erscheint auf diese Weise als ein Werk der Wohlthätigkeit, welches von denjenigen Personen, die Macht und Reichtum besitzen, gern ausgeübt wird. — Die central-asiatischen Regenten haben darum auch, indem sie sich um Popularität bewarben, an verschiedenen Stellen der Wüsten Rabbats errichtet. Am zahlreichsten sind wohl die Rabbats von Abdullah-Chan erbaut worden, einem

bekannten bucharischen Herrscher, der vor ca. 300 Jahren gelebt hat (1538(33)—1597). Natürlicherweise wird nun fast jeder Rabbat als ein von diesem Herrscher begründeter angesehen. Unser Rabbat jedoch, Kakyr-Sserdoba, war aus den Mitteln eines wohlthätigen Privatmannes errichtet worden, eines gewissen Dostarchantschi Sekerija, der vor ca. 200 Jahren gelebt hat. Diesem Gebäude nun ist's zu verdanken, daß der Name dieses Mannes von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird, trotzdem daß er ein Privatmann war und die Nachwelt sogar den Namen des Herrschers vergessen hat, bei welchem dieser Mann als Dostarchantschi im Dienst stand.

Von unserem Nachtlager in Chodscha-Mubarek rückten wir, wie üblich, früh aus und legten die ganze Reise bis Kakyr von ca. 28 Werst im Regen zurück. Der Sohn des Begs von Karschi, Mirachur Abdul-Asis, der uns begleitete, war über das Regenwetter hoch erfreut und schaute uns so liebevoll an, als ob wir in den Falten unserer Gewänder den bucharischen Gebieten den Regen zutrugen, ihr höchstes Gut. Er wiederholte häufig, wobei er mit seinen gutmütigen Augen zwinkerte, daß er „unter derartigen Umständen" uns gern wenn auch bis Taschkent begleiten würde. Als wir von einander in Kakyr Abschied nahmen, konnte er mit seinen Glückwünschen gar nicht zu Ende kommen.

Während der ganzen Tagereise ritten wir auf ebenem und weichem Boden; der Sand war hier nicht sehr tief und mein Roß, mein „Edelmann", schritt rasch vorwärts. Die Sandwüste schien unendlich zu sein und beherrschte das Gebiet auf viele Dutzende und Hunderte Quadrat-Werst im Umkreise. Rund herum war nicht das geringste Grashälmchen, nicht der geringste Keim eines Lebens zu bemerken: allerorts herrschte der Tod. — Sand, Solontschaki und kleine Barchanen, denen selbst solche anspruchslose Pflanzen, wie der verkrüppelte Saxau, fehlten — das war es, was wir bei der heutigen Tagesreise zu sehen bekamen. Es blies ein recht starker Süd-West, der die tiefhängenden Regenwolken rasch vor sich her jagte. Wenn kein Regen gefallen wäre, so hätten wir heute wohl einen Sandburan gehabt. Der Regen wurde immer stärker und ging schließlich in einen wahren Platzregen über. Je stärker der Regen wurde, desto unangenehmer

wurde das Gefühl, das sich meiner bemächtigte. Der Wind durchdrang so ziemlich meinen Sommermantel, der kein Unterfutter hatte. Schließlich diese Sandbarchanen mit den flachen, lehmigen Mulden zwischen ihnen, die uns von allen Seiten umgaben — von oben der Regen, von einer Seite der Wind ... alles das begann mir sehr lästig zu werden. Unser Wunsch, möglichst bald das Nachtlager zu erreichen, wurde mit jedem Schritt vorwärts immer intensiver. Jetzt zeigt sich in der nebligen Ferne der ungefähre Umriß eines Gebäudes; was es ist, das läßt sich noch nicht erkennen. Wir nähern uns. Das Unbestimmte beginnt festere Umrisse zu gewinnen und bald darauf können wir bereits die Kuppel eines Rabbats unterscheiden. In einigen hundert Schritt von dem Gebäude bemerkten wir einen Reiter, der uns entgegenkam. Einige Dutzend Sſaſchenj von uns aber kehrte er mit seinem Pferde rasch um und jagte zurück. Ein paar Minuten später kam uns vom Rabbat her eine Gruppe von Reitern entgegen. Es waren das bucharische Beamte, die aus Buchara speziell mit dem Auftrag, mich zu empfangen, ausgesandt worden waren. Der Chef der Deputation, der Karaul-Beg Abdurrachman-Mirsa, erklärte mir, daß er mich in diesem Rabbat schon seit drei Tagen erwartete.

Schließlich standen wir vor dem Rabbat. Es ist das ein recht umfangreiches Viereck, das von Mauern aus gebrannten Ziegeln umgeben ist; die Mauern sind $1^1/_2$ Sſaſchenj hoch und mit Türmen an den vier Ecken versehen. Vor dem Thore verließ ich mein Pferd, was sich übrigens als durchaus unnütz erwies. Hinter dem Thore, den drei Wänden entlang, befinden sich drei breite und hohe Korridore; in der Außenwand dieser mit einem mächtigen steinernen Gewölbe bedeckten Korridore befinden sich Krippen für Pferde. In diesen Räumen können bequem gegen 80 Pferde Unterkunft finden. Wir traten unter das Gewölbe eines dieser Korridore und gelangten dann durch einen sehr schmalen Durchgang auf einen viereckigen, offenen Platz hinaus, der das Centrum des ganzen Vierecks einnahm. Der Platz war mit Ziegelplatten gepflastert, wurde sehr rein gehalten und hatte an der Westseite drei Thüren, die zu drei Wohnzimmern führten. Mir war das mittlere Zimmer angewiesen, das quadratisch und mit gotischen Bogen versehen war; die

Wände waren sehr sorgfältig geweißt, der Fußboden aus Ziegeln war mit Teppichen und Decken belegt. Das Zimmer machte sich recht gemütlich. Einem Wanderer, der sich in einer solchen Feste befand, konnte kein Sturm etwas anthun, er konnte sich hier für völlig sicher halten vor den Unbillen des Wetters und vor den Steppenräubern. Die Mauern des Rabbats sind so dick, daß ihnen nicht etwa nur der Pfeil des Nomaden, sondern auch die Kugel eines Berdangewehres nichts anthun könnte. Der mir sofort vorgesetzte Thee und Dostarchan ließen mich des außerhalb der Mauern wütenden Sturmes spotten. Ja, diese Rabbats sind gewiß ein großer Segen für den Wanderer!...

Unser Karaul-Beg war ein höchst mitteilsamer Mann, er erzählte mir, daß er erst unlängst aus Taschkent eingetroffen sei in Gemeinschaft mit dem Mirachur Rachmet-Ullah, daß er auf seiner Reise in Kujuk-Masar auf den Essaul Bulazel und Herrn Benderskij gestoßen sei, die gerade aus Buchara zurückkehrten, daß der General-Gouverneur bereits völlig zur Abreise nach Petersburg ausgerüstet gewesen und nur ein Telegramm des Kriegsministers erwartet habe, um abzureisen, daß er aber die Erlaubnis nicht erhalten und er darum habe in Taschkent zurückbleiben müssen; daß der Emir von Buchara sich gegenwärtig in 8 Werst von Buchara, in seinem Landhaus, aufhalte; daß er davon gehört habe, daß ich krank gewesen sei... u. s. w. u. s. w.

Als der Regen aufgehört hatte, trat ich ins Freie hinaus, d. h. eigentlich in die Wüste. Neben unserem Gebäude befand sich ein anderes, rundes Gebäude, das gerade wie das erste aus gebrannten Ziegeln errichtet war. Seine breite Kuppel erhob sich auf etwa 8 Ssaschenj über dem Boden der Wüste und ließ somit den Wanderer schon von weitem erkennen, daß er hier Unterkunft finden werde. Ich näherte mich diesem Gebäude; es besaß an der westlichen Seite eine Thür. Wer in diese Thür eintrat, mußte anfänglich einige steinerne Stufen hinabsteigen, dann gelangte er zu der Fläche des Wassers, das bis auf eine gewisse Höhe den ganzen Raum unter der Kuppel erfüllte. Dies Gebäude war somit ein großartiger Brunnen; aber dieser Brunnen, der 15 bis 20 Ssaschenj im Durchmesser besaß, war nicht mit Quellenwasser angefüllt, sondern mit einem Wasser, das von weitem her herbeigeschafft war. Der Wasser-

behälter wird gewöhnlich mit Regenwasser angefüllt; da nun aber in dem gegenwärtigen Winter der Regen fast gänzlich ausgeblieben war, so hatte man das Wasser vermittelst eines Arics aus dem Kaschka-Darja hierher geschafft. Mit dem gleichen Wasser ist auch die Sserdoba des Dorfes Chodscha-Mabarek versehen, das sich auf halbem Wege zwischen Kossan und Kahr befindet. Der Karaul-Beg erzählte mir, daß zum Boden des Brunnens 30 Stufen führen; da nun aber die Höhe einer jeden Stufe nicht weniger als einen Fuß beträgt, so muß die Sserdoba eine Wasserschicht von ca. 4 Ssaschenj Höhe bergen. In der Kuppel und in den Seitenmauern des Gebäudes befinden sich kleine Oeffnungen zur Ventilation.

Da ich nun dies Gebiet zum ersten Mal passierte, so schenkte ich ihm natürlich eine genauere Aufmerksamkeit. Es konnten mir dabei einige Unkorrektheiten nicht entgehen, die sich auf der von dem Generalstab im Jahre 1876 (mit Korrekturen von 1878) herausgegebenen Karte von Central-Asien befinden. So finden sich auf dieser Karte einige Dorfschaften gar nicht; andere wieder, die nicht vorhanden sind, sind verzeichnet. Es fehlen hier z. B. die Dorfschaften Darytscha, Baigun u. a.; angegeben sind Musurg und Bosurg, währenddem dies nicht einmal Dorfschaften, sondern Sserdoben sind und zwar noch solche, die gegenwärtig kein Wasser besitzen. Es ist gut, daß Benderskij diese Gegend besucht hat: die Unkorrektheiten werden Berücksichtigung finden.

Nachdem ich die Sserdoba angeschaut hatte, kehrte ich in unser Haus zurück. Der Karaul-Beg erzählte mir, daß der Emir von Buchara dem Mirachur nach Taschkent geschrieben habe, daß er bei dem General-Gouverneur gerade diejenige Arznei holen möge, mit welcher ich ihn in Schaar versehen habe; der General-Gouverneur habe lange nachgedacht, was das für eine Arznei sein könnte und sah sich schließlich genötigt, mir zu schreiben, daß ich auf der Rückreise von Afghanistan in Buchara einkehren möge.

Karaul, 24. Februar.

Auch hier ermüdet das Auge die gleiche Wüste, wie auf der vorigen Station. Während der heutigen Reise wechselte der

Sand mitunter mit Flächen von schieferigem Boden ab; an solchen Stellen war der Weg gerade so eben, wie ein ausgebreitetes Tischtuch. Von Kakyr bis Karaul, ebenfalls einem Rabbat, ist eine Entfernung von 20 Werst. Auf dem Wege stießen wir noch auf zwei verlassene Rabbats. Der eine von ihnen, Busatschi, in 4 Werst nordwestlich von Kakyr, ist seinem Umfange nach ein imposantes Gebäude. Ein massives Portal erhebt sich hoch über dem Boden der Wüste. Leicht und hoch ragen die mächtigen und zierlichen Gewölbe empor. Die Mauern dieses Rabbats nehmen ein recht bedeutendes Gebiet ein. Innerhalb dieser Mauern finden sich allerorts zahlreiche Wohngebäude, oder richtiger gesagt, Gebäude, die zu Wohnungen bestimmt waren, aber jetzt nicht bewohnt werden; ein jedes dieser Gebäude ist durch eine leichte, schöne aber gegenwärtig schon ihrem Verfall entgegengehende Kuppel geschmückt. Der Stuck auf den Mauern und in dem Kreuzgewölbe hat sich noch so ziemlich erhalten. An einigen Stellen sind die Mauern mit Inschriften, Monogrammen und Chronogrammen und sonstigen Erzeugnissen der Reiselitteratur bedeckt. Das ganze Gebäude ist aus schönem gebrannten Ziegelstein ausgeführt. In einiger Entfernung von diesem Gebäude erheben sich die Kuppeln von zwei Sserdoben. Der Wasserbehälter der einen ist bis zum Rand mit Sand vollgeweht, der bei einem furchtbaren Buran unmittelbar bis zu den Mauern des Gebäudes vorgerückt war. Die andere Sserdoba hat sich allerdings noch gut erhalten und ist vom Sande frei, aber sie besitzt keinen Tropfen Wasser mehr. Dieser Karawanserai oder Rabbat ist der Volkssage gemäß von Abdullah-Chan, dem Chakan von Buchara, errichtet worden. Er muß somit ein Alter von 300 Jahren haben. Man kann sich beim Anblick von derartigen Gebäuden nicht des Gedankens erwehren, wie groß doch die früheren Bucharen waren und wie human; währenddem aber sind die heutigen Bucharen so gering, daß sie nicht nur außer stande erscheinen, selbständig derartige mächtige und nützliche Bauten aufzuführen, sondern selbst die vorhandenen nicht mehr unterhalten können!... Gegenwärtig übernachte ich ebenfalls in einem solchen Gebäude. — Karaul[1]) ist vielleicht das großartigste

[1]) Der Name rührt davon her, weil sich hier beständig ein Trupp bucharischer Reiter aufhält, zum Schutz der Wanderer vor den Steppenräubern.

und erhabenſte Gebäude in dieſer Art. Es fällt einem wahrhaft ſchwer und ſchmerzlich, auf dieſes koloſſale Gebäude zu blicken, das unter dem Einfluſſe der Zeit und der Fahrläſſigkeit der Menſchen in Zerfall begriffen iſt und das ſelbſt noch jetzt in dieſem Zuſtande den Wanderer durch ſeine Erhabenheit überwältigt ....

Es iſt das ein Quadrat, deſſen jede Seite ungefähr 100 Sſaſchenj beträgt. Dieſes Quadrat iſt von ſteinernen Mauern umgeben, die eine Höhe von 2½ Sſaſchenj beſitzen und in gewiſſen Abſtänden mit Türmen verſehen ſind. Inmitten einer Mauer erhebt ſich auf etwa 8 Sſaſchenj ein Portal, das mit bunten Kacheln ausgekleidet iſt. Die Kacheln ſind zumeiſt abgeſtürzt. Unweit von dem Thor befindet ſich die übliche Sſerdoba; am gleichen Ort haben auch einige elende Buden Unterkunft gefunden, in denen man ſich die allernotwendigſten Sachen verſchaffen kann. So konnte man hier z. B. eine „Sſotnja“ Klee für 2 Rubel kaufen. Für Taſchkent wäre das ein billiger Preis, den man ſich nicht etwa nur zu Ende des Monats Februar, ſondern auch ſelbſt im Juli-Monat nicht hätte denken können.

Wenn man das Innere des befeſtigten Quadrats betritt, ſo wird man geradezu in Staunen geſetzt durch die Großartigkeit des Gebäudes. An allen vier Seiten des Quadrats, oder richtiger geſagt, des Rechtecks befinden ſich umfangreiche Galerieen, die mit verſchiedenartigen Gewölben gedeckt ſind und Fenſter in einer Höhe von 1½ bis 2 Sſaſchenj vom Boden beſitzen. In den äußeren und auch in den inneren Mauern dieſer Galerieen ſind ſteinerne Krippen ausgehauen. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß in dieſen grandiöſen Stallungen ganz bequem etwa 300 Pferde abgeſtellt werden könnten. Von den Galerieen wird ein recht bedeutender Platz eingefaßt, auf welchem ſich ebenfalls in gewölbten Niſchen Stallungen befinden. Hier ſind aber auch viele Wohnungen eingerichtet, die wie einzelne Häuſer ausſehen; eine jede von dieſen Wohnungen beſitzt ihre flache oder kegelförmige Kuppel; einige von den Gebäuden ſind zwei Stock hoch.

Auch hier ſind die geweißten Wände mit verſchiedenen Inſchriften bedeckt. Einige von meinen Koſaken folgten dem verführeriſchen Vorbild und kratzten ſelber mit Kohle ihre Namen

auf, ja einige fügten sogar eine kurze Geschichte ihrer Reise bei. — Auch dieses Gebäude wird dem großen Baumeister des mittelalterlichen Buchara, dem Abdullah-Chan, zugeschrieben. Um nur eine Idee von der ungeheueren Arbeitskraft zu erlangen, die auf die Errichtung derartiger steinerner Städte, denn diesen Namen verdienen wohl diese Bauten, verwendet wurde, möchte ich erwähnen, daß rund herum auf viele Dutzende und Hunderte Werst im Umkreis nur die nackte Sandwüste sich erstreckt. Ziegel und Cement und alles sonstige Baumaterial mußte somit von weitem herbeigeschafft werden, z. B. aus Buchara selber; auch die Nahrungsmittel für die Arbeiter, geschweige denn die Arbeiter selber mußten wiederum aus Buchara gebracht werden u. s. w. Wie viel Zeit, wie viel Arbeit und materielle Mittel mußte schon ein einziges dieser Gebäude erfordern! Nun aber sind ja diese Gebäude von der freigebigen Hand des großen Chakans nahezu auf allen Wegen und Karawan-Routen von Central-Asien verstreut...

Heute frühstückte ich bereits auf ganz europäische Weise: auf Befehl des liebenswürdigen Emirs war mir alles zum Tisch Erforderliche aus Buchara entgegengesandt worden. Das Frühstück wurde auf englischem Porzellan serviert; Messer und Gabel waren von Henkel aus Solingen, die Löffel russisches Fabrikat; Tischtuch und Servietten aus Wladimir. Zum Dessert wurde mir eine Melone vorgesetzt. Ich muß es gestehen, es ist das ein hoher Genuß, eine frische Melone in den letzten Tagen des Februars zu genießen und zudem noch in einer nackten Sandwüste, wo nicht einmal immer brauchbares Trinkwasser aufzutreiben ist!

Der Karaul-Beg machte mich darauf aufmerksam, daß wir morgen in dem zum Nachtlager bestimmten Dorfe Kokan, das bloß ein Tasch (10 Werst) von Buchara entfernt ist, den „Toksaba" vorfinden würden mit einem Trupp Soldaten, die mir der Emir zum Empfang zusende.

Wieder diese ewige, alte Geschichte mit den Dschigiten und und Lautschen! Wiederum waren die Hengste außer acht gelassen worden und hatten sich blutig geschlagen. Diesesmal mußte ich meinem gefügigen Karawan-Baschi, Nassir-Chan, eine Buße von 2 Rubel auferlegen. —

Kokan, 28. Februar.

Die traurige Wüste, durch welche wir mehrere Tage lang reisten, liegt jetzt hinter uns. Hier giebt es keinen Sand, dafür aber einen fürchterlichen Schmutz!... Gütiger Gott, was ist das für ein Schmutz... Ich befürchtete, daß unsere Pferde sich die Beine ausrenken würden, indem sie zwei gute Stunden lang in diesem Meer von tiefem und klebrigem Schmutz herumwaten mußten.

Von Karaul bis Kokan werden ca. 4 Tasch (ca. 50 Werst) gezählt. Drei Tasch kommen auf den Weg in der Wüste, der vierte Tasch führt durch einen unglaublichen Schmutz. Zwei Werst hinter Karaul mußten wir eine sandige Hochfläche ersteigen. Die Oberfläche des Bodens ist fast durchweg mit Quarzstücken bedeckt. Rund herum liegt eine nackte, schmutzig gelbliche Sandfläche. Das Auge bleibt nirgends haften, es findet keinen Ruhepunkt; die einförmige Landschaft entzieht sich den Blicken in nebliger Form; rund herum ist alles flach, nackt, farblos; das eine Dutzend Quadrat-Werst gleicht auf's Haar dem nächsten Dutzend; hier wie dort finden sich die gleichen, niedrigen Sandhügel, — die Wellen des endlosen Sandozeans. Unaussprechlich traurig ist der Eindruck, den die Wüste macht! und dennoch ist das nur ein kleines Stück, eine kleine Bucht des turanischen Sandozeans. Dem Europäer ist es unbegreiflich, wie man sein ganzes Leben in einer solchen Wüste zubringen kann, währenddem ja schon ein paar Tage, die man hier verbringt, genügen, um das Herz vor Trauer und Sehnsucht zusammenzuschnüren. Für den halbwilden Bewohner der Wüste, den Turkmen, erscheint sie fast wie ein Paradies und jedenfalls ist das Land für ihn das anziehendste auf der ganzen Welt.

Ein allmählicher, sandiger Abstieg führte uns von dieser Hochfläche bis zu dem Fuße eines recht scharf gezeichneten Kalkfelsens. Hier finden sich Alabasterbrüche. Der Weg führt über den Rücken des Felsens durch einen Paß, der sich über der umgebenden Fläche auf 2—300 Fuß erhebt. Unmittelbar am Fuß des Bergrückens liegen die Ruinen des Rabbats Mama-Dschargaty. Auf der Karte des Generalstabs, deren ich mich bediente, sind diese Ruinen als Kischlak bezeichnet. Die Quellen, deren man sich bei der Ausarbeitung dieser Karte

bediente, sind mir unbekannt; jedenfalls aber ist die Karte für die erwähnte Marschroute sehr fehlerreich. Es scheint mir, daß diese Gegend noch nach den Nachrichten von Burnes bearbeitet worden ist. In den traurigen Ruinen von Mama-Dschargaty fanden wir keinen Tropfen Wasser.

Von dem Gipfel des erwähnten Passes aus zeigt sich eine weit wechselreichere Landschaft, als diejenige es war, die uns während unserer ganzen Reise von Karschi an, verfolgt hatte. Im Westen ließ sich ein recht umfangreicher, bläulich schimmernder Salzsee, Schor-Kulj, erkennen. Im Nord-West und Nord dunkelten undeutlich die Gärten und Vorstädte von Buchara.

Sobald wir nur von dem Berg herabgestiegen waren, so begannen wir buchstäblich in einen salzigen Schmutz einzusinken. Der Weg führte uns über eine Landenge, die sich zwischen zwei Salzseeen befand. Es war hier außerordentlich sumpfig; allerorts zeigten sich Lachen von einem gelblichen Salzwasser. Einige von ihnen waren ausgetrocknet und hatten eine dicke Schicht von Salz abgesetzt. In einigen Lachen fand ich kubische Krystalle von Kochsalz, nebst nadel- und plattenförmigen Krystallen anderer Salze, die sich ebenfalls aus der Salzlake ausgeschieden hatten. Selbst der Schmutz war hier auf seiner Oberfläche mit einem weißen Anflug von Salz bedeckt. Allerorts war hier Salz zu sehen. An einigen Stellen war der Boden mit einer so dichten Schicht bedeckt, daß die ganze Gegend wie mit frisch gefallenem Schnee überzogen schien ... Ich erkundigte mich bei dem Beg, ob die Bevölkerung das Salz aus diesen Seeen gewinne, und erhielt eine verneinende Antwort. Das Salz wird für Buchara aus einem anderen Salzlager gewonnen.

In einigen drei Werst von dem Fuße des Berges wurde das Salz schon spärlicher und es traten bereits die ersten Bäume auf. Allerdings waren sie sehr jämmerlich. Etwas weiter noch — und es zeigten sich kärgliche Felder. Der Schmutz hatte indessen nicht abgenommen, im Gegenteil, er war schlimmer geworden. Unsere armen Pferde stolperten beständig und setzten uns der Gefahr aus, herunterzustürzen; ihre Beine glitten beständig aus und fuhren in dem klebrigen Schmutz auseinander.

Am Wege selber stießen wir auf einen hohen Kurgan, dessen Gipfel und Gehänge dicht mit Grabdenkmälern übersäet waren. Fast auf dem Gipfel dieses Hügels, zu welchem ein steiler und glatter Schlangenpfad hinaufführte, drängte sich eine Gruppe von Menschen zusammen, die offenbar einen neuen Bewohner für dieses „Nekropolis“ hergebracht hatten. Die Leute schauten, indem sie mit der Hand die Augen schützten, gleichgültig auf die vorbeireitenden Fremdlinge hinab, wechselten ein paar Worte und machten sich dann wieder an ihre traurige Arbeit. Jetzt zieht an uns eine lange Kette von Kamelen vorbei, die mit bucharischer Baumwolle beladen sind; sie gleiten in dem tiefen Schmutz aus; die Kamele zitterten dabei furchtsam an ihren während der Winterzeit abgemagerten und noch nicht ausgehaarten Körpern; sie brüllten in entsetzlicher Weise, indem sie sich fürchteten, in den Schmutz zu fallen ... Allerorts Schmutz und Schmutz! Wohin man auch blickt, Schmutz und Schmutz... Der Schmutz scheint kein Ende nehmen zu wollen! Schließlich wurde mir dieses endlose Herumwaten in dem Schmutz ganz außerordentlich langweilig. Nun aber zeigen sich in einigen Dutzend Sjaschenj vor uns buntfarbige Chalats, ja sogar Brokat-Chalats. Der Karaul-Beg machte mich sofort darauf aufmerksam, daß das der „Toksaba“ und der „Schigawul“ mit ihrem Gefolge seien. Nun, das bedeutet also, daß auch die Station nahe ist. — Wir näherten uns der Gruppe, die uns erwartete, und wechselten unsere Begrüßungen. Es stellte sich heraus, daß die beiden Würdenträger, von denen der eine, der „Toksaba“, den Oberbefehl über die gesamte Garnison von Buchara führt und gewissermaßen ein Feldmarschall ist; der andere aber, der „Schigawul“, etwa der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, noch gestern aus Buchara nach Kokan gekommen waren, speziell um mich zu empfangen. Wir ritten zusammen bis zu dem Nachtlager. Hier wiederholten sich natürlicherweise die unvermeidlichen Begrüßungen, Erkundigungen über den Gesundheitszustand u. dgl. m. Sie übermittelten mir auch die besten Wünsche des Emirs, der von meiner Krankheit gehört und sie speziell ausgesandt hatte, damit sie sich nach meinem Befinden erkundigen möchten. Selbstverständlich war diese Aufmerksamkeit des Emirs mir sehr schmeichelhaft.

Am Abend traf der Mirachur Rachmet-Ullah ein. Dieser Mann, ein kolossaler Schwätzer, knüpfte mit mir sofort eine lebhafte Unterredung an, erzählte selber vieles und fragte vieles. Er sprach von seiner Reise nach Taschkent und von seinem Aufenthalt daselbst und befragte mich über unser Leben in Afghanistan, über die Krankheit Schir-Ali-Chans, über die letzten Ereignisse in Afghanistan, über die Unruhen in Masari-Scherif, über den Krieg der Afghanen mit den Engländern und manch' anderes mehr. Er erkundigte sich auch nach der Stärke der afghanischen Truppen, wobei er mir mitteilte, daß der Kemnab Hassan-Mahomed-Chan während seines Aufenthaltes in Taschkent ihm gesagt habe, daß die Afghanen über 100 Bataillone Infanterie verfügten und daß ihre Truppen besser ausgerüstet seien, als die englischen (?). Der Mirachur ließ auch meine Reise nach Buchara nicht unerwähnt und erzählte mir wohl schon zum hundersten Mal die Geschichte von der Arznei, die ich dem Emir gegeben hatte; schließlich sagte er mir, daß er vielleicht schon morgen oder auch später nach Taschkent zurückkehren werde. Es schien mir unpassend, ihn zu fragen, warum er wieder nach Taschkent ziehe. Aber auf meine Frage, ob er sich dort lange aufzuhalten gedenke, antwortete er, daß das von General Kaufmann abhängen werde. Schließlich zog sich der Mirachur zurück, indem er mir gute Ruhe nach der ermüdenden Reise wünschte und mich der Fürsorge des „Toksaba" und des „Schigawul" überließ; er selber begab sich zum Emir, um seiner „hohen Ehrbarkeit" zu melden, in welchem Zustand er mich gefunden habe.

11. Kapitel.

In der Stadt Buchara.

Mein Einzug in Buchara. — Die Juden. — In unſerem Palaſt. — Ein Brief vom Sſerdar Neik-Mahomed-Chan. — Die Erzählung des Makſut. — „Unſer lieber teurer Freund“, der Beg von Schirabad — ein Spion. — Das Geſchwätz des Mirachurs Rachmet-Ullah. — Eine Theatervorſtellung. — Ein „Kamantſcha-Virtuoſe. — Mein Beſuch beim Emir von Buchara. — Unerwarteter Ausgang der Audienz. — Zu Gaſt beim Koſch-Begi. — Cigaretten von Bogdanow. — Die Geſchenke des Emirs. — Die Citadelle von Buchara. — Meine ambulatoriſchen Kranken. — Der Jude Jakubow. — Friſche Nachrichten aus Afghaniſtan. — Ein Ritt durch die Stadt. — Ich ſuche nach Derwiſchen. — „Kalender-Chané“. — Der Bazar von Buchara. — Eine babyloniſche Typenverwirrung. — Die Medreſſe des Mir-Arab. — Ein koloſſales Minaret. — Die hieſige „Univerſität“. — Ein bemooſtes Haupt. — Ein unzufriedener Profeſſor. — Der Lehrkurſus in der Medreſſe. — Ein Blick auf die Stadt aus der Vogelſchau. — Ein Bazar im Hauſe. — Unſer Rubel auf buchariſchen Märkten. — Wiederum auf dem Bazar. — Die Derwiſche. — Die übliche „Tomaſcha“. — Die Wallfahrt zum Grabe des Chodſcha-Baga-ed-Din. — Wiederum auf dem Dache der Medreſſe. — Ein ſeltſamer Skandal, den die ſchöne Hälfte der Bevölkerung von Buchara anrichtet. — Abendruhe in dem Garten. — Ein Beſuch des Gouverneurs von Buchara Mahmet-Scherif-Bey. — Die Frühjahrsfeier in Buchara. — Volksbeluſtigungen. — Ich beſuche den Gouverneur von Buchara. — Die bucharische Gaſtfreundſchaft wird uns läſtig. — Abſchiedsausdienz beim Emir von Buchara.

Buchara, 2. März.

Geſtern um 8 morgens verließen wir Kokan, das keineswegs eine beſondere Dorfſchaft iſt, wie man das auf der Generalſtabs-Karte leſen kann, ſondern eine Vorſtadt von Buchara. Es begleiteten uns heute die Würdenträger, die uns vorgeſtern empfangen hatten, der Toksaba und der Schigawul.

Unser Weg führte uns unmittelbar bis an die Thore der Stadt durch eine reich bevölkerte und mit Gebäuden bedeckte Gegend. Das Salz war jetzt nicht mehr zu bemerken, aber der Schmutz war noch recht bedeutend. Wohnhäuser und sonstige Gebäude wechselten hier mit kleinen Feldern, auf welchen schon die Saaten grünten. Allerorts standen Bäume in voller Blüte. Die Aprikosen standen wie mit einem reichlichen, lockeren Schnee überschüttet; die Alutscha und Albuchara ergänzten das Farbenbild der Gärten. Auf den Straßen, welche wir passierten, herrschte das in den asiatischen Städten übliche bunte Leben und die patriarchalische Einfachheit. Steinmetzen und Schmiede verrichteten hier vor aller Augen ganz ungeniert ihre einfache Arbeit. An einigen Stellen war der Weg völlig verbarrikadiert durch Packesel und Kamele; eine zahlreiche Menge von Chalatträgern eilte beständig hin und her oder hatte an Ort und Stelle zu schaffen. Jetzt hielten die Eilenden inne, die Arbeiter legten ihre Arbeit zur Seite und schauten uns mit offenem Munde lange und neugierig nach. Mitunter ließen sich in dieser Menge gewisse für mich unverständliche Bemerkungen vernehmen, die sich vermutlich auf uns bezogen. Die Neugierigeren folgten uns auf Schritt und Tritt nach und unterhielten sich dabei laut. Wir ritten bei mehreren anspruchslosen Moscheeen vorbei, bei einigen kleinen Medressen und schließlich, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, bei einem recht umfangreichen Friedhof, auf welchem sich eine Menge von Grabdenkmälern und Grabgewölben befand.

Wir sind in Buchara. Vor uns erhebt sich eine Lehmmauer von etwa 4 Sfaschenj Höhe. Das Thor (das südöstliche) und auch die beiden Türme an den beiden Seiten des Thores sind aus gebrannten Ziegeln ausgeführt. Von Kokan bis zu diesem Thore zählt man 10 Werst. Wir passieren das Thor und geraten mit einem Mal in eine enge und krumme Straße, zu deren beiden Seiten sich zweistöckige Lehmhäuser befinden. Es gab hier keinen Schmutz, dafür aber war es sehr eng. Zwei Pferde neben einander konnten eben nur die Straße passieren. Ich bemerkte hier keine Arbas; die bepackten Kamele, die uns entgegenkamen, versperrten nahezu vollständig die Passage. Wir konnten uns nur mit größter Mühe an ihnen vorbeidrängen.

Nachdem wir bei einigen schönen und aus gebranntem Ziegelstein errichteten Medressen vorbeigeritten waren, gelangten wir zu den ersten Buden des Bazars und befanden uns bald darauf im Schatten seiner Gewölbe. Sehr auffallend erschien mir die ungeheuere Zahl von Juden, die wir während unseres Rittes sahen. Es waren ihrer wohl mehr, als der Eingeborenen. Es zeigten sich Alte und Junge, mit krummen Nasen, und ohne, mit schwarzem und rötlichem Haar, mit Bärten und ohne Bärte, mit schönen, plastischen, wie aus Marmor gemeißelten und außerordentlich bleichen Physiognomieen, und wiederum andere mit häßlichen Ziegenbock- und Eselsköpfen — durchweg alle aber trugen Seitenlöckchen. Wir passierten die Straßen des Bazars, verließen seine durchlöcherten Gewölbe und ritten dann an zwei durch Schönheit hervorragenden Moscheeen vorbei — zu unserer Wohnung. Wir hatten in der Stadt etwa 6 Werst zurückgelegt. Unsere Wohnung, der „Palast", war natürlich aus Lehm, wie das allerorts in Central-Asien zu finden ist; er bot nichts Charakteristisches und ich werde ihn darum nicht näher beschreiben. Ein einziges Zimmer in diesem großen Gebäude hatte einige Ansprüche auf europäische Ausstattung. Das Ameublement des Zimmers bestand aus einem ordentlichen Tisch und 4 Wiener Sesseln, deren Lehne und Sitz mit einem recht hübschen, bunten Sammet von einheimischem Fabrikat beschlagen war. Wir trafen in unserem Palast um 10 Uhr morgens ein und fanden ein vollständiges Chaos vor. Für die Aufnahme der „teueren Gäste" war noch nichts vorbereitet. Die Zimmer waren noch nicht aufgeräumt, die Höfe soeben erst ausgefegt, die Möbel wurden ausgeklopft — die Luft war stauberfüllt... Die zahlreiche bucharische Dienerschaft setzte jedoch recht bald alles in Ordnung. Dann wurde der übliche Dostarchan und das Frühstück serviert. Die bucharischen Würdenträger, die mich begleitet hatten, empfahlen sich schon nach wenigen Minuten und begaben sich zum Emir, um diesem Bericht zu erstatten. Ich hatte für meinen Besuch beim Emir den 2. März 4 Uhr nachmittags angesetzt.

Um 2 Uhr brachte mir ein Bote des Schirabader Begs einen Brief des Serdars Neik-Mahomed-Chan aus Masari-Scherif. Das Schreiben war vom 13. Rebiel-Jewel (22. Februar)

datiert. Der Sserdar benachrichtigte mich davon, daß er zu seinem Vergnügen meinen Brief aus Schirabad erhalten und daraus ersehe, daß ich die Reise glücklich zurückgelegt habe. Er meldete ferner, daß er meine Reisetasche, trotz aller menschenmöglichen Anstrengung, nicht habe finden können und schloß mit den Worten: „Hier steht es gegenwärtig gut: die Bevölkerung und die Truppen sind ruhig. Ich wünsche Ihnen das Beste". Auf der Rückseite des Schreibens befand sich ein Siegel mit der Aufschrift Neik-Mahomed-Chan.

Selbstverständlich war das von seiten des Sserdars Neik-Mahomed-Chan eine außerordentliche Liebenswürdigkeit, daß er mich von den Forschungen benachrichtigte, die er nach meinen Sachen angestellt hatte. Ich wollte kein Schuldner des Sserdars bleiben und gab darum Samaan-Beg den Auftrag, dem Sserdar ein kleines und höfliches Briefchen in Beantwortung seiner Liebenswürdigkeit zu schreiben.

Daraufhin stellte sich bei uns der Dschigit Maksut ein, der bei General Rasgonow während des Aufenthaltes desselben in Afghanistan gedient hatte. Maksut erzählte mir, daß man die afghanische Gesandtschaft in Ssamarkand sehr feierlich empfangen hätten; es wären 21 Kanonenschüsse abgegeben worden; die Gesandtschaft habe sich in der Stadt zwei Tage aufgehalten und sei daraufhin auf Postpferden nach Taschkent gezogen. Ich fragte ihn, warum er General Rasgonow verlassen hatte, da dieser ihn doch nach Taschkent habe mitnehmen wollen. Maksut erzählte darauf, daß er nur für einige Zeit den General verlassen habe und daß er späterhin wieder in seinen Dienst eintreten werde. Er war infolge der Bitten seiner Schwester nach Buchara gekommen; sie hatte ihm nämlich drei Briefe zugesandt, in welchen die Bazargerüchte von Buchara wiedergegeben wurden. Auf den Bazaren erzählte man sich, daß sämtliche Russen, die in Afghanistan gewesen, von den Afghanen erschlagen worden seien; auch ihre Dienerschaft wäre getötet worden. Die Schwester hatte nun Maksut gebeten, daß er doch durchaus nach Buchara kommen möge, um sie persönlich davon zu überzeugen, daß er am Leben sei. Maksut erzählte mir ferner, daß er seit 22 Tagen von Ssamarkand fort sei und daß man dort noch nichts über uns wüßte; in Buchara hingegen habe er erfahren, daß der Emir

Schir-Ali tot und sämtliche in Masari-Scherif zurückgebliebenen Russen von den Afghanen erschlagen seien. Man erzählte sich, daß ich und meine Genossen, umzingelt von afghanischen Soldaten, uns doch drei Tage lang, dank unseren Feuerwaffen, gehalten hätten, dann aber wären uns alle Patronen ausgegangen, die Afghanen hätten uns ergriffen und ermordet; andererseits aber wurde behauptet, daß man uns gar nicht getötet, sondern bloß bis auf die nackte Haut ausgeplündert und dann habe laufen lassen. Ich staunte nicht wenig, als ich Maksut derartige Geschichten erzählen hörte. Ich wußte nicht, aus welcher Quelle diese Nachrichten geschöpft worden waren.

Mein unerträglicher, wenn auch gefügiger Karawan-Baschi, Nassir-Chan, erzählte mir jedoch heute, daß ihn in Kokan die Leute des Schigawuls darüber befragt hätten, wie wir wieder unsere Freiheit erlangt und aus Masari-Scherif entkommen wären, da die Afghanen uns doch gefangen gehalten hätten. Nassir-Chan antwortete hierauf, daß die Afghanen uns Russen keineswegs in ein Gefängnis gethan, sondern daß uns die ersten afghanischen Würdenträger in allen Ehren aus der Stadt geleitet hätten; es sei wünschenswert zu wissen, von wo sie solche dumme Gerüchte her hätten. Die Leute des Schigawuls antworteten hierauf, daß sie das Erwähnte aus den Berichten des Begs von Schirabad an den Emir entnommen hätten. — Somit war die Quelle dieser Gerüchte und Klatschereien ermittelt. Unser Freund, der Schirabader Beg, hatte sich doch gar zu sehr beeilt mit seinem Bericht, indem er sich vor dem Emir wohl ganz besonders hatte hervorthun wollen — und nun diese Ueberraschung! Im Gegensatz zu den Berichten des Begs sind wir am Leben und gesund und treten nun, mit all' unserem Hab und Gut versehen, vor „die drohenden und leuchtenden Augen des Herrschers über die Rechtgläubigen"! . . . Eines fehlt noch, um den Beg vollständig zu blamieren, wir hätten jetzt vor dem Emir als Kläger auftreten müssen gegen den böswilligen Verleumder und Lügner; indessen würde dabei doch vielleicht unserem „teueren Freunde" sein allzu großer Eifer gar teuer zu stehen kommen: der Emir könnte vielleicht sein übliches „kessim Baschka" (Kopf ab) sagen und der Beg müßte sich von dem, selbst in den entlegenen, central-asiatischen Winkeln so verführerischen, Leben eines

Gouverneurs trennen. Nun wir wollen großmütig sein, wir wollen ihm seinen Fehler verzeihen und vor dem Emir kein Wort über ihn vorbringen . . .

Uebrigens muß ich unserem „Freunde“ gegenüber, der mir und den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft so süße Briefe zu schreiben wußte, auch gerecht sein: er führte seine schwierige Rolle als Spion bei der russischen Gesandtschaft in Afghanistan in durchaus hübscher und methodischer Weise aus. Jetzt konnten wir uns Rechenschaft darüber geben, was seine häufigen Briefe an die Gesandtschaft und die häufigen Sendungen von Konfekt, Früchten und anderen Gegenständen zu bedeuten hatten. Es geschah das alles nur, um einen hübschen Vorwand zu gewinnen für die Spionage. Ich weiß nur nicht, ob er ein selbständiger Spion war, ein Spion aus Leidenschaft, aus Liebe zum Handwerk, oder ob er alle diese Geschichten im Auftrage des Emirs ausführte. Letztere Vermutung ist wahrscheinlicher. Begreiflich wurde uns auch das Eintreffen des bucharischen Gesandten Ischan-Chodscha, um dem Lojnab zu gratulieren. Es war mir jetzt klar wie der Tag, daß die Bucharen ihren Traditionen und ihren Plänen nicht entsagt hatten und in Erwartung eines geeigneten Momentes unter passenden Vorwänden ihre Nachbarn stets belauerten.

Gestern Abend stellte sich bei mir wiederum der wohlgeübte Lügner und Komplimentenmacher Mirachur Rachmet-Ullah ein. Er fragte mich wiederum sehr viel über Afghanistan aus, über die Stärke der afghanischen Truppen und darüber, wem die Afghanen mehr Ehre erwiesen hätten, Stolettow oder Rasgonow; er erkundigte sich darnach, wie in Afghanistan die russische Gesandtschaft empfangen worden und wie man sie zurückgeleitet, was man ihr geschenkt habe und wie viel. Er erzählte unter anderem, daß man in Taschkent davon gesprochen habe, daß Schir-Ali-Chan dem General Stolettow 13 000 Tengi geschenkt habe. Ueber diesen Punkt klärte Samaan-Beg den Mirachur insofern auf, als er sagte, daß General Stolettow allerdings vom Emir von Afghanistan ein Geldgeschenk erhalten habe, aber nicht von 13 000 Tengi, sondern von 11 000 Rupien (Tenga = 20 Kopeken, Rupie = 60 Kopeken) und daß dieser anfänglich das Geld nicht habe nehmen wollen, dann aber, als er gesehen, daß die Afghanen

hierdurch beleidigt gewesen, sich notgezwungen zur Annahme habe entschließen müssen. Der Mirachur erzählte ferner, daß Rasgonow ganz besonders darum bemüht gewesen sein solle, den Emir zu einer Reise nach Rußland zu bewegen; den Wunsch des Emirs, nach Petersburg zu gelangen, schrieb man darum dem Einflusse des Generals Rasgonow zu. Er erzählte auch, daß der Koschbegi aus Taschkent die Nachricht erhalten habe, daß die afghanische Gesandtschaft baldigst nach Afghanistan zurückkehren und hierbei bis zum Amu-Darja von einigen russischen Beamten würde begleitet werden. Schließlich entfernte er sich, indem er uns gute Ruhe wünschte und nochmals versicherte, daß er vielleicht noch einige Tage früher, als wir, in Taschkent eintreffen werde. Warum mochte er wohl dorthin reisen? —

Ich habe hier allen meinen Pferden die Hufeisen abnehmen lassen: mögen sie sich in den wenigen Tagen, die ich in Buchara zubringen werde, wenn auch nur etwas, erholen. Ich hatte die Idee, die Lasttiere durch Arbas zu ersetzen, indem ja der Weg von Buchara nach Samarkand ein Fahrweg ist. Nun, es wird sich noch zeigen, wie sich das am besten machen läßt. Aber mit den Dschigiten und den Lautschen, da habe ich meine wahre Not! Kein Tag vergeht, ohne daß die Hengste mit einander kämpfen .... Ich habe nahezu vergessen, eine Mitteilung des Mirachurs zu notieren: Ischan-Chodscha, der Gesandte am Hofe des Lojnabs, soll noch immer in Masari-Scherif eingeschlossen sitzen und so lange sitzen bleiben, bis die afghanischen Machthaber auf die Idee kommen werden, ihn freizulassen. Nun, da hätte es sich ja erwiesen, daß in Masari-Scherif nicht wir, die russischen Gesandten, sondern gerade die bucharischen Gesandten gefangen saßen.

---

4. März.

Am 2. März hatte ich keine Audienz beim Emir, da dieser Tag auf den Freitag fiel, bei den Bucharen aber der Brauch ist, daß an diesem Tage die gesamte Bevölkerung der Stadt sich in der großen Moschee (Metscheti-Keljan) zum Gebet versammelt. Der Emir muß stets diesem Gebet beiwohnen. Meine Audienzstunde war indessen gerade auf 4 Uhr nachmittags angesetzt

worden, d. h. zu Beginn des Namaz-Diger. Infolge dessen konnte mich der Emir nicht empfangen.

Gegen 4 Uhr erschien der Mirachur mit der Bitte des Emirs, daß ich ihn entschuldigen möge, indem er mich heute nicht empfangen könne. Der Mirachur benutzte diese Gelegenheit, um sich in Liebenswürdigkeiten zu ergehen. Eine Aeußerung von ihm brachte mich einigermaßen in Verwirrung. Er ließ unter anderem die Bemerkung fallen, daß ich vermutlich doch all' die Ortschaften, die ich besucht und gesehen hätte, auch beschrieben hätte, und daß das auch sehr schön sei, indem ich auf diese Weise späterhin nicht nur mir selber, sondern auch meinen Freunden und Bekannten ein Vergnügen bieten könne. Diese Bemerkung frappierte mich gewissermaßen, indem ich weder ihm, noch sonst jemandem unter den Eingeborenen die Mitteilung gemacht hatte, daß ich mir Notizen mache; ich wußte nicht, von wem er die Nachricht über meine Tagebücher erhalten hatte. Er entfernte sich hiernach, nachdem er gesagt hatte, daß er morgen, d. h. am 3. März, persönlich mich abholen werde, um zum Emir zu gehen. Indem er sich entfernte, fragte er noch, warum wir gestern der „Tomascha“ [1]) nicht beigewohnt hätten. Ich antwortete hierauf, daß wir von der Reise gar zu sehr ermüdet gewesen und uns hätten erholen wollen, und daß wir ferner ja noch nicht das Antlitz des Emirs gesehen hätten und es darum für unpassend gehalten hätten, uns schon jetzt den Vergnügungen hinzugeben. — Der Mirachur war offenbar im höchsten Grade geschmeichelt durch meine Antwort und sagte, daß dem Emir nichts von dieser Ursache unserer Weigerung bekannt wäre und daß er sich gedacht habe, daß wir die „Tomascha“ darum nicht hätten sehen wollen, weil wir irgendwie unzufrieden mit dem Empfang, mit der Bewirtung oder sonst etwas anderem gewesen wären. Er hoffe aber jetzt, daß seine „teueren Gäste“ diejenigen Zerstreuungen, die er ihnen bieten könne, nicht gerade verachten würden, „wenn sie auch selbstverständlich keinen Vergleich bestehen können mit Ihren,

[1]) „Tomascha“ heißt Vorstellung; es sind das Tänze, Gesänge, Instrumentalmusik, Vorstellungen der Clowns, Puppentheater, Taschenspielerkünste, Ringkämpfe u. dgl. m.

mit den russischen Vergnügungen." Mit diesen Worten schloß der Mirachur seinen Besuch.

Am Abend desselben Tages, als die Kerzen hereingebracht wurden (es war das ein Jekaterinenburger Fabrikat von Hobbard), erschienen bei uns wiederum die Tänzer und Musikanten. Nach den Auseinandersetzungen mit dem Mirachur konnten wir uns nicht mehr dem hiesigen Ballet und Konzert entziehen. Von dieser „Tomascha" kann ich nur folgendes sagen: mit den Tänzen der „Batschi" stand es hier sehr schlecht, schlimmer als in Gjusar und Karschi. Die Tänzer besaßen weder die Gewandtheit, noch die Grazie, durch welche sich die anderen ausgezeichnet hatten. Von einer Weiblichkeit in ihren Manieren war auch keine Spur vorhanden. Die Tänzer führten jedoch einen mir neuen Tanz auf, wobei sie in der einen Hand einen Stock, in der anderen ein Cri-Cri aus Stein führten. Es trat hier ferner ein Solo-Künstler mit einer „Kamantscha" auf. Es war das ein echter Virtuose, der sich auch anderorts mit Erfolg hätte zeigen können. Die Töne, die der Musiker seinem alten Instrumente entlockte, ergossen sich in freiem Strom, strebten gen Himmel empor, rollten wie der Donner und erstarben dann traurig, wie ein unterdrückter Seufzer ... Der Künstler war ein junger Turkmen, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen und schönen, von leidenschaftlichem Feuer brennenden Augen. Sein Haupt war mit der üblichen „Papacha" bedeckt. Er spielte einige Stücke und unter anderem auch ein solches, das den Namen „Urussitscha" führte und seinem Motiv nach an unsere melancholischen Volkslieder erinnerte. — Die „Kamantscha" ist ein Musikinstrument, das sozusagen ein primitives Cello repräsentiert. An einem kleinen Deck befindet sich ein langer Hals, das Griffbrett wird durch transversale Stege aus Draht in Ganztöne und Halbtöne eingeteilt. Das Instrument besitzt 3 bis 4 Metall-Saiten; von diesen wird eine Saite nie in den Intervallen der Tonleiter berührt, sie giebt stets nur einen Ton, sozusagen den Grundton an; die übrigen Saiten werden hingegen in den verschiedentlichsten Kombinationen gegriffen. Was mir bei diesem Spiel, oder richtiger gesagt, in dem Ton des Instrumentes ganz besonders auffiel, das war die außerordentliche Elastizität der Töne und ihre Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme. Der Musikant akkompagnierte einem

Gesang, wobei das Akkompagnement, wie hier üblich, mit der Melodie des Sängers in unisono stand. An einigen Stellen fiel es mir schwer, den Ton des Instrumentes von der Stimme des Sängers zu unterscheiden. Allerdings ist die einheimische Art zu singen sehr originell und unterscheidet sich sehr von der europäischen; vielleicht erklärt sich auch hieraus teilweise die Aehnlichkeit der „Kamantscha" mit der menschlichen Stimme. Ich komme hierauf später zurück. Die Saiten der Kamantscha werden mit einem Fiedelbogen aus Roßhaar gestrichen. Es existieren für dies Instrument originelle Noten, jedoch scheinen diese Noten nicht der im Westen gebräuchlichen Skala zu entsprechen; hingegen findet sich hier für jedes Lied eine spezielle, ein für alle Mal festgesetzte Melodie. Es läßt sich das am besten an einem der einheimischen Versifikation entnommenen Beispiel erläutern. Gewisse Gedichte müssen durchaus in eine Melodie gebracht werden, d. h. sie werden nicht rezitiert, wie z. B. bei uns, sondern abgesungen, und zwar ist das schon durch ihre Form selber bedingt. Das gleiche fand sich ja auch bei den alten Griechen. Wenn das Gedicht in eine andere Form gebracht wird, so läßt es sich rezitieren, aber keineswegs mehr singen. Das gleiche läßt sich wohl auch — ich bin übrigens davon nicht überzeugt — von den Gesängen und den Balladen der Eingeborenen sagen: sie werden mit Rücksicht auf eine bestimmte Melodie gedichtet. — Wir hatten an diesem Abend auch Sänger, aber über den Gesang will ich ein anderes mal reden.

Nach dem Ballet und dem Konzert trat ein alter Taschenspieler auf und zeigte seine Kunststücke: er zog aus seinem Munde eine endlose Menge von Bändern hervor, ganze Stränge von Zwirn mit Nadeln und Angelhaken, er verschluckte Münzen und speite sie wieder aus, verspeiste brennendes Harz mit Hede, zertrat in einem Sack rohe Eier und zog sie dann wieder heil hervor u. dgl. m. Der Alte war gerade derselbe, den ich im Winter in Schaar gesehen habe. Daraufhin folgte eine Hanswurst-Vorstellung, die die hiesigen Clowns lieferten; ihre Späße blieben mir unverständlich, mußten aber doch gewiß ihr spezifisches Salz besitzen, wie sich das aus dem herzlichen Gelächter der Menge der Eingeborenen ersehen ließ, die mit unterschlagenen Beinen um uns herum saßen. Zum Schluß folgte noch ein Puppen-

theater, das ich übrigens nicht gesehen habe, da ja die „Tomascha“ ohnehin schon ganze drei Stunden währte. Es war 11 Uhr nachts und ich war sehr schläfrig; ich entfernte mich, Samaan-Beg blieb jedoch zurück.

Am 3. März traf bei mir etwa um 10 Uhr morgens der Schigawul Sofi-Beg ein und forderte mich auf, mich mit ihm zum Emir zu begeben. Als wir uns angekleidet hatten, schaute er auf die Uhr und bat uns, noch 5 Minuten warten zu wollen, „da wir sonst beim Emir vor der angesagten Zeit eintreffen könnten.“ Nach 5 Minuten bestiegen wir unsere Pferde und machten uns auf den Weg. Wir hatten einen Teil des Bazars zu passieren, unter anderem diejenige Straße, wo Mehl verkauft wurde. Daraufhin gelangten wir auf einen recht umfangreichen Platz, von welchem aus man einen Hügel erblicken konnte, der von einer hohen, gezackten Lehmmauer umgeben war. Direkt vor uns erblickten wir in dieser Mauer ein aus gebrannten Ziegeln errichtetes, sehr hohes und sehr weites Thor. Der Hügel war von einer doppelten Mauer umgeben. Hier befand sich der „Ark“, d. h. der Palast der Emire von Buchara.

Sobald wir den Platz erreicht hatten und des Thores ansichtig geworden waren, so sprangen unsere bucharischen Begleiter, der Schigawul, der Karaul-Beg und die übrigen aus den Sätteln; sie erklärten uns, daß die Bucharen hier gewöhnlich vom Pferde herabzusteigen pflegten, daß wir Russen aber gerade so verfahren dürften, wie das uns beliebe: wir dürften die Pferde gerade dort verlassen, wo das uns erwünscht sein sollte. Wir näherten uns dem Thor und ich stieg vom Pferde herab und passierte das Thor zu Fuß. — Es wurde mir erzählt, daß mehrere Russen, Offiziere und Beamte, die in Buchara gewesen waren und bei dem Emir eine Audienz hatten, unter keinen Umständen vor dem Thor aus dem Sattel steigen und das Thor durchaus zu Pferde passieren wollten. Es fiel das den Bucharen außerordentlich auf. Diese Russen hielten es für eine Erniedrigung, den Bitten der Bucharen nachzugeben. Warum ihnen das erniedrigend erschien, das begreife ich nicht; den Anstandsregeln nachzukommen, und darum handelte es sich hier ausschließlich, kann doch nicht als erniedrigend gelten. In Buchara und Central-Asien überhaupt ist es Brauch, daß der

Gast das Thor seines Gastgebers zu Fuß passiert. Im vorliegenden Falle war der Gastgeber der Emir von Buchara, was, ganz abgesehen von den Anstandsregeln, einen jeden schon von vornherein zu einem gewissermaßen respektvollen Benehmen verpflichtet. Die Leute, die das Thor zu Pferde passierten, handelten somit gegen die üblichen und für jedermann obligatorischen Anstandsregeln. Es ist das gerade so, als ob jemand in das Zimmer seines Bekannten auf einem Pferde hineinreiten würde. — Ja, ich gehe hierin noch weiter. Der bucharische Brauch, vor dem Thore derjenigen Citadelle von dem Pferde zu steigen, in welcher gegenwärtig und vielleicht schon seit Jahrtausenden ihre Herrscher wohnen, erscheint mir unserem russischen Brauch ähnlich, daß man das bekannte „Sspaß"-Thor im Moskauer Kreml mit unbedecktem Haupte passieren muß. Man möge nun ermessen, was das für ein Verstoß gegen den Anstand wäre, wenn ein mit diesem Brauch bekannter Ausländer in dem „Sspaß"-Thor seine Kopfbedeckung nicht abziehen wollte . . .

Vor dem Thore bemerkte ich einige Bombenmörser, die ohne Laffetten am Boden lagen; das Thor war mit einer Uhr geschmückt. An dem Thore war keine Wache zu sehen. Die Dicke der Mauer mochte an dem Thore über fünf Ssaschenj betragen. Als wir das Thor passiert hatten, traten uns der Mirachur, der Udaitschi, der Inak und einige andere Hofleute entgegen. Daraufhin stiegen wir ein wenig bergan, einer gut gepflasterten schmalen Straße entlang; wir gingen noch durch einige schmale und krumme Seitengäßchen und befanden uns auf dem Hofe des Emirpalastes. — Der Palast war ein gewöhnliches, recht umfangreiches Gebäude; wir gingen an ein paar Terrassen vorbei, zu welchen schmale Treppen von drei, vier Stufen führten, sie waren ohne Geländer. Wir betraten eine dieser Terrassen, passierten dann noch einige Zimmer und standen vor dem Antlitz des „Beherrschers der Rechtgläubigen."

Der Emir saß inmitten des Zimmers in einem recht schlechten Sessel. Ich glaubte, daß er mich in dem Thronsaale empfangen würde, sah mich aber in meiner Hoffnung betrogen. Als ich das Zimmer betrat, lächelte mir der Emir zu. Sein angenehmes Gesicht, das von einem stark ergrauten Barte eingerahmt war,

gewann dadurch einen weichen und freundlichen Ausdruck. Er reichte mir die Hand, erhob sich aber nicht von seinem Sessel; daraufhin wies er uns mit einer Handbewegung auf die für mich und Samaan-Beg vorbereiteten Sessel. Wir nahmen platz und es begann die übliche Unterhaltung, die sich in herkömmlicher Weise um Begrüßungen und Beglückwünschungen drehte. Als ich mich zur Audienz begab, war ich der Meinung, daß diese längere Zeit andauern würde; ich glaubte, daß der Emir mich über den Aufenthalt der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und über die letzten Ereignisse in Masari-Scherif befragen würde; meine Vermutungen bestätigten sich jedoch nicht. Nach wenigen Minuten war mein Vorrat an Begrüßungen und Wünschen ausgegangen — ich verstummte. Der Emir war dieses mal nicht gerade gesprächig. Ich rechnete darauf, daß Samaan-Beg mir beistehen würde, aber auch er schwieg hartnäckig. Es war eine fatale Grabesstille eingetreten. Ich wollte von neuem zu reden beginnen und wohl zum zehnten Mal dem Emir das Beste auf der Welt wünschen, als Samaan-Beg plötzlich eine Bewegung machte, als ob er aufstehen wollte. — Der Emir gab das Zeichen, daß unsere Audienz beendet sei.

Hierauf mußten wir eine Visite dem Kosch-Begi, dem bucharischen Kanzler, abstatten. Es ist das der erste Würdenträger im bucharischen Chanat; aber er bekleidet noch nicht den höchsten Rang in der Stufenleiter der bucharischen Administration. Ueber ihm steht der Atalyk und noch höher der Mirsa. Gegenwärtig giebt es keine Personen in dem Chanat, die diesen Rang bekleiden. In früherer Zeit, als das bucharische Reich nicht bloß ein leerer Name war, wie gegenwärtig, sondern ein mächtiges Reich, dessen Gebiete sich von Osch (Uschi) bis zum Aralsee und vom Ural bis zum Hindukusch erstreckten, da regierte in den Amu-Darjanischen Provinzen ein bucharischer Statthalter, der den Titel eines Atalyks [1]) führte.

Der Kosch-Begi (Kosch = Haus — also etwas in der Art, wie der russische Palast-Bojarin oder Djak aus der Epoche vor

[1]) Jakub-Chan, der Begründer des Chanats Kaschgar stand zur Zeit der Eroberung von Kaschgar in Diensten des Chans von Kokan und hatte den Rang eines Atalyks. (Siehe übrigens: Hellwald: „Die Russen in Central-Asien". Augsbrg. 1873. S. 109, 110, 129. — Anm. d. Uebers.)

Peter I.; von diesem Wort stammt auch das Wort Koschewoj-Ataman bei den Kosaken her, Schirrmeister) wohnt in der gleichen Citadelle um wenige Schritten von dem Palast des Emirs. Wir gelangten bald zu dem Thor der Wohnung des Kosch-Begi, die noch viel unansehnlicher erschien, als der Palast des Emirs. Der Würdenträger kam uns schon in einigen Schritten vor der Treppe seines Hauses entgegen. Es war das ein kleiner, gebeugter Graukopf, der sich durch eine nichts weniger, als bemerkenswerte Physiognomie auszeichnete. Er war in einen Chalat von prachtvollen Kaschmirshawls gekleidet. Sein Haupt bedeckte ein Turban aus dem feinsten, indischen (englisch?) Musselin mit hineinverwebten Goldpunkten und anderem Schmuck. Die Windungen dieses Turbans schienen zahllos zu sein. Der Kosch-Begi begrüßte uns freundlich und forderte uns auf, bei ihm einzutreten, um bucharische Gastfreundschaft zu genießen. Wir waren aber offenbar etwas zu früh gekommen, denn der Dostarchan war noch nicht aufgetischt und nichts schien am rechten Orte zu stehen. Der Tisch wurde in unserer Gegenwart gedeckt. Es wurden hier natürlicher Weise die üblichen bucharischen Süßigkeiten aufgetischt: Konfekt, Zuckerbackwerk, verzuckerte Früchte, und unter anderem auch Zucker in Hüten und Zuckerkandis-Raffinade. Hierauf wurde das Mittagsmahl serviert, das durch die Reichlichkeit und den Wechsel der Speisen, nicht minder aber auch durch seine Zubereitung selbst einem in gastronomischen Sachen mehr verwöhnten Magen, als das der meinige war, genügt hätte. Wir saßen ein wenig und unterhielten uns . . . Hin und wieder, von mir zum Kosch-Begi und wiederum zurück flogen die ausgesuchtesten Liebenswürdigkeiten und Komplimente. Der Mirachur, der uns bis zum Hause des Kosch-Begi begleitet hatte, begab sich bald wieder zum Emir zurück. Daraufhin stellte er sich wieder ein und übermittelte mir, daß der Emir außerordentlich erfreut darüber gewesen sei, daß ich das Thor des Arks zu Fuß passiert hatte. Der Emir ersuchte mich nun, um seine Dankbarkeit mir kund zu thun, daß ich, wenn ich die Festung verlassen würde, das Thor zu Pferde passieren möge. Gleichzeitig wies der Mirachur auf zwei Pferde hin, die bereits vor den Fenstern standen und mit Brokatdecken und mit von Türkisen übersäeten Zäumen geschmückt waren. Der

Emir schenkte mir und Samaan-Beg diese Pferde zum Zeichen seiner Freundschaft und seines Wohlwollens. Daraufhin wies der Mirachur noch auf ganze Haufen von Chalats, welche der Emir zum Geschenk für uns und unsere Dienerschaft bestimmt hatte. Das Roß, das ich geschenkt bekam, war ein turkmenischer Argamak, ohne Mähne und mit einem sehr kärglichen Schweif, von prachtvoller glänzender Kaffeefarbe. Er tänzelte, als er vor den Fenstern unseres Zimmers vorbeigeführt wurde.

Während des Mittags sprachen wir selbstverständlich über die freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und Buchara, die schon seit lange zustande gekommen und nun mit jedem Jahre immer fester wurden. Wir erinnerten uns auch des verstorbenen Weinbergs, über dessen vorzeitigen Tod der Kosch-Begi und nicht minder auch der Mirachur ihr außerordentliches Bedauern aussprachen. Sie behaupteten, daß es ein Glück wäre, wenn sich gegenwärtig ein ähnlicher Mann für den Posten eines diplomatischen Agenten finden sollte. „Er hat für Buchara," erzählten sie, „viel Gutes gethan. Die Bucharen verließen sich auf jedes Wort, das er sagte, indem er stets sein Versprechen hielt."

Als der Kosch-Begi bemerkte, daß Samaan-Beg sich eine Cigarrette drehte, zog er einen Schlüsselbund hervor, übergab die Schlüssel dem Beschließer und ließ Cigarretten holen; nach einigen Sekunden konnte Samaan-Beg bereits den aromatischen Rauch der Bogdanowschen Cigarretten einatmen. Bald darauf verabschiedeten wir uns von dem Kosch-Begi. Er begleitete uns bis zum Thor und erwies uns somit eine außerordentliche Ehre. Man hatte uns die von dem Emir geschenkten Pferde vorgeführt, welche wir jetzt besteigen sollten. Mein Turkmen war außerordentlich feurig; er prustete und bäumte sich, sobald ich nur den Steigbügel berührte; er schien überhaupt sehr aufgeregt zu sein. Auf diesem Pferde zu reiten, wäre recht gefährlich gewesen, zumal da der mit Türkisen geschmückte Zaum nicht gerade zuverlässig war — mein Triumphzug hätte unter Umständen einen sehr traurigen Ausgang nehmen können ... Trotz alledem schwang ich mich tapfer in den Sattel, preßte die kräftigen Flanken des Tieres mit meinen Schenkeln zusammen und zog zur Probe den Zaum stark an; ich hob das Roß dadurch auf die Hinterbeine. Hierauf konnte ich ganz ruhig die Festung verlassen.

Trotzdem, daß ich nur ganz oberflächlich die bucharische Citadelle beschaut hatte, fielen mir doch einige Züge auf, die dieselbe mit unserem Moskauer Kremlj, abgesehen von den neueren Bauten, gemeinsam hatte. Auch hier trat vor allem dieselbe plumpe Architektur hervor, das Gemisch von Asiatischem und Byzantinischem, das gegenwärtig bei uns als „russischer Stil" gilt; es sind das dieselben bäuchigen Kolonnen am Eingang, derselbe grobe, ausdruckslose Skulptur-Schmuck an den Mauern, die gleichen schmalen Fenster und die dicken Mauern der Häuser, wie in einem jeden beliebigen Palast aus der Epoche vor Peter I. . . .

---

6. März.

Ich finde kaum Zeit, um täglich in meinem Tagebuche zu schreiben: ich reite nämlich schon seit zwei Tagen in der Stadt herum und suche nach Möglichkeit genau mit derselben bekannt zu werden. Ich habe eine Menge interessanter Sachen gesehen, die vielleicht auch nicht bloß für mich, sondern auch für den Leser neu sein dürften. Ich möchte darum versuchen, alles, was ich gehört und gesehen habe, möglichst genau zu notieren. Allerdings werde ich in dieser meiner Absicht nicht wenig gehindert. Gegenwärtig, am Morgen, habe ich z. B. meinen unentgeltlichen Empfang der kranken Eingeborenen. Man muß den Bucharen gerecht sein, sie haben es nicht unterlassen, den russischen Doktor zu besuchen und scheinen offenbar die russische Kaffir-Medizin keineswegs zu verachten.

Da führt man mir z. B. einen kranken Juden zu. Trotzdem, daß mir manche diagnostische Hülfsmittel, wie z. B. die Möglichkeit einer elektrischen Prüfung fehlen, kann ich doch eine Erkrankung der vorderen Säulen des Rückenmarks konstatieren.

Diesen Kranken hat mir ein anderer Jude zugeführt, Jakubow dem Namen nach, der des Russischen recht wohl mächtig ist. Er behauptet, daß er jährlich in kommerziellen Angelegenheiten Moskau und die Nischegoroder Messe besuche und daß sein älterer Bruder sich beständig in Moskau aufhalte; es ist das überhaupt ein recht anständiger und tüchtiger Jude. Ich erklärte ihm, daß eine rechte Kur für den Kranken höchstens nur in Rußland möglich sein dürfte, ich nannte dabei die Moskauer

und Kasaner Universitätskliniken. Der Kranke hatte die Mittel zu einer Reise nach Rußland, ob er sie aber ausgeführt hat, weiß ich nicht.

Im ferneren hatte ich Fälle zu behandeln, wie eine Haemiplegia sinistra; eine allgemeine Syphilis mit Schleimpapeln im Munde, einen Fall von filaria medinensis; verschiedene Hautkrankheiten; eine Aneurisma Art. femoralis u. a. m. Jakubow führte mir am 5. März einen neuen Kranken zu, der angeblich an Schwindsucht litt. Ich war in diesem Moment gerade daran, auszureiten, um den hiesigen Bazar und auch die Grabstätte des hiesigen, berühmten, heiligen Baga-ed-Din zu besuchen. Ich bat darum Jakubow, daß er am nächsten Tage am Morgen wiederkommen möchte.

Ich interessierte mich in hohem Grade für den Stand des hiesigen Handels; ich hatte darum Jakubow gebeten, daß er mir eine Liste der auf den hiesigen Bazaren anzutreffenden Waren und auch ein Preisverzeichnis derselben entwerfen möchte; ich wollte einen Vergleich anstellen über die Verbreitung der russischen, englischen und französischen Manufakturen. Jakubow hatte mir versprochen, ein derartiges Verzeichnis zuzustellen und versicherte, daß die russischen Waren überhaupt hier guten Absatz fänden und auch qualitativ die westeuropäischen überträfen. Die billigsten, aber auch die schlechtesten Produkte sollen hier angeblich die Engländer liefern. Von den Seidenwaren gelten als die besten die französischen, was auch von meinem Karaul-Beg bestätigt wurde.

Seitdem war ein ganzer Tag vergangen, Jakubow hatte sich nicht gezeigt. Wir haben heute den 6. März; es ist 10 Uhr morgens, er ist noch immer nicht erschienen. Ich fürchte, daß er gar nicht kommen wird. Er hat wohl geglaubt, daß ich diese Notizen für die Taschkenter Kaufleute erwerben möchte; vielleicht fürchtet er sich vor Konkurrenz.

Inzwischen waren neue Nachrichten aus Afghanistan eingelaufen; ich hatte sie einem Brief entnommen, den hiesige afghanische Kaufleute aus Masari-Scherif erhalten hatten. Es hieß in diesem Schreiben unter anderem, daß die aus Masari-Scherif Geflohenen, der Serdar Mahmet-Ibrahim-Chan, der Sohn des verstorbenen Emirs, und der Serdar Achmet-Ali-Chan, der Großsohn, in Bamjan einen Brief von Jakub-Chan aus

Kabul erhalten hätten. In diesem Briefe machte Jakub-Chan ihnen Vorwürfe darüber, daß sie Masari-Scherif verlassen hätten und zwar in einer so kritischen Zeit, wo es ihre Pflicht gewesen wäre, zurückzubleiben und die Verwaltung des Landes in den Händen zu behalten, statt sie seinem minderjährigen Sohne, dem Mahmet-Issa-Chan, zu überlassen. Er ersuchte die Flüchtlinge, zurückzukehren und mit ihrem „Anhang und den ehrlichen Leuten" das Land zu regieren. Mahmet-Ibrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan folgten dem Rat des Jakub-Chan, kamen nach Masari-Scherif und begannen dort im Namen des Jakub-Chan und seines Sohnes zu regieren. Das Erste, was sie in Masari-Scherif gethan, soll angeblich die Vollstreckung des Todesurteils über den ehemaligen Lojnab und den Serdar Feïs-Mahomed-Chan gewesen sein. Daraufhin hatte sich in Masari-Scherif alles beruhigt. — Im gleichen Schreiben hieß es, daß einer der einflußreichsten Männer von Afghanistan, Ismit-Ullah-Chan, der Sohn des Asis-Chan, der kurz vor dem Tode des Emirs nach Kohistan geflohen war, eine Aufforderung von Jakub-Chan erhalten habe, nach Kabul zurückzukehren und ihm zu dienen, gerade wie er seinem Vater gedient hätte. Einer der geachtetsten afghanischen Heiligen beredete Ismit-Ullah ebenfalls, nach Kabul zurückzukehren und dem Vaterlande im Kampfe mit dem gemeinschaftlichen Feinde, den Engländern, beizustehen. Ismit-Ullah hatte sich bereit erklärt, nach Kabul zu kommen und wurde nun von Tag zu Tag daselbst erwartet. Ein Geistlicher, namens Sfagib-Sfade, hatte in Kurum einen afghanischen Volkshaufen versammelt, die Engländer bei Chuschi überfallen, sie geschlagen und ihnen neun Geschütze abgewonnen. Mit der Ankunft des Ismit-Ullah-Chan gedachte Jakub-Chan die Kriegsoperationen gegen die Engländer zu erneuern.

Am 4. März begab ich mich in der Begleitung von Samaan-Beg und mit einer Eskorte von 10 Kosaken, dem Karaul-Beg und einem zahlreichen Gefolge in die Stadt, um die Merkwürdigkeiten derselben zu beschauen. Vorerst ritten wir durch einen Teil des Bazars. Die Straßen waren hier so eng, daß nicht mehr als zwei Reiter neben einander zu reiten vermochten. Wenn eine Arba uns entgegenkam, so war der Weg versperrt und wir mußten dann in die nächste Straße einlenken.

Die Waren, die auf den Ladentischen ausgelegt waren, auf Seilen hingen und haufenweise in den Fächern lagen, wirkten durch ihre Buntheit ermüdend auf das Auge. Es wäre wohl unnütz, alle einzelnen Sorten dieser Waren hier namhaft zu machen. — Genug, daß hier alles, was Central-Asien produziert und was sonst aus anderen Ländern hierher geschafft wird, russische und westeuropäische Produkte nebst einheimischen neben einander zu finden waren. Jetzt passierten wir die Reihen, an denen Manufakturwaren verkauft wurden. Unter den steinernen Gewölben, die durch eine recht bedeutende Kuppel gekrönt waren und die sich gewöhnlich dort finden, wo einige Bazarstraßen zusammenstoßen, bemerkte ich die Wechsler, die auf roh zusammengezimmerten Tischen Haufen von Silber- und Kupfermünzen vor sich liegen hatten. Dann folgten die Reihen mit Metallwaren, weiterhin die Töpferwaren. Die gedeckten Straßen der Bazare erstreckten sich fast bis zur Stadtmauer.

Ich hatte große Lust, mir die bucharischen Derwische, oder wie sie öfters genannt werden, die „Kalender" zu betrachten. Wir verließen darum die Stadtmauer und begaben uns in die Vorstadt, wo sich ein Kalender-Chané, d. h. eine Herberge für die Derwische, befand. — In einigen Dutzend Ssaschenj von der Mauer bemerkten wir eine Lehmhütte, die gerade nicht sehr schmutzig, aber auch nichts weniger als reinlich aussah. Die Hütte war zu mindestens in einem Umkreis von einigen Quadrat-Werst von zahlreichen Grabsteinen und Grabgewölben umgeben. Unmittelbar vor der Mauer der Kalender-Chané ragte eine Stange empor, auf welcher ein Bündel von Wolle und Haar befestigt war — ein Zeichen, daß sich hier das Grab irgend eines Heiligen befindet. — Ich war mit den Typen der Derwische nach den Bildern und Beschreibungen des berühmten Malers W. Wereschtschagin bekannt, ich hoffte darum hier etwas recht Originelles zu sehen zu bekommen, wenngleich schon unser Karaul-Beg mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich außer Opiumtrinkern nichts Besonderes finden werde. Aber selbst diese bekam ich nicht zu sehen.

Wir betraten das Lehmhüttchen und fanden in ihm bloß zwei Derwische, ganz gewöhnliche alte Männer, die sich auch durch gar nichts von den gewöhnlichen Sterblichen unterschieden.

Die übrigen Derwische, die in der Herberge wohnten, waren momentan abwesend und sammelten vermutlich Almosen auf den Bazaren ein. Ich begnügte mich nicht mit dem, was ich gesehen hatte und trat hinter die Mauer, die dieses Haus von dem Nachbarhaus trennte; dort nun bemerkte ich einen Greis, der unter einem Baum saß, sich in dem Sonnenschein sonnte und irgend etwas kaute; ich trat ihm näher. Vor mir befand sich eine ausgemergelte Figur mit einer bleichen und gelblichen Gesichtsfarbe, mit eingefallenen Augen, mit einem erloschenen, mattgläsernen und starren Blick. — „Aha," dachte ich, „ich habe einen Opiumfresser in flagranti abgefangen;" aber das Stück eines Fladens, das der Greis in den Händen hatte und an dem er offenbar mit seinen zahnlosen Kinnbacken kaute, zerstörte alle meine Vermutungen. — Bei unserer Annäherung schlug der Greis seine halb geschlossenen Augen auf und warf uns einen matten Blick zu. Hierauf sprach er mich um ein Almosen an und begann noch etwas zu reden, was jedoch niemand von uns, selbst Samaan-Beg nicht, verstehen konnte. Schließlich trat auch Nassir-Chan, mein Karawan-Baschi, hinzu und nun klärte sich die Sache auf: Es stellte sich heraus, daß der unglückliche Alte ein Indier war und indisch sprach. Nassir-Chan kannte auch diese Sprache. Es war wirklich schade darum, daß er bei all' seinen linguistischen Kenntnissen des Russischen nicht mächtig war. Der Greis brachte eine Menge von unzusammenhängenden Redensarten hervor und schien unter dem Einfluß des Opiums, das er vielleicht kurz vor unserer Ankunft geschluckt hatte, zu delirieren. Dagegen sprach jedoch gewissermaßen der Umstand, daß er recht verständlich über sein krankes Bein klagte und mich um Arznei bat. Den Eindruck, den diese gebeugte, einst aber hohe und kräftige menschliche Figur machte, die jetzt in einen tierähnlichen Zustand versunken war und keineswegs mehr an ein Ebenbild Gottes erinnerte, war geradezu peinlich. Ich reichte ihm einige Tengi und verließ rasch diesen Ort der menschlichen Erniedrigung in physischer und moralischer Beziehung. Wir bestiegen unsere Pferde und begaben uns auf einem anderen Wege wiederum in die Stadt.

Nachdem wir einige hundert Schritt innerhalb der Stadtmauern zurückgelegt hatten, gerieten wir wiederum auf den

Bazar. Jetzt hatten wir die centralen Straßen des Bazars zu passieren. Welch' ein buntes und lärmendes Leben entrollte sich hier vor meinen Augen. Man konnte hier die Typen sämtlicher Vertreter der central-asiatischen Völker unmittelbar neben einander treffen: Der eingeborene Buchare mit seinen Gesichtszügen und seinem geschäftsmäßigen, kaufmännischen Wesen handelt neben einem indischen Geldwechsler, einem Feueranbeter, der selbst sein eigenes Geld mit Habgier betrachtet; sein längliches Gesicht mit harten und rauhen Zügen, mit dem roten Mal auf der Stirn, mit einem hohen Spitzhut („Schlyk") auf dem länglichen Kopf — alles das repräsentierte noch etwas ganz Wildes, etwas, was von moralischem Bewußtsein noch völlig unberührt war. Er existiert für das Geld, nicht das Geld für ihn ... Die breite, offene Physiognomie eines Samarkanders, der unmittelbar nebenbei Unterkunft mit einem von einheimischem Seidenstoff vollgesteckten Schaft gefunden hat, steht in entschiedenem Kontrast zu der Physiognomie des Juden, der ebenfalls hier handelt: dieser hat ein hageres, durchsichtig bleiches, wie aus Marmor gemeißeltes Gesicht, das von einem Paar lebhaften schlauen Augen belebt und von einem Paar langen Seitenlöckchen eingerahmt wird. Ein Bewohner der Kirgisensteppe mit vorstehenden Jochbogen, einer platten Nase, mit einem Gesicht, das flach wie ein Teller ist und mit schmalen, schief geschlitzten Augen, spaziert bedächtig von einer Bude zur anderen und stößt hier auf einen Räuber aus den turanischen Wüsten. Das längliche Gesicht desselben, das von einem kleinen, aber recht dichten schwarzen Bart angenehm beschattet wird, spricht weder für eine besondere Grausamkeit noch für eine Gutmütigkeit. Seine kleinen, grauen, häufiger noch braunen Augen schauen unter der auf die Augenbrauen gerückten großen „Papacha" aus Lammfell hervor und haben einen verräterischen Blick. Diese verkaufen hier nichts, aber sie kaufen auch kaum etwas. Jetzt kommt uns ein hochgewachsener, breitschultriger Afghane entgegen. Seine dunkle Gesichtsfarbe, die schwarzen, blitzenden Augen, der große Vollbart und die langen ungeschorenen und ungeordneten Haare lassen seine Nationalität sofort erkennen. Es ist das gewiß ein Geldwechsler, seltener ein Verkäufer von indischem Thee, mitunter auch ein Verkäufer von Türkisen, Lapislazuli u. dgl. m. Und da bemerken wir auch

einen langen, hageren, reichlich behaarten Perser; er ist sofort zu erkennen an seiner hohen Mütze aus Lammfell, die auf die Stirn zurückgeschoben ist, an der langen ein wenig gekrümmten und weit, weit hervorragenden Nase, die seine bewegliche Physiognomie schmückt, an den rotgefärbten Nägeln an den Fingern, an dem in feuriger Farbe gefärbten Bart... Es ist das ganz gewiß ein Obsthändler, seltener ein Händler mit Seidenstoff. Neben ihm steht eine recht kräftige Figur von mittlerem Wuchs mit einer lebhaften und ausdrucksvollen Physiognomie. Es ist das ein Peschawerer mit großen braunen, seltener schwarzen, lebhaften und weit geöffneten Augen. Hier sieht man auch einen Tataren von Kasan, einen Kalmücken von Astrachan und mitunter auch einen citronengelben Chinesen und selbst den wilden Sohn der kaukasischen Berge. Die ganze Bevölkerung des Bazars stößt sich entweder in den engen halbdunklen Straßen umher oder sitzt ganz wichtig hinter den Ladentischen. Die hiesigen Buden erinnern mehr an die Schafte unserer Kleinkrämer als an die gewöhnlichen Buden und Magazine. Natürlicherweise giebt es hier auch recht hübsch eingerichtete Läden, aber es sind ihrer nur sehr wenige [1]).

Wir ritten lange in dem Halbdunkel der Bazardächer und Gewölbe umher und gerieten plötzlich auf einen hell beleuchteten Platz. Es mußte sich hier also ein großes Gebäude befinden. Wir betraten den kleinen Platz und unseren Augen bot sich ein grandiöses Bild dar. Wir standen am Fuße eines derjenigen Gebäude, durch welche Buchara so berühmt ist und die in der ganzen Welt durch ihren Kachelschmuck bekannt sind.

Es erhob sich vor uns ein Gebäude von recht imposantem Umfang; es war aus gebrannten Ziegelsteinen errichtet.

Die Hauptfaçade dieses Gebäudes wird durch ein großartiges und erhabenes Portal geschmückt, das die Mauern des Gebäudes um einige Ssaschenj überragt. Die scharfen Umrisse der Bogen, ihr leichter und graziöser Aufbau, der glänzende

[1]) Buchara erhält jährlich aus Rußland ca. 25—30 000 Kamellasten an verschiedenen Waren. Aus Indien 12 000; aus Persien und Choroſſan ca. 3000. Als die besten Manufakturwaren gelten hier die französischen, dann folgen die russischen, dann erst die englischen.

Schmuck der buntfarbigen Kacheln, alles das macht einen wahrhaft originellen und überraschenden Eindruck — es ist das die berühmte Medresse des Mir-Arab. Das große und schöne Gebäude verliert zwar sehr viel dadurch, daß es sich auf einem so sehr engen Platz befindet. Ein umfangreicherer Platz würde den Eindruck, den das Gebäude auf den Beschauer ausübt, gewiß noch erhöhen: übrigens kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß die die Medresse umgebenden Wohn- und Bazargebäude, zumeist sehr elende Hüttchen, durch ihren ungeheueren Kontrast zu der Medresse den Eindruck, den letztere macht, gewissermaßen ebenfalls erhöhen. Natürlicherweise würde dies Gebäude in irgend einer europäischen Hauptstadt, so in Petersburg, vielleicht kaum eine besondere Merkwürdigkeit sein; nun befinden wir uns aber doch in Buchara und müssen somit unsere Umgebung von einem entsprechenden Gesichtspunkte aus betrachten. Das kunstvolle und schöne Gebäude, das von allen Seiten durch die Lehmhüttchen eingezwängt wird, und das seine Schönheit selbst in seinem gegenwärtigen, halbzerstörten Zustande bewahrt, erscheint wie vergessen und verlassen, was allerdings auch der Fall ist; es steht hier — ein Fremdling, umgeben von einer feindlichen Menge, die von allen Seiten die drohenden und frevelhaften Arme gegen ihn erhoben hat ....

Vor dem Eingang zu der Medresse befindet sich eine erhöhte Plattform, die mit gebrannten Ziegeln ausgepflastert ist. Zu dieser Plattform führt eine breite Treppe mit schadhaften Stufen, die mit roher Baumwolle und verschiedenen anderen Waren bedeckt ist. Wir betreten die Plattform, passieren die hohen Gewölbe des Portals und gelangen in den inneren Hof der Medresse.

Der Hof ist ein Quadrat, das von allen Seiten von den Mauern des Gebäudes eingefaßt wird, in welchem sich die Wohnzimmer für die Studenten befinden. Die Wohnungen sind in zwei Stockwerken gelegen: in dem hinteren Stock wohnen gewöhnlich die Professoren, die „Madarrissen", im oberen die Studenten. Die Mauern des Gebäudes sind ca. 10 Ssaschenj hoch; das Portal und die Gebetsnischen mit den Arken, die sich in den vier Seiten des Gebäudes befinden, sind ca. 15 Ssaschenj hoch. Nach den Resten der Kacheln, die sich erhalten haben und

mit denen die Façaden sämtlicher Arken und Nischen in Form von Guirlanden und Bouqets und verschiedenen Blumen ausgelegt sind, läßt sich bis zu gewissem Grade die ehemalige Pracht dieses Schmuckes ermessen. Die Arken über den Nischen und das Gewölbe sind ebenfalls mit prächtigen verschiedenfarbigen Kacheln ausgelegt, die noch bis jetzt ihre überraschend frischen Farben erhalten haben; die Blumen, die aus einer sehr komplizierten und fein gearbeiteten Kachelmosaik bestehen, scheinen geradezu echte Blumen zu sein. An den Arken über den Nischen finden sich, aus Kacheln ausgelegt, Verse aus dem Koran in arabischer Schrift. Um so trauriger ist aber der Anblick, den dieses großartige Denkmal einer ruhmvollen Vergangenheit von Buchara gewährt, da ja keine einzige Arke, keine einzige Nische ihren Blumenschmuck völlig erhalten hat. Die von den Kacheln entblößten Stellen klaffen wie furchtbare Wunden auf dem glänzenden und in allen Farben des Regenbogens strahlenden Kachelschmuck. An einigen Stellen hat das gegenwärtige geringe bucharische Volk diese Wunden mittelst eines rohen Anstrichs von Alabaster und Lehm zu heilen versucht! Aber diese Flicke machen auf den Beschauer einen noch trüberen Eindruck als die Wunden selber. Ich habe mich mehrfach an bewährte Bucharen mit der Frage gewendet, warum sie nicht neue Kacheln an Stelle der eingestürzten einstellen und ich erhielt die Antwort, daß man gegenwärtig derartige Kacheln nicht zu machen versteht. Die Medresse war, gelegentlich bemerkt, vor 357 Jahren erbaut. — Ich hatte Lust, das Dach des Gebäudes zu besteigen, das, wie überhaupt die Dächer in Central-Asien, in Form einer Terrasse gebaut war, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Man motivierte die Zurückweisung damit, daß die Medresse von Häusern umgeben sei, in welchen Familien wohnen und zudem noch die Geistlichkeit. Von dem Dache der Medresse aber könne man alles sehen, was auf den Höfen und selbst in Zimmern der benachbarten Häuser vorgehe .... Nun bemerkte ich aber ein paar Studenten, die auf dem Dache des Gebäudes lagen und ihre Köpfe über die niedrige Brustlehne hinübergebeugt hatten, indem sie uns anstarrten. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des würdigen und bärtigen Alten, des Rektors dieser muselmännischen Universität, auf diesen Umstand und bemerkte, daß

vermutlich nur wir „Kaffiren“ nicht das Dach besteigen dürften, währenddem solches den rechtgläubigen Studenten gestattet sei; der gesprächige Rektor antwortete mir mit einem Scherz, schrie dann seine Studenten an, die ihre Köpfe momentan zurückgezogen, und machte mir daraufhin den Vorschlag, die Zellen der Studenten und Professoren zu besuchen. Ich lehnte jedoch diesen ehrenvollen Antrag ab, indem ich soeben erst die Medresse des Mullah Mahmet-Scherif besucht hatte, auf welche ich noch zurückkommen werde. Ich bedauerte die Verwüstung und Zerstörung dieses nicht gerade alten Tempels der Wissenschaft, warf dann noch einen letzten Blick auf seine kühn in den Lüften emporragenden azurblauen Kuppeln, die mit großartigen Storchnestern gekrönt waren, und zog mich auf gleichem Wege wieder zurück.

Neben dieser Medresse befindet sich ein kolossales Minaret, das sich wenigstens auf 25 Ssaschenj erhebt. Von hier aus muß sich gewiß eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt eröffnen. Ich wollte sehr gern das Minaret besteigen, aber die Thür zu ihm war geschlossen und der Thürschließer war abwesend. Es fiel mir nicht schwer, zu erraten, daß die Thür nicht geschlossen und ein Thürschließer, wenn ein solcher existieren sollte, sich gar nicht entfernt hatte, aber die erwähnte Ursache, d. h. die Furcht, daß der Kaffir von der Höhe des Minarets einen unvorsichtigen Blick in das Heiligtum des Muselmans, seinen Harem, werfen werde, das war es, was die Thür geschlossen hatte und den Thürhüter irgend wohin verschwinden ließ. Der Mirachur, dem ich gestern Unterricht in der Pharmazie erteilt hatte und zwar speziell in dem Auflösen verschiedener Medikamente (der Leser wird sich wohl dessen entsinnen, daß der Mirachur selber ein Arzt war, obgleich ein Eingeborener) bestärkte mich in meiner Vermutung, indem er sagte, daß selbst der Muezzin (Asantschi) bloß am Freitag dies Minaret betrete, um die Rechtgläubigen zum Gebet zu rufen und daß dann die Frauen in den Häusern der Umgebung sich verstecken und nicht ihre Höfe betreten. — Da war nun offenbar nichts auszurichten, ich mußte mich meinem Geschick ergeben und von dem verlockenden Wunsch abstehen, da hinaufsteigen zu können, wo nur einer hinaufkommt.

Dafür aber konnte ich mich an diesem Tage an dem Anblick

der Stadt von dem Dach der Medresse des Mahmet-Scherif erfreuen. Ich hatte diese Medresse vor der Medresse des Mir-Arab gesehen und sie hatte auf mich einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Nachdem ich aber die letztere gesehen hatte, war dieser Eindruck völlig verwischt. Die Medresse des Mullah Mahmet-Scherif ist erst vor 80 Jahren erbaut worden und zwar von einem reichen Kaufmann während der Regierung des Großvaters des gegenwärtigen Emirs, des Haider-Chan, der wegen seiner Religiosität den Beinamen „Sseid" (Reiner) erhielt. Es ist das ungefähr das Modell des vorerwähnten Gebäudes, nur daß hier die Kuppeln fehlen.

Ganz besonders überrascht war ich hier durch die Mosaikarbeit an den Pfeilern des Portals; diese Pfeiler, im mauritanischen Stil errichtet, sind mit verschiedenfarbigen Kacheln ausgelegt; das originelle Bild, das sich daraus ergiebt, läßt sich gar nicht beschreiben. Sehr schön ist auch die Einrahmung des Portals, das mit sehr kleinen verschiedenfarbigen Kacheln ausgelegt ist.

Als wir den Hof der Medresse betraten, kam uns aus einem Zimmer, das der Eingangsthür gegenüber lag, ein kleiner Alter entgegen und begann nun, indem er sich an mich richtete, etwas in einem, wie mir schien, nicht gerade freundlichen Tone zu reden. Ich glaube, daß der ehrenwerte Professor, als welcher er sich späterhin erwies, keine Ursache hatte, sich bei uns dafür zu bedanken, daß wir ihn in seiner Einsamkeit aufgescheucht hatten. Nach dem Ton seiner Rede zu urteilen — er sprach nämlich türkisch und nicht persisch, darum verstand ich ihn nicht — schien er uns einfach zu schelten. Plötzlich aber veränderte sich der Ton seiner Rede und es erwies sich, daß er uns eine Begrüßung darbrachte. Diese Metamorphose läßt sich wohl dadurch erklären, daß er anfänglich den Karaul-Beg, der uns begleitete, nicht bemerkt hatte und es darum nicht für nötig hielt, sich uns gegenüber irgendwie zu genieren; als aber seine alten, aber immerhin noch scharfen Augen in dem mich begleitenden Gefolge unseren offiziellen Patron, den Karaul-Beg, erkannt hatten, da veränderte er natürlich sein Benehmen. Wie dem auch sei, als ich den Wunsch aussprach, das Gebäude zu besichtigen, so forderte er mich in liebenswürdiger Weise auf, in seine Zelle zu treten und gewährte

mir zuvorkommend den Vortritt, indem er die Schilfportiere, die den Zutritt zu seiner Behausung verdeckte, zurückschlug.

Es war das ein kleines Zimmerchen, dessen Fußboden mit Teppichen bedeckt, und dessen Wände sorgfältig geweißt und an den Gesimsen mit Blumen ausgemalt waren. Das Zimmer wurde offenbar gut und ordentlich gehalten. Inmitten des Zimmers stand unter einer wattierten Decke der „Mangal" und um ihn herum lagen in malerischer Unordnung die alten schwarzen, in Leder gebundenen Bücher. Das Licht fiel in das Zimmer von oben herab aus einem mit einem steinernen Gitter geschützten Fenster. Es war das überhaupt ein recht gemütliches Kabinet eines muselmännischen Professors. Von Möbel konnte in diesem Zimmer nicht die Rede sein: ein Asiate braucht ja so etwas gar nicht. — Zu linker Hand vom Eingang, in einigen Schritten von der Thür saß mit unterschlagenen Beinen ein „bemooftes Haupt", ein Student; gebeugt über ein aufgeschlagenes Buch, das auf seinem Schoße auf einem ausgebreiteten Tüchlein ruhte. Das Buch war der Koran. Der Student war ein kolossaler Kerl von etwa 25 Jahren. Er erklärte uns, ohne Scheu, daß er unter Anleitung des Professors den Koran lese mit Uebersetzung in den türkischen Dialekt und mit Kommentarien. Der Typus dieses Studenten, seine Aussprache und einige andere kaum wiederzugebende Anhaltspunkte brachten mich zu Vermutung, daß das kein einheimischer Buchare, sondern ein Fremdling sei und zwar entweder ein Tatare aus Kasan oder ein Bewohner der Orenburger Steppen. Auf meine Frage, von wo er herstamme, erklärte der Student, daß er aus der Gegend hinter Taschkent, aus dem Karakuser Gouvernement herkomme. Als ich hierauf bemerkte, daß so ein Gouvernement gar nicht vorhanden sei und daß er vielleicht den Karakalinsker Bezirk meine, wiederholte er diesen Namen ganz richtig. Daraufhin brachte er in seiner Rede einzelne Worte vor, wie „Irtista" (vermutlich Irtisch), „Korpskommandeur", „Gouvernement", „Divame", „Jarym-Patschah" u. dgl. m., woraus Samaan-Beg jedoch nicht klug werden konnte. Für mich ergab sich aus diesem recht unzusammenhängenden Gespräch zweifellos nur das, daß der Student wirklich ein Sohn unserer kirgisischen Steppen war. Seinem Gesichtstypus nach war das ein reiner Tatare. Daraufhin be-

rief sich der Student auf seine Armut und sprach uns um ein Almosen an. Dieser Zwischenfall machte einen unangenehmen Eindruck auf seinen Lehrer und dieser erteilte ihm sofort vor unseren Augen einen Verweis. Der Student schwieg, war aber durch den Verweis nicht aus der Fassung gebracht und erklärte uns nach wenigen Minuten, daß es für ihn, da er uns doch schon einmal angesprochen habe, in Rücksicht auf die Umgebung sehr beschämend sein werde, wenn wir ihm nichts geben wollten. Um dem armen Kerl aus dieser unangenehmen Lage zu helfen, schenkte ich ihm einige Tengi und Samaan-Beg that das gleiche.

Daraufhin begann der würdige Professor, der mit seinem Professorenamt offenbar unzufrieden war, uns über seine schwierige Lage aufzuklären. Er erzählte uns, daß er beständige Verfolgungen von dem Kosch-Begi zu erleiden habe und daß er früher das Amt eines städtischen Kasi bekleidete, durch Intriguen des Kosch-Begi jedoch von dieser Stellung verdrängt worden sei. Er bat uns daraufhin um Fürsprache vor dem Kasi-Keljan (Oberrichter) und dem Emir. Der Karaul-Beg notierte sich den Namen des Gelehrten. — Nun ging es an die Besichtigung der Studentenzimmer. Es sind das ganz winzige Stübchen, nicht viel über eine Quadrat-Ssaschenj groß, vielleicht noch weniger. In einer solchen Kammer, in der nicht nur jedes Möbelstück, sondern auch das Bett fehlt, finden ein zwei bis drei Studenten Unterkunft; es sind das gewöhnlich arme Schlucker, die aus allen Gegenden der muselmännischen Welt hierher nach Buchara, der „Kuppel des Islams" zusammengekommen sind. Die Stübchen sind ganz ohne jede Ordnung und Symmetrie verteilt. Mitunter münden mehrere Zimmer mit ihren Thüren auf einen und denselben Korridor. Mitunter aber führt uns ein langer gekrümmter Gang, der bald nach oben fast unmittelbar unter das Dach steigt, bald wiederum in das unterste Stockwerk hinabführt, zu einem einzigen Zimmer. Diese außerordentlich abgelegenen Kammern werden gewöhnlich denjenigen Studenten angewiesen, die eine besondere Zuneigung für eine beschauliche Lebensart bekunden. Die Fenster einiger Zimmer gehen auf die Straße hinaus, die Mehrzahl derselben jedoch auf den Hof.

Die Studenten, die in der Medresse studieren, wählen sich sozusagen eine Fakultät, welcher sie sich widmen wollen.

Natürlicherweise ist das Wort Fakultät etwas zu hoch gefaßt für diejenigen wissenschaftlichen Zweige, die auf den hiesigen Universitäten gelehrt werden; ich habe dieses Wort aber bloß gebraucht, um anschaulicher und verständlicher für den mit Central-Asien unbekannten Leser zu sein. Die Studenten („Talib-ul-Ilm", der Wissensdurstige oder „Schagird" = Schüler) werden in der Medresse unentgeltlich unterrichtet, sie werden nach entsprechenden Prüfungen von seiten der Madarrissen aufgenommen und können eine beliebige Anzahl von Jahren die Vorlesungen besuchen. Wenn nun der Student in der Medresse Aufnahme findet, wobei er keinerlei Ausweis über seine Persönlichkeit mitzubringen braucht, und eine Zelle besetzt, so erhält er auch eine gewisse Unterstützung von seiten der Medresse. Die Errichtung einer Medresse wird nämlich von der Regierung nur dann gestattet, wenn der Begründer ein gewisses Kapital zum Unterhalt der Professoren und einer bestimmten Anzahl von Studenten stiftet. Das Kapital besteht gewöhnlich in einem Grundbesitz, von welchem die Pachteinkünfte der Medresse zugewendet werden. Diese Ländereien werden „Wakufländer" genannt. — Auf diese Weise erfreuen sich nun Professor und Schüler, indem sie in die Medresse eintreten, einer gesicherten Lage. Einige sehr reiche Medresse geben ihren Professoren ein recht gutes Gehalt; in den armen Medressen aber steht es mit den Lehrern und Schülern sehr schlimm. Der Rektor der Medresse, sozusagen, mischt sich in den Unterricht keineswegs hinein; ihm obliegen hauptsächlich die materiellen Sorgen: er hat den Pachtzins einzutreiben und das Gehalt den Professoren und die Stipendien den Studenten auszuzahlen. Es ist das mehr ein Verwalter, ein Schatzmeister, als ein Rektor, was jedoch dem einheimischen Titel Mutawalli am meisten entspricht. In reichen Medresse werden die Mutawalli von den Chanen und Emiren bestätigt; es sind das zumeist Anverwandte des Begründers der Medresse.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Student bei seinem Eintritt in die Medresse sich für ein Fach entscheidet, das er zu studieren wünscht. Es giebt hier drei solcher Fächer, aber sie erscheinen keineswegs als gleichberechtigte und wissenschaftlich gleiche Korporationen; es sind das vielmehr drei Abteilungen von ein und derselben Fakultät, nämlich der theologischen: eine mitt-

lere, untere und höhere. Der Student kann sich jedoch je nach dem Grad seiner Vorbereitung für die eine oder die andere Abteilung entscheiden, ohne dabei alle drei nach einander durchmachen zu müssen. Es giebt Studenten, die lange Jahre, mitunter 20 bis 40 Jahre in den Medresse sitzen und trotz alledem nicht die drei Abteilungen der muselmännischen Gelehrsamkeit überwältigen können. Es giebt natürlich auch solche, die den vollen Kursus zurücklegen, aber die Mehrzahl begnügt sich mit der unteren Abteilung, mit der Rhetorik und Grammatik. In der mittleren Abteilung wird Philosophie, Dialektik und Metaphysik getrieben. In der höheren Abteilung wird Theologie gelehrt, die geistlichen und bürgerlichen Gesetze, d. h. der „Schariat".

Von der Art des Vortrages in der Medresse brauchen wir nicht viel zu reden: hier ist alles von einer mittelalterlichen Scholastik durchdrungen, die ihrerseits mit einer Sauce von muselmännischem Fatalismus angerichtet ist. Hier werden keine Wissenschaften im rechten Sinne des Wortes vorgetragen, sondern lediglich ein dogmatischer Unsinn, der mit Fabeln, Märchen und oft sogar mit Sinnlosigkeiten bunt untermischt ist. Von der Existenz der exakten Wissenschaften hat man hier keine Ahnung, aber man glaubt an Astrologie und forscht noch immer nach dem Stein der Weisen.

Die Studenten erfreuen sich bei ihrem Studium einer absoluten Freiheit. Sie hören einen beliebigen Professor, sie beschäftigen sich in der Medresse eine beliebige Zeit: mehrere Tage oder auch mehrere Jahre. Das Studium der Wissenschaften wird allerorts nach einer Schablone ausgeführt: der Schagird lernt sein Buch stückweise auswendig und der Professor erklärt seinem Zögling die ihm unverständlichen Stellen. Mitunter passiert es, daß ein fähiger Schüler den Platz seines Lehrers einnimmt; gewöhnlich aber bleiben die Professoren lebenslänglich in der Medresse. Dann und wann passiert es, daß sie aus einer Medresse in die andere übergehen; mitunter versehen sie gleichzeitig auch das Amt des städtischen Kasi.

Nachdem ich das Gebäude mir angesehen hatte, stieg ich auf einer sehr krummen Treppe auf das Dach hinauf. Von hier aus konnte ich mit einem Blick die ganze großartige Stadt, die

sich zu unseren Füßen erstreckte, übersehen. Rund herum war ein umfangreiches Gebiet mit einer ununterbrochenen Masse von Dächern bedeckt. An einigen Stellen erhoben sich aus dieser dichten Masse die großartigen Moscheeen und Medressen hoch empor und strahlten in der Sonne mit ihren glasierten und mit Kacheln ausgelegten eiförmigen Kuppeln. In einer Werst von uns vielleicht auch mehr, im Nord-Ost zeigte sich die Kuppel der Medresse des Mir-Arab. Mit diesem Gebäude war hier kein anderes Bauwerk zu vergleichen. Ihm gegenüber zeigte sich die Moschee i-Keljan (die große Moschee) und zwischen diesen beiden Gebäuden erhob das riesige Minaret seinen Gipfel in Form eines Turbans hoch in den Lüften. Ungefähr im Centrum der Stadt ragte eine dunkle Masse empor — es war das der Palast des Emirs. Im Westen von uns wurde die Stadt von einer Mauer umgürtet, die uns hier recht nahe trat. Hinter der Mauer, in nordwestlicher Richtung, glühte geradezu wie ein Feuerstrom der von der Sonne überstrahlte Serawschan. Es war das ein prachtvolles Bild. Die Sonne überströmte die Stadt mit ihren heißen Frühjahrsstrahlen, und diese Strahlen glühten in den erhaltenen Kacheln der Gebäude und vergoldeten die kleinen Baumgruppen, die hie und da, zwar recht spärlich, in der Stadt verstreut waren. Wie bedauerte ich, daß ich gegenwärtig nicht dies gesamte Bild auf Leinwand übertragen konnte. Allerdings mußte ich mich hier mit bloßen Betrachtungen begnügen. An diesem Tage schaute ich mir noch einige interessante Gebäude an und besuchte auch den berühmten „Ljabichaur" des Divan-Beg, einen von diesem Manne ausgegrabenen Teich; ich fand ihn übrigens lange nicht so reizvoll, wie Vámbéry das beschreibt. Wir passierten daraufhin wiederum den Bazar und kehrten nach Hause zurück. Unsere Fahrt hatte 5 Stunden angedauert. Momentan aber ist es schon 12 Uhr nachts, wenngleich ich noch nicht alles Nötige notiert habe. So sind doch die Nachrichten aus Afghanistan, die Nassir-Chan von den hiesigen Afghanen, seinen Bekannten, erhalten hat, von hohem Interesse: Mahmet-Jakub-Chan soll nämlich die Truppen, die in Herat im Quartier lagen, nach Kabul berufen haben. Die Truppen befanden sich schon in Girischk zur Zeit, als in Kabul die Korrespondenten ihre Nachricht an die Kaufleute absandten. Mahmet-Ibrahim-Chan hatte

fernerhin in Masari-Scherif den Achmet-Ali-Chan und Mahmet-Issa-Chan zurückgelassen und war selber mit nahezu allen in Masari-Scherif und Tachtapul befindlichen Truppen, dem Rufe Jakub-Chans folgend, nach Kabul gezogen. Er hatte auch die beiden Regimenter, die in Tasch-Kurgan in Garnison lagen, mitgenommen. In Kabul soll sich angeblich eine Miliz aus Frauen(?) gebildet haben, um den Krieg mit den Engländern zu führen; es sollen ihrer gegen 6000 sein. Jakub-Chan hatte den Entschluß gefaßt, den Krieg mit England bis aufs Aeußerste zu führen. Alle diese Nachrichten waren Nassir-Chan von afghanischen Kaufleuten unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses anvertraut worden und auch das nur darum, weil er „selber ein Afghane war", wie die Kaufleute sagten.

---

7. März.

Schließlich wird mir ein längerer Aufenthalt hier in Buchara lästig. Ich habe ja keine rechte Beschäftigung und hier so ganz ohne Arbeit und nur des bloßen Vergnügens wegen zu leben, das gefällt mir durchaus nicht. Dem Emir von Buchara ist die erforderliche Ehrenbezeugung erwiesen worden, der russische Doktor hat ihn besucht, hat sich bei ihm aufgehalten; der Emir ist gegenwärtig gesund, folglich muß ich doch auch fort von hier. Mit Chinin hatte ich ihn auf jeden Fall versehen, den Mirachur habe ich aus dem Chinin verschiedene Arzeneien herzustellen gelehrt — mit einem Wort, es ist alles in Ordnung. Ich habe darum schon gestern die entsprechende Meldung gemacht, daß es wohl an der Zeit sein dürfte, daß ich mich von dem Emir verabschiede, ihm für seine gastfreundliche Aufnahme danke und nach Hause ziehe. Natürlicherweise würde ich zu einer anderen Zeit die Gastfreundschaft des erhabenen Gastherrn mit großem Vergnügen auch längere Zeit genossen haben, gegenwärtig aber, unter den vorliegenden Umständen, da konnte ich nicht länger ohne Nachteil für meine Dienstobliegenheiten in Buchara zurückbleiben. Ich muß zu alledem nach Taschkent eilen, um dem General-Gouverneur einen ausführlichen Bericht über die letzten Ereignisse in Afghanisch-Turkestan zu erstatten. Von meinem Wunsch setzte ich den Kosch-Begi in Kenntnis. Einige Zeit darauf erhielt ich von ihm die Antwort, daß er hierüber dem Emir Meldung

machen werde. Der Karaul-Beg bemerkte hierbei, daß der Dschonab-Ali vermutlich gewillt sein werde, uns noch ein paar Tage zurückzubehalten: am 9. März beginne nämlich das Fest zu Ehren des Anbruchs des Frühjahrs und der Emir werde gewiß sehr gern uns das Vergnügen machen wollen, uns die verschiedentlichen Belustigungen und die Messe zu zeigen, die speziell bei dieser Gelegenheit stattfindet.

„Seien Sie, bitte, doch nicht ärgerlich darüber, daß wir sie zurückhalten," sagte uns der Karaul-Beg. „Auch unsere Gesandtschaften werden ja, wenn sie sich dort in Taschkent befinden, zu den russischen Festen zurückbehalten."

„Also, wie Du mir, so ich Dir," dachte ich, gab aber natürlich zur Antwort, daß es uns sehr angenehm sein würde, alles das zu sehen, leider aber müßten wir uns mit der Abreise nach Taschkent sehr beeilen. „Uebrigens wollen wir uns durchaus dem Ermessen des Emirs fügen."

Gestern hatte ich in unserem Hause einen Bazar eingerichtet. Man brachte mir verschiedene Teppiche, turkmenische und chorossanische (persische) Lammfelle, Seidenstoffe hiesiger Fabrikation. Die Teppiche sind sehr gut, namentlich die turkmenischen; sie sind nicht so bunt, wie die Chorossaner, dafür aber sehr dauerhaft in ihrem Gewebe und in ihren Farben. Einige von ihnen sahen geradezu wie Sammetteppiche aus, trotzdem daß sie nur aus Kamelhaar verfertigt sind. Die Chorossaner Teppiche sind hier weniger im Gang und besitzen überhaupt nicht mehr den früheren Ruf. Man behauptet, daß sie die gleichen Eigenschaften besitzen wie die englischen Manufakten; sie verlieren bald die Farben; trotzdem sind die Preise recht ansehnlich; so wurde z. B. für einen Teppich von 5 Arschin und 5 Werschock Länge und von 3 Arschin und 9 Werschock Breite von den Kaufleuten 400 Tengi gefordert, es wäre das somit nach dem hiesigen Kurs über 100 Rubel Papiergeld. Zu bemerken ist es, daß dieser Teppich das schönste Exemplar war unter all' denjenigen, die mir vorgewiesen wurden; die Arbeit war sehr fein und der Teppich sehr zart in bezug auf das Material, die Wolle, die Zeichnung und die Wahl der Farben. Die Kaufleute bemerkten übrigens, daß einige der Farben „verschießen", abbleichen würden, namentlich die hellblauen. Für einen turkmenischen Teppich von 6 Arschin

Länge und $2^1/_2$ Arschin Breite wurden 190 Tengi gefordert, d. h. über 50 Rubel. Die Auswahl der Karakuler Lammfelle war sehr beschränkt, und alles, was mir offeriert wurde, von sehr untergeordneter Qualität. Der Karaul-Beg bemerkte allerdings bei dieser Gelegenheit, daß gegenwärtig nicht die rechte Zeit zum Ankauf von diesen Fellen sei, indem zu dieser Zeit keine frischen, sondern nur die Ueberreste vom vorigen Jahre vorhanden seien; immerhin waren die Preise für die Felle recht bedeutend, so kostete z. B. ein feines graues Fell 30 Tengi, d. h. ungefähr 9 Rubel nach gegenwärtigem Kurs. Es ist vielleicht hier am Platze, unsére Aufmerksamkeit dem Stand unseres Kreditrubels zuzuwenden. Er steht keineswegs glänzend: für 100 Rubel in bucharischem Silber wurden 145, selbst 150 Kreditrubel gegeben, d. h. ein Rubel gilt für 67 bis 69 Kopeken; gewiß steht er mitunter aber auch niedriger. So vernahm ich z. B. in Gjusar, von dem den Lesern bekannten Juden (Bd. I., S. 78), daß dort für 100 Kreditrubel nur 50 Silberrubel in Tengi gegeben würden, 1 Kreditrubel galt hier also gleich 50 Kopeken Silber. Da ich nun von dem Juden Jakubow einen Bericht über den Stand des hiesigen Marktes zu erhalten hoffte, so glaubte ich mich bei ihm auch über den Stand unseres Rubels in Buchara informieren zu können. Ich wartete jedoch fruchtlos auf ihn, er erschien nicht. Heute entschloß ich mich, meinen für alles verwendbaren Karawan-Baschi, Nassir-Chan, auf den Bazar zu senden, um dort die für mich erforderlichen Angaben zu ermitteln. Sollte er in dieser „Börsenfrage" sich ebenso glänzend bewähren, wie in der „afghanischen Frage", so wäre ich bereit, ihm die Buße zu verzeihen, die ich ihm wegen seiner Nachlässigkeiten in der „Pferdefrage" auferlegt hatte.

Jedoch, ich möchte in den Schilderungen meiner Exkursionen in der Stadt fortfahren:

Am 4. März passierten wir, nachdem wir mehrere Gebäude besichtigt hatten, den Bazar und stießen auf einige Derwische. Sie standen hier alle in einem Kreis zusammen unter dem Gewölbe an einem der Kreuzpunkte des Bazars und brüllten irgend einen wilden Gesang; in ihrem Gesang dominierte ein Grabeston; es war das die personifizierte und in Tönen ausgedrückte Verzweiflung, es war das ein Entsagen von allem Irdischen und

Lebenden; in jedem Aufschrei, in jeder Modulation sprach sich ein düsterer Fanatismus aus. Einer von ihnen erregte besonders meine Aufmerksamkeit durch seine seltsame Bekleidung; es war das ein großer, hagerer Bursche, der nicht gerade besonders alt sein mochte und sich durch einen wilden und sozusagen starren Gesichtsausdruck auszeichnete. Ein hoher zugespitzter Hut („Schlyk"), der sein Haupt bedeckte und von ganz unmöglich bunter Farbe war, machte die Physiognomie dieses Idioten noch auffallender; ein zerlumptes Gewand, das eben nicht näher zu definieren war, bedeckte seinen schmutzigen bronzefarbigen Körper; ich bemerkte aber an ihm weder die klassische Schale, die an einem Riemen hängt, noch die „Papacha", noch einen Stock, wie man das auf den Bildern von Wereschtschagin sehen kann. Die Mehrzahl der Derwische, auf welche ich auf dem Bazar stieß, unterschieden sich keineswegs von unseren Vaganten und Bettlern und boten nichts Originelles. Sie trieben sich zumeist in denjenigen Reihen des Bazars herum, wo mit Speisen gehandelt wurde, näher zu den warmen Fladen und dem Pilaw.

Auf dem Bazar traf ich mit einigen Tataren zusammen, die auch hier ganz traditionell mit Seife handeln. Im Vorbeigehen fragte ich sie, ob sie vielleicht aus Kasan wären und erhielt eine bejahende Antwort.

Nachdem ich nach Hause zurückgekehrt war, wollte ich mich von dem Lärm und dem Geschrei, von dem Trouble und dem Staub, der auf dem Bazar herrschte, ein wenig ausruhen und reine, frische Luft genießen. Ich betrat darum den Garten, der an unser Haus grenzte und sich auf einige Deßjatin Land erstreckte. Im Westen reichte der Garten bis zu der Stadtmauer. Hier fand ich allerdings eine wunderbare Luft. Der Garten war angefüllt mit Obstbäumen, die gegenwärtig in voller Blüte standen: Aprikosen, Pfirsiche, Alutscha, bucharische Pflaumen, süße Kirschen — alles das blühete im Wetteifer und suchte einander durch das neue Blütenkleid zu übertreffen. Die Sonne überströmte die Bäume mit ihren heißen, goldenen Strahlen, erwärmte die Luft, liebkoste die Gräser und Blumen und erhitzte die Stadtmauer, die den Garten im Hintergrund einschloß. Der klare dunkelblaue Himmel war durch kein Wölkchen getrübt.

In dem Garten stieß ich auf den Tschaar-Basch, den

Gärtner, einen alten Mann von 70 Jahren. Er brachte mir irgend ein Gras, welches er sehr lobte und von welchem er erzählte, daß der Kosch-Begi selber davon stets zu Mittag zu genießen pflege. Ich versuchte das Gras und fand, daß das Winterlauch [1]) war; es wird diese Pflanze in den Gemüse- und Obstgärten als Gemüse kultiviert. Mit Vergnügen aß ich ein wenig von diesem ersten Grün des anbrechenden Frühjahrs. Von diesem Tage an lieferte der alte Tschaar-Basch täglich zu unserem Tisch einige Büschel von diesem Gemüse.

Am Abend dieses Tages wurden wir wiederum von den Tänzern, Musikanten und Sängern unterhalten. Was die Sänger betrifft, so waren sie dieses Mal recht erträglich. Unter ihnen befand sich ein Tenor, der eine unglaublich hohe Stimme hatte; mitunter ging sie sogar in die Tonlage der Altstimme über. Es war das ein junger Mann von 23 bis 25 Jahren, ein eingeborener Bucharе. Unter den Knaben, die als Sänger auftraten, fiel ganz besonders eine klangvolle, reine, aber nicht hohe Altstimme auf. Die Sänger sangen Solo im Chor und auch antiphonisch, indem in einem und demselben Stück das Solo und der Chor einander abwechselten. Die Eigenartigkeit der Motive und der Melodieen, die von den Sängern ausgeführt wurden, lassen sich nicht in Worten wiedergeben. Ein jedes dieser Motive müßte in Noten ausgedrückt werden, nur dann ließe sich der Charakter derselben bestimmen. Ich zweifle übrigens daran, daß man einige von diesen Melodieen in Noten ausdrücken könnte. Eine besondere Schwierigkeit würden die tremolierenden Gurgeltöne darbieten; ich glaube, daß sie in der Notenskala nicht unterzubringen sein werden. Das Spiel des „Kamantschisten" war auch heute gerade so wunderbar, wie vormals. Es hatten sich aber auch noch „Neitschi" (Flötenspieler) eingestellt, die auf kleinen Flöten hiesiger Fabrikation spielten. Diese kleinen Flöten, die nicht über zwei Oktaven umspannen, werden in Buchara produziert. Sie sind aber so schlecht abgestimmt, daß es zu einer ganz schlimmen Kakophonie kommt, sobald sie in Unisono spielen. Dann erschienen ferner auch

[1]) Winterlauch, Por, Porren, spanischer Lauch = Allium porrum, Heimat Orient. Anm. d. Ueberf.

Tambourine von verschiedenem Ton mit Rasseln und ohne. Dann wollten auch Trompeter ihre kolossalen Blechtrompeten, „Kornai", hören lassen, ich weigerte mich aber, ihre durchdringenden, wilden Töne anzuhören.

Die „Tomascha" fand dieses Mal in dem Garten statt, auf einer steinernen, mit Teppichen belegten Terrasse unter dem Schutz des klaren, dunkelblauen Abendhimmels ... Dieser Umstand erhöhte nicht wenig den Eindruck, den das immerhin noch recht rohe Konzert machen konnte. An diesem Abend tanzten bloß zwei Tänzer, die die schönsten, geübtesten und gewandtesten waren. Immerhin stellte sich bei mir, nachdem ich eine halbe Stunde diesem mir schon recht überdrüssig gewordenen Schauspiel zugeschaut hatte, ein peinliches Gähnen und eine starke Schlafsucht ein.

Am 5. März besuchte ich Masari-Scherif, das größte bucharische Heiligtum. Die Bucharen behaupten, daß nach Mekka und Medina diesem Ort eine größere Verehrung bei den Muselmännern zukomme, als sonst einem anderen. Eine dreimalige Wallfahrt hierher wird einer Wallfahrt zur „Kaaba" und zum Grabe des Propheten gleichgerechnet. Die Emire von Buchara besuchen obligatorisch einmal im Jahre diesen Ort. In früheren Zeiten legten die gottesfürchtigen Emire die ganze Strecke von Buchara bis zu diesem Ort, somit ca. 10 Werst, zu Fuß zurück. Der gegenwärtige Emir bedient sich hierfür eines Esels. Masari-Scherif ist nichts mehr als die Grabstätte eines berühmten lokalen Heiligen, des Chodscha Baga-ed-Din, der im Jahre 1388 gestorben ist. Er hatte den central-asiatischen Orden der muselmännischen Mönche, der Derwische, gegründet. Dieser Orden heißt „Nakischbendi". Der Name dieses Heiligen ist in ganz Central-Asien bekannt und genießt eine große Verehrung; seine Jünger sind fast in jeder asiatischen Stadt, die von Muselmännern bevölkert ist, zu finden.

Ich befürchtete, daß man mir als einem Ungläubigen nicht gestatten werde, das Grab des Heiligen zu besuchen. Der Emir ging jedoch freundlich auf meine bezügliche Bitte ein.

Um 10 Uhr morgens bestiegen wir die Pferde und begaben uns auf den Weg. Kaum 2 Werst hinter der Stadtmauer beginnt ein tiefer Sand. Immerhin befanden sich noch ein grüner

Saum von Pflanzenwuchs an den Aricken, die gegenwärtig ohne Wasser standen. Die Maulbeerbäume ragten geradezu wie Pfähle aus den Sandhügeln und Sandwellen hervor. Auf der linken, östlichen Seite des Weges zeigten sich mitunter grüne Streifen von Feldern; es sind das winzige Flecken von anbaufähigem Boden, der mit Winterweizen besäet ist. Auf beiden Seiten des Weges sind Reihen von traurigen Hütten zu finden, die mitunter vom Sande halbverweht erscheinen. Wir passierten ein paar elende Moscheeen und Medressen. Es wird hier offenbar von der lokalen Bevölkerung ein verzweifelter Kampf geführt gegen die stets vorrückende Wüste. Nur der sorgfältige Unterhalt von Bewässerungsgräben rettet noch die Gegend vor vollständiger Versandung. Der Weg führte uns diesem Sandzuge entlang auf etwa 4 bis 5 Werst. Daraufhin wurde der Boden besser. Jetzt erschienen zusammenliegende Komplexe von Gebäuden, dichtere Gärten und in den Aricken zeigte sich Wasser. Je näher wir der Grabstätte kamen, desto lebhafter wurden die Straßen. Schließlich trat aus den dunklen, kaum noch grünenden [1]) Gärten die Kuppel des Masars hervor. Einige hundert Schritt vor der Grabstätte hielten wir vor einem Karawanserai, woselbst eine Bewirtung für uns vorbereitet war. Hier tranken wir Thee, ruhten uns von dem Ritt aus und brachen dann wieder auf, um das Masar zu besichtigen.

Zuvörderst begab sich zu der Grabstätte Samaan-Beg allein in Begleitung unseres Karaul-Begs. Es war Mittagszeit und Samaan-Beg wollte am Grabe des Heiligen den „Namaz-Pischin" verrichten, ich aber wollte seine andächtige Stimmung durch meine Anwesenheit nicht stören. Bevor wir noch die Stadt verließen, war von Samaan-Beg bereits der Wunsch ausgesprochen worden, diese Wallfahrt in einem Chalat und mit der Kopfbedeckung eines Eingeborenen auszuführen. Ich suchte ihn von diesem Gedanken abzubringen, indem ich ihn darauf hinwies, wie unpassend eine derartige Maskerade für einen Beamten des

[1]) In Central-Asien gewähren die Gärten im Frühjahr einen originellen Anblick: die Bäume sind von den Blüten wie mit Schnee überdeckt und besitzen dabei noch kein grünes Blättchen. Erst wenn die Blütezeit im Ablauf ist, beginnen sich die Blätter zu zeigen.

russischen Reiches sei, um so mehr, da in dem Koran wohl kaum eine direkte Vorschrift dafür existiert, daß die Kleidung durchaus die Form eines Chalats besitzen soll. Samaan-Beg erklärte sich mit mir einverstanden, wenngleich mit offenbarem Widerwillen. Immerhin hatte er, als er sich zur Wallfahrt begab, einen Chalat mitgenommen; ob er ihn beim Eintritt in den Masar angezogen hat, das weiß ich nicht. — Als er aus dem Masar zurückkehrte, folgte ihm ein ganzer Schwarm von Bettlerjungen von dem verschiedensten Alter; sie schrieen ganz rasend, indem sie ihn um ein Almosen baten; wenn sie sich nicht vor dem Stock des Karaul-Beg gefürchtet hätten, so würden sie mit Samaan-Beg wohl noch ganz anders umgegangen sein, trotz seiner „Rechtgläubigkeit".

Eine Viertelstunde später begab auch ich mich zu der Grabstätte des Chodscha Baga-ed-Din. Der Schwarm der kleinen Bettler überstürzte auch mich von allen Seiten und ich gelangte fast über die Köpfe derselben zu den Mauern des Masars. Das Grab und das Mausoleum befinden sich in dem Hintergrund eines umfangreichen Hofes. Nachdem wir ein Thor passiert hatten, das sich in der Mauer dieses Hofes befindet und vor und hinter dem eine Menge von jungen und alten bettelnden Frauen saß, schritten wir durch einen recht breiten und mit Steinfließen ausgelegten Durchgang weiter. Von einer Seite war unser Gang durch die Mauer begrenzt, von der anderen Seite durch niedrige aus einem grauen Stein errichtete Häuser ohne Fenster. Wir legten in diesem Gang etwa 200 Schritte zurück und gelangten hierauf zu dem Portal des Masars. In der Arke des Portals hängt eine Leuchte in der Art eines Kronleuchters. Wir passierten diese Pforte und gerieten nun auf einen kleinen quadratischen Hof, der mit Fließen glatt ausgelegt war. Unmittelbar vor mir erhob sich ein kleiner Hügel von demselben grauen Gestein. Am Fuße des Hügels ist eine Stange aufgerichtet, an welcher ein Bündel Haare oder Wolle hängt; auf einer anderen Stange nebenbei weht die grüne Fahne und unter ihr ist ein großer Haufen von Widderhörnern aufgestapelt. Der kleine Hof ist von drei Seiten von einer auf Kolonnen gestützten Galerie umgeben. An der Decke der mit sehr feiner Mosaik geschmückten Galerie hängen mehrere Kron-

leuchter mit brennenden Leuchten. Die Wände der Galerie sind sehr einfach, wenn auch reinlich geweißt, und tragen nur Spuren von einem früheren Kachelschmuck, dafür aber hat sich die Mosaik an der Decke ganz vorzüglich erhalten; an einigen Stellen dieser Mosaik glänzt Vergoldung. — Das Mausoleum ist lange nach dem Tode des Heiligen errichtet worden und zwar während der Regierung des Abdul-Asis-Chan, des vierten Herrschers der Bucharen aus der Dynastie der Scheibaniden im Jahre 1490.

Als ich den Hof betrat, bemerkte ich vor dem Grabe ein Häuflein knieender Leute. Unter ihnen gab es auch ein paar Graubärte; nach dem beschaulichen Schweigen zu urteilen, in welches sie versunken waren, konnte man vermuten, daß sie den Namaz verrichteten, wenngleich die Zeit für das Mittagsgebet schon vorüber war. Ich wollte das Grab genauer betrachten, aber dieses Häuflein der Betenden fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Der Gedanke, daß meine Anwesenheit den Muselmännern hier keineswegs angenehm sein könne, lähmte meine Zunge und eine unpassende Bescheidenheit hinderte mich daran, meine neugierigen Blicke umherschweifen zu lassen. Und nun schaute sich noch einer der Graubärte nach mir um und ich las in seinem Blicke einen gewissen Ekel, eine Unzufriedenheit und auch eine Unruhe, daß auf diesem heiligen Boden ein Kaffir stand und zudem noch mit 6 Kosaken im Hintergrund, die ihre Büchsen über die Schulter hängen hatten. Ich stand einige Minuten lang schweigend und mit gesenktem Blick vor dem Grab, musterte flüchtig die Umgebung und begab mich dann zu dem Ausgang zu linker Hand. Indem ich mich zurückzog, erlag ich aber doch der Versuchung, — ich blieb stehen und schaute mir genauer den Mosaikschmuck an. Daraufhin verließen wir den Masar und zogen an einem Kloster vorbei, einem „Chanki", bei welchem sich auch eine Medresse befindet, die unweit von der Grabstätte errichtet ist. Es ist das ein einfaches Gebäude aus gebrannten Ziegeln, zweistöckig, wie gewöhnlich derartige Gebäude errichtet werden, ohne jeglichen Kachelschmuck; dies Gebäude war offenbar von späterem Ursprung, als der Masar. Von den Chodscha Baged-Din erzählen seine gläubigen Verehrer viel Wunderbares. So wird von ihm gesagt, daß er die Gabe der Vorsehung besaß. Wie üblich finden sich die Erzählungen in starkem Widerspruch

mit der Wahrheit. Ich möchte hier eine Erzählung beispielsweise anführen: Der Heilige, der stets in Buchara wohnte, wußte gleichzeitig alles, was auf der Welt vorging. Als nun Osman Konstantinopel erobert hatte, that das der Heilige am gleichen Tage der bucharischen Bevölkerung kund. Was von dieser Erzählung zu halten ist, läßt sich daraus ersehen, daß Baga-ed-Din um 1388 gestorben war, also bedeutend früher, als die Eroberung von Konstantinopel stattfand. Die gläubigen Verehrer des Heiligen stehen jedoch recht fern von einer historischen Kritik und einem Skeptizismus und würden uns nie Glauben schenken, wenn wir uns bemühen sollten, vor ihnen die Unrichtigkeit der Sage darzulegen. — Von ihm erzählt man auch, daß er, die großen Ehren voraussehend, die seiner Asche von den späteren Generationen der Rechtgläubigen zugebracht werden würde, selber ein für allemal die Norm der Spenden bestimmt hatte, die die Wallfahrer vor seinem Grabe zu entrichten hätten. Er bestimmte, daß der Einzelne nicht über 7 Tengi zahlen solle, allerdings aber auch nicht weniger. Die Freigebigkeit der Wallfahrer läßt sich aber nicht durch diese Norm beschränken und in den Schatz des Heiligen fließen stets größere Summen ein. Die hiesigen Mullahs rechtfertigen die Uebertretung des Gesetzes des heiligen Chodscha damit, daß dem Grabe des Baga-ed-Din *eigentlich* nur 7 Tengi zugewendet werden, der Ueberschuß aber anderen Heiligen zu Nutzen verwendet wird ...

Als wir zu unserem Rastpunkt zurückgekehrt waren, war es bereits 2 Uhr nachmittags. Das Wetter hatte sich völlig verändert; Wolken hatten den Himmel bedeckt, der Wind, der sich erhob, begann den Sand aufzuwirbeln. Wir frühstückten und begaben uns wieder nach Buchara zurück.

---

8. März.

Heute hat Nassir-Chan mir eine frische Neuigkeit zugebracht. Vor einigen Tagen ist hier in Buchara aus Katta-Kurgan ein Dschigit eingetroffen, der in Diensten des Bezirksschefs Woizechowitsch stand. Er erzählte Nassir-Chan, als seinem alten Bekannten und Dienstgenossen folgendes: Vor einem Monat etwa hatte Abdurrachman-Chan, der in Ssamarkand wohnte, dem Emir von Buchara einen seiner Vertrauten, den Abdullah-Dschan, zugesandt.

Der Bote hatte den Auftrag, bei dem Emir für Abdurrachman die 500 afghanischen Soldaten, die in seinem Dienste standen, zu erbitten. Bald nach der Ankunft des Abdullah-Dschan in Buchara traf aber auch ein Brief von dem Ssamarkander Gouverneur, General Iwanow, an den Emir ein. Was der General dem Emir schrieb, ist unbekannt, nachdem aber sein Brief erhalten war, wurde Abdullah-Dschan arretiert. — Der Dschigit, der diese Nachrichten dem Nassir-Chan zugebracht hatte, war von seinem Vorgesetzten nach Buchara abgesandt, um verschiedene Nachrichten einzuholen und unter anderem auch darüber Auskunft zu erheben, was mit Abdullah-Dschan geschehen sei.

Bis jetzt habe ich noch immer keine Nachricht von dem Emir in bezug auf meine Abreise von Buchara. Ich habe hierüber ein ernstes Gespräch mit dem Karaul-Beg gehabt.

„Ich glaube nicht, daß der Emir die ihm erwiesene Liebenswürdigkeit dadurch erwidern will, daß er uns zwecklos in Buchara zurückhält," sagte ich dem Karaul-Beg. „Indessen sieht es gerade so aus. Ich befürchte, daß man den Emir von meinem Wunsch gar nicht in Kenntnis gesetzt hat."

Der Karaul-Beg antwortete hierauf, daß er über meinen Wunsch dem Kosch-Begi Meldung erstattet habe, daß dem Emir aber nur der Kosch-Begi selber den Bericht unterbreiten könne. Ob er das gethan habe, dafür könne er, der Karaul-Beg, nicht einstehen.

„Sagen Sie dann dem Kosch-Begi," fuhr ich fort, „daß er in großem Irrtum ist, wenn er glaubt, daß die Gastfreundschaft, die mir wider meinen Willen erwiesen wird, mir gefallen kann."

Ich begab mich daraufhin wiederum in die Stadt, um mich in derselben näher umzusehen. Ich sprach nochmals in der mir und dem Leser schon bekannten Medresse des Mullah Mahmet-Scherif vor. Heute traf ich hier nur Unfreundlichkeit. Als ich den „Tempel der muselmännischen Wissenschaft" betreten wollte, wurde mir die Thür vor der Nase zugeschlossen, aber die Kommando-Stimme des Karaul-Beg, der mir allerorts wie ein Schatten folgte, bewirkte, daß die Thür sich wiederum öffnete. Mein alter Bekannter, der Mudarris, der traurige Kasi, beeilte sich, mich ehrfurchtsvoll zu begrüßen und die unfreundliche Auf-

nahme zu entschuldigen, zu welcher es seiner Behauptung nach nur durch einen „halbverrückten Schagird gekommen sei." — Ich betrat von neuem das Dach der Medresse und konnte mich wiederum an dem prachtvollen Panorama ergötzen. Diesmal mußte ich aber meine Betrachtung sehr bald abschließen: auf den Dächern der benachbarten Häuser erschienen nämlich zahlreiche Frauen, die nun mit Gelächter auf uns hinwiesen und dabei verschiedene Gesten ausführten. Meine muselmännischen Begleiter waren durch dies Ereignis außerordentlich skandalisiert und beeilten sich, in dem Schatten verschiedener hervorragender Gegenstände, hinter den Arken des Portals, hinter den Schornsteinen u. dgl. m. Zuflucht zu suchen. Selbst die Studenten, die bisher unbeweglich auf dem Dach gelegen und sich im Sonnenschein erwärmt hatten, selbst diese erhoben sich jetzt langsam von ihren Plätzen, warfen einen Blick auf die aus Rand und Band geratenen Frauenzimmer, murmelten dann eine Phrase, — vermutlich einen von muselmännischer Moral durchdrungenen Vers des Sadi — und begannen dann langsam einer nach dem anderen in der Oeffnung, die zu der Treppe führte, zu verschwinden. Auch ich mußte ihrem Beispiel folgen.

Von der Höhe dieses Gebäudes aus läßt sich der Umfang der Stadt Buchara innerhalb der Mauern beurteilen. Es ist das eine Ellipse, deren von Nord-Ost nach Süd-West gerichtete Längsaxe 4 bis 6 Werst lang ist, währenddem die kürzere Axe 3 bis 4 Werst beträgt. Das ganze Gebiet ist stark verbaut; von einer Vegetation innerhalb der Mauern ist wenig zu sehen. Im Centrum der Stadt erhebt sich der Ark, im Osten von ihm die Medresse des Mir-Arab und die „Moschee i-Kiljan"; das Centrum des Bazars liegt teilweise in der östlichen Hälfte der Stadt. Uebrigens ist ganz Buchara ein ungeheuerer Bazar, ein Markt. Wenn aber das Buchara innerhalb der Mauern, von Vegetation entblößt, wie ein Meer von gelblich-grauen Dächern erscheint, so verschwindet das Buchara außerhalb der Mauern geradezu in der Masse seiner Gärten.

Nachdem ich die Medresse verlassen hatte, bestieg ich den „Riesen," wie das mir von dem Emir geschenkte Turkmenenroß von den Dschigiten getauft worden war, und machte nochmals einen Ritt durch die Hauptstraßen des Bazars.

Nassir-Chan hat mir den ihm von einem bekannten Kaufmann versprochenen Bericht über den Handel auf dem bucharischen Markte noch nicht zugestellt. Ich fürchte, daß es mit diesem Kaufmann die gleiche Geschichte geben wird, wie mit dem Juden Jakubow.

Heute besuchten mich afghanische Kaufleute, Händler mit Nischaburer Türkisen. Ich hatte mir die beiden größten Steine ausgesucht, die einen Durchmesser von 3 bis 4 Linien besaßen und vier geringere mit einem Durchmesser von 1 bis $1^1/_2$ Linien Für diese 6 Steine wollten die Kaufleute 300 Tengi haben, dem Kurs nach also 87 Rubel. Die Türkisen waren zweifellos schön, nicht minder aber auch das Geld, das sie forderten, — ich mußte darum von dem Vergnügen abstehen, mir Türkisenhemdknöpfe anzuschaffen. Die Kaufleute, Lohani, bestätigten die Nachrichten aus Afghanistan, die mir von Nassir-Chan zugebracht waren.

---

9. März.

Heute Morgen erschien der Karaul-Beg bei uns gegen alle Gewohnheit recht spät. Er erzählte unter anderem, daß er den Mirachur gesehen habe, der schon völlig bereit zur Abreise nach Taschkent wäre; er sprach darum die Vermutung aus, daß der Mirachur uns wohl begleiten werde. Gleichzeitig erklärte der Karaul-Beg mir auch, daß ich heute ganz bestimmt davon Nachricht erhalten würde, wann ich aus Buchara abreisen dürfe: der Emir sei schon längst von meinem Wunsch in Kenntnis gesetzt. Den ganzen Tag über wartete ich auf eine Nachricht von dem Emir, aber sie traf nicht ein; auch der Abend brachte mir nichts Bezügliches.

Das außerordentlich warme Wetter, die reine, von Wohlgerüchen erfüllte Luft des Gartens hatten mich und Samaan-Beg bewogen, unser langweiliges und trotz seines Kamins (?) kaltes Zimmer aufzugeben und in den Garten überzusiedeln. Ich ließ Teppiche auf der Gartenterrasse ausbreiten und Thee reichen. Die Brust atmete frei in der reinen Abendluft und der Thee wurde mit Genuß getrunken; wenngleich es auch ein ziemlich schlechter Thee war, so war es doch ein russischer „Familienthee" und nicht der uns so außerordentlich zuwider gewordene grüne

Thee, dem die Central-Asiaten so sehr ergeben sind. Die untergehende Sonne sandte uns mit ihren goldenen Strahlen einen Abschiedskuß zu und wünschte uns einen guten Abend. Nach wenigen Minuten hatte schon der glühende Abglanz des Sonnenunterganges den westlichen Horizont in Purpur getaucht. Die Schatten ballten sich immer mehr zusammen. Auf dem dunklen Himmel brach ein glänzender Stern nach dem anderen hervor und sandte der von dem Treiben des Tages ausruhenden Erde sein blinkendes, mildes Licht zu — gleichsam einen Mutterseger dem einschlafenden Kinde ... Die ungeheuere Stadt rüstete sich allerdings zum Schlaf, das übliche Geräusch des Tages verminderte sich allmählich. Mitunter ließen sich noch hie und da der späte Schall eines Tamburin und heller Gesang vernehmen. Es waren das die letzten Nachklänge der Freudigkeit, die sich heute der ganzen großen Stadt bemächtigt hatte: heute war der erste Frühjahrstag — heute hatte das Volk das Fest des Frühjahrs, der Liebe, des Lebens gefeiert ... Bald aber verhallten auch diese Laute und schließlich wurden sie übertönt durch den Chorus der Muezzins, die mit verschiedenen Stimmen die Rechtgläubigen zum „Namaz-Scham" (Abendgebet) beriefen. Die Laute ihrer Stimmen und die charakteristischen Modulationen ihres Gesangs erschallten laut in der reinen Abendluft. Die letzten Noten, wie von angespannten Saiten herrührend, erzitterten noch in der Luft und brachen dann traurig und klagend ab, wie eine unausgesprochene Klage, wie ein gewaltsam in der Brust unterdrückter Seufzer ...

Unter diesen Eindrücken war ich völlig in mich versunken und hatte meinen Thee kalt werden lassen.

Plötzlich scheuchte mich ein helles Licht auf. Rassulj-Werdy, unser bucharischer Diener, brachte drei dicke Talgkerzen in kolossalen Leuchtern, wie sie bei uns in der Kirche zu finden sind und stellte sie auf der Terrasse hin. Dadurch war nun aber das Bild unseres abendlichen „Keifs" wie mit einem Schlage dahin und gleichzeitig war auch meine Gemütsstimmung verdorben. Aus dem benachbarten Hause ließen sich nun die zitternden Töne der „Dutara" vernehmen, zu deren Melodie unser beständiger Sänger etwas zu singen begann. Sein Tenor war jedoch heute nicht in Ordnung; er war ganz merklich heiser; ihm zur Hülfe

erschien unser Virtuose, der Kamantschist, und die zarten Töne seines Instrumentes halfen uns hübsch über die Rauheit des Gesanges hinweg. Dann stellten sich auch die leichten Triller der „Reitschi“ ein ... Rassulj-Werdy erschien wiederum auf der Terrasse; er hielt in beiden Händen etwa ein halbes Dutzend bunter Papierlaternen. Nachdem er sie an den Zweigen der benachbarten Bäume aufgehängt hatte, verschwand er wieder hinter der Thür des Hauses und tauchte dann wieder mit einer großen Menge von bunten Illuminationsgläschen auf ... Der Karaul-Beg wollte uns offenbar wieder einmal eine „Tomascha“ vorsetzen. Er hatte bereits den Befehl erteilt, die „Batschi“ zu rufen ... aber ich war gegen die „Tomascha“, ich erhob mich und begab mich in mein Schlafgemach. Bald darauf erschien auch Samaan-Beg. Ich wollte hierdurch zu erkennen geben, daß ich der Bewirtung des Emirs von Buchara bereits gar zu satt geworden sei und daß ich nicht der verschiedenen Belustigungen bedürfe, sondern einzig und allein der Erlaubnis des Emirs, Buchara zu verlassen.

---

10. März.

Heute stellte sich der Karaul-Beg bei uns recht spät am Morgen ein. Nach den üblichen Begrüßungen erklärte er mir, daß der Sohn des Kosch-Begi, Mahmet-Scherif-Bey, der Gouverneur der Stadt Buchara, zu mir zu Besuch gekommen sei. Es war das für Visiten allerdings eine sehr frühe Zeit, aber der Bey brauchte in dem Vorzimmer keinen Moment zu warten, da wir bereits angekleidet waren. Ich empfing ihn in dem Zimmer; ich war nicht auf den Hof hinausgetreten, wie das der hiesige Brauch erfordert. Ich wollte ihm hierdurch zu verstehen geben, daß ich mit der bucharischen Gastfreundschaft nicht zufrieden bin.

Als der Bey das Zimmer betrat, sprach er uns seine Begrüßungen aus und begann sich dann zu entschuldigen, daß er mich bisher noch nicht besucht habe, wenngleich er, wie er versicherte, dies sofort nach unserer Ankunft in Buchara hätte thun müssen.

„Ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht, was ist da zu machen? der Staatsdienst, das ist ein ganz anderer Geselle, da muß man

das machen, was der Dschonab-i-Ali fordert," murmelte er verwirrt.

Er bat uns, daß wir uns doch nicht langweilen möchten, indem der Emir uns vielleicht morgen schon die Zeit unserer Abreise angeben würde. Er bemerkte hierbei, daß der Mirachur völlig zur Abreise bereit sei und daß wir vermutlich zusammen reisen würden. Ich antwortete hierauf, daß der Umstand, daß der Mirachur mit uns reisen werde, uns gewiß viel Vergnügen bringen würde.

„Was sich aber auf Ihre Bitte bezieht, daß wir uns hier nicht langweilen mögen," fuhr ich fort, „so entspringt die Langeweile eben aus der Unbestimmtheit unserer Lage und gleichzeitig auch daraus, daß uns jede ernste Beschäftigung fehlt. Mein Wunsch, baldigst nach Taschkent zu kommen, muß Ihnen begreiflich sein: Sie haben selber soeben den Staatsdienst erwähnt — auch wir werden durch einen derartigen Dienst nach Taschkent gerufen: Ich muß dem General-Gouverneur wichtige Berichte erstatten, indessen zaudern wir hier ohne jeglichen vernünftigen Grund. Dem General-Gouverneur wird unser Säumen in Buchara gewiß mißfallen . . ."

Der Bey antwortete hierauf, daß der Emir uns dringend ersuche, noch eine kurze Zeit zurückzubleiben.

„Was sich aber auf Ihre Befürchtung bezieht," meinte er, „daß der „Jarym-Padschah" (halber Zar, so nennen die Eingeborenen den General-Gouverneur von Turkestan) mit Ihrem Säumen in Buchara unzufrieden sein wird, so sendet ja der Emir mit dem Mirachur einen Brief an ihn, in welchem er sich über die Ursache Ihres Zurückhaltens ausspricht und die ganze Schuld auf sich nimmt. In dieser Beziehung können Sie ruhig sein . . ."

Hierauf folgte nun eine recht monotone Unterhaltung. Ich wußte nicht, warum sich der Bey eingestellt hatte, er seinerseits schien nur einen passenden Moment abzuwarten, um der gespannten Unterhaltung ein Ende zu machen. Zum Glück und zur allgemeinen Befriedigung erschien bald darauf der Mirsa und überreichte dem Bey einen Zettel. Der Bey las den Zettel, führte ihn zu seinen Augen und erklärte nun, nachdem er sich ein wenig gesammelt hatte, daß er mit der Absicht gekommen sei,

eine längere Zeit bei uns zu verbringen, als ihm das beschieden ist, aber der Staatsdienst berufe ihn zur Erfüllung seiner direkten Pflichten ... er entschuldigte sich, erhob sich von seinem Sessel und empfahl sich.

Heute haben wir, gerade so wie gestern, einen Festtag. In Buchara wird der Anbruch des Frühjahrs jedes Jahr mit Festlichkeiten begrüßt; das Fest währt einige Tage, bald eine längere, bald eine kürzere Zeit, je nach der Anordnung des Emirs; mitunter wird ein ganzer Monat gefeiert. In diesen Tagen werden alle Buden auf dem Bazar geschlossen. Auf dem Platz vor dem Palast, auf dem „Rigistan", wird eine Messe veranstaltet. Zu diesen Festtagen strömt hier fast die ganze Bevölkerung von Buchara zusammen, reich und arm, hoch und niedrig, jung und alt. Die Händler und Kaufleute bringen ihre Waren in den bereits bestehenden oder speziell hierfür zusammengeschlagenen Buden unter. Die Kaufleute machen Geschäfte, die Taschenspieler und Batschi ergötzen das Volk; das Volk amüsiert sich, kauft, schwelgt in Speisen ..... aber trinkt nicht, wenn man nicht die enormen Mengen von grünem Thee, die hier vertilgt werden, in Berücksichtigung nehmen will.

Ich hatte von der Messe von unserem Karaul-Beg gehört und äußerte den Wunsch, mir die Volksbelustigungen anzuschauen. Der Karaul-Beg richtete sofort an den Kosch-Begi eine bezügliche Meldung. Währenddem der Karaul-Beg seine Meldung schrieb, erschien Nassir-Chan. Er hatte mir die von dem Kaufmann versprochenen Berichte über den bucharischen Handel gebracht. Ein recht großes Blatt war rund herum voll geschrieben mit persischen Buchstaben und speziellen Zeichen. Gegenwärtig aber hatte ich nicht die Zeit zu dieser Lektüre; ich sparte sie mir für Taschkent auf.

Gegen 12 Uhr mittags trat in die Wohnung der Karaul-Beg mit einem anderen Mann herein, der wohl ebenfalls ein Karaul-Beg war, da unser Karaul-Beg Anstand nahm, sich vor ihm hinzusetzen, wozu ich sie aufforderte. Er erklärte mir, daß der Emir den Besuch der Volksbelustigungen uns gestattet habe, und daß der Bey uns ersuche, bei ihm nach dem Ritt vorzusprechen und seiner Bewirtung Ehre anzuthun.

Der Tag war vom Morgen an trübe; dünne graue Wolken

hatten ihr bleifarbiges Tuch über den blauen und hier zumeist klaren Himmel gezogen. Ein recht starker Wind trieb diese Wolken von der großen Wüste im Westen in der Richtung zu der großartigen Bodenerhebung des Pamirs hin. Mit jeder Stunde wuchs die Macht des Windes und bald darauf raste schon ein Orkan in den noch laublosen Zweigen der hundertjährigen Aprikosenbäume des benachbarten Gartens. Die Farbe des Himmels ging bald aus der bleifarbig-grauen in eine schmutzig gelbe über. Zu dieser Färbung gesellte sich nun auch noch ein grünlicher Anstrich. Einen schrecklichen, beunruhigenden Eindruck machte auf mich diese bisher von mir noch nie gesehene Färbung des Himmels. Die Luft war von Staubsäulen erfüllt; der Wind bildete aus ihnen kleine Wirbel und ließ sie dann launenhaft wieder zerstäuben. Es war schwül geworden. Das war der mächtige Atem der benachbarten Wüste. Zum zweiten Mal bekam ich schon in Buchara diesen Atem zu spüren. Wenn aber dieser Atem hier in Buchara sich recht empfindlich machte, wie mußte es dann jetzt inmitten des Sandes, in der wasserlosen Wüste aussehen? ...

Inzwischen hatten wir uns schon völlig zum Ritt vorbereitet, die Pferde waren gesattelt, die Kosaken erwarteten uns in den Sätteln. Ich wollte gern ausreiten, aber das Unwetter war mir doch zu arg. Der Karaul-Beg behauptete jedoch, daß wir ruhig ausrücken dürften, er versicherte, daß der Sturm sich bald legen und ohne weiteres vorüberziehen werde. Wir brachen auf. Während des Ritts fielen ein paar schwere Tropfen mir aufs Gesicht .... das war aber auch alles: zum Regen kam es nicht, der Wind legte sich allmählich und die Wolken schienen geradezu wie von einer ordnenden Hand in die verschiedensten Gegenden abgeführt worden zu sein. Als wir uns dem Haus des Bey näherten, hatte sich selbst der von dem Winde aufgewirbelte Staub völlig gelegt, gleichsam als ob nie ein Sturm gewesen wäre.

Das Haus des Beg befand sich nahe am Thore, das zu dem Palast des Emirs führte, und grenzte unmittelbar an den Rigistan. Bevor wir aber bei dem Beg einkehrten, machten wir noch einen Ritt durch die improvisierte Messe. Eine vieltausendköpfige Menge hatte die Gänge in diesem frisch aufgeschossenen

Bazar geradezu überfüllt. Die Läden und Buden waren mit verschiedenen Stoffen und Teppichen behängt. Auf den Ladentischen, die aus einfachen Brettern und Stangen roh zusammengeschlagen waren, lagen die verschiedentlichsten Waren in Haufen: Manufakten waren mit Gewürzen untermischt und verschiedene Fleischsorten hingen neben Seiden- und Shawlchalats und Pferdedecken aus Brokat. Das Beste war zur Schau ausgestellt. Alles wurde von den Käufern und von den Verkäufern berührt und bezupft. Und niemand genierte sich dabei. Der Metzger, der soeben erst ein Stück von dem fetten Hammelfleisch abgeschnitten hat, untersucht jetzt ganz kaltblütig mit seinen fettigen Händen den neben dem Pferdefleisch aufgehängten seidenen Chalat und paßt ihn dann sich vor dem gesamten Publikum an. Dieses gesamte herumspazierende und herumlungernde Publikum steckt in den besten Kleidern, in festlichen Chalats und hat sich das Haupt mit bunten Turbanen umwunden. Die Menge lärmte, schwatzte, sang, aß, rauchte, gaffte einander und alles das, was ihr in die Augen fiel, an. Auf den Straßen waren Menschen, in den Läden, in den Buden Menschen, auf den Dächern der Häuser, auf den improvisierten Terrassen ..... allerorts traf man das gleiche Meer von Köpfen. Das Volk belustigte sich ganz großartig. In einer Ecke zwischen zwei Budenreihen hat ein Haufen einen „Batscha", ein Kind, umringt, das in dem dichten Kreise seiner Verehrer mit der Wichtigkeit und dem Air eines Landesfürsten thront. Das Kind gießt Thee in Tassen ein und übergiebt dann die Tassen einigen Personen aus seiner Umgebung. Eine Tasse aus den Händen des „Batscha" zu erhalten gilt für das non plus ultra von Ehre und Glück. Ein solcher Mann gewinnt ganz plötzlich in den Augen der Menge an Ansehen und schaut sich dann stolz um. Diesmal beehrt der „Batscha" einen grauhaarigen Alten von etwa 70 Jahren. Die feine, zarte Hand streckt sich aus und der Alte nimmt vorsichtig, ehrfurchtsvoll die ihm gebotene Tasse entgegen und macht dann dem „Batscha" einen tiefen, tiefen Bückling. Neben dem „Batscha" sitzt der „Kamantschist" und berührt in Gedanken versunken die Saiten seiner „Sitara". Wir passieren jetzt das Thor der Citadelle, auf welcher die Turmuhr die zweite Stunde weist.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß unser Zug, der aus

zwei „Uruß Tjurja“, neun Kosaken und einigen Dschigiten im Gefolge bestand, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Bei vielen Bucharen ließ sich ein Lächeln bemerken, bei allen — Neugierde; ich traf aber keinen einzigen mißgünstigen Blick, den etwa ein Fanatiker uns „Kaffiren“ zugewendet hätte! Ohne Selbstlob möchte ich doch sagen, daß ich vielleicht mehr als sonst ein Russe, der in Buchara gewesen, die Stadt mit den „Urussen“ bekannt gemacht habe. Die häufigen Exkursionen, die ich in- und außerhalb der Stadt und zwar stets in Begleitung der Kosakeneskorte unternahm, haben wohl allen hiesigen Bewohnern die Möglichkeit verliehen, wenn auch einmal, die Urussen zu sehen. Jetzt riefen uns schon alle Straßenbuben, sobald wir uns nur zeigten, wie alten Bekannten ihr lautes „Ssalam-aleikum!“ zu.

Der Bey Mahmet-Scherif empfing uns auf dem Hofe seines Hauses und ersuchte uns, in die Zimmer einzutreten, woselbst der Mittagstisch bereits gedeckt war. Der Speisesaal war ein umfangreiches, helles gutgeweißtes Zimmer ohne Tapeten. Um einen kolossalen, roh zusammengezimmerten Tisch herum standen vorzügliche Wiener Schaukelsessel. Der Fußboden war mit prachtvollen und außerordentlich großen Chyrossaner- und Turkmenerteppichen bedeckt. An einer der nackten Wände des Zimmers hing ein Réaumur-Thermometer und in einer Ecke unweit von der Eingangsthür stand ein kolossaler, mit Eisen beschlagener Koffer — offenbar ein russisches Fabrikat und aller Wahrscheinlichkeit nach bei der Nischegoroder Messe erhandelt. Von den großen Fenstern aus, in denen keine Fensterscheiben waren und die mit den üblichen aufzuschiebenden Fensterläden geschlossen wurden, konnte man einen Teil der senkrecht auf 7 bis 8 Ssaschenj emporragenden Mauer der Citadelle erblicken.

Unser Tischgespräch wurde mit den üblichen und in Central-Asien unvermeidlichen Komplimenten und Begrüßungen eröffnet. Der Bey entschuldigte sich nochmals, daß er uns nicht früher besucht hatte und fügte hinzu, daß er vernommen habe, daß wir hier Langeweile verspüren und irgend etwas haben, womit wir unzufrieden seien; morgen aber werde der Tag unserer Abreise bestimmt werden. Da ich nun schon gestern von Nassir-Chan die Nachricht erhalten hatte, daß die afghanische Gesandt-

schaft Taschkent verlassen und bereits Schachrisjabs passiert hatte, so wollte ich mich von der Richtigkeit dieser Mitteilungen überzeugen und fragte den Bey, ob er etwas davon gehört habe. Der Bey antwortete mir, daß er zwar einen eigenen Korrespondenten in Schaar besitze, aber keinerlei Nachrichten in diesem Sinne erhalten habe. Er fügte hinzu, daß man unter dem Volke davon rede, — o dieses Volksgerede in Central-Asien! ... Da braucht man ja wahrhaftig keinen Telegraphendraht! — daß die afghanische Gesandtschaft vorigen Freitag, am 2. März, Ssamarkand verlassen habe und von einem Obersten und dem Bruder des J. J. Ibragimow begleitet werde. Hierauf geriet unser Gespräch auf ein anderes Thema. Man sprach von Schir-Ali-Chan, natürlich auch von seinem Tode u. dgl. m. Unter anderem erzählte der Bey einiges über den Verkehr zwischen Schir-Ali-Chan und dem Emir von Buchara, was, insofern es sich auf die Absicht Schir-Ali-Chans, durch Buchara zu reisen bezog, durchaus im Einklang mit dem mir bekannten Sachverhalt stand. Wir sprachen ferner über die hier verbreitete Krankheit, die „Rischta", über die Taschkenter landwirtschaftliche Ausstellung u. dgl. m. Wir blieben bei dem Bey über zwei Stunden.

Als wir uns zu dem Bey begaben, stieß ich an dem Thor unserer Wohnung auf denselben tatarischen Studenten, den ich in der Medresse gesehen hatte. Es that mir sehr leid, daß er zu einer so ungelegenen Zeit gekommen war und daß ich mich mit ihm nicht unterhalten konnte. Ich hoffte von ihm viel Interessantes zu erfahren. In einigen Schritten von unserem Hause stießen wir auf einen Afghanen, der sich in der Eskorte, die die russische Gesandtschaft nach Kabul und bei der Rückreise begleitete, befunden hatte. Ich befahl sofort einem Dschigiten aus meiner Begleitung, den Afghanen auf unseren Hof einzuladen, ihn zu bewirten und über alles das auszufragen, was sich auf Afghanistan beziehen konnte. Bei meiner Rückkehr fand ich den Afghanen nicht mehr vor, Nassir-Chan aber übermittelte mir von seinen Erzählungen folgendes: In Buchara hält sich gegenwärtig eine afghanische Gesandtschaft auf, in deren Gefolge sich der erwähnte Afghane befindet. Das gesamte Personal der Gesandtschaft besteht aus 30 Mann. Diese Gesandtschaft hatte

einen Brief des Schir-Ali-Chan hierher gebracht, in welchem er mitteilte, daß er seiner Krankheit wegen von der Reise nach Taschkent abstehe. Die afghanische Gesandtschaft erhält von dem Emir von Buchara täglich 200 Tengi zum Unterhalt, dafür aber führt sie selber ihre eigene Haushaltung; der Afghane brachte der Gesandtschaft gegenwärtig Gerste zu, die er auf dem Bazar für sie gekauft hatte und konnte darum nicht lange bei uns verweilen. Ich gab Nassir-Chan den Auftrag, den Mann möglichst genau auszufragen, wenn er nochmals bei uns vorsprechen würde.

Heute Abend haben wir wieder die „Tomascha" angeschaut... Gott gebe, daß das die letzte sei! Nach der „Tomascha" beschenkte ich einen jeden von denen, die um unsere Belustigungen bemüht waren, mit einem Chalat. — Nun muß es aber jetzt schon recht spät sein; die Hähne haben zum zweiten Mal gekräht, es ist Zeit zum Schlafen. Meine Uhr ist stehen geblieben, ich muß mich notgedrungen an die Hähne und die Sterne halten, um mich in der Zeit zu orientieren; da hat der große Welten-Pendel, der kleine Bär bereits die Hälfte seiner Schwingung zurückgelegt und beginnt aus der vertikalen Lage in eine horizontale überzugehen. Der Himmel wird mitunter durch ein Aufblitzen erhellt; in der Ferne hört man ein dumpfes Donnerrollen ... Was hätte ich noch zu sagen? Uebrigens — bis auf morgen.

---

11. März.

Es erwies sich, daß der Bey Mahmet-Scherif eine Unwahrheit gesprochen hatte, als er versicherte, daß morgen die Zeit unserer Abreise gewiß bekannt werden würde. Den ganzen Tag über wartete ich fruchtlos, erhielt aber nicht nur keine entscheidende Nachricht, sondern überhaupt gar keine Nachricht von dem Emir. Als ich heute Abend mit dem dejourierenden Karaul-Beg darüber sprach, daß der Bey sich als ein Mann erwiesen habe, der ins Blaue hineingeschwatzt und dem es gar nicht darum zu thun ist, seine Worte in Einklang mit den Thaten zu bringen, so bemerkte dieser darauf, daß der Bey hier absolut nicht schuldig sei, indem alles von dem Emir abhänge. Er teilte mir mit, daß der Emir vermutlich darum heute keine Antwort gegeben habe,

weil er eine Wallfahrt zu dem Grabe des Baga-ed-Din unternommen habe. Er werde heute nachts in seinen Garten außerhalb der Stadt, in Tschaar-Bag, zurückkehren und dort uns vermutlich die Abschiedsaudienz gewähren.

„Der Bey Mahmet-Scherif hat aber auch nicht so ganz ins Blaue hineingeschwatzt," fuhr der Karaul-Beg fort. „Er hat ihnen ja gesagt, daß die endgültige Antwort morgen oder übermorgen eintreffen werde. Sie müssen offenbar bis morgen warten."

Für mich ergab sich nur eines hieraus, — daß man die Absicht hatte, mich auf einige Tage in Buchara zurückzubehalten. Ich konnte aber absolut nicht verstehen, wozu der Emir mich gegen meinen Willen und ohne einen Nutzen für sich selber hier zurückzuhalten suchte. Vielleicht will er, daß ich mit dem Mirachur reise und dieser ist noch nicht vorbereitet. Aber der Mirachur konnte ja auch allein reisen. Schließlich weiß der Emir, daß ich mich mit meiner Reise nach Taschkent beeile. Was wollte er von mir haben? Ich muß gestehen, er selber bringt mich dazu, daß ich unbelikat werde; ich will keineswegs gern zu dem äußersten Mittel greifen, Buchara ohne Abschiedsvisite bei dem Emir zu verlassen, aber wenn sich die Sache noch weiter so hinzieht, so stehe ich keineswegs dafür ein, daß ich nicht in dieser Weise verfahren werde.

Der Karaul-Beg hatte heute die Frechheit, uns wiederum eine „Tomascha" vorzusetzen; er hatte wiederum die Sänger Tänzer, Musikanten und tutti quanti herbestellt. Natürlich wies ich das Konzert mit Entschiedenheit zurück.

Der Afghane, den ich gestern gesehen habe, hat sich heute bei Nassir-Chan wieder eingestellt. Ich habe von ihm erfahren, daß die afghanische Gesandtschaft hier in absoluter Unwissenheit darüber lebt, was in Afghanistan vorgeht. Die Gesandtschaft hat von hier aus nach Masari-Scherif bereits Boten abgesandt, aber keiner von ihnen ist zurückgekehrt. Vor etwa 15 Tagen hatten sie aus Taschkent die Nachricht erhalten, daß die afghanische Gesandtschaft dort glücklich angelangt sei und in erdenklichster Weise geehrt werde.

Das gestrige Gewitter hat sich heute in einem Regen

entladen; der Regen kam in einzelnen Zügen, hörte bald auf, stellte sich dann wieder ein. Es ist heute darum recht frisch.

---

12. März.

Von dem Emir habe ich bis jetzt noch immer keine Nachricht. Der Karaul-Beg zeigt sich bei uns gar nicht mehr. Ich habe darum gegen 11 Uhr morgens den Befehl erteilt, daß man sich zum Ausrücken aus der Stadt bereit halten möge. Es thut mir von vornherein leid, wenn ich mich genötigt sehen werde, zu dieser Maßregel zu greifen. Was läßt sich aber da machen? Die Bucharen scheinen wahrhaftig gegenwärtig jeden Sinn für Gastfreundschaft verloren zu haben; oder kann ich vielleicht bloß nicht begreifen, was sie bezwecken wollen. Ich habe darum folgenden Entschluß gefaßt: Ich habe dem Kosch-Begi ein Ultimatum zugesandt in dem Sinne, daß ich, wenn bis heute Abend keine bestimmte Antwort des Emirs einlaufen wird, morgen früh ausrücken werde, ohne auf die Ehre einer Audienz bei „seiner Ehrbarkeit" zu warten.

Heute ist der gestrige Afghane wiederum erschienen. Er teilte uns mit, daß die afghanische Gesandtschaft heute einen Brief aus Masari-Scherif erhalten habe. In diesem Brief hieß es unter anderem, daß die Engländer bei Kurum geschlagen seien; mehrere Bataillone ihrer Truppen wären vernichtet und die Afghanen hätten 7 Geschütze erbeutet. Die englischen Truppen, die sich in Dschelalabad befinden, sind von Peschawer abgeschnitten. Der Onkel des Jakub-Chan, Nauruß-Chan, und der Sohn des Achund von Swat belästigen die Engländer beständig durch Ueberfälle. Es geht den Engländern überhaupt momentan schlecht auf den von ihnen besetzten Positionen. Sie haben Jakub-Chan eine Gesandtschaft zugesandt mit friedlichen Vorschlägen und mit dem Versprechen, daß sie mit den Afghanen in Freundschaft leben wollen, gerade so wie früher. Jakub-Chan soll angeblich folgende Antwort den Engländern gegeben haben: er habe es den Engländern zu verdanken, wenn er so viele Leiden durchgekostet habe und der Engländer wegen habe er so viele Jahre in Gefangenschaft gesessen; er sei auch jetzt nicht frei von moralischer Pein, da man wegen der Engländer ihn bisher in Afghanistan für einen Vaterlandsverräter gehalten habe. Nun wolle er, Jakub-

Chan, beweisen, daß er ein treuer und zuverlässiger Sohn von Afghanistan sei. Er wolle darum die Waffen nicht niederlegen, so lange ihm auch nur ein Soldat zur Verfügung stehe und so lange bis nur ein auch Engländer in Afghanistan zurückbleibe, und mit Hülfe Gottes hoffe er, daß es ihm gelingen werde, sein Vaterland von den fremden Eindringlingen zu räumen. Im entgegengesetzten Falle geschehe der Wille Gottes. — Der Afghane erzählte ferner, daß der Lojnab oder richtiger gesagt, der Emir-Devlet (ein Amt, welches mit der militärischen und bürgerlichen Verwaltung eines Gebietes verknüpft ist), gegenwärtig Gulam-Haider-Chan, aus dem Geschlechte Werdek sei und daß der frühere Lojnab, Chosch-Dil-Chan und der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan nicht hingerichtet wären, sondern in Gefangenschaft gehalten würden. Der Bote, der diesen Brief der hiesigen afghanischen Gesandtschaft übermittelt hatte, erzählte ferner, daß er in Sser-Ab der aus Taschkent zurückkehrenden Gesandtschaft begegnet sei und daß sie von zwei russischen Beamten begleitet werde. Der Bote hatte auch der zurückkehrenden afghanischen Gesandtschaft Briefe zu übergeben gehabt.

Gegen 6 Uhr abends brachte man mir einen durch einen unvorsichtigen Revolverschuß verwundeten Afghanen, der im Dienste des Emirs von Buchara stand.

Währenddem ich mich mit dem Kranken abgab, hatte Samaan-Beg ein Gespräch mit einem von den Leuten angeknüpft, die den Verwundeten hergebracht hatten, und der offenbar ihr Chef war. Er bestätigte die uns schon von früher her bekannte Angabe, daß der Emir von Buchara in seinem Dienste etwa 500 Afghanen halte. Sie standen früher im Dienste des Abdurrachman-Chan, als dieser aber sich nach Ssamarkand zurückgezogen hatte, waren sie zu dem Emir von Buchara übergegangen. Der Afghane teilte uns auch einiges mit über die Ereignisse in Afghanistan. Seine Nachrichten waren die neuesten, indem er sie aus einem Briefe entnommen hatte, den hiesige afghanische Kaufleute erst heute Mittag erhalten hatten. Der Brief rührte von dem Korrespondenten her, den sie in Kabul besaßen. Der Afghane bestätigte die Nachricht von der Niederlage der Engländer bei Kurum und von der traurigen Lage ihrer Truppen in Dschelalabad. Der Onkel des Jakub-Chan, Nauruß-Chan, hatte, nach-

dem er die Nachricht von dem Tode Schir-Ali-Chans und von der Wahl seines Neffen Jakub-Chans zum Emir erhielt, den Engländern einen Brief geschrieben, in welchem er ihnen seinen Beistand versagte und sie aufforderte, die von ihnen längs dem Kabul-Darja eingenommenen Positionen zu räumen; im Fall, daß sie seiner Aufforderung nicht Folge leisten würden, bedrohte er sie damit, daß er alle Zugänge und Ausgänge zu dem Chaiber-Paß schließen werde. Die Engländer weigerten sich natürlich, die Positionen zu räumen und waren darum von nun an beständigen Ueberfällen von seiten der Bergvölker ausgesetzt. Hierauf entsandten die Engländer an Jakub-Chan eine Gesandtschaft, welche ihm eine Million Rupien zubrachte. Nebst dem Gelde boten die Engländer ihm folgende Friedensbedingungen: statt der vier Punkte, welche sie zur Zeit des Schir-Ali-Chan besetzen wollten, forderten sie jetzt nur zwei: Kabul und Herat. Die englischen Truppen sollten übrigens außerhalb dieser Städte liegen, in besonderen Forts, die speziell zu diesem Zwecke errichtet werden würden. Jakub-Chan würde jährlich von den Engländern eine Subsidium von nicht weniger als einer Million Rupien erhalten. Zudem würde England Afghanistan vor jeder fremden Invasion schützen.

Auf meine Frage, ob denn Jakub-Chan die Friedensvorschläge der Engländer acceptiert habe, erhielt ich die Antwort: „gewiß hat er das gethan, wenn er das Geld angenommen hat.“ Auf die weitere Frage von Samaan-Beg, warum denn Jakub-Chan die Engländer schlage, wenn er das Geld genommen habe, antwortete unser Afghane: „die Afghanen sind alle von dieser Art, sie nehmen das Geld und schlagen doch zu, wenn sich Gelegenheit dazu bietet.“ Im ferneren bestätigte er fast Wort für Wort die Nachrichten, die ich von der afghanischen Gesandtschaft in Buchara erhalten hatte.

Heute habe ich trotz alledem keine Nachrichten von dem Emir erhalten. Der Karaul-Beg hat sich auch zum Abendessen nicht gezeigt, — wollen wir sehen, was uns der Morgen bringen wird. Jetzt bleibt mir nicht viel mehr übrig, als mit den Worten des Sadi zu sagen: „auf den Teppich der Erwartung lege das Kissen der Geduld.“

13. März.

Ich habe fruchtlos auf einen Bericht gewartet. Gestern hat mir der Karaul-Beg gesagt, daß die Antwort des Emirs ganz bestimmt am Nachmittage eintreffen werde. Es verging der Nachmittag, es trat die Nacht ein und noch immer gab es keine Antwort vom Emir ... — Als heute Morgen der Karaul-Beg erschien, um den üblichen Salam auszurichten, fragte ich ihn, ob er irgend welche Nachrichten vom Emir bringe. Seine Antwort war verneinend. Es war klar, daß es entweder dem Emir nicht eilig mit seinem Beschluß oder dem Bey mit seiner Meldung sein mußte. Eine derartige Behandlung länger zu ertragen, war unmöglich: im vorliegenden Fall war ich ja kein Privatmann, sondern ein Vertreter Rußlands. Ein längeres Abwarten, weitere Concessionen würden schon einen Schatten von Erniedrigung auf mich werfen. Ich ließ darum in Gegenwart des Karaul-Beg meinen Karawan-Baschi, Nassir-Chan, rufen und erteilte ihm den Befehl, die Lastpferde zu satteln und das Gepäck zu rüsten. Ich rief hierauf den Wachtmeister und befahl ihm, daß er die Kosaken zu einem sofortigen Aufbruch bereit halten möchte. Ich ersuchte dann Samaan-Beg, daß er alle meine soeben erteilten Befehle dem Karaul-Beg übersetzen möge.

„Wir haben ganze drei Tage auf den Entscheid des Emirs gewartet," wandte ich mich an ihn, „und zwar ganz resultatlos. Sie und der Bey haben uns stets betrogen. Länger kann ich nicht warten und ich habe mich darum entschlossen, auch ohne Abschiedsaudienz abzureisen, wenngleich ich mich hierzu — ich gestehe das — uur mit außerordentlicher Unlust und mit Bedauern entschlossen habe."

Angesichts meiner Anordnungen, meiner Worte und der Bewegung, die nun unter den Kosaken, den Dschigiten und Lautschen begann, geriet der Karaul-Beg in Verlegenheit.

„Sie haben sich doch, Doktor-Tjurja, entschlossen, sich den Wünschen des Emirs zu fügen," bemerkte er. „Sie haben ja damals gesagt, wann es dem Dschonabi-Ali belieben wird, dann werden wir abreisen. Wenn Sie das gesagt haben, so müssen Sie offenbar auf den Beschluß des Emirs warten."

Diese Beweisgründe des Karaul-Begs machten mich staunen und ärgerten mich gleichzeitig. Mußte ich denn diesem dummen

Menschen noch erklären, daß es einen Unterschied giebt zwischen Zuvorkommenheit und Pflicht! ich mußte ihm erklären, daß die Phrase, auf welche er sich berief, nicht viel mehr als eine Liebenswürdigkeit von meiner Seite war, und ich mußte ihm sagen, daß wenn der Emir den Sinn dieser Liebenswürdigkeit gerade so wenig versteht, wie er, der Karaul-Beg, so sei das um so schlimmer für ihn.

„Das nächste Mal werden wir schon wissen," fuhr ich fort, „daß man Ihnen gegenüber nicht liebenswürdig sein darf."

Der Karaul-Beg antwortete hierauf, daß ich, wenn ich nur bei meiner Ankunft in Buchara, den Tag der Abreise bestimmt hätte, auch keine Stunde länger hätte warten müssen.

„Alle Russen, die in Buchara waren," sagte er, „verfuhren in dieser Weise: Sie bestimmten den Tag ihrer Abreise und wurden von dem Emir auch keinen Tag länger zurückgehalten. Schade darum, daß Sie nicht das gleiche gemacht haben."

Nun erklärte ich ihm, daß ich, wenn die Sache so stehe, meine Abreise auf morgen bestimme und zwar ganz unwiderruflich.

„Sagen Sie das dem Bey," fuhr ich fort, „ob es dem Emir nun belieben wird, mir eine Abschiedsaudienz zu gewähren oder nicht, ich werde meinen Entschluß nicht mehr verändern."

Nach dieser kategorischen Eröffnung begab sich der Karaul-Beg schleunigst zum Bey. — Inzwischen war das Gepäck bereit, man wartete bloß auf ein Zeichen, um auszurücken. Nun erschien auch der Wachtmeister und erklärte, daß die Kosaken reisebereit seien und fragte, ob sie schon die Pferde besteigen dürfen. Ich ließ sie warten ....

Gegen Mittag erschien der Karaul-Beg und überreichte mir einen Zettel von dem Bey. Der Gouverneur von Buchara eröffnete uns, daß der Emir auf seine Meldung hin beschlossen habe, uns zu „entlassen" und daß er den Schigawul senden werde, um den Doktor-Tjurja heute in seinen Garten außerhalb der Stadt zu begleiten. — Natürlich war ich in hohem Grade erfreut über diesen Brief. Es war somit zu keinem offenen Bruch gekommen — Gott sei Dank! Warum aber hat mich der Emir so lange zurückbehalten? Seltsame Leute ...

Währenddem wir uns zur Visite ankleideten, erschien der

Schigawul mit der Mitteilung, daß der „Dschonab-i-Ali uns auffordere, zu ihm zu kommen". Von ihm erfuhren wir, daß der Emir sich gegenwärtig auf seinem Landsitze befindet und zwar in dem Garten Schiri-Dar. Dieser Garten ist von Buchara auf etwa 5 Werst entfernt. Wir bestiegen unsere Pferde und machten uns auf den Weg. Es war ein heißer, ja sogar ein glühender Tag; die Luft war stauberfüllt, namentlich auf dem Wege von der Stadt bis zu dem Garten des Emirs. Während des Aufenthalts des Emirs in seinem Landhause war nämlich in der Nähe desselben eine Messe mit Volksbelustigungen eingerichtet. Auf unserem Wege bewegte sich hin und her eine bunte Menge. Je näher wir dem Garten traten, desto größer wurde die Volksmenge. Wir befanden uns schließlich in einem furchtbaren Gedränge. Man konnte durch diesen zusammengepferchten Volkshaufen und die zusammengedrängten Arbas kaum durchkommen. Die Reitpeitsche des Karaul-Begs, der uns vorausritt, mußte häufig in Berührung kommen mit den breiten Rücken und den dicken Köpfen der Bucharen, die uns den Weg versperrten. Schließlich zeigten sich auch die Schaubuden mit den Taschenspielern und den Sängern. Wir rückten noch ein wenig weiter und fanden vor dem Eingangsthor zu dem Garten eine im Halbkreis aufgestellte Ehrenwache, die uns salutierte, als wir vorbeizogen.

Hier am Thore empfingen uns die Vertrauten des Emirs, unter denen sich der Bey Mahmet-Scherif und der Udaitschi Schaadi-Beg befanden. Wir verließen unsere Pferde und betraten den Hof, woselbst die übrigen zurückblieben, währenddem ich und Samaan-Beg, dem voranschreitenden Bey folgend, in den nächsten kleinen Hof traten. Im Hintergrunde dieses Hofes erblickten wir ein recht großes, der Architektur nach einfaches Gebäude. Es war das das Haus, in welchem uns der Emir erwartete. Der Bey, der uns voranschritt, hatte die ganze Zeit über tiefe Bücklinge fast bis zur Erde gemacht. Jetzt blieb er vor der Thür des Hauses stehen, schaute furchtsam in das Zimmer hinein und sprang dann, gerade als ob ihn etwas erschreckt hatte, zurück, dabei forderte er uns durch eine Handbewegung auf, voraus zu schreiten .... Der Emir saß inmitten des Zimmers, wie üblich, auf einem sehr bescheidenen Sessel und

in recht einfacher Kleidung. Auch dieses Mal erhob er sich nicht, aber er reichte mir ebenso freundlich die Hand, wie das erste Mal. Daraufhin wechselten wir die Begrüßungen, wobei ich nicht unterließ, die Gastfreundschaft des Emirs bis in den Himmel zu erheben. In seiner Antwort sprach der Emir sein Bedauern darüber aus, daß es ihm nicht möglich sei, uns diese Gastfreundschaft für eine längere Zeit angedeihen zu lassen.

„Sie beeilen sich schon gar zu sehr, mich und meine Residenz zu verlassen," fuhr er fort. „Gewiß gefällt Ihnen meine Bewirtung nicht... Ich wenigstens habe mich aber bemüht, Ihnen alle Vergnügungen und Zerstreuungen zu bieten, die uns zugänglich waren."

„Die Gastfreundschaft Eurer Ehrbarkeit ist aller Welt bekannt," antwortete ich, „und es giebt für uns keinen höheren Genuß, als möglichst lange diese Gastfreundschaft zu benutzen, aber unsere Pflicht, unser Dienst — ruft uns zurück zu unserem Amt."

Unsere Unterhaltung wurde in diesem Sinne einige Minuten fortgesetzt, worauf ich mich erhob und mich von dem Emir verabschiedete. — An der Thür wartete auf uns der Bey. Er führte uns in den Garten und erklärte, daß der Emir uns seinen neuen, noch nicht völlig eingerichteten Palast zu zeigen wünsche. Auf diesem Wege mußten wir vor den Fenstern des Saales vorbeigehen, in welchem soeben erst unsere Audienz bei dem Emir stattgefunden hatte. Ich vermutete, daß er noch in dem Saale verweile und hielt darum die Hand an die Kopfbedeckung, als wir vor den Fenstern vorbeischritten. Wir kamen an einem offenen Fenster vorbei, in welches ich hineinblickte, indem ich vermutete, daß der Emir vielleicht noch inmitten des Zimmers sitzen werde. Ich hatte mich nicht geirrt, der Emir verfolgte uns mit einem Seitenblick, als wir vor den Fenstern vorbeischritten. — Wir betraten nun einen anderen Hof, woselbst wir ein sehr schönes und recht umfangreiches Gebäude von Hufeisenform erblickten. In diesem Bau ließ sich sofort ein Gemisch von europäischer und asiatischer Architektur erkennen. Im großen und ganzen verdient dies Gebäude nicht den Titel eines Palasts. Es ist das vielmehr das Haus eines wohlhabenden Gutsbesitzers. Der Hof vor dem Palast ist gut festgestampft und mit Sand bestreut.

Er wird durch eine großartige Laterne mit Spiegelgläsern beleuchtet. In diese Laterne lassen sich 30 bis 40 Kerzen hineinstellen.

Wir kehrten gegen 5 Uhr abends nach Hause zurück. Am folgenden Tage verließen wir die Mauern des „edlen Buchara" — Buchara-i-Scherif, wie die Bucharen selber diese Stadt nennen, und zogen den Grenzen des teuren Rußlands entgegen.

12. Kapitel.

Die Rückkehr nach Taschkent.

Von der Stadt Buchara bis Katta-Kurgan. — Kermine. — Siaddin. — An der Grenzscheide. — Die Höhen Sera-Bulak. — Ein Tag in Katta-Kurgan. Von Katta-Kurgan bis Samarkand. — Das Thal Miankal. — Ankunft in Taschkent. — Ein allgemeiner Rückblick auf die Ereignisse der Jahre 1878—79. — Schluß.

Am 14. März verließen wir Buchara. Wir frühstückten in Kujuk-Masar und übernachteten in Bustan. Unsere Reise führte uns durch ein sorgfältig bebautes Land. Die Gärten wechselten mit Feldern ab, die teilweise erst frisch aufgepflügt, teilweise schon besäet waren. Die Gegend erschien um so malerischer, da die Dörfer von kleinen Hainen umgeben waren; auf den Dächern der Häuser fanden sich häufig großartige Storchnester. Die Störche waren schon seit lange hierher zurückgekehrt aus den Gebieten jenseits des Hindukusch und des Himalaya und machten sich bemerkbar genug durch ihr originelles Klappern, das an das Rasseln des Wassers im Kaljan erinnerte. — An einigen Stellen griff auch hier die Wüste mit ihrer mörderischen Hand in die frisch aufgepflügten Felder und die blühenden Gärten hinein; — stellenweise finden sich hier die sandigen und salzhaltigen Untiefen der Nachbarwüste.

Gurbunj ist ein recht bedeutendes Dorf. Es ist völlig überfüllt mit verschiedentlichen Holzarten. Neben recht geringen Balken liegen Bretter, Stangen, von denen manche nichts vielmehr

als Ruten sind. Es ist das die Holzniederlage für Buchara. Das gesamte Holzmaterial wird von den Oberläufen des Serawschan her angeschwemmt, wobei es, um nach Gurbunj zu gelangen, noch viele Werst durch einen recht breiten Kanal, Schah-Abad, zu passieren hat, der vom Serawschan abgeleitet wird. Von hier aber wird das gesamte Holz nach Buchara auf Arbas und Eseln befördert. Das Dorf ist von der Stadt 7 Werst entfernt.

Am folgenden Tage legten wir die Strecke von Bustan bis zu dem kleinen Dorf Melik zurück. In 4 bis 5 Werst von dem erstgenannten Ort beginnen die Gärten und die Bäume zu verschwinden: es ist das die Steppe Melik. Der Boden ist hier sandig und lehmig, während der Regenzeit ist's hier fürchterlich schmutzig, bei trockenem Wetter — fürchterlich staubig. Wir passierten diese Gegend unter sehr bequemen Verhältnissen. Ein geringer Regen hatte die Steppe kaum benetzt und einen schwachen grünen Rasen hevorgetrieben. Bald zeigte sich zu rechter Hand von uns ein niedriger Gebirgszug, der sich von hier aus bis zur Stadt Katta-Kurgan erstreckt. Die Steppe besitzt hier im Längendurchmesser 30 bis 35 Werst, im Breitendurchmesser bis 20 Werst. — Es giebt übrigens auch andere Wege aus Buchara nach Kermine, die die Steppe Melik im Norden umgeben und dem an dieser Stelle eingeengten Serawschaner Thal folgen.

Wir übernachteten in dem Dorf Melik. An diesem Tage hatten wir 35 Werst zurückgelegt.

Von Melik bis zur Stadt Kermine zählt man ca. 20 Werst. In 5 bis 6 Werst von Melik, in welchem unsere Aufmerksamkeit eine recht effektvolle, halbzerstörte und mit Kacheln geschmückte Moschee fesselte, beginnen die Gärten, die sich daraufhin in einem ununterbrochenen, dichten Hain bis zur Stadt erstrecken. Die Stadt zeigt nichts Bemerkenswerthes, ist aber recht umfangreich. Eine Brücke, die noch von Abdullah-Chan errichtet worden ist, hat der Stadt eine Berühmtheit in ganz Central-Asien verliehen. Es ist das die einzige Brücke über den Serawschan.

In Kermine erfreuten wir uns der gastfreundlichen Aufnahme des Emirsohnes, Ssamat-Chan, der hier das Amt eines Begs bekleidet. Es ist das ein etwa 18jähriger Bursche von blühender Gesundheit. Er war wohl kaum viel gescheiter als

seine anderen Brüder, denen ich in den verschiedenen Städten des Chanats Buchara zu begegnen Gelegenheit hatte. Daß er zu den Tapferen gehörte, ließ sich bezweifeln: — ich schenkte ihm nämlich eine Berdanflinte und wollte in seiner Gegenwart einen Probeschuß machen, um ihm die Wirkung des Gewehres zu zeigen, — er wies jedoch ängstlich das Experiment zurück. Es that mir nun leid, daß ich das Gewehr einem Menschen geschenkt hatte, der es wohl kaum je in die Hand nehmen, geschweige denn mit ihm auf die Jagd gehen würde. Allerdings war da nichts mehr zu machen.

Wir übernachteten in Kermine. Am folgenden Tage, d. h. am 17. März, rückten wir bis Siaddin vor, wir legten somit etwa 35 Werst zurück. Vor Tasch-Kuprjuk („Steinerne Brücke", über den Kanal Nura-Pai nämlich,) sahen wir uns einem starken Regenguß ausgesetzt. Wir jagten spornstreichs vorwärts und waren schon nach 15 bis 20 Minuten unter dem gastfreundlichen Dach des Dorfältesten von Tasch-Kuprjuk. Immerhin waren wir durchnäßt; der Mantel, der Rock, die Leibwäsche, alles war geradezu durchtränkt von dem Platzregen. Wir ärgerten uns hierüber nicht wenig, die Bucharen hingegen segneten uns, indem wir ihnen ja den Regen zugebracht hatten, die Quelle ihres Wohlstandes, wie sie sich ausdrückten. Da nun unser Vorrat an Kleidern sich in den Gepäckkoffern befand, diese aber hinter uns zurückgeblieben waren, so kleideten die guten Bucharen uns in ihre Chalats und Pelze ein. Das Feuer in dem Kamin, der heiße Thee und das nahrhafte Frühstück ließen uns ganz übermütig über den noch immer anhaltenden Regenguß und das Unwetter reden. Unsere gastfreundlichen Hausherren fachten sofort die „Mangals" an und trockneten an ihnen unsere Kleider. Nach einer Stunde war bereits alles in Ordnung und wir befanden uns wieder in unserer üblichen Kleidung statt der Chalats.

Wir rasteten hier einige Stunden, warteten den Regen ab und zogen dann weiter. Von hier bis Siaddin wird ein Tasch gezählt, d. h. ca. 8 bis 10 Werst. Nach dem Regen erschien unser Weg gerade wie ein rechter Sumpf; die Pferde sanken fast bis zu den Knieen in den Schmutz hinein. Der Kanal Nura-Pai, der gleich wie der Schah-Abad aus dem Serawschan abgeleitet wird, hatte sich wild aufgebäumt und toste wie ein

wahrer Gebirgsbach. Die Gärten, die Felder — alles war mit Wasser bedeckt. Die Dorfschaften, die wir bei unserer Reise erblickten, schienen vom Schmutze überschwemmt zu sein. Am Boden war Schmutz, aber auch oben war es schmutzig; die Wolken überzogen in unterbrochener schmutziger Schicht den Himmel; auf unseren Kleidern haftete Schmutz, unsere Gesichter waren beschmutzt .... allerorts herrschte Schmutz. Ich war hoch erfreut, als ich schließlich die zackige Mauer der Siaddin-Festung vor mir erblickte.

Am Thore der Festung war eine Ehrenwache von bucharischen Kriegern aufgestellt. Sie führten zwei Fahnen. Als ich zwischen den zwei Reihen der Soldaten ritt, spielte die Musik, die Trommeln rasselten und die Fahnen senkten sich. Ich salutierte selbstverständlich, war jedoch durch eine derartige Begrüßung recht skandalisiert. Am Thore empfing mich der Beg. Er führte den Titel eines Perwanatschi. Es war das ein höchst liebenswürdiger und sogar ein netter Mann. Von der Gastfreundschaft, mit welcher man uns hier entgegenkam, brauche ich kaum viel zu reden.

Am 18. März betraten wir die russische Grenze. Wir hatten an diesem Tage die Strecke zwischen Siaddin und Katta-Kurgan zurückgelegt. In dem Dorf Schirin-Chatun (Zuckerfrau) verabschiedeten wir uns von den bucharischen Führern. Indem ich sie entließ, versah ich sie mit einem Zeugnis über ihre guten Dienste. Ein solches Zeugnis war für sie unentbehrlich, wie sie behaupteten. Sollten sie nach Buchara ohne ein Empfehlungsschreiben zurückkehren, so könnten ihre Vorgesetzten auf den Gedanken kommen, daß sie uns in irgend welcher Beziehung nicht entsprochen hätten und ihnen eine Strafe hierfür angedeihen lassen.

Von der Stadt Kermine an bis Katta-Kurgan ritten wir auf einer Strecke von 75 Werst in einer mit dichtlaubigen Gärten bedeckten Gegend. Ueberhaupt ist das Gebiet hier schön kultiviert und sehr malerisch. Am malerischsten erscheint die Gegend zwischen Siaddin und Schirin-Chatun. Die Gärten und Felder sind hier in Terrassen gelagert. Zu rechter Hand von uns waren gesonderte Gruppen von Gärten zu bemerken, die wie kleine Haine im Wechsel mit grünenden Feldern auftraten. Die letzteren befinden sich etwas über dem Wege und werden durch das Wasser des Kanals Nura-Pai getränkt. Linker Hand von uns,

ſeine anderen Brüder, denen ich in den verſchiedenen Städten des Chanats Buchara zu begegnen Gelegenheit hatte. Daß er zu den Tapferen gehörte, ließ ſich bezweifeln: — ich ſchenkte ihm nämlich eine Berdanflinte und wollte in ſeiner Gegenwart einen Probeſchuß machen, um ihm die Wirkung des Gewehres zu zeigen, — er wies jedoch ängſtlich das Experiment zurück. Es that mir nun leid, daß ich das Gewehr einem Menſchen geſchenkt hatte, der es wohl kaum je in die Hand nehmen, geſchweige denn mit ihm auf die Jagd gehen würde. Allerdings war da nichts mehr zu machen.

Wir übernachteten in Kermine. Am folgenden Tage, d. h. am 17. März, rückten wir bis Siaddin vor, wir legten ſomit etwa 35 Werſt zurück. Vor Taſch-Kuprjuk („Steinerne Brücke", über den Kanal Nura-Pai nämlich,) ſahen wir uns einem ſtarken Regenguß ausgeſetzt. Wir jagten ſpornſtreichs vorwärts und waren ſchon nach 15 bis 20 Minuten unter dem gaſtfreundlichen Dach des Dorfälteſten von Taſch-Kuprjuk. Immerhin waren wir durchnäßt; der Mantel, der Rock, die Leibwäſche, alles war geradezu durchtränkt von dem Platzregen. Wir ärgerten uns hierüber nicht wenig, die Bucharen hingegen ſegneten uns, indem wir ihnen ja den Regen zugebracht hatten, die Quelle ihres Wohlſtandes, wie ſie ſich ausdrückten. Da nun unſer Vorrat an Kleidern ſich in den Gepäckkoffern befand, dieſe aber hinter uns zurückgeblieben waren, ſo kleideten die guten Bucharen uns in ihre Chalats und Pelze ein. Das Feuer in dem Kamin, der heiße Thee und das nahrhafte Frühſtück ließen uns ganz übermütig über den noch immer anhaltenden Regenguß und das Unwetter reden. Unſere gaſtfreundlichen Hausherren fachten ſofort die „Mangals" an und trockneten an ihnen unſere Kleider. Nach einer Stunde war bereits alles in Ordnung und wir befanden uns wieder in unſerer üblichen Kleidung ſtatt der Chalats.

Wir raſteten hier einige Stunden, warteten den Regen ab und zogen dann weiter. Von hier bis Siaddin wird ein Taſch gezählt, d. h. ca. 8 bis 10 Werſt. Nach dem Regen erſchien unſer Weg gerade wie ein rechter Sumpf; die Pferde ſanken faſt bis zu den Knieen in den Schmutz hinein. Der Kanal Nura-Pai, der gleich wie der Schah-Abad aus dem Serawſchan abgeleitet wird, hatte ſich wild aufgebäumt und toſte wie ein

wahrer Gebirgsbach. Die Gärten, die Felder — alles war mit Wasser bedeckt. Die Dorfschaften, die wir bei unserer Reise erblickten, schienen vom Schmutze überschwemmt zu sein. Am Boden war Schmutz, aber auch oben war es schmutzig; die Wolken überzogen in unterbrochener schmutziger Schicht den Himmel; auf unseren Kleidern haftete Schmutz, unsere Gesichter waren beschmutzt .... allerorts herrschte Schmutz. Ich war hoch erfreut, als ich schließlich die zackige Mauer der Siaddin-Festung vor mir erblickte.

Am Thore der Festung war eine Ehrenwache von bucharischen Kriegern aufgestellt. Sie führten zwei Fahnen. Als ich zwischen den zwei Reihen der Soldaten ritt, spielte die Musik, die Trommeln rasselten und die Fahnen senkten sich. Ich salutierte selbstverständlich, war jedoch durch eine derartige Begrüßung recht skandalisiert. Am Thore empfing mich der Beg. Er führte den Titel eines Perwanatschi. Es war das ein höchst liebenswürdiger und sogar ein netter Mann. Von der Gastfreundschaft, mit welcher man uns hier entgegenkam, brauche ich kaum viel zu reden.

Am 18. März betraten wir die russische Grenze. Wir hatten an diesem Tage die Strecke zwischen Siaddin und Katta-Kurgan zurückgelegt. In dem Dorf Schirin-Chatun (Zuckerfrau) verabschiedeten wir uns von den bucharischen Führern. Indem ich sie entließ, versah ich sie mit einem Zeugnis über ihre guten Dienste. Ein solches Zeugnis war für sie unentbehrlich, wie sie behaupteten. Sollten sie nach Buchara ohne ein Empfehlungsschreiben zurückkehren, so könnten ihre Vorgesetzten auf den Gedanken kommen, daß sie uns in irgend welcher Beziehung nicht entsprochen hätten und ihnen eine Strafe hierfür angedeihen lassen.

Von der Stadt Kermine an bis Katta-Kurgan ritten wir auf einer Strecke von 75 Werst in einer mit dichtlaubigen Gärten bedeckten Gegend. Ueberhaupt ist das Gebiet hier schön kultiviert und sehr malerisch. Am malerischsten erscheint die Gegend zwischen Siaddin und Schirin-Chatun. Die Gärten und Felder sind hier in Terrassen gelagert. Zu rechter Hand von uns waren gesonderte Gruppen von Gärten zu bemerken, die wie kleine Haine im Wechsel mit grünenden Feldern auftraten. Die letzteren befinden sich etwas über dem Wege und werden durch das Wasser des Kanals Nura-Pai getränkt. Linker Hand von uns,

im Norden, stiegen die Felder und Gärten zu dem tiefen Bett des Serawschans hinab und entzogen sich den Blicken in nebliger Ferne. Die Sonne schien hell und übergoß mit ihrem goldenen Glanz das ganze großartige und prachtvolle Gemälde, das sich hier vor uns entfaltete. Gegenwärtig verstehe ich die enthusiastischen Berichte der asiatischen und namentlich der arabischen Geographen über das Thal des Serawschan sehr wohl. Gewiß! Ermüdet von der langwierigen Reise durch die glühende, tote Sandwüste, die Persien von dem Thale des Serawschan scheidet, gelangt der Wanderer plötzlich in ein Gebiet, das einen Ueberfluß an Wasser und Pflanzenwuch besitzt.... Das, was er so lange zu entbehren gezwungen war, gerade das findet sich hier in Uebermenge, und zu alledem gesellt sich noch die Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft hinzu, durch welche sich die Bewohner des prachtvollen Thales, nach dem Urtheil der ersten arabischen Geographen, in früheren Zeiten ausgezeichnet haben sollen.

Auf der russisch-bucharischen Grenze, bloß 3 bis 4 Werst von Serabulak, erhebt sich ein Steinpfeiler, auf welchem sich das russische Staatswappen befindet. Als wir den Pfeiler erreicht hatten, zogen wir alle die Mützen und schlugen ein Kreuz.... Unweit von dem Dorf Serabulak, dort, wo am 2. Juni 1868 ein Kampf stattgefunden hat zwischen einem Häuflein russischer Adler und den Scharen des Emirs von Buchara, ein Kampf, der für erstere glänzend ausgefallen war, ist zu Ehren der gefallenen Krieger eine Kolonne errichtet.... Friede Euerer Asche, ihr wackeren Söhne des russischen Reiches!

In Katta-Kurgan trafen wir gegen 4 Uhr vormittags ein und fanden hier gastfreundliche Unterkunft bei dem Bezirks-Chef Oberst Woizechowitsch. Aufrichtig gesagt — ich that seiner Küche alle Ehre an. Die Küche der central-asiatischen Eingeborenen, welche, seitdem wir Masari-Scherif verlassen, uns ausschließlich zu Gebote stand, war uns dermaßen überdrüssig geworden, daß ich den „Pilaw" nicht ohne Ekel sehen konnte, der berühmte „Kjabab" aber erregte mir durch sein bloßes Erscheinen Uebelkeit.

Von Katta-Kurgan bis Ssamarkand zählt man 66 Werst. Ich konnte von hier nach Ssamarkand zwar mit Postpferden gelangen, zog es aber vor, den Rest des Weges zu Pferde zurück-

zulegen. Es war das noch eine Reise von zwei Tagen. Der Weg führte uns die ganze Zeit dem linken erhöhten Ufer des Serawschan entlang. Von hier aus eröffnet sich ein wunderbarer Ausblick auf das berühmte Miankal, den mittleren Teil des Serawschaner Thales, der, wie bekannt, als Insel erscheint von 90 Werst in der Länge und 20 Werst in der Breite. Die Insel liegt zwischen den zwei Hauptströmungen des Serawschan, der Ak-Darja und Kara-Darja. Ja, Vámbéry war zweifellos in Ssamarkand gewesen, denn die Gärten des Miankal erscheinen von unserem Wege aus wirklich wie die von ihm geschilderten dunklen Haine. Auf dem erhöhten Ufer des Serawschan, einem recht ebenen Plateau, einer Vorterrasse des Ssamarkander Gebirgszuges, erstrecken sich frisch aufgepflügte Felder. Mit welchem Vergnügen betrachtete ich den Telegraphendraht, der uns den Weg entlang begleitete! Wie freudig beklommen lauschte ich den wohlbekannten, heimischen Lauten der Glocken der Postpferde.... O Heimatsland! — wahrhaftig: „und der vaterländische Rauch erscheint uns süß," wie Gribojedow sagt.

In Ssamarkand wurde ich von all' meinen Bekannten wie ein vom Tode Erstandener empfangen. Bevor meine Berichte aus Schirabad eingelaufen waren, galt ich für todt, für ermordet während der Unruhen in Masari-Scherif. Fast ein jeder von meinen Bekannten, mit dem ich hier zusammentraf, rief mir die gleiche Phrase zu: „Wie! Sie sind am Leben?... Sie sind nicht ermordet worden von den fanatischen Afghanen? Wir hatten Sie bereits schon den Toden beigesellt!"

Am 25. März befand ich mich bereits in Taschkent.

Meine Erzählung ist beschlossen. Ich könnte hier allerdings den letzten Punkt stellen, glaube aber, daß es doch am Platze sein dürfte, wenn ich meine eigene Anschauung ausspreche über die Rolle, welche der russischen Gesandtschaft während der Ereignisse von 1878 zukam, die sich ja nicht bloß auf Central-Asien allein, sondern auch auf Europa und die ganze Welt bezogen.

Die Entsendung dieser Gesandtschaft steht zweifellos in naher Beziehung zu den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel und in Europa überhaupt und gewinnt somit die Bedeutung eines hochwichtigen, historischen Ereignisses. Unsere ewigen Feinde, die

Engländer, suchten unter dem Einflusse der politischen Inspirationen „des großen Juden unserer Zeit", die Erfolge unserer zur Befreiung der an Leib und Geist uns verbrüderten Völker erhobenen Waffen auf ein möglichstes Minimum zu reduzieren. Den Anstrengungen dieses auch im Haß so großen Mannes gelang es in Berlin einen Areopag von Lenkern der europäischen Geschicke und auch der Geschicke der ganzen Welt zusammenzubringen. Hier war alles gegen uns. Der „ehrliche Makler" rieb sich schon von vornherein die Hände in Erwartung eines schönen Honorars für seine Dienste. Sehr natürlich, daß jedem echt russisch gesinnten Manne das Herz schmerzen mußte, wenn er sah, daß unsere siegreichen Adler den schmutzigen Geiern zu Gerichte stehen mußten. Die einzige Möglichkeit, die Ehre unseres Volkes zu wahren und wenn auch nur einen Teil der Eroberungen zurückzubehalten, bot sich darin, daß man die Achillesferse des britischen Löwen berührte. Die Achillesferse war und ist und als solche wird sie auch fernerhin bis auf gewisse Zeit noch bleiben — Indien. Das Vorrücken unserer Truppen von Ssamarkand aus nach Indien konnte ein vortrefflicher Blitzableiter sein für das Ungewitter, das sich am Golf von Ismid und in Berlin zusammenzog. Da sich nun aber auf dem Wege zwischen dem russischen Turkestan und Indien ein recht umfangreicher Staat befindet, von dem es seit langen Zeiten gilt, daß er unter englischem Einflusse und Schutz stehe, nämlich das schwer passierbare, gebirgige Afghanistan, welches für uns zu gewinnen von Nutzen wäre, — so wurde zu dem Herrscher dieses Reiches eine russische Gesandtschaft befördert.

Die nächste Aufgabe der Gesandtschaft war es, Schir-Ali-Chan für uns zu gewinnen und mit ihm, wenn möglich, ein gegen England, d. h. im vorliegenden Falle gegen Indien gerichtetes Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen. Selbstverständlich war ein solcher Zug von unserer Seite durchaus richtig. Eines ließ sich nur dagegen bemerken und zwar schon damals: die Gesandtschaft kam allzuspät mit ihrer Reise nach Afghanistan; sie sollte zu Beginn des Jahres 1878 abgesandt worden sein. Dann wäre es vielleicht gar nicht zum Berliner Kongreß und Berliner Traktat gekommen und wäre vielleicht nur ein Frieden und ein Traktat von San-Stefano vorhanden.

Die Gesandtschaft war nun, wenn auch spät, immerhin aber doch nach Kabul entsendet worden. Wollen wir nun sehen, wie sie ihrer Aufgabe nachgekommen war!

Gut und auch schlecht. Gut, — insofern als es ihr gelungen war, Afghanistan für Rußland zu gewinnen, wenngleich das nicht gerade schwer fiel. Gut, weil durch die Anwesenheit der Gesandtschaft in Kabul die Engländer in einen schweren Krieg hereingezogen wurden, der ihnen große Verluste an Geld und Menschen bereitet hat. Gut, weil es sich, dank der Gesandtschaft, nun klar genug herausgestellt hat, daß die Afghanen die natürlichen Verbündeten Rußlands gegen England sind. Aber die Gesandtschaft hat ihren Auftrag schlecht besorgt, indem sie, ohne daß eine Notwendigkeit dafür vorlag, den Emir Schir-Ali-Chan zu energischen Schritten gegen die Engländer getrieben hat. Schlecht, indem die Gesandtschaft sich gestattet hat, Schir-Ali-Chan eine Reihe von ernstlichen Versprechungen zu machen, denen die russische Regierung späterhin nicht nachzukommen vermochte. Schlecht, weil die Gesandtschaft dabei eine gewisse Falschheit in ihren Beziehungen zu den Afghanen hineinbrachte und, ohne daß eine Notwendigkeit dafür vorlag, die Fehler unserer Agenten wiederholte, die in den Jahren 1837 bis 1838 in Kabul gewirkt hatten. — All' die erwähnten günstigen Resultate, die sich aus der Entsendung unserer Gesandtschaft nach Kabul ergaben, wären gerade so gut zu erreichen gewesen, wenn sie dem Herrscher von Afghanistan nicht diese übertriebenen Versprechungen gemacht hätte. Wenn es sich gegenwärtig wiederum darum handeln sollte, in direkte Verbindungen mit Kabul zu treten und wiederum unseren Einfluß gegen den Einfluß der Engländer in die Wagschale zu werfen, so werden wir weit größere Anstrengungen anwenden müssen, um zu dem erwünschten Resultate zu gelangen. Wie dem auch sei, unsere Gesandtschaft hatte das afghanische Volk in seinen Hoffnungen betrogen und das ist von diesem sehr wohl verstanden worden. Natürlich wird das afghanische Volk schließlich doch mit Rußland und nicht mit England vereint auftreten, aber es wird schon viel vorsichtiger in seinem Verkehr mit Rußland sein. Eines läßt sich in dieser Beziehung bemerken: so lange noch England sämtliche Völkerschaften und somit natürlicherweise auch die Afghanen ausschließlich vom Standpunkte

des Utilitarismus betrachten und in ihnen nur Sklaven sehen wird, die darauf angewiesen sind, für England, ihren Herrn, zu arbeiten, so lange noch England so unbedacht grausam mit den unterworfenen Völkern umgehen wird, so lange dürfen wir auch darauf rechnen, daß Afghanistan, im Falle daß es zu einem Kampfe kommt zwischen Rußland und England, auf unserer Seite stehen wird. Die Achillesferse, d. h. Indien wird somit für uns stets erreichbar bleiben. Wenn aber einst auch diese Bresche in dem undurchdringlichen Panzergewande von England geschlossen sein wird, wenn die Engländer als eine mehr christlich gesinnte Nation den besiegten und benachbarten Völkern gegenüber auftreten werden, wenn England mit ihnen nicht nur in Krieg und Handel, sondern auch im christlichen Sinne rivalisieren wird: dann wird Afghanistan weit eher dem Einflusse von England unterliegen als dem unserigen. Dann werden „die Schlüssel von dem „Thore von Indien" in englischer Tasche ruhen. Aber es liegen doch gewisse Gründe zur Vermutung vor, daß diese Metamorphose in der moralischen Erscheinung des englischen Volkes wohl kaum bald eintreten wird, so daß wir in dieser Hinsicht durchaus ruhig bleiben dürfen.

Unsere Gesandtschaft hatte sich somit in ihren Unterhandlungen mit der afghanischen Regierung „verrannt". Wenn nun aber einmal dieser Fehler geschehen war, so sollte man ihn doch auch wieder gut machen. Die Vertreter Rußlands hatten (auf eigenes Risiko) dem Emir Schir-Ali-Chan Hülfstruppen versprochen für den Fall, daß es zu einem Kriege mit den Engländern kommen sollte; Rußland konnte ihm diese Hülfe nicht zuwenden und der Emir wurde geschlagen. Aber Rußland konnte und mußte ihm in moralischer Beziehung beistehen. Er bat und zwar wie um eine Gnade, daß man ihm gestatten möge, nach Petersburg zu reisen, um mit dem russischen Kaiser zusammen zu treffen; er betrachtete ihn als seinen Souverän und sich selber als dessen Vasall. Und nun wird er mit seiner Bitte zurückgewiesen..... Die Zurückweisung fällt aber gerade in eine Zeit, wo unsere Gesandtschaft sich in seinem Reiche, an seinem Hofe befindet, und diese Zurückweisung erhält er auf eine Bitte hin, zu welcher ihn unsere Gesandtschaft bewogen hat!... Späterhin allerdings, da trifft eine Aufforderung ein, Taschkent zu besuchen, aber diese

Reiſe in Afghaniſtan und Buchara.

„Amicus Plato, sed magis amica veritas“.

SSEID - MOSAFAR - ED - DIN - CHAN

EMIR VON BUCHARA.

Aufforderung kommt schon zu spät. Bei alledem war Schir-Ali-Chan so vernünftig und großmütig, daß er die Gesandtschaft mehrfach auf die Möglichkeit hinwies, wie sie ihre Fehler verbessern könne. So bat er darum, daß man einige Bataillone unserer Truppen zum Amu vorrücken lassen möge.

„Ich wünsche nicht," sagte er, „daß diese Truppen die Grenze meines Reiches überschreiten, noch weniger aber, daß sie sich aktiv an dem Kampfe des afghanischen Volkes mit den Engländern beteiligen. Ich wünsche nur eines, daß diese Truppen nahe an unserer Grenze stehen. Mein Volk würde dann sehen, daß es nicht endgültig von dem weißen Zaren der englischen Willkür preisgegeben ist .... Wir haben seinen Ratschlag nicht befolgt, wir haben uns gar zu sehr vor verschiedenen Interventionen von Seiten des englischen Kabinets gefürchtet. „Wie? was? wozu? warum?" würde man in London geschrieen haben. Und nun wird dem Emir eine zuvorkommende, anstandsvolle Absage zugesandt. In diesem Falle hat Rußland sich freiwillig von einem Teil seines Einflusses auf das afghanische Volk losgesagt. Vielleicht haben dazumal die Leute, in deren Händen der Entscheid hierüber ruhte, nicht bedacht, wie seltsam sich derartige Anfragen von seiten der englischen Diplomaten ausnehmen würden. Allerdings, was hätte wohl die englische Regierung gesagt, wenn man ihr etwa die Frage vorgelegt hätte: Warum habe die indische Administration die und die Bewegungen der Truppenteile in Nipal oder Kaschmir ausgeführt? Würden da die englischen Staatsmänner und das englische Volk nicht die Antwort geben, daß derartige Bewegungen durchaus außerhalb der Sphäre unseres Einflusses liegen. Das gleiche hätten auch wir den Engländern entgegnen müssen, wenn diese, was unvermeidlich wäre, mit ihren neugierigen Fragen: „wozu? warum?" aufgetreten wären. Auf Grund der Anerkennung von seiten Rußlands und Englands vom Jahre 1873 von einer „neutralen" Zone zwischen der russischen Grenze und Indien — liegt ja das Chanat Buchara durchaus außer dem Einflusse von England. Im Gegenteil, England hat hier die unbedingte Herrschaft des russischen Einflusses anerkannt.

Sollten wir schließlich England auf diese unpassenden Anfragen mit einer feineren Antwort entgegentreten, als: „Steckt

Euere Nase nicht in Sachen hinein, die Euch nichts angehen", so hätten sich ja zahlreiche Vorwände hierfür geboten; einerseits der Aufstand von 1878 in den Karatager Bergen, andererseits die Vorbereitungen zur Expedition gegen die Teke-Turkmenen. Ein Hauptgrund aber für die Anwesenheit unserer Truppen in der Nähe der afghanischen Grenze müßte der Aufenthalt unserer Gesandtschaft in Kabul sein. Die Sorge um die persönliche Sicherheit unserer Gesandtschaft würde die Anwesenheit der bewaffneten Macht in Nähe der afghanischen Grenze erfordert haben. Die Engländer hatten ja zur Begleitung ihrer Gesandtschaft nach Kabul eine ganze Armee ausgerüstet und Kabul steht doch der englischen Grenze näher als der russischen. — Es ist natürlich sehr bedauernswert, daß wir gar nichts unternommen haben, um die Fehler unserer Gesandtschaft ein wenig zu mildern. In Zukunft werden wir nicht nur unsere früheren Fehler zu verbessern, sondern auch alles von neuem zu beginnen haben. Die Afghanen werden unserer zukünftigen Gesandtschaft nur dann Glauben schenken, wenn ihr unmittelbar unsere Armee nachfolgen wird.....

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

Tabelle

für

Russische Längenmaße, Gewichte und Münzen.

Längenmaße.

1 engl. Zoll = 2,540 centimètres.
1 Werschok = 4,445 centimètres.
1 Fuß (12 Zoll) = 3,048 decimètres.
1 Arschin (16 Werschok) = 0,711 mètre.
1 Ssaschenj { 7 Fuß / 3 Arschin } = 2,134 mètres.
1 Werst (500 Ssaschenj) = 1,067 kilomètre.

Flächenmaße.

1 Deßjatin (2400 Quadrat-Ssaschenj) = 1,092 hectare.

Gewichte.

1 Pfund = 0,409 kilogramme.
1 Pud (40 Pfund) = 16,381 kilogrammes.

Münzen.

1 Rubel (100 Kopeken) nominal 3 Mark 23,9 Pf.

Berichtigungen.

Band I.

Seite	10	Zeile	16	v.	o.	statt	Malinowskij	lies	Malewinskij
„	17	„	10	v.	o.	„	Mosaphar	„	Mosafar
„	28	„	4	v.	o.				
„	31	„	10	v.	o.	„	Schaehrisebs	„	Schachrisebs (Schachrisjabs)
„	64	„	5	v.	o.	„	Mosaphar	„	Mosafar
„	197	„	10	v.	o.	„	dem	„	den
„	208	„	10	v.	o.	„	Vamq	„	Vamiq
„	211	„	9	v.	u.	„	15. Jahrh.	„	14. Jahrh.
„	213	„	6	v.	u.	„	Furchtlos	„	Fruchtlos
„	214	„	11	v.	o.	„	Serdaubs	„	Serdobs
„	304	„	4	v.	u.	„	Toutoni	„	Toutouni
„	317	„	2	v.	o.	„	Sian-Tsja	„	Sian-Tsjan
„	324	„	16	v.	u.	„	vorherige,	„	vorherige.
„	324	„	14	v.	u.	„	konnten,	„	konnten.
„	351	„	11	v.	o.	„	20—30 Werst	„	20—30 Sfaschenj

Band II.

Seite	197	Zeile	19	v.	o.	statt	Flasche	lies	Flaschen
„	293	„	17	v.	o.	„	Ursache	„	Ursache:
„	309	„	7	v.	u.	„	Saxau	„	Saxaul
„	338	„	8	v.	o.	„	an	„	in
„	356	„	1	v.	u.	„	befanden	„	befand
„	359	„	17	v.	u.	„	daß	„	da

Karte z
der russische
in den Jah

Berichtigungen.

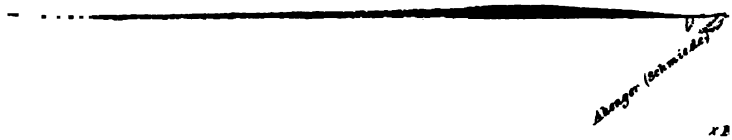
Band I.

Seite	10	Zeile	16	v. o.	statt	Malinowskij	lies	Malewinskij
„	17	„	10	v. o.	„	Mosaphar	„	Mosafar
„	28	„	4	v. o.				
„	31	„	10	v. o.	„	Schaehrisebs	„	Schachrisebs (Schachrisjabs)
„	64	„	5	v. o.	„	Mosaphar	„	Mosafar
„	197	„	10	v. o.	„	dem	„	den
„	208	„	10	v. o.	„	Bamq	„	Bamiq
„	211	„	9	v. u.	„	15. Jahrh.	„	14. Jahrh.
„	213	„	6	v. u.	„	Furchtlos	„	Fruchtlos
„	214	„	11	v. o.	„	Serdaubs	„	Serdobs
„	304	„	4	v. u.	„	Toutoni	„	Toutouni
„	317	„	2	v. o.	„	Sian-Tsja	„	Sian-Tsjan
„	324	„	16	v. u.	„	vorherige,	„	vorherige.
„	324	„	14	v. u.	„	konnten,	„	konnten.
„	351	„	11	v. o.	„	20—30 Werst	„	20—30 Sfaschenj

Band II.

Seite	197	Zeile	19	v. o.	statt	Flasche	lies	Flaschen
„	293	„	17	v. o.	„	Ursache	„	Ursache:
„	309	„	7	v. u.	„	Saxau	„	Saxaul
„	338	„	8	v. o.	„	an	„	in
„	356	„	1	v. u.	„	befanden	„	befand
„	359	„	17	v. u.	„	daß	„	da

Karte zu
der russische
in den Jah



THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

CANCELLED

WIDENER
BOOK DUE
JUN 18 1982

WIDENER
BOOK DUE
JUL 5 1985

MAY 1 1985

398750